Geschichte

der

Schweizerischen Volksschule

in gedrängter Darstellung

mit

Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner

und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen

bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter

(das Verzeichniß der Namen befindet sich auf der Rückseite des Umschlages)

herausgegeben

von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Zweiter Band.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1881.

Geschichte

der

Schweizerischen Volksschule

in gedrängter Darstellung

mit

Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner

und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen

bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter

herausgegeben

von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Zweiter Band.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1881.

C. Uebergangszeit.

Die Helvetik.

Der Zusammenbruch der französischen Monarchie in der großen Revolution, die mit 1789 ihren Anfang genommen, führte 1798 zum Einsturz der alten Eidgenossenschaft. Im März ward durch fränkische Truppen der Widerstand, den die westlichen Städtekantone Bern, Freiburg und Solothurn der Umwälzung entgegenzusetzen wagten, im Mai derjenige der demokratischen Kantone der Innerschweiz und des Ostens gebrochen; schon am 12. April 1798 hatte sich in Aarau die gesetzgebende Behörde der neuen Einen und untheilbaren helvetischen Republik constituirt.

Die Verfassung, welche die Schweiz erhielt, war nach dem Muster der damaligen französischen Directorialverfassung von Peter Ochs aus Basel entworfen worden. Sie hob den Unterschied von Herren und Unterthanen auf, und begründete über den Trümmern der bisherigen dreizehnörtigen Eidgenossenschaft den Einheitsstaat. An der Spitze desselben stand ein Directorium von 5 Mitgliedern, umgeben von einer ständigen gesetzgebenden Behörde, die aus zwei Körperschaften, dem Senat und dem Großen Rath bestand. Für die verschiedenen Zweige der Verwaltung waren dem Directorium durch die Verfassung vier Minister zur Seite gestellt; aber provisorisch erweiterte man vorderhand ihre Zahl auf sechs; alles war überhaupt provisorisch; die Zahl der Minister, der Umfang des Landes und die Zahl der Kantone, die Residenz der Regierung, der Wortlaut der Verfassung selber.

Und nicht nur ihr Wortlaut; sondern sehr bald wurden durch die Kriegsereignisse, die französische Einmischung, den Hader der Parteien die wesentlichsten Theile der Verfassung selbst wieder in Frage gestellt. Schon am 7. Januar 1800 erfolgte ein Staatsstreich, der das Directorium aufhob; und von da an bildet die Helvetik nur noch ein Chaos von Versuchen, sei's den Charakter des Einheitsstaates zu retten, sei's eine

bedeutende Decentralisation für die definitive Gestaltung durchzusetzen. Von Luzern, wo sie im September 1798 ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen, siedelte die Centralregierung schon im Mai 1799 wegen der Annäherung der fremden Heere nach Bern über; hier vertrieb sie der steigende Abfall im eigenen Land im September 1802; sie zog sich nach Lausanne zurück und führte hier ein Schattendasein weiter; bis am 4. Oktober des nämlichen Jahres der neue Gebieter Frankreichs, der erste Consul Napoleon Bonaparte, mit seiner Vermittlung dazwischen trat, der Regierung die Rückkehr nach Bern befahl, und die Vertreter der Parteien zur Consulta nach Paris entbot. Die neue Bundesverfassung, welche die Eidgenossenschaft daselbst aus der Hand des „erhabenen Vermittlers" erhielt — die Mediationsverfassung — trat am 10. März 1803 ins Leben, und damit endeten die Todeskämpfe des Traumes eines helvetischen Einheitsstaates, dessen fünfjähriger Bestand eine Zeit namenlosen Elendes und Wirrwarrs und zugleich der Versuche höchste Ideale zu verwirklichen gewesen war.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die äußeren Verhältnisse der helvetischen Periode hier näher zu verfolgen; auch das nicht, über Licht- und Schattenseiten derselben im Allgemeinen uns mit unserm Urtheile zu ergehen. Wir haben uns einfach zu fragen, was ihre Bestrebungen und Resultate auf dem Gebiete des Volksschulwesens waren und wie sie sich zur Vergangenheit und Folgezeit verhalten.

Vergleichen wir die Gedanken, die in der helvetischen Verfassung und Verwaltung zu Tage liegen, mit der frühern Periode, so fällt vor allem Ein großer Gegensatz auf. Der alte Staat hatte bei möglichster Sparsamkeit für die Verwaltungszwecke des Gemeinwesens sich wesentlich auf diese beschränkt, und für Culturzwecke fast nur insoweit Sinn gezeigt, als er der Kirche, die aus eigenen Mitteln für dieselben eintrat, Schutz verliehen und sie möglichst seinen eigenen Interessen dienstbar gemacht hatte. Die helvetische Periode hingegen nahm die Aufgaben der Cultur selbständig in ihre Hand, setzte das Ideal des Staatswesens in die Begründung der Glückseligkeit des Volkes und suchte durch ihre Maßnahmen von oben herab und vom Ganzen aus auf dieselbe hinzuwirken. Ihren classischen Ausdruck findet dieser philanthropische Grundcharakter in dem wol als Verfassungsartikel einzig in seiner Art dastehenden Satz 14 der helvetischen Constitution von 1798: „Der Bürger ist sich dem Vaterlande, seiner „Familie und den Bedrängten schuldig. Die Freundschaft ist ihm heilig; „er opfert ihr aber keine seiner Pflichten auf. Er schwört allen persönlichen „Haß und alle Eitelkeit ab. Er will nur die moralische Veredlung des „menschlichen Geschlechts, er ladet ohne Unterlaß zur süßen Bruderliebe

„ein; sein Ruhm ist die Achtung guter Menschen, und sein Gewissen ent„schädigt ihn, wenn man ihm ungerechter Weise diese Achtung versagt."

Wie lebhaft erinnert dieser Satz und so noch manche aus der nämlichen Urkunde an die menschenfreundliche Schwärmerei Isaak Iselins und die süßen „Rührungen", die so oft in der Darstellung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach uns begegnen! Und in der That, es sind nicht blos die gleichen Gefühle, die hier wieder Ausdruck finden, es sind auch nachweisbar die Schüler der Männer, die in Schinznach und Olten getagt, die Männer selber, die in den letzten Versammlungen in Aarau das jüngere Geschlecht repräsentirt hatten — Ochs, Legrand, Escher, Usteri, Rengger* — diese sind es, die nach dem Zusammensturz der alten Eidgenossenschaft zur Leitung des Neubaus berufen wurden. Wovon man geträumt, das sollte jetzt Wirklichkeit werden; und in Licht- und Schattenseiten stellt sich die Helvetik mit ihren Culturbestrebungen einfach als die ins Staatsleben übersetzte helvetische Gesellschaft dar.

Und nun — hatte denn nicht das Project einer Anbahnung nationaler Erziehung in Balthasars patriotischem Traum der helvetischen Gesellschaft den ersten geistig anregenden Gehalt gegeben, waren nicht Erziehungswünsche je und je in den Präsidialreden mit der Wachrufung des nationalen Sinns Hand in Hand gegangen! Die Zeit war jetzt da, die Hand an den Pflug zu legen und den Versuch zu machen, die Saat ins öffentliche Leben auszuwerfen. Schon die helvetische Verfassung hatte einem ihrer vier Minister neben der Sorge für die öffentlichen Gebäude, Brücken und Straßen die schönen Künste und Wissenschaften zugetheilt; bei der Vermehrung der Zahl der Minister auf sechs wurden sie der ausschließliche Wirkungskreis des Ministers Philipp Albert S t a p f e r* von Brugg, der am 2. Mai 1798 gewählt ward, und in seiner Hand erhielt dieser Wirkungskreis thatsächlich seinen Mittelpunkt in den Bestrebungen für Begründung eines nationalen Unterrichtswesens.

Als im Mai der letzte Widerstand gegen die neue Staatsordnung niedergeworfen war und am 28. Juni 1798 durch französischen Einfluß der energische Laharpe mit Ochs in das Directorium trat, machte diese Behörde den ernstlichen Versuch an die Lösung der. principiellen Aufgaben des jungen Staatswesens zu gehen. Schon am 23. Juli ließ sich das Directorium bevollmächtigen, die nöthigen Gesetze für das Unterrichtswesen vorzubereiten und während eine Reihe hervorragender Männer geistlichen und weltlichen Standes dem Minister Projecte für die Gestaltung desselben einsandten, wurde zu Anfang August vorläufig die Wahl von Erziehungsräthen und Schulinspectoren in den Kantonen angeordnet. Um die Bevölkerung aufzuklären und die nothwendige Fühlung mit derselben

seitens der Regierung zu gewinnen, ward das „Helvetische Volksblatt" geschaffen, dessen Redaction zuerst Pestalozzi übernahm. Stapfer bemühte sich, zur Verbesserung der Lehrerbildung die Begründung von Seminarien in den Kantonen zu Stande zu bringen; ohne indeß weder hierin noch mit dem nachmaligen Versuch wenigstens ein helvetisches Seminar zu begründen, dauernde Resultate zu erzielen [1]. Er befürwortete Pestalozzis Entwurf einer Erziehungsanstalt und veranlaßte das Directorium nach der Katastrophe in Nidwalden, Pestalozzi als Leiter des von der Regierung in Stans zu begründenden Waisenhauses zu bezeichnen. Gleichzeitig arbeitete Stapfer ein Unterrichtsgesetz aus, das Directorium berieth dasselbe durch und legte es am 18. November 1798 den gesetzgebenden Räthen vor. In der Botschaft, mit der es den Entwurf begleitete, sind die Gedanken, die den Hintergrund desselben bilden, präcisirt und besser als alles charakterisiren diese Botschaft und der Entwurf selbst was die Helvetik für die Schule anstrebte. Wir fügen sie daher im Wortlaute ein:

Botschaft des Vollziehungsdirectoriums an die Gesetzgeber und Gesetzesvorschlag.

Luzern, den 18. November 1798.

Bürger Gesetzgeber!

Seit unserer Ernennung waren wir mit den unerläßlichsten Vorkehrungen für die Befriedigung der dringendern Bedürfnisse eines unter den Waffen und durch die Auflösung aller vorigen Verhältnisse entstandenen Freistaats beschäftigt, und konnten, unter dem Drang der Ereignisse und der Pflichten, welche auf unsere Sorge das erste Anspruchsrecht hatten, kaum von Zeit zu Zeit einen Nebenblick der schützenden Wachsamkeit auf die Volksschulen und höhern Erziehungsanstalten der helvetischen Nation werfen.

Allein da jetzt unsere auf die unverjährbaren Rechte der Menschheit gegründete Staatsverfassung alle Hindernisse überwunden hat, die Unwissenheit, Fanatismus und Uebelgesinntheit derselben entgegen setzten; so dürfen wir auch in denjenigen Theilen der Staatsverwaltung zu wirken anfangen, welche zwar nicht Gegenstand unserer ersten Sorge sein konnten, aber gewiß Ihrem und unserm Herzen am nächsten liegen.

Sie ahnen gewiß schon, Bürger Gesetzgeber! daß wir von dem öffentlichen Unterricht und der Volksbildung sprechen wollen.

Rettung, Verbesserung und Erweiterung unserer Erziehungsanstalten, Erhaltung und Vervollkommnung der Veredlungsmittel unsrer Nation, sind heilige Mittel, die um so viel wichtiger sind, je näher ihre Erfüllung das jetzige und die kommenden Geschlechter zugleich betrifft, — und je gewisser sie allein unsre Mitbürger sowol zum Vollgenuß ihrer wiedererlangten Freiheit hinführen, als auch gegen alle künftigen Eingriffe in ihre Rechte sichern kann.

---

[1] Das Nähere über diese merkwürdigen Bestrebungen giebt ausführlich Morf, zur Geschichte Pestalozzis, S. 39 ff.

Kein Staat ist durch seine innere Einrichtung lauter aufgefordert, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse unter allen seinen Bürgern und die Veredlung des Nationalcharakters zum Hauptzweck der Bemühungen seiner Beamten zu machen, als derjenige, dessen Verfassung allen Bürgern gleiche Rechte zusichert und den Zugang zu allen Stellen ohne Ausnahme öffnet.

In Ländern, wo nur einige oder wenige Familien sich das Recht anmaßen, Vormünder und Führer der übrigen zu sein, ist es begreiflich, oder selbst Vorsichtsmaßregel, daß der Volksunterricht als Nebensache behandelt oder gar aus Furcht der Aufklärung, mit welcher das Menschengeschlecht mündig wird, vernachlässigt werde.

Aber da, wo die Volksgunst jeden ohne Ausnahme zu den ersten Stellen des Staats erheben und ihm einen Einfluß verschaffen kann, der in den Händen der Unwissenheit oder des Eigennutzes zum Verderben des gemeinen Wesens wird, da die Belehrung und Ausbildung des Volkes nicht zum Hauptgeschäfte machen, heißt in der That, das Heil des Vaterlandes auf die unverantwortlichste Weise aufs Spiel setzen. Wenn das Steuerruder jedem Schiffsmann nach der Reihe, oder irgend einem ohne Ausschließung eines einzigen in die Hände gegeben werden kann: so ist es ja der ganzen Mannschaft daran gelegen, daß keiner ins Schiff trete, welchem es an Kenntnissen und Tüchtigkeit zur Führung des Steuers gebricht.

Allein auch zum Wählen braucht es Einsicht und Rechtschaffenheit; und wenn es wahr ist, daß die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten eines Volkes durch Stellvertretung diejenige Staatsform ist, welche die Entwicklung aller Menschenkräfte und ihre Vervollkommnung ins Unendliche am wirksamsten befördert; so ist es nicht weniger auffallend, daß die Aufregung aller Leidenschaften und der Wettstreit aller Talente, welche jene Regierungsart veranlaßt, nur durch allgemeine, gleichförmige und der Sittlichkeit günstige Volksbildung fürs gemeine Beste wohlthätig gemacht werden kann.

Sie werden also, Bürger Gesetzgeber! es gewiß eine Ihrer angelegentlichsten Sorgen sein lassen, für die Verbesserung und Erweiterung des Erziehungswesens der Nation in Ihrer Weisheit zu sorgen, sobald die dringendsten Bedürfnisse der Gesetzgebung und Verwaltung durch Ihre Beschlüsse befriedigt sein werden.

Allein noch bevor Ihr einen allgemeinen und umfassenden Blick auf alle Bildungsanstalten der helvetischen Nation werdet werfen können, so ist es durchaus nothwendig, durch einige vorläufige Einrichtungen denjenigen Theil des Unterrichts zu beleben, welcher bisher am meisten vernachlässigt wurde. Es ist nur zu bekannt, in welchem elenden Zustande sich die Volksschulen fast überall in Helvetien befinden. An vielen Orten sind gar keine Schulhäuser; an andern sind sie nicht hinreichend für die Bedürfnisse des Unterrichts oder höchst unbequem eingerichtet.

Die Schulmeister sind schlecht besoldet. Es fehlt ihnen an den Kenntnissen und Fertigkeiten selbst, welche sie ihren Lehrlingen beibringen sollen; die Lehrgegenstände reichen keineswegs an die Bedürfnisse des Menschen, der seine Würde fühlen, und des Bürgers, der seine Rechte kennen, seine Pflichten erfüllen soll. Die Lehrart ist verkehrt, vernunftwidrig, die Schulzucht ist bald zu streng, bald zu nachlässig und auf alle Fälle unzureichend. Die irre geleiteten Begriffe des Volks haben auch in diesem Theile der gesellschaftlichen Verhältnisse, unter dem Vorwande der Freiheit, Zügellosigkeit veranlaßt, Frechheit erzeugt und Rohheit begünstigt.

Es ist dringend, daß diesen Mängeln abgeholfen und die größten Lücken des Volksunterrichts ausgefüllt werden. Dann erst, wenn unsre ausgebildeten Mitbürger sehen werden, daß ihre Veredlung und ihr Menschenwerth uns am Herzen liegen, daß

wir sie gerne in allen Kenntnissen und Wissenschaften unterrichten, die wir selbst als höchst wohlthätig und nützlich durch eigenes Studium kennen, wenn sie sehen, daß es uns nicht blos daran gelegen ist, sie zu gehorsamen und ruhigen Untergebenen und zu tauglichen Werkzeugen der Regierung zu machen, sondern daß wir sie zur Selbstständigkeit zu erziehen, sie zum Selbstdenken, Selbsturtheilen, Selbsthandeln und zur Selbstachtung, kurz zum Genuß eben der Vorzüge emporzuheben suchen, welche den Gebildetesten unter uns wahre Unabhängigkeit und mit frohem Selbstgefühl ächte Freiheit verschafften; dann erst werden sie glauben, daß die Revolution nicht blos ein von der Laune des Glücks herrührender Herrscherwechsel, sondern eine wahre Wiedergeburt des Staats, eine Veränderung sei, welche auf das allgemeine Beste und die Achtung gegen die Menschheit berechnet war; erst dann werden sie über die vorübergehenden Uebel, welche diese Umwälzung veranlaßte, weg, auf den bleibenden Gewinn sehen, welcher für ihre Nachkommen aus derselben erwachsen muß.

Ihr werdet also, Bürger Gesetzgeber! zuerst einen Unterricht veranstalten, der alle Volksclassen umfasse, und jeden Bürger des Staats bis auf denjenigen Grad der Einsicht und Fähigkeit fortbilde, auf welchem er einerseits seine Menschenrechte und Bürgerpflichten genau kenne und auszuüben verstehe, anderseits in einem Beruf, der ihn seinen Mitbürgern nothwendig macht und ihm eine sichere Unterhaltungsquelle eröffnet, mit Lust zur Arbeit ohne Schwierigkeit fortkomme.

Dieser bürgerliche Unterricht wird so beschaffen sein, daß durch die Art, wie die nöthigsten Kenntnisse den Lehrlingen beigebracht würden, die Seelenkräfte selbst geweckt und an freie ungehinderte Wirksamkeit gewöhnt werden. Er wird nach der Verschiedenheit des Orts, der Hülfsquellen und der Geschicklichkeit der Lehrer mehr oder weniger umfassend sein, und sich von den Elementar- oder Landschulen durch alle Grade, deren sie nach Beschaffenheit der Gemeinden und nach der Menge ihrer Hülfsquellen fähig sind, bis zu vollkommnern Realschulen in den Hauptstädten der Kantone erweitern. Mit diesen Anstalten zur bürgerlichen Bildung werden Industrieschulen [1] in denjenigen Gemeinden verbunden werden, welche die Hülfsmittel dazu besitzen.

Dieser bürgerliche Unterricht wird wolfeil, für Arme unentgeltlich und gleichförmig sein müssen. Sein Zweck ist die Gleichheit der Rechte gegen die Ungleichheit der Mittel, welche jene immerfort bedroht, möglichst zu sichern, und den Bürger mit seinen Rechten und Pflichten vertraut zu machen, denselben auch in Stand zu setzen, sie mit öffentlichem und Privatvortheil auszuüben. Wer denselben nicht genossen haben wird, oder die Kenntnisse und Fähigkeiten sich nicht sonst erwarb, die er dem Bürger zu verschaffen bestimmt ist, sollte weder in den Urversammlungen noch in irgend einem Amte zum Dienste des Staats zugelassen werden. Denn wodurch kann seinen Mitbürgern wahrscheinlich oder bekannt sein, daß er die Fähigkeit und den Willen habe, seine Rechte zu ihrem Besten auszuüben, wenn er diese Gewährleistung nicht aus den öffentlichen Bürgerschulen mitbringt!

Allein neben diesem allgemeinen bürgerlichen Unterricht ist eine gelehrte Bildung zur Erhaltung und Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verhältnisse nothwendig. Der Staat kann es nicht aufs Gerathewohl und auf die Privatindustrie seiner Bürger ankommen lassen, ob sich geschickte Baumeister und Ingenieurs, einsichtsvolle und sorgfältige Aerzte, gewissenhafte und aufgeklärte Sittenlehrer, helldenkende Gesetzgeber, fähige Regenten, sachkundige Richter, und in außerordentlichen Umständen erfindungsreiche Künstler oder sinnvolle Gelehrte vorfinden werden, die dem jedesmaligen Be-

[1] Ohne Zweifel im Sinn „beruflicher Gewerbeschulen".

dürfniß auf eine befriedigende Art abhelfen oder den Staat aus der Verlegenheit durch neue Inventionen und passende Vorkehrungen ziehen. Nächstdem ist es unläugbar, daß Stillstand Rückschritt ist, und daß der Unterricht, wenn er nicht beständig vorwärts rückt und sich mit den wachsenden Bedürfnissen erweitert, in Verfall geräth. Also werden Männer erfordert, die aus der Sphäre ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit den populären Belehrungsanstalten immerfort neuen Nahrungsstoff und frische Säfte zuführen.

Ihr werdet also, Bürger Gesetzgeber! eine zweite Klasse von Lehranstalten nöthig erachten, Anstalten zum gelehrten Unterricht oder zur politischen Bildung, durch welche die ausgezeichneten Köpfe ausgebildet und in den Stand gesetzt werden können, dem Staate in irgend einem Zweige öffentlicher Arbeiten als Aerzte, Rechtsgelehrte, Sittenlehrer, Beamte, Künstler, Ingenieurs u. s. w. zu dienen.

Zur Erlangung dieser Geschicklichkeit bedarf es mannigfaltiger Vorkenntnisse und Vorbereitungen, die eine besondere Art von Schulen, Gymnasien, erfordern. In diesen Vorbereitungsanstalten werden zwar zum Theil die nämlichen Lehrgegenstände vorgetragen, welche in den Bürgerschulen vorkamen, aber wissenschaftlich behandelt, aus ihren Gründen hergeleitet und mit mehr Sorgfalt erläutert.

Der Lehrling erhält in denselben den Vorrath von Ideen und den Grad von Vernunftbildung, welche er zum leichten und fruchtbaren Erlernen irgend einer von jenen Geschicklichkeiten, ohne die kein Gemeinwesen bestehen und sich vervollkommnen kann, nothwendig mitbringen muß.

Unglaublich viel an Zeit und Kraftaufwand wird dereinst gewonnen werden, wenn aus jenen Vorschulen oder Gymnasien alle Lehrbegriffe und Uebungen verbannt sein werden, die nicht blos vorbereitend sind, und wenn alle angewandten Wissenschaften für den höhern Unterricht einer Centralschule aufbewahrt werden.

Diese Schule wäre ein allumfassendes Institut, worin alle nützlichen Wissenschaften und Künste in möglichster Ausdehnung und Vollständigkeit gelehrt und durch die vereinten Nationalkräfte von den reichsten Hülfsmitteln umringt würden. Aus dieser Anstalt gienge ein Ausschuß der fähigsten und verdientesten Männer hervor, welche ganz den höhern Wissenschaften und der Erweiterung des Gebiets menschlicher Einsicht und Kunstfähigkeit lebten. Da würfe Niemand die Frage auf, wozu diese oder jene Untersuchung nütze? Den Forschungen würde keine Grenze gesteckt, weil man sich erinnerte, daß ohne Lavoisiers Erfindungen [1] der fränkischen Nation das Werkzeug ihrer Vertheidigung und des Triumphs über die Feinde der Freiheit gefehlt hätte.

Die Schule, worin der junge Bürger eine aus jenen Geschicklichkeiten zu öffentlicher Arbeit erwürbe, müßte eine Einzige für ganz Helvetien sein. Die Gründe dieses Vorschlages, Bürger Gesetzgeber! werden Ihrer Einsicht und Vaterlandsliebe nicht entgehen. Die Grundlagen unserer Verfassung, besonders das Bedürfniß der Einheit in Grundsätzen und Gesinnungen, deuten alle auf eine solche einzige Universität oder Centralanstalt hin.

Die unglückliche Trennung der Kantone, und der Geist der Ausschließung und des Eigennutzes haben zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß ihre gänzliche Ausrottung durch irgend ein anderes als das langsam aber sicher wirkende Mittel einer öffentlichen, allgemeinen und gleichförmigen vaterländischen Erziehung bewerkstelligt werden könnte

---

[1] Antoine Laurent Lavoisier (1743—94), berühmter Chemiker, seit 1768 Oberaufseher über die Schießpulverbereitung in Frankreich, in der er wesentliche Verbesserungen einführte. (Pierer, Lexikon.)

Die jungen Helvetier, welche sich irgend einem Zweige öffentlicher Arbeiten zu widmen gedenken, müssen aus allen Gegenden der Republik in einer Centralanstalt zusammenströmen. Hier werden sie unter den Augen der Nation zu ihrer Bestimmung hinanreifen.

Hier werden sie in den Jahren, wo der Kopf für Belehrung, das Herz für freundschaftliche Gefühle offen ist, mit Jünglingen der verschiedensten Kantone und Culturgrade Verbindungen eingehen, und aus dem gemeinschaftlichen begeisternden Unterrichte aufgeklärter und patriotisch gesinnter Lehrer Grundsätze und Entschlüsse wieder nach Hause tragen, welche bald in die entlegensten Thäler unsers Vaterlandes Einheit der Absichten und Gesinnungen verbreiten müssen.

Die fähigsten Jünglinge werden, wenn sie dürftig sind, aus den Bürgerschulen auf Kosten der Nation in die Gymnasien verpflanzt und aus diesen die vorzüglicheren Köpfe nach der Centralschule geschickt werden, um sich da, unter öffentlicher Aufsicht, in Vereinigung mit der Blüthe der helvetischen Jugend, zum Dienste des Vaterlandes in allen Zweigen gemeinnütziger Arbeiten auszubilden.

Die Nation wird bei Wahlen öffentlicher Beamter nicht mehr verlegen sein, auf welche Männer sie ihre Wahl fallen lassen wolle.

In den Jünglingen, die ihre Bildung auf der vaterländischen Centralschule erhalten haben, wird sie die Einsicht und Fähigkeit antreffen, welche sie von ihren höhern Beamten fordern muß, und deren Garantie sie nur in dem Umstand finden kann, daß derjenige, dem das Wohl der Nation anvertraut wird, auf der Nationallehranstalt schon Proben seiner Geschicklichkeit und Denkart öffentlich gegeben habe.

Dieses Institut wird der Brennpunkt der intellectuellen Kräfte unserer Nation, das Verschmelzungsmittel ihrer noch immerfort bestehenden einzelnen Völkerschaften und der Stapelort der Cultur der drei gebildeten Völker sein, deren Mittelpunkt Helvetien ausmacht.

Es ist vielleicht bestimmt, deutschen Tiefsinn mit fränkischer Gewandtheit und italienischem Geschmack zu vermählen, und den Grundsätzen der Revolution durch ihre Vereinigung mit den Lehren einer ehrfurchtgebietenden Rechtschaffenheit unwiderstehbaren Eingang in die Herzen der Menschen zu verschaffen.

Denn mit allen diesen Anstalten zur technischen Bildung unserer Mitbürger muß der moralische Unterricht gleichen Schritt halten. Kräfte wecken, entwickeln, üben, Fähigkeiten nähren, Fertigkeiten erzeugen, reicht zur Ausbildung des Menschen nicht hin. Es muß auch für den guten Gebrauch dieser geschärften Werkzeuge, für die wohlthätige Richtung jener Kräfte gesorgt werden. Bildung ohne Veredlung ist nur die Hälfte der Erziehung. Nebst Unterrichts- und Bildungsmitteln sind Anstalten zur Entwicklung und Schärfung des sittlichen Gefühls nicht weniger nothwendig.

Wir fühlen es wohl, Bürger Gesetzgeber! daß dringendere Geschäfte Ihre Aufmerksamkeit noch einige Zeit von den Angelegenheiten der öffentlichen Erziehung abziehen müssen, und daß die Umstände es noch nicht erlauben, an die Ausführung eines so umfassenden Planes, als der oben nach seinen Hauptumrissen gezeichnete ist, in diesem Augenblicke zu denken.

Allein Etwas muß gethan, und wenigstens einige vorläufige Maßregeln, welche zugleich den Weg zur künftigen, leichtern und schnellern Vollziehung jenes oder eines ähnlichen Entwurfs anbahnen würden, müssen zur Abhelfung der dringendsten Bedürfnisse schleunigst genommen werden.

Unter diesen verdient das einer bessern Einrichtung und freigebigern Unterstützung des Landschulen-Unterrichts die erste Stelle.

Zwar wünschten wir, Bürger Gesetzgeber! daß es Ihnen gefallen möchte, durch

ein besonderes Decret die Nothwendigkeit der Errichtung eines Nationalinstituts der Künste und Wissenschaften vorläufig anzuerkennen, und dem Vollziehungsdirectorium die Sorge für seine Bewerkstelligung aufzutragen. Es wäre das wirksamste Mittel zur gänzlichen Zerstörung des Föderalismus und zur reellen Einführung unsrer Constitution; es würde uns in den Augen aller Menschenfreunde heben und unsrer Revolution einen Charakter von durchgedachter Planmäßigkeit und humaner Philosophie geben, die ihr die Achtung aller Freunde der Aufklärung und der Culturfortschritte unsers Geschlechts abgewönne; es würde endlich die Organisirung des ganzen Erziehungswesens ungemein erleichtern. Wenn einmal der oberste Punkt festgesetzt ist, so lassen sich die Stufen, die zu demselben hinführen sollen, leichter und genauer bestimmen. Denn diese sind Mittel zum Zwecke, und dieser muß angewiesen sein, wenn jene darnach berechnet werden sollen.

Das Institut würde Lehrer und Werkzeuge zur Organisirung der untern Anstalten herbeischaffen, und eine belebende Aufsicht über dieselben verbreiten. Wäre nur die Nothwendigkeit desselben, dem Princip nach, von dem Gesetzgeber anerkannt, so würde dieser Ausspruch schon hinreichen, den Grund dazu sogleich zu legen.

Allein ein weit dringenderes Bedürfniß noch als die Errichtung der polytechnischen oder encyclopädischen Schule ist die Verbesserung des ersten Unterrichts der jungen Bürger auf dem Lande.

Der rettende Arm des Vaterlandes muß sich zuerst nach diesen lallenden und hülflosen Zöglingen der Natur ausstrecken: die Sorge für sie ist die Schuld, die es zuerst abtragen soll.

Der Elementarunterricht in den Bürgerschulen sollte sich freilich auf alle Kenntnisse und Uebungen erstrecken, ohne welche der Mensch nie zum vollen Gefühl seiner Würde und Bestimmung, der Bürger nie zur genauen Kenntniß seiner Rechte und Pflichten gelangt; er sollte die physischen, intellectuellen und moralischen Kräfte des Jünglings bis zur Gründung der Selbstständigkeit ausbilden. Er sollte denselben in Stand setzen, das Maß seiner Talente zu schätzen, und ihn zu demjenigen Beruf gehörig vorbereiten, der seinen Fähigkeiten am angemessensten und zugleich für seine Bedürfnisse hinreichend wäre. Er müßte demnach, außer einer genauen Anleitung zum richtigen Lesen, Sprechen und Schreiben in der Muttersprache und Rechnen, sich über die Anfangsgründe der französischen Sprache für das deutsche, der deutschen für das französische und beider Sprachen für das italienische Helvetien, über die Planimetrie, einige Kenntniß der Naturgeschichte, der Physik, Geographie und Geschichte, die nützlichsten Gewerbe und Handwerke, den Bau des menschlichen Körpers, seine Verrichtungen und die nothwendigsten Gesundheitsregeln, über die Hauswirthschaft und die Buchhaltung, die Constitution, die wichtigsten Gesetze, die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Moral verbreiten.

Denn jeder Mensch soll ja zur H u m a n i t ä t, d. i. zum leichten und sittlichen Gebrauch seiner Kräfte in allen seinen Verhältnissen ausgebildet werden.

Der Staat ist nur Mittel zu diesem Zweck, und soll dem Bürger zu seiner Erreichung verhelfen, also zur Bildung seiner physischen Anlagen, seiner sinnlichen Vermögen, seines Verstandes und seines Willens, zur Kenntniß seiner Verhältnisse zur Natur, zur Gesellschaft überhaupt und zum Staate insbesondere, damit er diese Verhältnisse zu seinem Zwecke benutzen könne.

Allein dieser Plan ist vorderhand unausführbar und wird es noch lange bleiben! Das Vorhandene, so mangelhaft und dürftig es ist, muß als der Keim behandelt werden, aus dem eine sorgfältige Pflege nach und nach etwas besseres entwickeln soll.

Die Nachrichten, welche wir über die Fähigkeit der großen Mehrheit der Landschullehrer und die Hülfsmittel des Unterrichts eingezogen haben, erlauben uns in diesem Augenblicke nicht, unsere Wünsche für Unterstützung und Verbesserung der Volksschulen über die engen Grenzen des folgenden Plans auszudehnen, welcher sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, die Anfangsgründe der Muttersprache, die Kenntniß der Constitution, einige Uebungen des Gedächtnisses und der Urtheilskraft vermittelst eines einzuführenden Lesebuchs und ausführlichen moralischen Unterricht einschränkt, und den wir hiemit Ihrer einsichtsvollen Prüfung vorlegen.

Nur noch das Verlangen können wir, Bürger Gesetzgeber! nicht unterdrücken, daß Sie uns begwältigen, diesen Plan für diejenigen Gemeinden zu erweitern, wo die Hülfsmittel und die Lehrer diese Ausdehnung fordern oder gestatten.

Republicanischer Gruß.

Der Präsident des vollziehenden Directoriums,
Laharpe.
Im Namen des Directoriums,
der General-Secretär Mousson.

Vorschlag eines Gesetzes für die untern Bürgerschulen.

Erster Titel.

Bestimmung und Vertheilung der Schulen.

1) Die Absicht der untern Bürgerschulen ist überhaupt, den Kindern sowol des einen als des andern Geschlechts einen Unterricht zu ertheilen, welcher sie mit den Rechten und Pflichten des Menschen und des Bürgers bekannt mache, und sie zu dem nöthigen Grad von Fähigkeit erhebe, um irgend einen Beruf erwählen zu können, wodurch sie ihren Mitbürgern nützlich werden.

2) Die schon vorhandenen Primarschulen sollen wo möglich beibehalten, und in jedem Dorf und in jeder Section großer Gemeinen wenigstens eine Schule errichtet werden.

3) In Gegenden, wo die Wohnplätze sehr zerstreut sind, kann das Directorium noch eine zweite Schule errichten.

4) Die Regierung kann den Schullehrern Gehülfen beiordnen, wenn sie die Nothwendigkeit derselben zur Ertheilung ihres Unterrichts beweisen können.

Zweiter Titel.

Von den Personen, welche den ersten Unterricht ertheilen, empfangen, und darüber die Aufsicht haben sollen.

Erstes Capitel: Von den Erziehungsräthen.

1) In jedem Hauptorte eines Kantons soll ein Rath für die öffentliche Erziehung eingesetzt werden, und zwar auf folgende Art:

I. Der Minister des öffentlichen Unterrichts soll in jedem Hauptort, wo eine Akademie oder höhere Lehranstalt ist, zwei Professoren, und wo nur eine untere Lehranstalt ist, zwei Lehrer wählen. Wenn das Directorium diese Wahl bestätigt, so sind sie Glieder des Erziehungsrathes.

II. Die Verwaltungskammer[1] soll ein Verzeichniß von zehn Bürgern entwerfen, welche sich leicht im Hauptort versammeln können, sich durch ihre Einsichten und ihren sittlichen Charakter auszeichnen und zu verschiedenen Berufsclassen gehören.

III. Dieses Verzeichniß soll dem Statthalter übergeben, und von ihm mit seinen Bemerkungen über die Verdienste dieser vorgeschlagenen Bürger begleitet, dem Minister der Wissenschaften eingesandt werden.

IV. Der Minister wird die eingesammelten Berichte über die Fähigkeit dieser zehn Candidaten zum Erziehungsrathe dem Directorium vorlegen, und das Directorium wird fünf aus denselben je zu Mitgliedern des Erziehungsrathes ernennen.

V. Der Minister wird sich ein Verzeichniß von allen einsichtsvollen und fähigen Männern in jedem Kanton verschaffen.

VI. Das Directorium wird aus diesen Männern eine Anzahl, die nicht über zehn steigen darf, auswählen, um sie dem Erziehungsrathe beizuordnen.

VII. Diese Bürger können dem Erziehungsrathe mit Sitz und Stimmrecht beiwohnen, so oft sie sich im Hauptort des Kantons befinden. Kein wichtiger Beschluß kann gefaßt, noch eine Lehrstelle vergeben werden, bevor sie der Präsident des Erziehungsrathes vorläufig und schriftlich um ihre Meinung angefragt hat.

VIII. Ein von dem Directorium dazu ernanntes Mitglied der Verwaltungskammer soll diesem Erziehungsrathe vorstehen. Es kann seine Verrichtungen einem Mitgliede des Erziehungsrathes übertragen, welches in seiner Abwesenheit den Vorsitz führt.

2) Alles, was die Disciplin in den Akademien, Gymnasien und Schulen des Kantons, die Beförderung der Schüler, den Unterricht, die Elementarbücher, die zu lehrenden Wissenschaften und die Anordnung und die Lehrart betrifft, gehört zu dem Geschäftskreise des Erziehungsrathes, und sind die Gegenstände seines unmittelbaren Briefwechsels mit dem Erziehungsminister.

3) Der Erziehungsrath soll in jedem Districte einen Schulinspector oder Aufseher über den öffentlichen Unterricht ernennen.

4) Dieser Aufseher wird darüber wachen, daß die Schulen der Gemeinden mit tüchtigen Lehrern besetzt seien und daß dieselben ihre Pflichten erfüllen.

5) Der Minister der Wissenschaften wird einen Entwurf von Instructionen für die Aufseher über die öffentliche Erziehung abfassen, welche ihnen zur Richtschnur dienen sollen, sobald sie vom Directorium genehmigt sind.

Zweites Capitel: Von den Lehrern und Schülern.

1) Die Lehrer sollen durch den Erziehungsrath ernannt werden, nachdem sie von dem Aufseher des Districts, zu welchem die zu besetzende Stelle gehört, vorgeschlagen sein, und die von der Regierung [vor]geschriebenen Prüfungen bestanden haben werden, mit Vorhalt der Genehmigung des Directoriums.

2) Die Klagen gegen die Lehrer sollen unmittelbar vor den Erziehungsrath gebracht werden.

3) Wenn der Erziehungsrath findet, daß sie Grund haben, so wird er sie vor die Verwaltungskammer bringen, welche nach Maßgabe der Umstände die Einstellung, oder selbst die Absetzung verfügen kann.

4) Die Regierung wird in jedem Kanton einen Professor ernennen, der beauftragt sei, tüchtige Lehrer zu bilden.

---

[1] kantonale Behörde.

5) Die Regierung wird auf die vorläufigen Berichte des Erziehungsrathes und der Verwaltungskammer hin den Betrag der Einkünfte für jeden Lehrer bestimmen.

Die Gemeinden werden jedem Lehrer die nöthige Wohnung verschaffen, und auf dem Lande noch einen Gemüsgarten dazu anweisen.

Die Municipalitäten sollen dafür sorgen, daß die Lehrer mit dem zur Schule erforderlichen Brennholz versehen werden.

6) Denjenigen, welche das Alter von 65 Jahren werden erreicht und ihre Pflichten als Lehrer getreu erfüllt haben, soll eine Pension ertheilt werden, welche ihr Alter vor Mangel sichern wird.

Sie kann nicht den bisherigen Gehalt ihrer Lehrerbesoldung übersteigen, aber sie darf nicht weniger als die Hälfte desselben betragen.

Das Vollziehungs-Directorium wird sie auf den Vortrag der Verwaltungskammer hin bestimmen.

7) Die jungen Bürger, welche sich in den Primarschulen auszeichnen, und von ihren Eltern oder Vormündern für einen Stand bestimmt sind, welcher ausgebreitetere Kenntnisse erfordert, denen aber die Hülfsmittel zur Fortsetzung ihrer Studien mangeln, sollen in den obern Schulen auf Kosten der Nation unterhalten werden. Sie führen den Namen von Freischülern oder Zöglingen des Vaterlandes.

8) Der Districtsaufseher kann dem Erziehungsrathe einen ausgezeichneten Schüler vorschlagen, um in die Zahl der Zöglinge des Vaterlandes aufgenommen zu werden.

Die Eigenschaften, die Erwählungsart, die Rechte und Pflichten dieser Zöglinge des Vaterlandes werden durch die Regierung ausführlich bestimmt werden.

9) Es kann nicht mehr als Einer jährlich auf eine Volksmenge von 20000 Einwohnern ernennt werden.

Nach Vollendung ihrer Studien hören die Zöglinge des Vaterlandes auf, desselben Unterstützung zu genießen.

Dritter Titel.

Gegenstände und Methode des Unterrichts in den Schulen.

1) In den untern Bürgerschulen soll das Lesen, Sprechen und Schreiben nach den Regeln der Muttersprache gelehrt werden; man wird darin die Anfangsgründe der Rechenkunst, der Geographie, der Vaterlandsgeschichte vortragen und den ersten Unterricht in der Moral ertheilen; die Staatsverfassung wird darin nicht weniger als die Gesetze erklärt werden, deren Kenntniß allen Bürgerklassen unentbehrlich ist.

Ein Elementarbuch, welches die für den Menschen nützlichsten Begriffe enthält, wird auf Veranstaltung der Regierung verfaßt werden; es wird den Schülern zur Uebung ihres Gedächtnisses dienen, und ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände lenken, welche zugleich ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft angemessen sind.

Der Religionsunterricht soll demjenigen Geistlichen anvertraut werden, welcher in den Gemeinden, worin die Schulen sich befinden, das Zutrauen der Eltern und Vormünder der Schüler vorzüglich besitzt.

2) Die Schüler sollen nach ihrem Alter und nach ihren Fähigkeiten in drei Klassen abgetheilt werden.

3) Die Verfahrungsart und die Regeln, nach welchen diese Abtheilung und die Beförderung der Schüler von einer Klasse in die andere geschehen soll, wird von der Regierung bestimmt werden. Sie wird unverrückt darauf sehen, daß der Unterricht dem Gange der Natur angepaßt, und so eingerichtet werde, daß die Aufmerksamkeit

des Schülers auf die Begriffe, die ihm beigebracht werden sollen, nur nach und nach, und nach Maßgabe seines Fassungsvermögens geleitet werde.

4) Die Schüler können nicht eher von einer Classe in die andere befördert werden, als wenn sie in einer Prüfung bewiesen haben, daß sie die Kenntnisse besitzen, welche der Gegenstand des Unterrichts der Classe waren, aus welcher sie heraus zu treten wünschen.

5) Das Directorium ist bevollmächtigt, dem Elementarunterricht in dem Verhältnisse, in welchem sich die Hülfsmittel desselben vermehren, in den Schulen der Gemeinden, welche bessere Lehrer und mehr Hülfsquellen besitzen, eine größere Ausdehnung zu geben. Er darf sich alsdann über die Geometrie, die Feldmessung, die Zeichnungskunst, die in Helvetien gebräuchlichen Sprachen, die Land- und Hauswirthschaft, die nützlichen Handwerke und Gewerbe, und über die Buchhaltung verbreiten. Es kann noch einige Belehrung über die Verrichtungen des menschlichen Körpers und die wichtigsten Gesundheitsregeln hinzukommen.

6) In den Gemeinden, welche die Hülfsmittel dazu haben, sollen die Schüler in denjenigen Leibesübungen unterrichtet werden, welche Gesundheit, Stärke und Gewandtheit des Körpers am meisten befördern.

7) Da wo Localumstände es erfordern und die Mittel es gestatten, sollen Industrie- oder Erwerbsschulen errichtet werden.

Die Erziehungsräthe sind beauftragt, ihre Errichtung an den Orten, wo sie statthaben kann, vorzubereiten und zu beschleunigen und den Erfolg ihrer Versuche öffentlich bekannt zu machen, um die Nacheiferung zu erregen.

8) Dem Geistlichen der Gemeinde soll der Religionsunterricht übertragen sein.

9) Die Vertheilung der Arbeiten, sowie die Folge der Lehrstunden, sollen durch den Minister der Wissenschaften, nachdem er das Befinden der Erziehungsräthe eingezogen haben wird, den hier aufgestellten Grundsätzen gemäß bestimmt werden.

10) Er wird trachten, den Unterricht zu vereinfachen, und demselben zugleich moralisch die Vorzüge der Gründlichkeit und Vollständigkeit zu verschaffen, und ihn zum Beförderungsmittel der Moralität und des Gemeinsinns zu machen, ohne jedoch den Arbeiten des Feldbaues, der Gewerbe und Künste, an welchen die Jugend Antheil nehmen muß, zu nahe zu treten.

Vierter Titel.

Vollziehungsmittel und Aufsicht.

I. Local der Schulen.

Da wo nach Verhältniß der Volksmenge eine Schule errichtet werden soll, werden die Municipalitäten des Bezirks ein zu ihrem Zwecke taugliches Local anweisen.

II. Die Dauer der Schulen.

Auf dem Lande soll der Lehrer gehalten sein, täglich sechs Stunden im Winter, und im Sommer vier Stunden Unterricht zu geben.

In großen Gemeinden soll er das ganze Jahr durch zu sechs Stunden Unterricht verpflichtet sein.

Das Directorium wird den Zeitpunkt und die Dauer der Vacanzen oder des Urlaubs nach den Localumständen und nach eingezogenem Bericht des Erziehungsrathes bestimmen.

III. Polizei und Verwaltung der Schulen.

1) Der Bezirksaufseher wird zu unvorhergesehenen Zeiten viermal des Jahres die in seinem Bezirk liegenden Schulen besuchen.

2) Er soll sich alle Monate Tabellen von den Fortschritten und dem Betragen der Schüler einsenden lassen, und dieselben alle Vierteljahre für den Erziehungsrath in eine Uebersicht bringen.

3) Er kann sich mit Bewilligung der Erziehungsräthe in jeder Gemeinde einen fähigen Bürger beiordnen, um in seinem Namen die Schulen zu besuchen und die Aufsicht darüber zu führen.

4) Das Directorium wird am Ende des Jahrs den gesetzgebenden Räthen einen Bericht über den Zustand der Schulen, und die Mittel und Hindernisse der Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts vorlegen.

5) Die Reisekosten und andere durch die Verrichtungen eines Schulaufsehers veranlaßte Auslagen, sollen den Districtsaufsehern durch die Verwaltungskammern ersetzt werden.

6) Es wird auf Befehl der Regierung eine ausführliche Polizei- und Disciplinarordnung für die Primärschulen abgefaßt werden, welche auf den in diesem Gesetz aufgestellten Grundsätzen beruhen wird.

7) Die Schüler sollen nicht in die Primärschulen aufgenommen werden, bevor sie das sechste Jahr zurückgelegt haben.

8) Sie können nicht von einer Classe in die andere befördert werden, wenn sie nicht vorher in einer öffentlichen Prüfung bewiesen haben, daß sie den Grad von Fähigkeit erreicht haben, welcher erfordert wird, um den Unterricht in der obern Classe mit Erfolg zu benutzen. Sie sollen z. B. gehalten sein, die dritte Classe so lange zu besuchen, bis es sich ergiebt, daß sie die Stufe von Geschicklichkeit erreicht haben, zu welcher sie in dieser Abtheilung des Elementarunterrichts gelangen sollen.

Die jungen Bürger, welche die Schulen nicht besucht haben, können sich prüfen lassen, und sollen angesehen werden, als ob sie den Schulunterricht genossen hätten, wenn es anerkannt ist, daß sie den erforderlichen Grad von Fähigkeit erreicht haben, um auf das Verzeichniß der Schüler einer obern Klasse gesetzt zu werden.

9) Den Schülern, welche entweder durch regelmäßige Benutzung des Unterrichts durch alle seine Stufen, oder durch Erprobung ihrer Fähigkeit in den öffentlichen Prüfungen die Forderungen des Gesetzes erfüllt haben, soll auf Verlangen des Schulaufsehers in dem District, in welchem sie unterrichtet wurden, von dem Erziehungsrathe ein Studienbrief ausgefertiget werden, welchen sie von dem zehnten Jahre an nach der Einführung des gegenwärtigen Planes über den öffentlichen Unterricht jedesmal vorzeigen müssen, so oft sie eine Stelle verlangen, deren Besetzung von dem Directorium oder irgend einem Zweig der vollziehenden Gewalt abhängt.

10) Der Erziehungsrath soll für jeden District einen Arzt bestimmen, welcher sich in jeder der vier Jahreszeiten in die Primärschulen des Bezirks verfüge, um sowol die Schüler als die Schulgebäude zu untersuchen, und die allgemeinen und besondern diätetischen Regeln anzugeben, deren Befolgung nothwendig oder nützlich sein möchte.

11) Es sollen alle Jahre, in Gegenwart des Volks, und an einem Feste, zu welchem so viel Gemeinden und Schulen, als ihre Entfernung zuläßt, zusammenkommen, Prämien oder Ehrenpfennige zur Aufmunterung der Schüler ausgetheilt werden.

Der Statthalter, der Unterstatthalter und andere Beamten des Bezirks sollen demselben beiwohnen. Der erste dieser Beamten, zufolge der verfassungsmäßigen Ordnung, soll an diesem Fest den Vorsitz führen und im Namen der Nation die Preise austheilen.

12) Das Vollziehungsdirectorium ist bevollmächtigt, die Realisirung derjenigen Theile dieses Gesetzes zu verschieben, deren Vollziehung in diesem Augenblicke allzugroßen Hindernissen ausgesetzt wäre. Es wird demnach die Verfügungen desselben in den verschiedenen Gemeinden Helvetiens allmälig und stufenweise, oder zugleich und auf einmal in Ausführung bringen, je nachdem die Bedürfnisse und Hülfsquellen derselben beschaffen sind, und überhaupt dem Unterrichte in jedem Orte alle die Ausdehnung und Entwicklung verschaffen, welche die Localumstände gestatten.

* * *

Das Gesetz ist Entwurf geblieben; der Große Rath berieth im Frühjahr 1799 über dasselbe und wies es an eine Commission; damit verschwindet es aus der Geschichte. Indessen hatte das Directorium sich bevollmächtigen lassen, wenigstens die dringendsten Maßregeln in Ausführung bringen zu lassen. Stapfer schrieb für die Erziehungsräthe und Inspectoren in den Kantonen Instructionen und gab sie mit Erlaubniß des Directoriums im Druck heraus; sie sind ein schönes Denkmal nicht blos seiner Begeisterung und pädagogischen Einsicht, sondern auch seines durchgehenden Strebens, die öffentliche Meinung für die Schulreform ohne Unterschied der Parteien durch größtmögliche Oeffentlichkeit des Vorgehens, durch wolwollendes Eingehen auf jede dem Interesse für die Sache entsprungene Anregung zu gewinnen, und zeichnen sich geradezu aus durch Vermeidung alles büreaukratischen Beigeschmackes. Wie auch das, was sonst erst der Gegenwart in seiner Wichtigkeit klar geworden ist, schon bei Stapfer sich berücksichtigt findet, davon nur Ein Beispiel. Unter den Gegenständen, auf die der Schulinspector seine Aufmerksamkeit vorzüglich richten soll, ist in erster Linie genannt: die Beschaffenheit des Schulgebäudes überhaupt und der Schulzimmer insonderheit; „er wird untersuchen, ob Luftzüge angebracht seien; ob die Anordnung der Tische und Bänke der Gesundheit der Kinder nicht nachtheilig sei, z. B. daß die Tische, auf welchen geschrieben wird, im gehörigen Lichte stehen, daß sie weder zu niedrig, noch zu hoch seien u. s. w. Er wird ferner darauf sehen, ob der erforderliche Apparat vorhanden sei, z. B. eine schwarze Rechen- oder Schreibtafel, ein Schrank, in welchem die Schulbücher, Schreibvorschriften u. s. w. aufgehoben werden. Er wird aufmerksam sein auf die Reinlichkeit des Schulzimmers, der Familie des Schulmeisters und der Kinder; er wird besonders nachforschen, ob sich unter den letztern solche befinden, welche mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind und wird verfügen, daß diese von

den gesunden abgesondert werden, und daß sie nöthigenfalls Anweisung erhalten, was für Mittel und wo sie sich dieselben zu ihrer Genesung verschaffen können."

Wichtiger aber noch ist der Versuch, den Stapfer zu Anfang 1799 machte, sich über den damaligen Stand des Schulwesens ein klares und systematisches Bild zu verschaffen. Ein von ihm entworfenes Fragenschema[1] wurde sämmtlichen „Schullehrern" — hier ist zuerst dieser Ausdruck statt „Schulmeister" gebraucht — zugestellt; die Antworten giengen meist im Lauf des Februar ein, einige auch erst 1800, nur wenige blieben ganz aus. Das in diesen Antworten enthaltene Material enthüllt, obgleich es erst zu geringem Theil durch Einzelbearbeitungen zugänglich gemacht worden ist, den gewaltigen Abstand zwischen dem was man erstrebte, und dem was vorhanden war, und giebt uns somit den ersten und Haupterklärungsgrund, warum die Helvetik bei der kurzen Zeit ihres Bestandes trotz all ihres guten und verständigen Wollens nicht nachhaltigere Früchte hat zeitigen können.

Wir wollen versuchen, aus dem gedruckten Material einige Hauptzüge zur Illustration der damaligen Verhältnisse zusammenzustellen.

I. **Allgemeine Verhältnisse.** In den Urkantonen besaß außer Gurtnellen und Engelberg jedes Dorf bereits seine eigene Schule; in 13 Schulbezirken unter 73 hatten Kinder mehr als eine, in zweien mehr als 2 Stunden weit zur Schule. Privat- oder „Nebenschulen" bestanden vielfach neben den öffentlichen und schmälerten das Einkommen des Lehrers. Es kann berechnet werden, daß die Winterschule von 2030 Knaben und 1330 Mädchen besucht wurde, d. h. von 83% bei den Knaben, 55% bei den Mädchen im Verhältniß zu der Zahl der schulpflichtigen Kinder im Alter von 7—10 Jahren. Der Schulbesuch war, theilweise wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse sehr unregelmäßig. $^4/_5$ der Schulen wurden blos im Winter gehalten; im Kt. Säntis $^3/_4$. Im Kanton Zürich bestanden 365 Schulen; auch hier war die Sommerschule, wo eine solche bestand, oft schlecht besucht. Bern hatte circa 500 Volksschulen, d. h. eine auf 435 Seelen. Sommerschule war nur an einem oder zwei Tagen der Woche, im Oberland Sonntags, an vielen Orten fehlte sie ganz. Im Kanton Solothurn

[1] Diese Bogen aus der ganzen damaligen Schweiz bilden nunmehr eine Reihe stattlicher, kantonsweise (nach der damaligen Eintheilung) geordneter Bände im Bundesarchive. Wissenschaftlich und systematisch, und zwar in trefflicher Weise, bearbeitet ist einzig das Material aus den Urkantonen durch Jos. Durrer in dem Aufsatz „die Schulen in den Urkantonen im Jahr 1799", Zeitschrift für schweizerische Statistik, 15. Jahrgang 1879, S. 254—283. Auszüge aus andern Kantonen bieten: für Zürich: H. Morf, zur Biographie Pestalozzis. Erster Theil. Erste Hälfte. 2. Aufl. Winterthur 1868; für Bern: J. Kummer, Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern. Bern 1874; für Solothurn: A. Brosi, Beitrag zur Geschichte der Volksschule des Kantons Solothurn. Solothurn 1880; für Appenzell: J. K. Zellweger, der Kanton Appenzell. Trogen 1867.

betrug die Gesammtzahl der Schulkinder im Frühling 1799 4800; die Zahl der Schulkinder war in einzelnen Gemeinden sehr groß (208, 196 u. s. f.), die Schulzeit allenthalben auf den Winter beschränkt (circa 20 Wochen) täglich 4—6 Stunden; im Sommer wurde nur an Sonn- und Feiertagen in der Regel 1 Stunde, hie und da 2 Stunden oder auch ein halber Tag Schule gehalten. Auch hier stand es mit dem Schulbesuch schlecht; an vielen Orten wurde kaum die Hälfte der Kinder in die Schule geschickt. Appenzell A.Rh. hatte 55 Schulen, darunter wenigstens 14 Jahresschulen, und 7 zu 40 Wochen.

II. **Unterricht.** In den Urkantonen fehlen Berichte aus 18 Schulen, 2 scheinen nur Lesen betrieben zu haben; 59 boten Lesen und Schreiben, 20 auch noch Rechnen. Die Lehrmittel waren sehr verschieden, beliebige Handschriften und Briefe, Katechismen, Gebetbücher, in 20 Schulen die Normallehrbücher von St. Urban; in manchen Schulen waren gar keine Lehrbücher eingeführt. Der Caplan im Melchthal benutzte als Lesestoff die helvetische Constitution. Im Kanton Zürich beschränkte sich der Unterricht ebenfalls (abgesehen von dem Religionsunterricht) auf Lesen und Schreiben; Rechnen war wenigstens nicht durchgängig „üblich"; in einer Schule finden wir auch Gesangunterricht besonders erwähnt. Lehrmittel: Handschriften, Obligationen, Quittungen u. s. w. Namenbüchlein, Zeitungen und Briefe, religiöse Bücher (Bibel, Katechismus, Psalmen, Paradiesgärtlein u. s. w.), Lehrmeister, Waserbüchlein; da und dort wurden für Schreiben die Vorlagen von Winterthur und von Wüst in Zürich gebraucht. Vereinzelt findet sich als Lesestoff: Biblische Geschichten, Fragen an Kinder von der asketischen Gesellschaft; Sulzers Vorübungen; sittenlehrende Erzählungen von Rochow; Schriften von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Im Kanton Bern wurde als religiöser Lehrstoff hauptsächlich der Heidelberger Katechismus und die Psalmen verwendet, daneben auch Hübners biblische Erzählungen; als Lesestoff tritt vereinzelt auch auf Rochows Katechismus der gesunden Vernunft. Der Schreibunterricht ist nicht allgemein, noch weniger der Unterricht im Rechnen; da und dort wird auch der Gesang als Unterrichtsfach genannt. Aehnlich verhält sichs in Solothurn; ein Lehrer, der Universitätsstudien gemacht, bringt es hier bis zum Ausziehen der Quadratwurzel. In 4 Schulen von Appenzell A.Rh. ward nur Lesen und Schreiben gelehrt; die Regel war: Lesen, Schreiben, Memorieren; einzelne Schulen betrieben auch Rechnen oder Gesang, zwei etwas Orthographie und biblische Geschichte. Außer den gewöhnlichen Lehrmitteln finden sich auch die Lesebücher von Pfr. Schieß und von Pfr. Steinmüller, sowie Beckers Noth- und Hülfsbüchlein [1]. — Eigentlicher Classenunterricht war überhaupt an wenigen Orten angeführt; sehr viele Lehrer verstanden die sachbezügliche Frage des Ministers gar nicht. Der Padtheil des Unterrichts war durchweg Auswendiglernen und individuelles Abhören [2].

---

[1] Das Directorium hatte 1000 Exemplare dieser Schrift anschaffen lassen.

[2] Kommt ein Kind zum ersten Mal — so berichtet ein Schulinspector aus dem Kanton Zürich — mit seinem Namenbüchlein in die Schule, so sagt ihm der Lehrer die Buchstaben in der ersten Zeile, wo sie in der üblichen Ordnung des Alphabets stehen, einigemal vor, indem er dabei auf den einzelnen hinzeigt; sodann sitzt das arme Kind die 1½ Stunden mit der Fibel in der Hand, gafft die Buchstaben an oder darüber hinweg, bis der Lehrer kommt zu prüfen, ob es die Buchstaben „herbeten" kann. So muß das arme Kind wochenlang sitzen, bis es diese Buchstaben nach einander benennen, oder besser — bei kaum halber Kenntniß — in der gewohnten Aufeinanderfolge hersagen kann. Dann gehts ans Buchstabiren, endlich ans Zusammenlesen. So müssen unsre lieben muntern Kleinen zuerst durch die dürren und öden Wüsten des magern ABC, wo so selten ein labender Anblick und vielleicht nicht einmal das

III. **Lehrer.** In den Urkantonen gab es damals noch nur solche männlichen Geschlechts, keine Lehrerinnen; von 100 Lehrern waren 46 Geistliche; wenige der übrigen

---

freundliche Zureden ihres Führers sie zur Fortsetzung des beschwerlichen Weges stärkt, mühsam hindurchgeschleppt werden, und wenn man dieselben noch eine ebenso geraume Zeit mit dem höchst langweiligen, unnützen und schädlichen Buchstabiren sinnloser Sylben und übelgewählter Wörter gemartert hat, so bringt man sie endlich nach vielen überstandenen Mühseligkeiten glücklich auf die erste Stufe der gewöhnlichen Schulvollkommenheit, zum — stümperhaften Zusammenlesen. — Dann muß der Katechismus, der Psalter Davids, eine große Zahl Lieder und Gebete auswendig gelernt werden, und dies geschieht alsdann so sinn- und gedankenlos, daß sie öfters kein Wort davon verstehen, ganze Sätze überhüpfen und ganz andere Worte einschieben. Gewöhnlich läßt der Lehrer das Kind so weiter schreiten, weil Correctur in der That machtlos ist, und weil der Zweck seines Fleißes und seines Ehrgeizes und die Forderung seiner Eltern oder Lehrer nur dahin geht, mit dem Buch je eher je lieber fertig zu werden, um ein anderes in gleicher Weise vorzunehmen. H. Morf, zur Biographie Pestalozzis S. 24.

Die Geschichte der Gemeinde Ebnat von Pfr. Seifert (Herisau 1863) enthält folgende höchst anschauliche Schilderung der Schulhaltung zu Anfang des Jahrhunderts (S. 85—86): „In enger, niedriger, dumpfer Stube, wo mitunter auch die Hausgenossen ein- und ausgiengen, wo unreine Wäsche den Vorhang um den gewaltigen Ofen bildete und etwa auch Kuhglocken aufgehängt waren, runde grünliche Fensterscheiben nur ein spärliches Licht einfallen ließen und aus dem Nebenzimmer her jeweilen auch Kindergeschrei gehört wurde, da saßen an langer Tafel auf der einen Seite die Buben, auf der andern die Mädchen, die Anfänger wie billig unten im Winkel, jedes ein Büchlein oder etwas seine Stelle Vertretendes, etwa auch ein hölzernes Täfelchen, auf welches ein ABC geklebt war, vor sich, alle in stetem Gemurmel, was man „Lernen" hieß. Der gestrenge Schulmonarch mit einer Birkenruthe oder einem Lineal in der Hand, schritt auf und ab, und rief, wenn etwa das Gemurmel für einen Augenblick schwächer wurde oder vollends verstummte, mit scharfem Tone: Kinder lernet! und theilte dabei gelegentlich nach rechts und links seine Hiebe aus. Dann mußte ein Kind nach dem andern hervortreten, oder auch verfügte der Lehrer sich, wenn es thunlich war, zu ihm hin, und es mußte „aufsagen", zeigen, ob und was es gelernt hatte. Wehe dem Kinde, dessen Leistungen nicht befriedigten! Es wurde mit einer Tracht Schläge oder Ruthenhiebe entlassen. So giengs am Vormittag und Nachmittags wurde zuerst „geschrieben" d. h. irgend eine schnörkelreiche Vorschrift, so gut es gieng, copiert. Dann mußte wieder „gelernt" werden, nicht classenweise (davon wußte man nichts), sondern jedes Kind für sich aus seinem Büchlein. Hierauf nochmaliges „Aufsagen" und die obligate Tracht Schläge und „Tatzen". Endlich giengs zum Singen, aber selten nach Noten (deren Kenntniß vielen Lehrern abgieng), meistens nach dem Gehör — und zum Gebet. Und nun stürzte sie aus ihrem Kerker hinaus, die wilde Schaar, und kühlte sich im Schnee von dem Schweiß, den ihr die heiße Schulstube ausgepreßt hatte. Das war das Schulleben der damaligen Zeit. Manche brachten es dahin, daß sie nach vollendeten Schuljahren, deren Zahl im Ermessen der Eltern stand, ein bischen Lesen und ihren Namen schreiben konnten. Aber so glücklich waren nicht alle!

Schlimmer als im Toggenburg stands im Kanton Luzern. Noch im Jahr 1801 berichtet einer der dortigen Inspectoren: „Bei meiner Schulvisite in den zwei verflossenen Tagen fand ich die Schulen zwar allerorten eröffnet; aber in Altishofen, Egolzwyl, Wauwil, Buchs, Dagmersellen, Reiden, Reidenmoos, war meine Vorschrift in Rücksicht der innern Einrichtung der Schule nicht im mindesten befolgt. In allen diesen Schulen zusammen mit Einschluß der Wikerschule fand ich nicht zwei Dutzend gedruckte Namenbüchlein, obwol da eine Anzahl von 400 Kindern in der Schule gegenwärtig war und wenigstens 600 die Schule besuchen sollten. Jeder Vater, jedes Weib schickt da das Kind mit einem geschriebenen Zeddelchen, oder einer alten Urkunde, wie es jedem einfällt, in die Schule und der Schulmeister muß sichs gefallen lassen, Alles anzunehmen was man ihm bringt. — In einigen Schulen war ein solches Gequär und Geschrei, daß ich vor dem Eingange in das Haus hätte glauben können, ich stünde vor einem Froschweiher im Frühling, darin sie in dulci jubilo ihr Wesen treiben. — In der

hatten irgend welche specielle Heranbildung für den Lehrerberuf, einige waren Lehrerssöhne, andere hatten vorher ein Handwerk betrieben, oder waren in fremden Diensten gewesen. Gleichzeitig mit Ausübung des Lehrerberufs giengen regelmäßige anderweitige Beschäftigungen: 46 waren Geistliche, 9 Gemeindebeamten, Schreiber, Agenten, Weibel u. s. w. 23 Organisten oder Musiklehrer, 8 Landwirthe, 5 Handwerker, 2 Krämer, 2 Sigristen; oft hatte einer mehr als eine solcher Nebenbeschäftigungen mit dem Schuldienst vereinigt. Im Kanton Zürich stand es mit der Vorbildung zum mindesten nicht günstiger; nur einer hatte — und zwar am Waisenhaus in Zürich — eine mehrjährige Lehrzeit durchgemacht. Wo es immer angieng, war der Sigristen- und Vorsingerdienst dem Schulmeister übertragen worden, um seine ökonomischen Verhältnisse aufzubessern; einzelne Lehrer betrieben auch noch andere Nebenbeschäftigungen, Landwirthschaft, Handwerk, Weinhandel u. s. w. Gleiche Verhältnisse bestanden in Bern und Solothurn; einzelne Lehrer suchen auch Nebenverdienst durch Taglöhnen und der Lehrer zu Bümpliz war zugleich Giftmauser; mehrere solothurnische Lehrer hatten aber hinwieder am städtischen Waisenhaus eine Lernzeit durchgemacht. In Appenzell A.Rh. waren nur 12 Lehrer, die der Schule ungetheilt leben konnten.

Vielorts wurden die Stellen noch alle Jahre „ausgeschrieben."

Im Allgemeinen wurden für den Schuldienst Ortsbürger gewählt; vielfach war derselbe durch mehrere Generationen in einer Familie erblich geblieben. Die Lehrerwahl war bis 1798 im Kanton Zürich Sache der kantonalen Prüfungscommission (Examinatorenconvent)), da und dort auch bei den Gerichtsherren, unter denen die betreffenden Dörfer standen; in Solothurn bei den Gemeindeversammlungen, für 4 Gemeinden bei der Regierung, in einigen Gemeinden bedurfte die Wahl außerdem der Bestätigung der Obrigkeit, der Schulcommission zu Solothurn, oder auch des Pfarrers; im protestantischen Kantonstheil war ein öffentliches Examen der Candidaten vorgeschrieben.

Wo die Gemeinde die Wahl hatte, entschied sehr oft der Besitz eines geeigneten Schulzimmers; bisweilen auch die Besoldungsansprüche, die gelegentlich zu förmlicher Mindersteigerung führten. So war in der Gemeinde Schännis (im Kanton Linth) der Gehalt bisdahin 52 fl. gewesen. Sieben Bewerber traten auf; der erste von ihnen verlangte 50, der zweite 40, der dritte 30, der bescheidenste von allen erklärte sich für Uebernahme um 20 fl. und dieser erhielt die Stelle.

Die Kenntnisse der Lehrer entsprachen diesen Verhältnissen. Selbst im Kanton Zürich war ein Schulmeister, der „nicht wohl" schreiben konnte, die Rechenkunst war noch weniger allgemein verbreitet. In den Urkantonen sah es hierin relativ günstig aus; sehr ungünstig dagegen in den Unterthanenlanden; im Gemeindebezirk von Altstetten allein können zwei Lehrer nicht sich soweit mit dem Schreiben zurechtfinden, um der Beihülfe des Bürger Pfarrers für die Beantwortung des Fragenschema zu entbehren. — Bezüglich Orthographie und Stilistik werden in Folgendem noch Proben gegeben.

IV. Oekonomische Verhältnisse. Hier kommt zunächst das Schullocal in Frage. In den Urkantonen hatten 22 Schulen ein eigenes Haus, 42 wurden in andern Gebäulichkeiten, die der Gemeinde gehörten (Pfarrhäusern u. s. w.) gehalten, 16 Schulen

---

Schule selbst fand ich hie und da den Schulmeister einem Kinde etwa einen Buchstaben schreiben; in der linken Hand hielt er eine sogenannte Hundsruthe. — Dort saß ein Kind und stellte seine Knie beinahe höher als der übrige Leib war: da wackelte ein Rotznäschen in der Stube herum, und die Spinnräder schnurrten den Baß in das Concert der Kinder." Jahrbuch der luzernischen Kantonallehrerconferenz 1860 S. 58.

giengen zur Miethe, über 19 fehlen die Angaben; in einer Gemeinde hatte man es blos um der Schule willen nicht nöthig gefunden, das Local heizbar zu machen. Im Kanton Zürich hatten von circa 360 Schulen auf dem Land kaum 130 eigne Schulstuben; selbst in der Stadt gab es eine Schule, die zugleich die Familie des Lehrers beherbergte. Wo keine besondere Schulstube war, erhielten, selbst in größern Gemeinden, die Lehrer weder für Benutzung des Locals noch an Reparatur und Mobiliar einen Beitrag von der Gemeinde. Dagegen lag der Gemeinde in der Regel die Beheizung ob, für welche jedes Kind im Winter täglich ein Scheit zur Schule zu bringen hatte (wie theilweise auch in den Urkantonen). Es kam aber auch noch vor, daß die Schule gar kein bestimmtes Local hatte, sondern in der „Kehr" von Haus zu Haus wandern mußte. Im Kanton Säntis war es die Regel, daß die Schule in der Stube der Lehrerfamilie gehalten wurde; im Kanton Bern hatten von 419 Schulen wenigstens 302 ein Gemeindelocal inne; im Kanton Solothurn waren $^2/_3$ der Schulen ohne Schulhäuser; auch hier herrschte das „Schulscheit"; nur wenige Gemeinden lieferten selbst das nöthige Holz, und noch wenigere thaten etwas für den Unterhalt des Mobiliars. — Auch wo die Gemeinden für das Local sorgten, waren übrigens selten irgendwie genügende Räumlichkeiten als Schullocal angewiesen und in ordentlichem Stand gehalten; naiv berichtet ein Lehrer vom Zürichsee: die Gemeinde sorge für deren „Zustand und Baufelligkeit."[1]

An Schulfonds war damals noch nicht viel Rückhalt zu finden. Wo Kirchen- und Schuldienst in einer Hand waren, galten die Fonds in der Regel als Kirchengut. In den Urkantonen mochten im Ganzen kaum 25000 Fr. speziell für Schulzwecke zusammengelegt worden sein, von denen der größere Theil auf die schwyzerische March fiel. Für die Landschulen des Kantons Zürich bestand ein Fonds, der 1770 von einem zürcherischen Bürger, Hans Konrad Scheuchzer, durch eine Schenkung von 1000 fl. gestiftet, durch freiwillige Beiträge in Folge der Bemühungen des Antistes Ulrich in Einem

[1] Als Beispiel für den Zustand solcher Schullocalitäten mag hier die Schilderung stehen, die Pfr. Steinmüller von einem „städtischen" Schulhaus (Werdenberg?) im Kanton Säntis entwirft: „Unvergeßlich bleibt mir immer die Schule in W. Der öden Trümmer des Städtchens ist auch das Schulhaus würdig. Schon der Eingang gleicht einem Labyrinth. Erst muß man sich durch einen Morast von Holz und verfallenden Brettern durcharbeiten, bis man aus 2 oder 3 Löchern die Treppe gefunden. Ist man sie glücklich hinaufgekommen, ohne den Hals zu brechen, so wird man nun durch das durch die Risse der Stadtmauern hereinfallende Licht so weit erhellt zu sehen, daß hier eine Art von Küche sein soll, ohne daß man deswegen die Stubenthür zu entdecken fähig ist. Hat man sie endlich durch einen Wegweiser gefunden und geöffnet, so ist der Gedanke an das, was man schon bestund, vermögend, vor schnellem Zurückeilen abzuhalten. Das enge Gemach wird durch 3 schmale Fensterchen, mehr von Papier als von Glas erhellt. Einen Drittheil des Raumes nimmt der Ofen, den andern ein geräuchertes Bett, und den dritten ein Dutzend an einem viereckigen Tische zusammengedrängter Kinder ein, in denen alle Lebenskraft erstorben und deren Selbstgefühl so erstickt ist, daß ich sie nicht einmal jugendlicher Triebe mehr fähig halte. Sie sehen sich an und wissen nicht, was sie sollen; die Sprache erstickt auf ihren Lippen, selbst die Neugierde scheint aus ihnen ausgelöscht; sie erliegen unter der Last des Schmutzes und der sie umgebenden Finsterniß. Unter ihnen sitzt der Lehrer, ein kränkliches Männchen, dessen schlaffer Körper von einer ebenso schlaffen Seele zeugt und jedes schleppende Wort von ihm bestätigt dieses physiognomische Urtheil. Da sich in seinem Gesichte alle Farben der Unreinlichkeit ausdrücken, so begreift man desto leichter seine unnütze Mühe, aus einem Dutzend auf dem Tische stehender Gläschen mit Wasserfarben Sudeleien auf die Schriften seiner Schüler zu klecksen. Diese Malerei ist das Band, wodurch er sie festzuhalten sucht." Zellweger, der Kt. Appenzell S. 121.

Jahr um 8394 fl. vermehrt worden war und der Aufbesserung dürftiger Lehrerbesoldungen auf dem Lande zu Gute kam [1]. Im Kanton Solothurn hatten nur 23 Gemeinden Schulfonds und Schulstiftungen, deren Gesammtbetrag sich auf 10400 a. Schweizerfranken belief; die Zinse kamen den Lehrern zu gut, in einer Gemeinde jedoch den Kindern selbst in Form eines Examenbatzens. Auch im Kanton Bern waren zwar vielfachs Schulfonds vorhanden, aber sie erreichten nur einen unbedeutenden Betrag.

Einen wesentlichen Theil des Lehrergehaltes, an manchen Orten den ganzen Gehalt, machte das Schulgeld aus. Ueberall hatte nur eine Minderzahl von Gemeinden feste Lehrerbesoldungen; in den Urkantonen bezogen 21 Gemeinden kein Schulgeld. Der Betrag des Schulgeldes war völlig ungleich normirt; in der Regel wurde es für den Tag oder die Woche berechnet und dies bildete eine nicht geringe Ursache für häufige Unregelmäßigkeiten im Schulbesuch. Da und dort hatten die Ortsbürger geringeres Schulgeld zu bezahlen als die Hintersäßen; bisweilen wurde von den letztern allein Schulgeld verlangt. Sehr viel kam darauf an, ob der Lehrer selbst das Schulgeld einzuziehen hatte; in diesem Fall war er größter Verdrießlichkeiten sicher; alle seine Bemühungen um Verbesserung des Schulbesuchs wurden ihm alsdann als Eigennutz ausgelegt und selten kam er auf die gebührende Summe. Im Kanton Zürich war der Einzug des Schulgeldes durch die Schulordnung von 1778 dem Lehrer abgenommen und dem Seckelmeister zugewiesen worden [2]; aber 1799 scheint dies an manchen Orten wieder rückgängig gemacht worden zu sein [3].

Die Lehrergehalte waren je nach den Verhältnissen der Gemeinden höher oder geringer, aber durchweg ungenügend. Zu denselben trug nur ausnahmsweise der Staat etwas bei; in den Urkantonen für 33 Schulen in einem Gesammtbeitrag von 760 Fr. damalige oder etwa 1100 Fr. neuer Währung. Aber auch die Gemeindebeiträge in Geld oder Naturalien beliefen sich daselbst zusammen nicht über 1300 Fr. (n. W.). Etwelche Aufbesserung erhielt das Einkommen des Schulmeisters durch den Brauch, daß der Lehrer mit einigen Schulknaben, „den hl. 3 Königen", zu Weihnacht vor den Häusern ein Lied singen oder das neue Jahr anwünschen und dafür eine Geldspende annehmen durfte. Der genaue Betrag der Besoldung läßt sich nur an wenigen Orten feststellen: Schübelbach 291 Fr., Einsiedeln Knabenschule 261, Mädchenschule 211, Reichenburg 148½ Fr.; an Winterschulen 60—90 Fr.; wo die Organistenstelle mit dem Schuldienst verbunden war, ergabs immer noch nur eine dürftige Existenz: Sachseln 372 Fr., Andermatt 390, Arth 484 Fr. Im Kanton Zürich war die beste Stelle die in Eglisau, mit 208 fl. und bedeutenden Naturalien, aber sie war mit einer geistlichen Beamtung verbunden; manchen Orts, wo die Sigristenstelle zum Schuldienst hinzu kam, betrug die Besoldung über 100 fl.; andernfalls war sie geringer, z. B. in Wülflingen: baar 43 fl. 30 Schilling, dazu 4 Mütt und ein Viertel Kernen und ein Viertel Roggen; in Wiesendangen: 33 fl. 32 Schilling, 3 Mütt Kernen und die Schulscheiter. Die 416 öffentlichen Schulen des Kantons Bern wiesen an Besoldung auf:

227 (also über die Hälfte) je weniger als	20	Kronen (3 4/7 Fr. n. W.)
104	20—30	„
35	30—40	„
22	40—50	„
28 (worunter die stadtbernischen) über	50	„

[1] s. Bd. I, S. 144. Meyer v. Knonau, d. Kt. Zürich II, 14. [2] s. Bd. I, S. 127. [3] Morf, zur Geschichte Pestalozzis S. 20.

Allerdings hatten hier eine Anzahl Lehrer neben der Baarbesoldung noch Naturalnutzungen in Holz, Getreide, Wohnung, Pflanzland; aber eine viel größere Zahl und zwar gerade solche der untersten Besoldungsclassen waren nicht blos solcher Nutzungen nicht theilhaft, sondern mußten sogar noch das Schullocal liefern oder die Miethe desselben aus eignem Gelde bezahlen. Es kam dann auch vor, daß der Lehrer, der keine eigene Behausung hatte, von der Gemeinde zwar nicht den Hauszins, aber bei den vermöglichsten Dorfbewohnern in der „Kehr" Kost und Nachtlager erhielt. Ein Inspectionsbericht erzählt von der Gemeinde Sigriswyl: Kein Lehrer hat eine Hand breit Land oder Holz oder dergleichen. Die Gemeinde gibt ihm 8 Kronen oder 20 (alte) Franken für die Winterschule und 5 Franken für die Sommerschule. Dann zahlt jede Haushaltung 1—3 Batzen, wenn sie will; will sie nicht, so hält sie Niemand dazu an. Der höchste Gehalt mag auf 35—60 Franken steigen; diesen aber muß der geplagte Schulmeister erst noch zusammenbetteln. Der Ziegenhirt hier im Dorf bezog diesen Sommer 62 Franken 4 Batzen; aber freilich ist er Ziegenhirt, der andere dagegen nur Schulmeister. — Aehnlich wie in Bern waren die Verhältnisse im Kanton Solothurn; auch da machte noch in 3 Dörfern der Schulmeister die „Kehr" bei den Haushaltungen. Neben der Baarbesoldung bezogen einige Lehrer noch Naturalien, z. B. Korn, Hafer. Vereinzelte Gemeinden übernahmen die Bezahlung des Schulgeldes, das den递Haupttheil der Besoldung ausmachte, für die ganz armen Kinder. Die jährliche Baarbesoldung bewegt sich zwischen circa 20—100 a. Franken und betrug im Durchschnitt fl. 54, was ungefähr 8 Batzen auf ein Kind ergab. In der Stadt St. Gallen kamen die beiden best besoldeten Lehrer auf 700 und 410 fl. zu stehen; der von Rheineck auf 350, der von Altstetten auf 300; im übrigen beliefen sich die meisten Besoldungen im Kanton Säntis auf 80—20 fl., im Unterrheinthal bezog Einer sogar nur 15 fl.

Solche Zahlen zeigen deutlicher als alle Abhandlungen, was man von den Leistungen der meisten Schullehrer erwarten konnte; und wenn sie auch nur von verhältnißmäßig wenigen Landestheilen herrühren, so dürfte durch eine Vervollständigung der Uebersicht sich eher noch ein geringerer Durchschnitt ergeben, da wenigstens die Urkantone, Zürich und Bern zu den Gebieten gehörten, in welchen das Schulwesen seit Jahrhunderten schon allgemein eingewurzelt war und günstigere Bedingungen für seine Entwicklung vorgefunden als in den gemeinen Herrschaften und den Unterthanenlanden anderer Städtekantone, wie Freiburg und Luzern. Am schlimmsten mochte es in jeder Beziehung in den italienischen Vogteien bestellt sein. Zeigte sich ja doch bei der Berathung des Unterrichtsgesetzes im Frühjahr 1799, daß ganze Gegenden keinen Schulmeister besaßen, nie einen gehabt hatten und kein Bedürfniß darnach empfanden.

Aber auch aus den bestsituierten Kantonen erweist der Wortlaut der Zusendungen, die der Minister auf sein Fragenschema von den „Schullehrern" erhielt, in charakteristischer Weise sowol die Dürftigkeit ihrer Bildung als ihrer Verhältnisse.

I. **Allgemeine Verhältnisse.** Erstfeld, Uri giebt die Zahl seiner Schulkinder auf etwa 50 an; „daß aber auf einen Tag in der Schule sammtlich nicht mehr als 30, 35 oder etwann meistens bis 40 erscheinen — dies vermöchte ja nur ganz gewiß, die alte und sehr schlechte Regierung, den: da weißt man verschiedene Ursachen einzuwenden, z. B. wenn der Schulmeister sich als pflichtmäßig verhalten will und die Kinder in die Schule aufrufte, da heiß es, ich bin ein gefreyter Landmann, oder meine Kinder sind noch zu jung."

Buochs (Nidwalden): „Ich habe in diesen vielen Jahren oft klegten vernommen: mein Kind ist zwei oder drei Winter in die schul gegangen, und kann noch wenig oder nichts; allein diese kläger hätten auch sollen die Warheit bekennen, mein Kind ist wehrend der ganzen Schulzeit nicht die helfte Täg in der schul erschinen, und ist wegen seinem guten Beistand von haus oft ungehorsam und unfleißig gewesen."

II. **Unterricht.** Iberg (Schwyz): „In der Schul wird nichts anders als ein Unterricht im Schreiben und Lesen gegeben, das heißt: Man muß die Kinder lehren Buchstabieren und Buchstabenschreiben, können sie dieß oder wenig mehr, so glauben die Ältern schon ihrer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, den die Meisten aus ihnen können auch nichts mehr oder gar nichts, und sie wollen nicht daß ihre Kinder gelehrter werden als sie. Mann muß die Kinder auch nach der alten Art, das ist, nicht nach dem Silben Maß Buchstabieren lehren, sonst seind si: nicht zufrieden; sie sehen jede Neüigkeit als eine Ketzerey an. Etwas neües anfangen heiste so viel als die Kinder zur Schul ausjagen."

Dickbuch (Zürich): „Der Schulmeister Gab von seiner Hand Jedem Schüler die Schrift Lehret es Lehrnen. Und aber nicht Alle."

Metmenstetten (Zürich): „Die Knaben müssen alle schriben; den tochteren wird es überlassen."

Eschenmosen (Zürich): „Was aber rechnen ist, ist in meiner Schul nicht üblich. Wann Mann es aber Lehrnen will, so kann Mann es in der Schule zu Bülach lehrnen es ist nur eine ringe halb Stund."

Auf die Frage nach Lehrfächern und Lehrbüchern antworten:

Rorbas (Zürich): „In dieser Schule Wird Teusch Lesen und Schreiben gelernt. Wann das Kind das NamenB. aus gelernt: so wird ihm der LehrM gegeben dann die ZeugN Weiters Ps. B. U. Testmt. Wan sye dan gut und fertig Lesen können So Werden ihnen auch Andere Bücher gegeben."

Neubrunnen (Z.): „Ge Lehrnt Lessen, Schriben und Singen und E. W. Rechnen.. Schulbücher sind Ein geführt. 1. Mit Buchst. und silben. 2. caticis. 3. Zur Lehr Geistliche und weltliche, waß üblich In der Refeermation."

Oberstraß (Z.): „Was in jeder Schule und Singen, Bätten und recht Thun."

Rümlang (Z.): „Die kleineren in den anfangen des Nammen büchlein er lehrnen. Hernacher den klein und groß Cateischmi Zu bäten."

Oberhasli (Z.): „Es nihmt Ein jeglicheß kind seyn Eigen Buch nach Geschicklichkeit mit sich."

Mülchi (Bern): „Erstlich Sie lesen, darnach den Heidelberger auswendig, darnach Psalmen und vestgesänge einige mehr die andern weniger auch biblische Sprüch und einige von Hübners Historien, auch den katekisischen Wegweiser der zur Unterweisung zum hl. Abendmahl dient, auch Lehrnen die meisten Sonderbar die knaben Schreiben und geschriebenes lesen."

Niederried (B.): „In der Schul wird aussen gelehrt, Schreiben und Lesen, Buchstabiren, enchantes oder Singen."

Waldstatt (Appenzell): „Unterricht Waß in der Schul gelehrt würde zuerst Nammen Büchlein Fragstücklein Catechismy — dann Zeitung-Leßen und Schreiben zum auswendig lehrnen — Fragstücklein, dann Catechismus Vorschrifften — Sprüche auß der Heiligen Schrift."

Härkingen (Solothurn): „In der Schule wird gelehrt, was ein jeder Hausvater beliebt.

III. **Lehrer.** a. Vorbildung. Groß (Schwyz): „Ich hab schon 20 Jahr lang Schul gehalten: vorher habe ich unter meinen Eltern gelebt, und von mir selbsten gelehrt schreiben und lesen, unter beständiger Bauern Arbeit."

Erstfeld (Uri): „Daß ich eben also bevor ich dieses Lehramte angetretten mich in Millitärischen Diensten befande, das kann ich noch mit mein erhaltenen Ehrenschriften beweisen. — Solche Jahre wendete ich neben meinen Dienstpflüchten gänzlich an für Lesen und Schreiben ꝛc. auch für Musik und Buchbünden (es kann also jeder Jüngling einsehen, daß das Millitärische Leben nicht zum Nachtheil, sondern daß Jeder vielen Nutzen daraus schöpfen kann, wann er nur will), ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß ich viele nützliche Sachen dabey erlernet habe. Daß ich aber auch Köften und sehr viele Mühe dazu angewändet, ist ganz klar den: das wenige welches mir von meinen Ältern Erbs halben zukame, verwändete ich gänzlich zum Lernen."

Opfikon (Z.): „Er[1] ist vorher bei Bauren zu Kloten Knecht gewesen."

Neubrunnen (Z.): „Mein Beruf ist vorher Trüll Meister gewessen aber wegen Bresthaften Beinen entlassen worden."

Elgg (Z.): „War vorher un Tisserand de Mousseline."

Unterhittnau (Z.): „Was hat er vorher für ein Beruff Meinem Vater geholfen Schull halten."

Wipkingen (Z.): „War ein Strumpfweber."

Bannwyl (Bern): „Der Lehrer war vom Eilften Jahr weg Schumacher und Liebhaber der Wissenschaften."

Frutigen (B.): „Von seinen Eltern zum Landbau gebraucht worden, ausgenommen drei Monate, während welcher er bei einem Schulmeister in Thun in der Lehre gewesen."

b. Nebenbeschäftigung, Familienbestand. Galgenen (Schwyz): „Ich muß Schulmeister sein und Frühmesser, und Caplan und Vicar, kurz! ich muß alles das, was mich Brgr. Pfarrer und Brgr. Bauern beordern, thun."

Seelisberg (Uri): „Meine Lieblingsbeschäftigungen seynd, bey Mattigkeit die Ruh, bei Hunger die Speis, bei Durst das Trank, insgemein aber Varietas sapit."

Andermatt (Uri): „Neben den Schul- und Kirchenpflichten (als Organist) hab ich keine andere Verrichtungen als etwa an einem Sonntag einige gute Freünde zu rassiren, welches zwar nicht meine Haupt Profession ist."

Trachslau (Schwyz): „Ich war ehedem in dem hauptort (Einsiedeln) schuhlmeister. Meine Familie besteht aus 5 Personen, welche Ehemals alle mit arbeith für unsere wahlfart (Wallfahrt) ihr Brod haben verdienen Können, nun aber ist dis alles weg. seiden spinnen ist nun unser Brod, aber ein schlechtes."

Kloten (Zürich): „Im Sommer, wan er Keine Schule Hat, so verdient er sein Brod mit dem Maurren."

Oberwinterthur (Z.): „Ist ein Zimmermann."

Gehrlisperg (Z.): „Der Schulmeister Heißen Jakob Krebser, Gebürtig aus Gehrlisperg, über 26 Jahr alt, habe ein Steiffmutter, ein Weib, ein Kind nach bey Leben. Und bin mit dito 8 Jahr Schullehrer. Vorher war ich bei meinem Vater selig, als Knabe gewesen."

Winterberg (Z.): „Hat vorher in einer wullen Faprik gearbeitet. Jetzt neben

---

[1] Die Schreiber reden häufig von sich selber in der 3. Person.

der Schule hab ich noch Kaufmanns waaren in Zürich zu verarbeiten und diesse Arbeit wird Mit Nammen Seydenwinden genennt."

Hagenbuch (Z.): „Vorher war er ein Dienst Bott hat ein kleines Händeli gibt Baumwollen zu spinnen hat ein wenig mit Wein zu thun."

Seelmatten (Z.): „Sein Name Klein Hans Zahner. Er ist vorher Steilständer[1] gewässen, jetzt thut er seine gaüter zu Bewerben."

Regensberg (Z.): „War vorher in der Stadt Wacht, arbeitete in den Gärten und ist Seyler."

Schönengrund (Appenzell): „Ist ansonst seine Profession ein Beck und treibt solche Winterzeit."

Äschlen (Bern): „Ich bin 5 Jahr schuldinner vor här bin ich allezeit hierorts gewäsen min be Ruff war for här auff dem säld zu arbeiten ich hätte neben dem lehrren noch andere ausrichtungen ich muß for der schul mein sich futteren."

Guttannen (B.): „Neben dem Lehramt hat er keine Precisse Verrichtung zu diesem wann es Jemand begert hätte, wehr er kaum komen doch wegen geringem Lohn."

c. Wahlart. Rüti (Zürich): „Auf der Kahnzel wirdt der Dienst verkündt, dann nimmt der oberst Pfarrer das egsamen ein, dasselbig überbringt er dem kosent[2] und der wellt."

Robenhausen (Z.): „Vom Examina thoren Kamvänt auf zügnuß von Pfarer und Steilstand."

IV. **Oekonomische Verhältnisse.** Nuolen (Schwyz): „Oekonomische Verhältnisse sind hier gar keine, sonder der Pfarrer hält Schul, und die Bürger bezahlen etwas oder nichts, nach Belieben."

Steinerberg (Schwyz): „Von diesem kleinen schul gehalt (8 fl. und das Schulgeld) wäre ich verpflichtet, unserem Bideren Pfarrer ein Geschänke zu machen. wenn er es annemmen wurde. weil er alle wochen zweymahl die schuhl besuchet und sowol auf mich als die Kinder genaue auffsicht hält, auch hatte er die mühe alle vorschriften selbst zu machen. — Diese vertrießliche Bemühung hätte ich gewißlich niemahl mir auflegen lassen. weil ich aber vom Sigriste dienste eine sehr geringe bezahlung habe, so mus ich verdienen, was ich kann, es ist besser zwei stücklin brod, als nur eines, ich empfehle beyde zur vergrößerung."

Ottikon (Zürich): „Die Schulle muß ich halten in meinem eigenen Hausse, Und stadt daß ich Hauß-Zinß solte bekommen, muß ich noch meinem Bruder etliche Gulden abgeben Weillen bei Absterbung meines Vaters selig er ein Erb ware wie auch ich. so mußte ich wegen dessen suchen, daß er in einem andern Hauß wohnen könnte, und nun Wünschte ich und Bäte davor einen ersatz oder Anleitung, auf waß Art und Weiß ich dießen ersatz suchen soll, auch Bedenklich ist es daß wann einer Kinder hat, er wegen ermanglung einer Schullstube ers alsdan in andere Häußer schicken muß um zu arbeiten in währender Schull Zeit."

Theilingen (Z.): „Das Schulhaus ist mein Eigen haus und nur eine Stuben für die haushaltung und Schul. Ich erhalte keine Rebarazion der Schulstuben an Tischen oder bänken oder fensteren."

---

[1] Stillständer, Mitglied der Gemeindskirchenpflege.

[2] Der Antistes der zürch. Geistlichkeit in Zürich examiniert und stellt auf Grundlage seiner Prüfung den Antrag an den (halb geistlichen halb weltlichen) Examinatorenconvent.

Bärentschweil (Z.): „Meine Stuben verhätt nicht gut".

Kath. Grub (St. Gallen): „Und das ist meine Anmerkung von 72 Wochen schuhlhalten ber 31 fl. wenig ist und bey Ander zwei ist es auch Ser wenig. Sie sehen es selbesten ein, wie diese Brofession von profidiren ist und wan Ich nicht von Meinem Heimmet Leben Könt Ich mich nicht Ehrlich Underhalten Bey einer Solchen teuren Zeit von disen drei Amters Verrichtungen."

Waldstatt (Appenzell): „im Sommer Hab ich der Lohn von der Gemeinds-kammer — Wochentlich . 3. fl. Vom Funken. Sonntag bis Michele — es ist ein gewißes Geld, in der Gemeindskammer, ich weiß nicht wie viehl, wen ihr selbiges wüßen wohlet so sollet ihr, an die Gemeindskammer Schreiben."

Kleinlützel (Solothurn): „Das Schulhaus ist ein altes baufälliges unschickliches Gebäude, zu klein und hat bald keine Bänke mehr, weil die hiesige Gemeinde dasselbe erhalten sollte."

Dullikon (Soloth.): „Was das Schulhaus anlanget thuet, so ist es ein ungesundes Haus und füecht, daß ich und die Kinder viel Zeit krank worden sind. Die Stube ist sonnenhalb ganz im Boden wie ein Keller und wenn man heizen thuet, so schwitzen die Mauern und wen es Regenweter ist, so setzet sich das Wasser durch die Mauern hinein. Da gibt es eine Luft, daß es nicht auszustehen ist."

Trotz all diesen Verhältnissen, theilweise wol auch wegen derselben, gab es Lehrer, die im Schuldienst grau geworden waren und doch noch ausharrten. So war im Solothurnischen ein rüstiger 77jähriger Lehrer, der im 58. Winter Schule hielt, und aus dem Kanton Säntis gieng der Erziehungsbehörde folgender Vers ein:

Ihr thuont ganz rächt an mich begähren,
Daß ich mich vor euch soll erklären,
Wie ich den Schuldienst noch wölle tryben,
Oder denselb lassen blyben;
Weil ich sächs und siebenzig Jahr im Alter,
Schon zwei und fünfzig Jahr Schuoll gehalten,
So möcht ich jetzt ein ruhigs Läben,
Und thuon die Schuoll mit Dankh aufgäben.

Wenn man dabei vernimmt, daß der Lehrer und Caplan in Bauen mehr Geld für Anschaffung von Schulbüchern auswandte als sein Schullohn (6 fl.) betrug, daß der Pfarrvicar in Hergiswyl erklärte, „wenn mir die Gemeine Hergiswyl etwas zu verdanken hätte, so wäre es wegen der Schule", daß von verschiedenen Seiten her, aus dem Kanton Zürich wie aus den Urkantonen, der Wunsch der Ermöglichung besserer Lehrerbildung für die folgende Generation bei Gelegenheit des Fragenschemas dem Minister vorgetragen wurde, daß Lehrer aus dem Kanton Solothurn, die durch die Verhältnisse wolgerechtfertigte Bemerkung machen, der Schullohn sei so gering, daß sie nicht Schule halten könnten, „wenn sie nicht mehr aus Liebe, als aus Verdienst unterrichten würden", so wird man für einzelne dieser Schulmänner mit Hochachtung erfüllt, und hat bei aller Düsterheit des Gesammtgemäldes das Gefühl, daß da und dort Personen im Amte standen, die besser waren als das System, dessen Früchte als böses Erbe von der alten Eidgenossenschaft auf die Helvetik übergegangen waren.

* *
*

Aber diese verrotteten Zustände des bisherigen Schulwesens waren nicht das Einzige, was sich dem Hochflug der Reformgedanken der Helvetik entgegenstellte und in solch grellen Contrast mit demselben trat. Nicht weniger ist es die Noth der Zeit gewesen, die weitgreifenden Aenderungen gerade in dieser Epoche mehr als je ein Halt gebieten mußte. Im Jahr 1799 war, wie allbekannt, die Schweiz der „Kampfplatz fremder Heere"; es ist das Jahr der beiden Schlachten von Zürich, des Zugs Suwarows über die Alpen; das Jahr, in welchem der ganze Norden und Osten der Schweiz unter österreichisch-russischem Schutz die Helvetik von sich warf, bis das Kriegsglück sich für die Franken entschied, und in welchem der Druck der alliirten wie der fränkischen Heere gleich schwer auf Helvetien lag. Namentlich die Berggegenden litten furchtbar; aus den Kantonen Waldstätten (Urkantone mit Zug), Säntis (nördlicher Theil von St. Gallen und Appenzell) und Linth (südlicher Theil von St. Gallen und Glarus) wurden vierthalbtausend Kinder nach den reichern Kantonen fortgesendet, um dem Hungertod zu entgehen und zu suchen, wo sich wohlthätige Leute ihrer annähmen. Die Casse des helvetischen Directoriums war von erschreckender Leerheit und was man noch erübrigen konnte, mußte zu Kriegszwecken verwendet werden; die Zehnden und eine Reihe alter Gefälle, auf denen die bisherige Ordnung der Dinge, besonders auch die Besoldung der Geistlichen beruhte, abgeschafft und ein neues Steuerwesen nicht eingerichtet; die Regierung konnte nicht einmal sich selbst ihre Besoldungen auszahlen, und wie im Centrum, so stands ringsumher: Wirrwarr und Noth war die Signatur der Zeit. „Die Räthe befleißigen sich — schrieb Professor Hottinger in Zürich — um besserer Ordnung willen Alles auf den Kopf zu stellen, die Franzosen, um mehrerer Gleichheit willen, alles aufzufressen. Unsere Erziehungsräthe — Gottlob ich bin keiner mehr von ihnen — beherzigen das Wohl der Schulen, welche nächster Tage keine Schulmeister mehr haben werden. Unsere Prediger verkünden die Strafgerechtigkeit Gottes, wenn er uns die Franzosen zuschickt, preisen ihn für Güte und Erbarmung, wenn er sie durch die Oesterreicher vertreibt, und bewundern abermals seine unerforschliche Weisheit, wenn er sie zurückführt. Die Verwaltungskammer hat, wie man versichert, eine Menge Schulden und Processe und gerade 12 fl. 45 kr. in Casse". Einem Mitglied des Erziehungsrathes des Kantons Luzern erzählt ein Pfarrer noch im Jahr 1801: „Wir haben Leute, die Jahr aus Jahr ein keinen Brocken Brot in der Suppe haben, oder höchstens Brot, welches aus Vogelheumehl gebacken ist, und mehr brennt und schadet, als sättiget und nützt. Und diese Leute müssen vom frühen Morgen bis in die Nacht schaffen, damit sie nur unter einem schlechten Obdache zusammen-

bleiben können und nicht auf freier Straße betteln und sich von einander trennen müssen. Nimmt man ihnen täglich alle Kinder vom Hause, so kann der Vater nimmer weben, weil ihm niemand spulet und die Mutter nimmer spinnen, weil sie die kleinen Kinder allein bewachen und verpflegen muß. Sie können sich den Jammer, mein Freund, nicht vorstellen, den die Eltern darüber bezeigen, daß ihre Kinder die meiste Zeit des Tages in der Schule zubringen sollen; nicht daß sie nicht geneigt wären, sie zum Unterricht gehen zu lassen, den sie ihren Kindern herzlich wünschen, aber weil sie auch der Beihülfe der kleinsten, die kaum gehen und reden können, zu entbehren nicht im Stande sind, ohne die ganze Familie es empfinden und noch größern Hunger leiden zu lassen." Wahrlich unter solchen Verhältnissen wäre es kühn gewesen, die Reform eines bestehenden Schulgesetzes zu unternehmen; ein Schulwesen, das diesen Namen verdiente, erst neu zu begründen, mußte fast als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtet werden; und daß doch der Versuch nicht unterlassen wurde, daß die Männer der ehemaligen helvetischen Gesellschaft selbst unter diesen Verhältnissen, man darf fast sagen um jeden Preis, diesen Versuch wagten, ehrt ihre Einsicht, daß nicht politische Künstelei, sondern die Regeneration des Volkslebens allein auf die Dauer die Existenz der Nation sichern werde.

Und es waren nicht blos die Männer der Regierung, die also dachten. Als zu Anfang des Jahres 1799 die neuen Erziehungsräthe bestellt wurden und nun ihre erste Sitzung mit öffentlicher Feierlichkeit hielten, da zeigte sich, daß eine keineswegs unbedeutende Anzahl von Männern mit Liebe und Begeisterung sich der Aufgabe, für die Schule zu wirken, in den verschiedensten Landestheilen unterzog. Die Reden, die in Luzern und Freiburg, in Basel, in Frauenfeld und an andern Orten bei diesem Anlaß gehalten wurden, legen ein beredtes Zeugniß davon ab. „Und nun, Bürger Helvetiens, theure Freunde! — schloß Pfarrer Sulzberger* in Frauenfeld seine Programmrede am 25. Februar 1799 —, lebt nicht in euch die Hoffnung, auf dem angebahnten Wege, wenn man ihn nicht übereilt, aber mit fest vorrückendem Schritte verfolgte, müßte unsere liebe Jugend wesentlich gewinnen, an Sittlichkeit, an Verstandesbildung, an nöthigen Kenntnissen, an Brauchbarkeit zu jedem Geschäfte, an wahrer Aufklärung? Ja freuet euch dessen, ihr Redlichen im Lande! danket der Regierung, die sich dafür so emsig bemüht, biedere Bürger! Es ist der Freude, des Dankes werth. Freilich geht Aufklärung, Bildung, Veredlung eines Volkes nur langsamen Schrittes. Sie ist nicht eine Frucht, wie das liebe Korn, das man im Herbste säet und im Sommer schon schneidet. Aber wenn sie sorgsam gepflanzt und fortwährend treu gepflegt wird, so wächst sie gewiß, bleibt niemals zurück, steigt allmälig, aber sicher, reift und bringt kost-

bare Nahrung für Geist und Herz. Das Gedeihen kann ihr nicht fehlen, denn es kommt von oben herab, von dem Gotte, der das Glück seiner Menschen so gerne befördert. Zu ihm, dem Allgütigen, sei unsere Hoffnung gerichtet und unser Gebet um Segen zu dem guten nützlichen Werke!"

„Bürger Erziehungsräthe, theuerste Brüder Mitcollegen — so redete der Stadtpfarrer Thaddäus Müller* in Luzern am 20. Januar 1799 die Mitglieder der Behörde an — uns ist das Werk, die öffentliche Erziehung im Kanton Luzern zu leiten, aufgetragen. Ich weiß es: Jeder von uns fühlt es tief, daß das Werk über unsere Kräfte sei; aber jeder von uns ist von der Gesinnung beseelt, zu thun, was er nach Kräften vermag. Die feierliche Einsetzung der Erziehungsräthe in Helvetien, wodurch das Vollziehungsdirectorium der Republik sie auszeichnet, geschieht nicht um unsertwillen, Bürger Mitcollegen, sondern um der Sache selbst willen. Die öffentliche Erziehung ist für die Republik eine höchst wichtige Angelegenheit: Darum will das Vollziehungsdirectorium, daß diejenigen, welche daran arbeiten, zwar öffentliche Achtung haben; aber daß sie zugleich die Verbindlichkeit ihrer Pflicht gegen ihre Mitbürger und gegen das gesammte Vaterland öffentlich auf sich nehmen und feierlich ihr genug zu thun angeloben. — Wir haben bis dahin in Eintracht, mit freundschaftlicher Vertraulichkeit und mit Thätigkeit gearbeitet; einer hat den andern belehrt, einer den andern in dem, was ihm gut schien, gern unterstützt. Also wollen wir fortfahren — mit Eintracht und Treue. Wir wollen auf nichts sehen, was gegen uns sein könnte, nur auf die Menschheit, mit deren Wohl unsre Arbeiten unmittelbar in Verbindung stehen, und auf unser werthes Vaterland!"

Im Volke selbst aber war die Indolenz, verbunden mit der Abneigung gegen die Regierung und der gedrückten Zeitlage noch viel zu groß, als daß ein gedeihliches Wirken sich rasch hätte erzielen lassen. Selbst wohlwollende Elemente ließen sich dadurch von der Mitwirkung abschrecken. „Für einen gemeinen Religionslehrer, für einen Dorfschulmeister — heißt es in einem solchen Ablehnungsschreiben aus dem Kanton Säntis — möchte ich Fähigkeit haben, aber zu einem Erziehungsrath mangelt es mir an Belesenheit, an Büchern, an Erfahrung. Zudem ist man in unserm Land und besonders in meiner Pfarre (doch nur Ihnen und Ihren Freunden, denen diese Kenntniß nöthig ist, im Vertrauen und geheim gesagt) nicht gut auf neue Schulanstalten zu sprechen; man besorgt immer Nachtheil für die Religion; dieser Begriff ist gar nicht leicht aus den Köpfen herauszureißen, weil man immer mißtrauisch ist, und eher die Schätzung eines rechtschaffenen Mannes als die irrige Idee fahren läßt. Ich könnte mir also nicht viel besseres versprechen als Haß und Verachtung."

Vor allem tief saß das religiöse Mißtrauen, besonders katholischerseits. Daß Stapfer eine ernst religiöse Natur war, immer und immer wieder für den religiösen Frieden, für die Hochhaltung der religiösen Interessen, und auch für die Interessen der damals geradezu mit bitterster persönlicher Noth ringenden Geistlichkeit mannhaft eintrat, konnte wenig oder nichts daran ändern. Der Helvetik klebte von vorn herein der Verdacht der Kirchenfeindschaft von ihrem französischen Ursprung her an. Von den einschneidenden Neuerungen der Helvetik, Aufhebung der Zehnden ohne Entschädigung, Aufhebung der Gesetze gegen die gemischten Ehen, principieller Aufhebung der Klöster, Vorschrift zu allgemeiner Leistung des Bürgereides mit besonderer Verschärfung desselben gegenüber den Geistlichen, wurden die kirchlichen Gefühle und Traditionen unmittelbar getroffen; es war ferner bekannt, daß Laharpe den Geistlichen jeden Antheil an der Schulaufsicht hatte entziehen wollen; dazu kamen wirkliche Rohheiten Einzelner, wie der Brief des französischen Commissärs Mengauds an die Mönche von Engelberg[1]; die gegenwärtige Regierung, der eine gewisse Mäßigung nicht abzusprechen war, trug den Charakter des Provisorischen; es konnte ihr, wie die Dinge lagen, ebensowol ein Machtspruch Frankreichs als der Sieg der alliirten Mächte ein jähes Ende bereiten; und wessen hatte man sich dann für die Zukunft zu versehen? Nach gewissen Seiten hin lagen die Dinge für eine fortschreitende Entwicklung auf dem Gebiete des Schulwesens geradezu schlimmer als vor der Staatsumwälzung. Das obrigkeitliche Ansehen, das die alten Regierungen umgeben, ward der neuen Regierung nicht von ferne zu Theil; es liegt in der Natur der Sache, daß jeder gewaltsame Umschwung zunächst die anarchischen Elemente kräftigt, die idealen Ziele zurückdrängt. Es ist nicht eine vereinzelte Wahrnehmung, wenn Ph. Em. Fellenberg 1799 schrieb: „Man muß den Zustand der Schulen auf dem Lande gesehen haben, um sich vorstellen zu können, wie äußerst beklagenswerth er in jeder Beziehung ist, und wie Eigennutz, Engherzigkeit, Eigendünkel und Starrsinn, Hauptzüge des Charakters der großen Menge der Zeitgenossen geworden sind. Statt zu verschwinden, haben sich diese Uebel nach der staatlichen Umwälzung noch vermehrt, woran die sinnliche Weise, die Begriffe von Freiheit und Gleichheit aufzufassen, nicht wenig Schuld trägt."

Dann waren, nachdem einmal die Gegensätze in voller Schärfe auseinander getreten, nicht nur Viele ängstlich geworden, und ohne Aussicht auf festen Schutz bei der neuen Ordnung der Dinge zu einer schwächlichen

---

[1] Derselbe ist abgedruckt bei Hilty, Vorlesungen über die Geschichte der Helvetik, S. 256.

Neutralität oder geradezu zu den Feinden der neuen Ordnung übergegangen, sondern im Volk selbst wurde jetzt manches als verdächtig aufgefaßt, was man früher arglos, wenn auch ungern, angenommen. „Viele Eltern — berichtet ein Inspector aus dem Kanton Luzern zu Anfang 1801, „wollen ihre Kinder durchaus nicht in die „Sulzjoggi-" [1], in die „Franzosenschulen" schicken; viele wollten keine St. Urbanischen Namenbüchlein dulden, worin ja französische Buchstaben stehen; viele wollten ihre Kinder nichts Gedrucktes lesen lernen lassen. Sogar die alten, von Wissing und Thüring gedruckten Namenbüchlein sind nun auf einmal ketzerisch; denn es heißt darin: ich glaube in Gott Vater und nicht an Gott. Den P. Nivard Schulinspector hat der Teufel geholt und dem andern (mir nämlich) wird es auch bald so gehen. Solche und tausenderlei Reden und Ausdrücke werden in den Pfarreien Altishofen und Reiden häufig gehört. — Die Municipalitäten Reiden und Wikon haben sich entschlossen, keine Namenbüchlein einzuführen, koste es was es wolle, und durchaus beim Alten zu bleiben. Es giebt auch Eltern, die aller Aufforderung ungeachtet ihre Kinder doch nicht zur Schule schicken und nach ihrer eigenen Aussage lieber 60 Fünfbätzler Strafe bezahlen wollen."

Da konnte es nicht mehr viel helfen, wenn bei der Bestellung der Schulinspectoren und der Erziehungsräthe möglichst auch das geistliche Element hereingezogen und in paritätischen Kantonen ängstlich auf gleichmäßige Berücksichtigung der Confessionen gesehen wurde. Die meisten katholischen Geistlichen lehnten ab, oder erschienen einfach nicht in den Sitzungen. In Freiburg hatte man noch mehr als anderswo an die Kirche sich anzulehnen versucht, den Bischof Odet sogar zum Ehrenmitglied des Erziehungsrathes ernannt, mit einer einzigen Ausnahme alle Inspectoratsstellen im katholischen Landestheil mit Geistlichen besetzt. Es half alles nicht; der Bischof gab seine Demission als Mitglied des Erziehungsrathes, verlangte den Oberentscheid (das Placet) über alle Schullehrerernennungen, verbot den katholischen Geistlichen weiterhin an den Sitzungen des Erziehungsrathes theilzunehmen und sprengte damit den Erziehungsrath selbst, der vom Frühjahr 1802 an gar nicht mehr zu einer Sitzung zusammengetreten zu sein scheint.

Die Erziehungsräthe hatten mancherorts, auch an gefährdeten Posten, besonders in den Kantonen Säntis und Luzern, geleistet, was redlichem Willen

---

[1] Sulzjoggi, Volksname des Bauern Jakob Schmidli von Wolhausen, Kanton Luzern, der 1748 als Ketzer hingerichtet worden war. Vergl. Geschichte der Eidgenossenschaft von Vögelin, fortgesetzt von Escher Bd. III (Seite 320 der Ausgabe von 1861).

möglich war. Sie hatten gründliche Schulinspectionen organisirt[1]; sie hatten ihre Wünsche namentlich für Begründung von Lehrerseminarien der Regierung übermittelt; und auch diese letztere that was sie konnte, um das Volksschulwesen zu heben. Schon im November 1799 hatte sie bei aller Geldnoth Kirchen-, Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten steuerfrei erklärt, im Oktober 1799 Bewilligung zum Holzschlag für Schulzwecke in den nationalen Waldungen gegeben, im April 1800 der Geistlichkeit ein Mitverwaltungsrecht über die Schulgüter ertheilt, um zu verhüten, daß diese letztern ihrem Zweck entfremdet würden. Und endlich erfolgten im Dezember 1800 weitgreifende Beschlüsse, die gerade darum an manchen Orten mehr wirkten, weil die Regierung (der helvetische Vollziehungsrath) es wagte, wieder einmal bestimmt und befehlend und nicht blos auffordernd und empfehlend aufzutreten, so daß die Kantonsbehörden sich veranlaßt sahen, ihre Hülfe zur Vollziehung zu leihen. Diese Decrete — gewissermaßen das Testament der Helvetik auf dem Gebiete des Erziehungswesens giengen dahin: „Die Municipalität einer jeden Gemeinde habe ein ge„räumiges Zimmer für die Schule anzuweisen und dafür zu sorgen, daß „es den ganzen Winter über gehörig geheizt werde. Der Erziehungsrath „ernennt nach bestehenden Vorschriften einen Schulmeister, dem die Muni„cipalität außer der Behausung wenigstens eine Besoldung von 80 Fr. „für das kommende Winterhalbjahr bis Ostern anzuweisen hat[2]. $^2/_3$ der „Kosten werden durch eine Auflage auf das Grundeigenthum und $^1/_3$ durch „die Hausväter bezahlt." Jede Municipalität, die bis zum 15. Jänner 1801 keine Schule in ihrer Gemeinde errichtet hatte, verfiel in eine Strafe von 40 Fr., welche dem Erziehungsrathe eingehändigt und zum Ankaufe von Schulbüchern verwendet werden sollte.

Diesem Beschlusse vom 4. Dezember 1800 folgte zwei Tage später eine Verordnung, welche jeden Hausvater, dessen Kinder im Alter waren die Schule zu besuchen, verpflichtete, dieselben wenigstens den Winter über

[1] Bei diesen waren gelegentlich ganz originelle und energische Persönlichkeiten thätig, die es verstanden, dem groben Klotz der Indolenz und der religiösen Verdächtigung einen groben Keil entgegenzusetzen. So berichtete der Inspector des Bezirks Willisau — ein katholischer Geistlicher — unterm 15. November 1801 an den Erziehungsrath: „Der Land-Municipalität von Willisau habe ich mit dem Hartschier gedroht, wenn sie nicht den Herrn Schöch innert 8 Tagen für das letzte Jahr bezahle; Hergiswyl, wo vor einem Jahr nur 14 Tage Schule gehalten wurde, hat, wie ich besorge, wirklich weder einen Schulmeister noch Schulanstalten; ich wünsche deshalb, daß Sie dieser Gemeinde einen Ehrengast ins Wirthshaus schicken möchten, bis mir Antwort gegeben und die Schule eingerichtet ist. Die Hageln mögen dann wieder gehen und die andern Gemeinden ausspotten, welche letztes Jahr gehorsam und thätig waren."

[2] 1801 wurde dieses Besoldungsminimum auf 100 Fr. erhöht.

dahin zu schicken, wenn er nicht dem Schulinspector beweisen konnte, daß er auf eine andere angemessene Weise für ihren Unterricht sorge, eine Verpflichtung, welche auch auf alle diejenigen ausgedehnt wurde, bei denen solche Kinder an der Kost waren. Ebenso sollten auch den Kindern die von dem Erziehungsrathe eingeführten Schulbücher angeschafft werden.

Im September 1800 war Stapfer[1] bereits vom Schauplatz abgetreten, um als Gesandter nach Paris zu gehen, und an seine Stelle trat im Dezember Mohr*, der in dem gleichen Sinn und Geiste die Geschäfte weiter führte. Aber schon im Jahre 1801 wurden die Ministerien des Unterrichts und des Innern mit einander vereinigt und in dem sich nun immer deutlicher vollziehenden Auflösungsproceß gieng die Autorität der kantonalen Erziehungsräthe unter. Die allgemeine Anarchie fand auch auf dem Gebiete der Schule ihr getreues Spiegelbild. Beispiele aus dem Kanton Säntis mögen diese Thatsache illustriren. Die Schullehrerwahlen wurden trotz mehrmaliger Aufforderung immer wieder ohne die Mitwirkung der Behörde vorgenommen. Aus Wittenbach wird berichtet, daß ein junger Bürger nur darum an die Stelle gekommen sei, weil ihn die junge Mannschaft daselbst als lustigen Cameraden im Mehr durchgebracht habe. In Rorschach intriguierte ein früherer Lehrer gegen den von der Behörde eingesetzten, suchte namentlich dessen politische Gesinnung zu verdächtigen und die Bevölkerung gegen ihn einzunehmen. In Peterzell wurden Frühschulen abgehalten, um nur nicht die neuen Einrichtungen der öffentlichen Schule befolgen zu müssen. Am widerspenstigsten waren die appenzellischen Gemeinden, besonders von der Zeit an, da die Neubildung eines besondern Kantons Appenzell wieder in Aussicht stand. Teufen weigerte sich hartnäckig, seinem Schulmeister, Jakob Hörler, die Schulstube über Gallitag hinaus zu verzinsen; die vor den Rath citirten Gemeindsabgeordneten erklärten, daß die Gemeinde nicht pflichtig sei, Schulhäuser anzuschaffen; wenn Einer habe Lehrer sein wollen, so sei er immer zuerst angefragt worden, wo er eine Schulstube habe, ehe ihm das Schulhalten erlaubt worden sei; außer dem Joh. Hörler von Niederteufen verlange auch keiner der übrigen Schulmeister in der Gemeinde diese Neuerung, und da doch alles provisorisch sei, so finden sie, es sei genug, daß Schule gehalten werde, das Andere könne man abwarten. Auf eine Anfrage wegen einer illegalen Schulmeisterwahl erklärte die Gemeinde Trogen, daß sie nach

---

[1] Stapfer hatte neben seiner amtlichen Wirksamkeit schon 1798 die Initiative ergriffen, durch Gründung eines Vereines die Culturinteressen zu fördern (s. Monogr. Stapfer, Zschokke); und noch 1800 in Bern die „Gesellschaft der Freunde des Erziehungswesens“ begründet, hauptsächlich um Pestalozzis Bestrebungen einen Rückhalt zu schaffen.

ihren bisherigen Gebräuchen in Schulsachen fortfahren werde oder von der Regierung in Bern Entscheid haben wolle. Im District Herisau wurde gar nichts für das Schulwesen gethan. Auch die Gemeinde Speicher nahm nicht die geringste Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften. Unter solchen Umständen mußte auch bei den Besten der gute Wille und der Muth gelähmt werden; zu wiederholten Malen wandte sich die Behörde an die Regierung mit einer lebhaften Schilderung ihrer Lage und des Unvermögens in derselben etwas von Belang auszurichten. Wir werden uns auch nicht wundern, daß in den Jahren 1802 und 1803 in der Behörde selbst mehrmals der Antrag gestellt wurde, die Geschäfte zu vertagen. Der Regierungsstatthalter des Kantons Säntis sah sich veranlaßt, ein Manifest an sämmtliche Municipalitäten zu richten, worin die Bürger nachdrücklich aufgefordert wurden, die Autorität des Erziehungsrathes anzuerkennen. Endlich brachte die Mediation auch für diesen allmäligen Absterbeproceß die Erlösung.

Nicht so ganz ohne eine bleibende Spur ihres Wirkens zu hinterlassen ist dagegen die helvetische Centralregierung aus dem Leben gegangen; freilich war es ihr nicht beschieden, selbst die Früchte ihrer Wirksamkeit reifen zu sehen. Es lag nicht in der Zeit, daß diese Früchte von oben herab zur Reife gebracht werden konnten; von unten herauf mußten sie sich entwickeln. Das hatte mit genialem Blicke Pestalozzi* durchgeführt, als er einst Stapfer die Uebernahme der Leitung eines Seminars abgeschlagen und erklärt hatte, daß er seine Idee für bessern Unterricht zuerst in einer Kinderschule erproben und deren Resultate heiter machen wolle.

Es gehört zu den schönsten Zügen der helvetischen Regierung, daß sie, die oft nicht wußte, woher das Geld für die nothwendigsten Bedürfnisse gewinnen, diesem Manne mit einem geradezu unverwüstlichen Vertrauen zur Seite stand. Für das Waisenhaus in Stans wurde finanziell durchaus ausreichend gesorgt; die helvetische Regierung setzte Pestalozzi für seine Versuche an der Elementarschule in Burgdorf eine kleine Besoldung aus und eben dieser Regierung verdankte er es, daß er im Schloß für seine Erziehungsbestrebungen festen Sitz fand; sie unterstützt ihn daselbst für Heranbildung von Lehrerzöglingen mit einer für ihre Verhältnisse namhaften Summe, und sie ist es, die von 1800 an und noch in den letzten Monaten ihres Bestandes durch Geldvorschüsse ihm die Herausgabe seiner Lehrbücher möglich macht. So hat sie bei Pestalozzis Werk gewissermaßen Pathenstelle vertreten; und was frei von den Schlacken der politischen Wirren und Irrungen der helvetischen Periode echter Kern idealen Strebens in ihr war, das ist über ihrem Grabe durch Pestalozzi für die Nachwelt gerettet und zum Gewinn des Vaterlandes wie der Menschheit geworden.

Mediation und Restauration.

Die Periode der Mediation 1803—1814, welche der Helvetik folgte, war wie diese durch ausländischen französischen Einfluß bedingt. Thatsächlich hatte Napoleon unter dem Titel des „erhabenen Mediators" die Vormundschaft über die Schweiz ebensogut in die Hände genommen, wie unter dem Titel eines „Protectors" diejenige über den Rumpf des ehemaligen deutschen Reiches, den Rheinbund. Das Gefühl der Abhängigkeit ließ sich nicht wegdisputiren; die Ungewißheit über die letzten Absichten des Gewaltigen, dazu die Blutsteuer, die die Schweiz mittelst Zwangswerbung zu dessen kriegerischen Unternehmungen liefern mußte, weckten es immer aufs neue.

Trotz all dem rief diese Abhängigkeit nicht das nämliche Mißbehagen wach, wie diejenige, deren Ausdruck die Helvetik gewesen, noch wie die nachfolgende der alliirten Mächte, die der Schweiz nach Napoleons Sturz ihre Neutralität garantirte und den Bundesvertrag von 1815 gestattete. Fürs erste war man der endlosen Parteiwirren satt, durch welche die Helvetik zu Grabe getragen worden; man empfand es keineswegs als bloße Phrase, wenn Napoleon bei Uebergabe der Mediationsacte den schweizerischen Abgeordneten ins Gesicht gesagt hatte: „Die Vermittlung ist ein, Schiffbrüchigen in dem Augenblick, wo sie in den Abgrund versinken sollten, dargebotener Rettungsbalken." Dann sicherte die Mediation, wenn sie auch auf die föderative Gestaltung der Schweiz zurückgieng und das Princip des Einheitsstaates preisgab, doch die wesentlichsten Errungenschaften der Staatsumwälzung: Aufhebung der Unterthanenverhältnisse, Selbständigkeit der neuen Kantone Waadt, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Tessin, und Centralisation in den nothwendigsten Punkten. Und endlich darf gesagt werden, daß diese Verbindung etwelcher Centralisation mit der Wiederherstellung der Kantonalsouveränität in geschickter Weise das darbot, was die gebildetsten und freisinnigsten Männer damaliger Zeit zu retten hoffen konnten, ohne aufs neue stetig wiederkehrende Rückschläge befürchten zu müssen. Gerade diesen Männern galt die Mediationszeit trotz all ihrer Schatten, trotz der Schweizertruppen in französischem Dienst, trotz der Losreißung des Wallis, Genfs, Neuenburgs und des bernischen Jura, trotz der Continentalsperre, als eine glückliche Zeit, in die sie bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung von 1848 mit Vorliebe sich zurücksehnten; und auch den Zeitgenossen ihrer jüngern Jahre machten sie aus dieser Ueberzeugung kein Hehl. „Man werfe — sagte der Präsident der helvetischen Gesellschaft an der

Jahresversammlung von 1812 — man werfe einen unparteiischen Blick auf die benachbarten Staaten alle ohne Ausnahme, und man wird finden, daß unsere Lage in jeder Beziehung beneidenswerth ist; wir leben unter einer Verfassung, welche wol auch ihre Mängel hat (welche Verfassung hat deren keine?), aber doch die Rechte Aller sichert; keine Vorrechte einzelner Kasten drücken die andern Bürger, keine unerschwinglichen Abgaben verzehren das Mark des Landes, und unter milden Gesetzen, entworfen von selbstgewählten Regenten, genießt ein Jeder in Ruhe, was das Glück oder sein Fleiß ihm bescherte. Zwar auch uns drücken, dies ist nicht zu läugnen, die Ereignisse von Außen; unser Handel, unser Gewerbsfleiß ist zu Boden gedrückt, und viele tausend Menschen sind in Gefahr, brodlos zu werden; aber haben es etwa unsere Nachbarn in dieser Beziehung besser? Liegt nicht der Handel von ganz Europa darnieder? und würden wir wol mehr gewinnen, wenn wir einem anderen Lande angehörten? Schon der Gedanke müßte den Schweizer entehren, für einen augenblicklichen blos pecuniären Vortheil, auch wenn er wirklich statt hätte und nicht blos erträumt wäre, das Glück der Unabhängigkeit, der Freiheit für sich und seine Kinder dahinzugeben." Und als die helvetische Gesellschaft nach fünfzehnjährigem Unterbruch sich 1819 aufs neue versammelte, lautete die Beurtheilung der mittlerweile stattgefundenen Veränderung bitter genug. „Der Ursachen, weßwegen unsere Gesellschaft seit 1813 nicht mehr zusammengekommen ist, sind mehrere... Anfangs lagen sie in den Zeitumständen, an die ich ungerne erinnere; an die fatale Zeit, in welcher unser Schweizervolk an dem eingebüßt hat, was ihm hätte köstlicher sein sollen als Gold und Perlen, an seiner Ehre; an dem Glauben, daß wir auch standhaft ausführen, was wir männlich beschließen; daß wir an unser gegebenes Wort allemal Gut und Blut setzen; daß Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Eintracht uns zu Bestützung unserer Grenzen eine Kraft gebe, welche Niemand verachten dürfe. Diese ehrenvolle Meinung, welche das Ausland von uns hatte, und die, in Verbindung mit unserer geographischen Lage, seit Jahrhunderten sicherern Schutz gewährt hat, als ohne sie ein zahlreiches, kostbares Heer nicht vermögen würde — wie stark ist sie in jenen Tagen gesunken! In jenen Zeiten, wo von fremden Kriegsheeren, die sich rings um uns herum schlugen, das eine einen gebahnten Weg durch unser von seinen Grenzvertheidigern verlassenes Land fand — in den Zeiten innerer Spannung, wo die Einen den Sturz der Mediationsacte als einen schweren Verlurst fürs Vaterland fürchteten, die Andern ihn sehnlich wünschten und mit Eifer einleiteten; bei der leidenschaftlichen Stimmung des Gemüths, durch welche fremde Einmischung — die, komme sie von Süd oder Nord, einem freien Volke von Herzen zuwider sein sollte — aber-

mals nothwendig geworden war, wenn nicht entweder die Trümmer des alten, doch wol zu enge gewordenen Staatsgebäudes eilfertig wieder aufgerichtet oder aus leichtem Geflechte eine neue Hütte in der Eile zusammengestoppelt oder wol gar durch Bürgerkrieg entschieden werden sollte, von wem und wie freie Bürger regiert sein wollen; in Zeiten solch babylonischer Verwirrung der Sprachen und der Gedanken konnte man die helvetische Gesellschaft nicht füglich versammeln."

Der Bundesvertrag von 1815 war vom staatlichen Gesichtspunkte aus gegenüber der Mediation ein entschiedener Rückschritt. An die Stelle der sechs Directorialkantone der Mediation (Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel) traten die drei eidgenössischen Vororte Zürich, Bern, Luzern als Sitz der Centralgewalt. Die Macht, welche diese Centralgewalt in der Person des jeweiligen Landammanns bleibend vereinigt hatte, wich wieder der alten Tagsatzung, die nur zeitweise zusammentrat und durch die Instructionen, an welche die Abgeordneten von ihren heimatlichen Regierungen gebunden waren, nur langsam und mühsam zu Mehrheitsbeschlüssen gelangte. In den zu voller Souveränität zurückgekehrten Kantonen erlangten die früher regierenden Hauptstädte ein unverkennbares Uebergewicht; der stille Hang zu noch weitergehender Herstellung der Zustände vor 1798, der durch diese Verhältnisse Nahrung und Hoffnung gewann, war begleitet von hülfloser Ohnmacht dieses kleinstaatlichen Conglomerats gegenüber den Ansprüchen des Auslandes wie der Kirche. Dazu war der Bundesvertrag unter die Garantie der europäischen Mächte gestellt, und galt als Geschenk derselben; dem gegenüber das Selbstbestimmungsrecht der Eidgenossenschaft, in einer Revision diesen Bundesvertrag abändern zu dürfen, als eine Gefährdung der Existenzberechtigung der Schweiz erscheinen mußte; denn auf der Grundlage dieses Bundesvertrags war durch den Wienercongreß die Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft anerkannt worden.

Dessenungeachtet hatte auch die neue Gestaltung der Dinge ihre Lichtseiten. Diese Unabhängigkeit des Landes war doch wenigstens anerkannt, und ihre Erhaltung hieng nicht mehr wie zur Zeit der Mediation am Belieben eines Einzelnen, sondern beruhte auf der Zustimmung Europas. Ein förmliches Unterthanenverhältniß war nirgends mehr hergestellt worden; den neuen Kantonen war ihre Selbständigkeit geblieben und das Streben derselben, den alten sich ebenbürtig zu erweisen, erzeugte einen Wetteifer, der auch der Hebung der Cultur zu gute kam; die Schweiz hatte mit Genf, Neuenburg, Wallis und mit dem bernischen Jura eine Gebietsvergrößerung erhalten, die altbefreundete und zugewandte Orte ihr nun bleibend einfügte. Der napoleonischen Zeit mit ihren Kriegszügen und Auf-

regungen war, wie allerorts, so auch in der Schweiz, eine innerliche Reaction in den Gemüthern nachgefolgt; das kleinstaatliche Stillleben, zu dem der Bundesvertrag von 1815 die Schweiz verurtheilte — kam bei der allgemeinen Erschlaffung dem nächstliegenden Bedürfniß nach Ruhe entgegen, und wenn in der Mediationsverfassung das entwickeltere politische Bewußtsein der fortschrittlichen und gebildeten Kreise seine Rechnung gefunden, so entsprach die Reduction des centralistischen Elements ebenso sehr dem Durchschnittsbewußtsein der öffentlichen Meinung der Bevölkerung in jener Epoche.

Diese Restaurationszeit nun, der die Julirevolution des Jahres 1830 in Paris ein jähes Ende bereitet hat, zerfällt bei genauerer Betrachtung in drei Perioden von sehr verschiedenem Charakter. Die ersten vier Jahre waren der Consolidation der neuen Verhältnisse und der Heilung der Wunden gewidmet, die der Wohlstand des Volks sowol durch die vorangegangenen Ereignisse erlitten hatte, als in eben dieser Periode selbst durch das Hungerjahr von 1817 erlitt; diese vier Jahre prägen den Charakter conservativen Stillstandes und gelegentlichen Rückschrittes ohne eine Opposition der öffentlichen Meinung in fast ausnahmsloser Reinheit aus. Mit dem Jahr 1819 ändert sich die Scene; es war das Reformationsfest, das zuerst wieder freiern Regungen Gelegenheit zum Worte zu kommen gab, die nun nicht mehr verstummen; anderseits trat jetzt auch die conservative Richtung geschlossener, systematischer und rücksichtsloser auf; wie in Europa überhaupt sind die Jahre 1819—1823 die Zeit der Vorpostengefechte, die die definitive Aufstellung der beidseitigen Schlachtordnung bedingen. Mit dem Jahr 1824 etwa hat jedes einzelne Glied die Stellung gefunden, die für seine zukünftige Richtung entscheidet; und während an einigen Orten die Reaction ihre volle Stärke gewonnen, zeigt sich in der Mehrzahl der Kantone und in der öffentlichen Meinung ein allmäliges Erstarken der liberalen Anschauungen. Schweizerische Vereine werden zu einem Sprechsaal für Vorberathung der nothwendigsten Reformen; selbst die Regierungen können sich dem Drängen nach Durchführung derselben nicht mehr verschließen; mit Behutsamkeit, aber auch mit Umsicht, wird die Arbeit an Hand genommen, und da und dort steht ein partieller Neubau bereits unter Dach, als die Kanonen der Julirevolution der Welt verkündeten, daß die Reihen der Legitimität, wie sie nach Napoleons Sturz vom Wienercongreß festgestellt worden, am entscheidenden Punkte und damit überhaupt unrettbar durchbrochen seien.

* * *

Dieser allgemeinen Signatur der Zeit entspricht auch die Bethätigung derselben auf dem Gebiete des Volksschulwesens.

Die anregende Thätigkeit der Centralregierung hörte mit 1802 auf. Aber die Aufgabe, für das Volksschulwesen zu sorgen, blieb doch sehr allgemein nun als Aufgabe des Staats anerkannt. Die Mediationsregierungen der Kantone beeilten sich, auch der Schule gegenüber ihre Autorität geltend zu machen; die Schulordnung von Solothurn vom 9. November 1803 erklärte die Sorge für die Erziehung der Jugend als eine „heilige Pflicht der Obrigkeit"; das zürcherische Schulgesetz von 1803 nannte sie „unentbehrlich und einen der höchsten Zwecke des Staates"; selbst die Regierung von Bern, die es nicht zur Ausarbeitung einer umfassenden Schulordnung brachte und die Besorgung des Erziehungswesens dem Kirchenrathe überließ, konnte 1807 nicht umhin, die „Pflicht der Regierung dafür zu sorgen, daß alle ihre Angehörigen von Jugend auf zu wahren Christen und rechtschaffenen und verständigen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft gebildet werden", in einem Erlaß förmlich anzuerkennen. Die Einrichtung von Erziehungsräthen, von Schulinspectoren, bisweilen unter verändertem Namen, blieb an den meisten Orten bestehen, nur wurden sie jetzt Organe der Kantone.

Aber diese Anerkennung des Grundsatzes, „daß das Schulwesen ein Politikum sei" hatte noch andere, materielle Folgen. Eine große Anzahl von Kantonen gab dem Schulwesen eine bestimmte einheitliche Organisation; es wurden nun auch von Seite der Kantone Besoldungsminima, Maxima der Schülerzahl einer Schulabtheilung, Bestimmungen über die Dauer der Schulzeit, über die zu lehrenden Fächer und die zu befolgende Methode aufgestellt, kantonale Schulfonds begründet, die Frage der Lehrerbildung ins Auge gefaßt, Staatscredite ausgeworfen. Die Regierung des Kantons Waadt brachte einen kantonalen Schulfonds von einer Million Franken dadurch zu Stande, daß sie in vier aufeinanderfolgenden Jahren officielle Lotterien im Betrag von je 250,000 Fr. veranstaltete[1]. Wol gab es auch Kantone, in denen, und zwar bis 1830, das Volksschulwesen gänzlich vernachlässigt blieb, so im Tessin; an andern Orten scheiterte der gute Wille der Mediationsregierung an der Hartnäckigkeit der Opposition; so in Freiburg, wo die Regierung die Ernennung der geistlichen Mit-

---

[1] Leider benützten, wie es scheint, die demokratischen Kantone den Beschluß des Wienercongresses, daß die ihnen von den neuen Kantonen zu zahlenden Entschädigungssummen für Hebung des Schulwesens und für die Landesverwaltung bestimmt sein sollen, nur zu geringem Theil für den erstern Zweck. Doch vertheilte wenigstens in Glarus 1822 die evangelische Landsgemeinde 60,000 fl. aus diesen Receßgeldern an die evangelischen Schulgemeinden.

glieder des Erziehungsrathes dem Bischof überließ, der aber consequent jede Mitwirkung verweigerte.

Die staatliche Organisation war jedoch nur eine der Ursachen, welche in der Mediationszeit die Volksschule zur allmäligen Entwicklung brachten, und sie verhielt sich mehr nur unterstützend und regulierend als schöpferisch. Das Hauptverdienst gehört der Privatinitiative zu. Es war die Zeit, da Pestalozzis Ideen und europäischer Ruf zündend wirkten und seine Anhänger seine Methode in die Volksschule übertrugen; da Fellenberg* auf Hofwyl mit seinen Bildungscursen für Volksschullehrer und der Begründung der landwirthschaftlichen Armenschule für Hebung des Volksschulwesens mehr leistete als die Mehrzahl der Kantonsregierungen; da P. Girard* um eine Jahresbesoldung von einer Bernerdublone (16 Fr. a. W.) die Leitung der Schulen der Stadt Freiburg übernahm, ihnen seine Seele einhauchte und sie zu einem pädagogischen Wallfahrtsorte für ganz Europa machte.

Vor allem aber ist es eben Pestalozzi, – damals auf der Höhe seines Einflusses —, der den belebenden Mittelpunkt der pädagogischen Bestrebungen bildete. Und so gieng denn auch aus seiner unmittelbaren Umgebung eine Anregung hervor, die bei längerem Bestand von den größten Folgen für die Schule hätte werden müssen, und um deren wenigstens mehrjährige Durchführung wir selbst in der Gegenwart noch die Mediationszeit beneiden dürfen: die Begründung eines schweizerischen Schulvereins, oder wie er sich nannte, der „schweizerischen Gesellschaft für Erziehung.“ Auf den Wunsch Pestalozzis und Niederers* lud Prof. Schultheß* in Zürich zur Begründung einer solchen auf den 26. Oktober 1808 nach Lenzburg ein; 45 Mitglieder erklärten sofort bei der Constituirung ihren Beitritt; 35 andere wurden auf Empfehlung Anwesender zu Mitgliedern aufgenommen. Die Jahresversammlung von 1809 zählte 38 der Mitglieder des vorhergehenden Jahres, 24 neue Mitglieder und Ehrenmitglieder und 7 Gäste; der Hauptverhandlungsgegenstand war Pestalozzis Arbeit über die Idee der Elementarbildung (die nachher von Niederer überarbeitete „Lenzburgerrede“). 1810 erschienen 39 Mitglieder, 2 Ehrenmitglieder, 3 Gäste, 1811 38 Mitglieder, 9 Gäste, 1812 23 Mitglieder und 25 Gäste. Die Gesellschaft machte nun den Versuch, durch Wahl von Geschäftsführern sich auch sectionsweise in den Kantonen zu constituiren; aber sei es, daß dieser Versuch die Linie überschritt, deren Innehaltung das öffentliche Bewußtsein der Gesellschaft zuwies, sei es, daß die Ungewißheit, die der Ausgang des russischen Feldzugs bereits auf die Gestaltung der Zukunft legte, die Gemüther nach andern Seiten hin zu sehr in Anspruch nahm — die Verhandlungen der Gesellschaft nahmen mit 1812 ein Ende und die Gesellschaft trat von der Oeffentlichkeit zurück.

Indessen, wenn auch jene glänzendste Blüthe des allgemeinen pädagogischen Interesses rasch verwelkte — das war doch nicht zu verkennen, daß dieses allgemeine Interesse während der Mediationszeit in immer weitere Kreise sich ausbreitete. Die Männer, die schon während der Helvetik ihre besten Kräfte an die Hebung des Schulwesens gesetzt, Schultheß * von Zürich, Stalder * von Luzern, Lüthy * von Solothurn, Sulzberger * und Kappeler * aus dem Thurgau, Meyer * und Zschokke * von Aarau, Steinmüller * von St. Gallen und viele andere blieben der großen Sache getreu und förderten sie mit höchst anerkennenswerther, persönlicher Hingebung. Ihre Thätigkeit kam besonders der Lehrerbildung zu gute. In Ermanglung bestimmter Lehrerbildungsanstalten widmeten sich Private der mühsamen und dankbaren Aufgabe, die Lehrer theoretisch und praktisch für ihren Beruf vorzubereiten, und zugleich machte sich ihr Eifer in der Belebung der Bestrebungen, bessere Schulhäuser und erhöhte Lehrerbesoldungen zu Stadt und Land zu erkämpfen, geltend. Die Thatsache, daß der Gemeindeorganismus durch die Mediation nicht beschränkt, sondern im Gegentheil mit selbständigern Competenzen gegenüber der Zeit vor 1798 ausgerüstet wurde, weckte auch auf dem Gebiete des Erziehungswesens den Wetteifer; die Entstehung von Kantonsschulen (Chur, Aarau, Trogen), die ebenfalls zu großem Theil der Privatinitiative ihre Begründung verdankten, gab dem kantonalen Schulwesen einen einheitlichen Abschluß.

Da brachte zuerst der Zusammensturz der Mediation eine Veränderung hervor. In mehreren paritätischen Kantonen machten die kantonalen Erziehungsräthe confessionellen Behörden Platz; die Folge war Stillstand und Rückschritt. In der conservativen Luft der Zeit stieg die confessionelle Reizbarkeit zu erneuter Kraft empor; in Nidwalden erwuchs wegen Einführung einer neuen Fibel zuerst das Gespenst der Religionsgefahr, das die Thätigkeit der besten Männer lahm legte; als in Luzern der Staatsrath Eduard Pfyffer *, der zugleich Referent für das Volksschulwesen war, den Volksschullehrern eine Bibliothek, in der auch Werke protestantischer Schriftsteller sich befanden, zur Verfügung stellte, erhob sich ein solcher Sturm (1822), daß nur mit Mühe die Angelegenheit durch ein entschiedenes Mißtrauensvotum des Erziehungsrathes gegen seinen Referenten beschwichtigt werden konnte.

Eine Ausnahme gegenüber dieser Rückwärtsbewegung bildete Freiburg. Hier war es gerade das 1814 wieder eingesetzte patricische Regiment, das im Gegensatz zu der diplomatischen furchtsamen Haltung der Mediationsregierung, die Rechte des Staates gegenüber den kirchlichen Ansprüchen mit Energie geltend machte, und den Versuch wagte, die Wohlthat des von P. Girard verbesserten städtischen Schulwesens auch dem Land-

schulwesen zu Theil werden zu lassen. Es gelang selbst eine Weile, den Bischof für die Girard'sche Schulorganisation günstig zu stimmen; aber die Freude war von kurzer Dauer; gegenüber der neu erwachenden kirchlichen Opposition lenkte die Majorität der staatlichen Behörden ein; und das System des wechselseitigen Unterrichts, das die Möglichkeit zum Gedeihen und zur Ausbreitung der Girard'schen Schulreform in sich schloß, ward nicht nur für die Landschaft, sondern auch für den ganzen Kanton preisgegeben, und damit fand Girards Wirksamkeit an den städtischen Schulen ein jähes Ende (1823). Nur mühsam erhielten die städtischen Schulen Freiburgs ihre Existenz gegenüber der Concurrenz der Ordensschulen der Marienbrüder, mit denen die Gegner nun den rasch gewonnenen Sieg sich auch innerlich und für die Dauer zu sichern suchten.

Aber trotz all dieser Rückschläge im Einzelnen gieng das Schulwesen im großen Ganzen doch vorwärts. Ich darf wol unter den vielen Schilderungen der pädagogischen Zustände damaliger Zeit eine solche aus einem Kanton herausgreifen, der durch die Wiederherstellung des confessionellen Gegensatzes sich eher in der Stetigkeit des Fortschrittes gehemmt fühlte. An der Jahresversammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft von 1820 berichtete Pfarrer Steinmüller über den Kanton St. Gallen: „Es war früher in Vielen eine Abneigung gegen den Erziehungsrath vorhanden; diese nahm ab und verschwand, da man endlich den Segen der Wirksamkeit einer solchen Schulbehörde durch die rectificierende Erfahrung kennen lernte und mit Augen sah. Die Art, wie man früher zu einem Schullehreramte gelangte, war nicht immer ehrenvoll. Elend waren die Gehalte der Schullehrer und Achtung genoß die Stelle keine. Jetzt aber findet man kaum mehr ein untüchtiges Subject unter den Schullehrern, und für diejenigen, die Schullehrer werden wollen, sind neue Unterrichts- oder Bildungsanstalten errichtet. Gesetzlich ist nun jedem Schullehrer wenigstens 100 fl. halbjährlich bestimmt. Die jährliche Wiederbewerbung um den Schulposten und also Wiedererwählung ist, als der Ehre und dem Wesen des Schullehrerstandes entgegen, abgethan. Schullehrer errichteten für sich gemeinsame Bibliotheken, hatten lehrreiche Conferenzen und bilden nun unter sich einen ehrenvollen Verein. Ueber vieles, der sehenden und blinden Willkür früher Preisgegebenes, bestehen gegenwärtig Gesetze. Jede Gemeinde hat nun ein Schulhaus oder ein zweckmäßiges Surrogat eines solchen. Die Gehalte sind erhöht worden, die Schulzeit verlängert, und nothwendige Bücher für die Schulen angeschafft. Willig brachten viele Gemeinden große Opfer, und die meisten bestritten jedes Bedürfniß selbst. Die hohe Regierung unterstützte aber auch kräftig und sprach dadurch ihren Grundsatz, daß das Schul- und Erziehungswesen Staatssache sei, und

daß sie diesem Grundsatz gemäß handeln werde, laut und vernehmlich aus. Schon manche Gemeinde ward mit 1000, 1200, 1600 fl. unterstützt und jährlich entfließen der Staatskasse fl. 4000 zur Verbesserung der Landschulen. Doch sind die Schullehrer noch nicht überall hinlänglich salariert. Noch müssen manche selbst pflanzen und durch anderweitige Mittel ihr Deficit zu decken suchen. Auch möchte es nöthig sein, um hie und da noch statthabende Unordnungen zu hindern, die Verwaltung der Schulfonds zu beaufsichtigen und zu verbessern, und durchgreifende Maßregeln für gut zu achten. In den Schulen wird jetzt das Nöthigste und Nützlichste gelehrt und gelernt. Die Jugend lernt in allen Landschulen denken und lesen. Lesen und denken kann sie nun überall. Die Gedächtnißübungen werden nicht mehr von den Verstandesübungen abgetrennt. Auch das Auswendiglernen geschieht verständig, sowie das Recitieren. Am Leserlich- und Orthographisch schreiben fehlt es jetzt auch nicht mehr. Im Kopf- und Zifferrechnen werden sie geschickt. Auch lernt die Jugend singen zur Erwerbung des Frohsinns. Der Pfarrer kann heutzutage, um aller dieser Einrichtungen und Vortheile willen, besser auf die Jugend als früherhin einwirken."

Uebersieht man den Stand des Schulwesens in den Zwanzigerjahren und gegen das Ende der Restaurationsperiode, soweit derselbe aus den vorliegenden Schilderungen erkennbar ist, so wird man sich sagen müssen, daß obige Darstellung im Gegensatz zur Vergangenheit mit einer großen Vorliebe bei den Lichtseiten der Gegenwart verweilt, und daß auch die bestsituierten Kantone in gar manchen Punkten noch viel zu wünschen übrig ließen. Für eine allseitige Beurtheilung dürfte etwa die Zusammenfassung folgender Betrachtungen die Wegleitung bieten.

1. Es gab noch eine Reihe von Gebirgstheilen, in denen die Volksschule gänzlich vernachlässigt war (Tessin, bernischer Jura), andere in denen die Gemeindesouveränität die Volksschule völlig in ihrer Hand hatte und wo daher Hebung und Verfall der Schulen jeweilen von persönlichen und localen Verhältnissen abhieng (Graubünden), und endlich solche, wo die historische Entwickelung zwar der Förderung des Schulwesens der Hauptstadt, aber nur in sehr geringem Maße derjenigen der Landgemeinden günstig war (Genf, Neuenburg). Nirgends — auch nicht in den bestsituierten Kantonen — war ein Fortschritt über das knappste Bedürfniß heraus allein aus der Initiative des Staats und den vom Staate dargereichten Hülfsmitteln denkbar und alle bedeutendern Neuschöpfungen des niedern und höhern Schulwesens vor 1830 verdanken ihre Entstehung in erster Linie der Thätigkeit und Opferwilligkeit von Privaten.

2. Die Volksschule hat in protestantischen wie in katholischen Kantonen bei all ihren Bestrebungen für Beibringung weltlicher Kenntnisse

vor allem die Aufgabe, eine christliche Volksschule zu sein; Bildung zu religiöser Sittlichkeit ist ihr von keiner Seite widersprochenes Hauptziel.

3. Die staatliche Controle der Schule wird demgemäß unter wesentlicher Mitwirkung der Kirche ausgeübt. In den kantonalen Erziehungsräthen ist die Geistlichkeit officiell vertreten, wenn nicht, wie in Bern, die oberste Kirchenbehörde zugleich oberste Schulbehörde ist; die Schulinspectoren sind in der Regel Geistliche; der Pfarrer gilt als der natürliche Localschulinspector. Wo es weitergehende Leistungen z. B. für Heranbildung von Lehrern gilt, appelliert der Staat in erster Linie an den Patriotismus und das religiöse Pflichtgefühl der Geistlichen.

4. Die Fächer der Volksschule waren durchweg auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen beschränkt. Die Gleichberechtigung beider Geschlechter zu diesen Elementen des Unterrichts ward immer mehr anerkannt. Hatte die Mediationszeit den Versuch gemacht, für eine Auswahl der Landjugend in den Hauptstädten gehobene Volksschulen zu begründen (z. B. Landknaben- und Landtöchterinstitut in Zürich), so begann die Privatinitiative gegen Ende der Restaurationszeit auf der Landschaft selbst, in centralen Ortschaften, solche Schulen (Secundarschulen, Amtsschulen) zu errichten (1822 Sursee, bald darauf Hitzkirch, 1826 Metmenstetten). Am rührigsten entwickelten sich die Bestrebungen für Volksbildung in kleinen halbselbständigen Municipalitäten (bernische, aargauische und waadtländische Städte; Stadtschulen von Solothurn, Olten, Winterthur u. s. w.). Eine bedeutende Zahl von Privatinstituten entfaltete neben den offiziellen Schulen als Pioniere für eine gehobene Volksbildung eine segensreiche Wirksamkeit.

5. Nur allmälig und mehr durch locale und persönliche Bemühungen als durch unmittelbar staatliche Initiative kam in den Unterricht mehr Methode und eine rationelle Classeneintheilung. Hauptsächlich empfunden wurde der Mangel an geeigneten Schulbüchern, weßhalb die alten Namenbüchlein, Lehrmeister und religiöse Lehrmittel noch an den meisten Orten ihre Herrschaft behaupteten. Die Ausrüstung mit Veranschaulichungsmitteln (Landkarten u. s. w.), war durchweg fast gleich Null, Bestuhlung und Schulutensilien höchst primitiv und beim Bau neuer Schulhäuser verursachte der Mangel an officieller Wegleitung und Controle mancherorts Mißgriffe.

6. Die Durchführung von Ganzjahr-Alltagsschulen machte Fortschritte, konnte indeß selbst in Kantonen wie Zürich, noch nicht allgemein verlangt werden. Die allzu jungen Schüler verschwanden allmälig aus der Schule; dagegen wirkte die Ueberhandnahme des Fabrikwesens störend in die Regelmäßigkeit der Schulpflichterfüllung ein und statt einer bestimmten Zahl von Schuljahren suchte man lieber ein bestimmtes Minimum von Kenntnissen als Bedingung der Entlassung zu verlangen. Ueberfüllte Schulen

von 150—200 Schülern unter einem Lehrer waren noch da und dort zu finden; doch setzte z. B. Aargau schon 1804 das Maximum auf 80.

7. Die die Schule und den Lehrer herabwürdigenden patriarchalischen Einrichtungen der frühern Zeit (die Versorgung der Schule in Privatlocalen, der Unterhalt des Lehrers in der „Kehr", die Eintreibung des Schulgelds durch die Lehrer, das Schulscheit, die Neujahrsbettelei der Lehrer) kamen allmälig in Abgang; dagegen waren die Besoldungen durchweg äußerst knapp; als Maßstab mag Aargau dienen, das den meisten Kantonen voran 1822 folgende Normen aufstellte: Lehrer an einer Gesammtschule von über 50 Schülern wenigstens 160 Fr., Unterlehrer an getheilten Schulen wenigstens 100 Fr., beides mit freier Wohnung. Die sociale Stellung der Lehrer wurde durch die Unterordnung unter die Geistlichen bestimmt.

8. Kantonale und Gemeindeschulfonds, Lehrerbibliotheken, Alterscassen und Pensionsberechtigungen für Lehrer, Specialanstalten für Blinde und Taubstumme waren im Werden begriffen. Das Recht der Lehrer, zu Conferenzen zusammenzutreten, ward nur in wenigen Kantonen anerkannt und begünstigt, im Allgemeinen vielmehr als eine schädliche und gefährliche Unbotmäßigkeit angesehen und bekämpft.

9. Die Lehrerbildung wurde, wo überhaupt eine Berufsbildung nöthig schien, entweder durch Bildungscurse von 3—6 Monaten gewonnen, welche mit Genehmigung und Unterstützung der Regierungen einzelne thätige Schulfreunde, meistens Geistliche abhielten; oder durch praktische und theoretische Befähigung für den Schuldienst bei tüchtigen, von den Erziehungsbehörden mit dem Titel von Kreislehrern namhaft gemachten Lehrern; oder dadurch, daß gutfundirte wohlthätige Anstalten, wie Waisenhäuser, die Hand zur Heranbildung von Volksschullehrern boten; nur Aargau, Graubünden, Appenzell A.R., Luzern und Basel hatten specielle Lehrerbildungsanstalten, von denen die des letztgenannten Ortes eigentlich mehr eine private Unternehmung war, und diejenigen von Graubünden und Appenzell eine Abtheilung der Kantonsschulen in Chur und Trogen bildeten.

* *
*

Wenn nun unter solchen Verhältnissen in den Zwanzigerjahren der Freund der Schule nach den Mitteln fragte, durch welche ein rascherer Fortschritt zu erzielen sei, mußte sich ihm vor Allem aus die Nothwendigkeit aufdrängen, mit Gleichgesinnten aus den andern Kantonen Fühlung zu gewinnen, Erfahrungen auszutauschen, abgeklärte gemeinschaftliche Zielpunkte aufzustellen und zu Gunsten derselben auf die öffentliche Meinung einzuwirken.

Dafür giebt und gab es zwei Wege: das Vereinswesen und die Publicistik. Der letztere Weg bot wenig Aussicht. Die Presse war wesentlich

kantonal und stand unter Censur; und der Ausbreitung einer Lehrerzeitung stand der Zustand der Lehrerfinanzen als unüberwindliches Hinderniß entgegen. Auch war der Sinn für officielle Publicistik nicht eben stark entwickelt[1].

Es blieb also der Weg des Vereinswesens übrig. Da war zunächst die helvetische Gesellschaft, die im Jahr 1807 wieder erstanden war und von 1819 an große Dimensionen annahm. Aber sie bot eben auch darin große Dimensionen, daß sie ihre alte Aufgabe, ein allgemein patriotischer Sprechsaal zu sein, wieder aufnahm; und da konnten speciell pädagogische Fragen nicht das Centrum bilden, so sehr sie auch für den Gesichtskreis der Gesellschaft unentbehrlich waren. Gelegentlich tritt dann auch die Beleuchtung des Zustandes der Schulen in die Besprechungen ein; so 1822 und 1824 in den Reden des Prof. J. K. Orelli*, 1825 in derjenigen Eduard Pfyffers*; die Jahresversammlung von 1826 in Langenthal gestaltete sich zu einem Ehrentag für Vater Pestalozzi, der als Präsident ihr nochmals seine patriotischen und pädagogischen Ideen vortrug und die Versammlung von 1827 lebte der Erinnerung des inzwischen Verstorbenen; in den Berichten über die Vorgänge des verflossenen Jahres, die mit 1830 eingeführt wurden, beschäftigt sich gleich der erste, von Prof. Hottinger, eingehend mit dem Stand des Erziehungswesens. Aber zu einer eigentlichen und regelmäßigen Discussion über dieses Specialgebiet konnte es in dem Kreise der helvetischen Gesellschaft nicht kommen.

Wir sahen oben, wie der Versuch Pestalozzis, einen besondern Schulverein ins Leben zu rufen, nach wenigen Jahren wieder aufgegeben wurde. Mittlerweile hatte sich aber (1810) eine neue allgemeine Gesellschaft, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft gebildet, die zwar zunächst hauptsächlich das Armenwesen ins Auge faßte, von diesem aber sehr bald auch auf die Betrachtung anderer Bedingungen des Volkswohles geführt wurde und deshalb 1819 beschloß, von nun an an den Jahresversammlungen jeweilen eine Frage aus den Gebieten des Armen-, des Erziehungs- und des Gewerbswesens zu behandeln. Da die gemeinnützige Gesellschaft die hervorragendsten Eidgenossen beider Confessionen in ihrer Mitte hatte und bei der nicht allzugroßen Zahl der Anwesenden an den Jahresversammlungen eine Discussion möglich und fruchtbar war, eignete sie sich vortrefflich als Sprechsaal auch für die pädagogischen Ideen; indem sie Kantonalvereine gleichen Zweckes mit sich in Verbindung brachte oder zu

---

[1] Eine ehrenvolle Ausnahme machte der Erziehungsrath des Kts. St. Gallen, der in der Mediationszeit mehrere Jahre hindurch Neujahrsstücke für die „lernbegierige Jugend" herausgab, welche die Kenntnisse von Lehrern und Schülern in der Kunde des Vaterlandes bereicherten.

ihrer Begründung den Anstoß gab, erfüllte sie zugleich das Ideal, das der schweizerischen Gesellschaft für Erziehung bei ihrer letzten Versammlung von 1812 vor Augen geschwebt hatte; und die jährliche Herausgabe ihrer Verhandlungen verbreitete die hier geäußerten Ideen in die weitesten Kreise. So war die gemeinnützige Gesellschaft in den Zwanzigerjahren und noch weit darüber hinaus das Organ, durch welches die pädagogischen Ideen der Zeit ihre Abklärung und ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung gewannen, und noch bis auf den heutigen Tag bieten ihre Verhandlungen aus jenen Jahren geradezu unschätzbares Material für die Kenntniß der geistigen Strömungen, welche damals die Gemüther beherrschten[1].

Kam man in solchen Vereinen dazu, die Schulverhältnisse in den

---

[1] Außer zahlreichen kleinen Mittheilungen, Berichten und Nekrologen haben hier ihren Platz gefunden:

1820. Discussion über die Bildung des weiblichen Geschlechts in den untern Ständen (Referenten: Wirth, St. Gallen und Körner in Neukirch, Thurgau).

1820/22. Aufsätze über die Lancaster'sche Methode (Schlatter, St. Gallen, Pfr. Wirz, Zürich).

1822. Jahresbericht über Armen- und Erziehungs- und Gewerbswesen (Wirz).

1823. Jahresbericht (Frei in Trogen).
Referate über die Frage: Hat sich die Volksbildung als vortheilhaft bewährt? (Auszug von Frei).
Ueber Fellenbergs Anstalten und Fellenberg (Prof. Scheitlin, St. Gallen).

1824. Referat über Verbesserung der häuslichen Erziehung (Wirz).
Referat über landwirthschaftliche Armenschulen (Prof. Hottinger, Zürich).

1825. Referat über Bildung der Schullehrer (Wirz).
Zwei Arbeiten von P. Girard: Uebersicht der verschiedenen Lehrformen der Schweiz; der moralische Werth des wechselseitigen Unterrichts.

1826. Referat über Volksschriften (Staatsschreiber Meyer, Zürich).
Aufsatz: Zur Würdigung der schweizerischen Bildungsanstalten für Volksschullehrer (Rector Hanhart, Basel).
Arbeit von P. Girard: Vorschlag über Schulen und Schullehrerbildung im Alpenlande der Schweiz.

1827. Referate über die Bildung der in den Fabriken arbeitenden Kinder (Auszug von Hanhart).
Aufsatz von J. H. v. Wessenberg: über die Bildung der gewerbtreibenden Volksclasse.

1828. Präsidialrede von P. Usteri mit Ausführungen über den Einfluß der Hebung des Volksgesangs und über Kleinkinderschulen.
Bericht über die schweizerischen Armenschulen (Hanhart in Basel und Hottinger in Zürich).

1829. Referate über die Frage: Seminarien oder Normalschulen? (Auszug von Baggesen, Bern).
Pädagogisches Gutachten von Hans Georg Nägeli.

1830. Referat über Primarschulerziehung (Van Müyden-Porta, Lausanne).

verschiedenen Gauen des Vaterlandes zu vergleichen, so konnte die Einsicht nicht lange ausbleiben, wie schwer es einzelnen Landestheilen wegen der Armuth der Bewohner werden mußte, einigermaßen befriedigende Erfolge zu erzielen. Man sah sich dadurch genöthigt, auf Hülfsmittel zu sinnen, um diese Schwierigkeiten einigermaßen auszugleichen. Das Mittel aber, das hier zunächst treffliche Dienste zu leisten versprach, machte soeben seinen geräuschvollen Gang durch die Welt und stellte sich in einer Art Vollkommenheit bei einer Schule dar, die den berechtigten Stolz der katholischen Eidgenossenschaft bildete: es war die Methode des wechselseitigen Unterrichts, deren begeisterter Apostel in der Schweiz P. Girard war.

Die Methode des wechselseitigen Unterrichts besteht darin, daß der Lehrer sich aus den Schülern selbst Lehrgehülfen bildet. Dabei löste sich die Schule in eine Reihe von Gruppen auf, deren eine Reihe gleichzeitig im nämlichen Zimmer Unterricht erhalten konnte, wodurch eine bessere Individualisirung ermöglicht wurde. Die Methode konnte in Allem, was bloße Uebung erforderte, trefflich wirken, wenn ein organisatorischer Kopf die ganze Stufenfolge des Lehrstoffes vertheilte, genau einübte und die Uebersicht behielt, sie wirkte geradezu begeisternd unter einem Manne, wie Girard, dessen reine Kinderseele die sittlichen Gefahren, die mit der Ueberordnung von Schülern über ihre Mitschüler verbunden sind, ins Gegentheil verwandelte, und sie empfahl sich vor allem auch dadurch, daß sie für ärmere Gegenden mit übervölkerten Schulen die Nothwendigkeit, auf Vermehrung bezahlter Lehrkräfte zu dringen, in Wegfall brachte.

Diese Methode war nicht eben neu. Sie hat ihre natürliche Wurzel in der Thatsache, daß Kinder Freude daran haben, ihre jüngern Geschwister und Gespielen zu lehren. Pestalozzi hatte sich in Stans dieses Hülfsmittels bedient. In Indien war sie uralt; dort nahm sie ein Dr. Bell in seine Schule zu Madras hinüber (Ende des 19. Jahrhunderts), vervollkommnete sie und brachte sie dann nach England. Unabhängig von ihm war in einer Armenschule Londons Lancaster auf den gleichen Gedanken gekommen und Bell und Lancaster verkündeten nun das neue Evangelium zur Ermöglichung einer allgemeinen Elementarbildung. Auf seinen Reisen war Bell auch nach Freiburg gekommen; P. Girard ward durch ihn für den wechselseitigen Unterricht gewonnen und führte sie nun in der Form, die wir soeben in den Umrissen gezeichnet, in Freiburg ein. Von der Stadt Freiburg aus verbreitete sie sich in die freiburgischen und waadtländischen Landschulen, sporadisch auch in die mittlere und östliche Schweiz.

Aber die Begeisterung, die dieser methodische Fund hervorrief, war nicht von langer Dauer. In Freiburg erzwang der Bischof ein Verbot des wechselseitigen Unterrichts; doch auch, wo nicht Gewaltthat einschritt,

brachten die mit der neuen Einrichtung verbundenen Schattenseiten sehr rasch eine Abkühlung der Gemüther hervor. Das Urtheil lautete immer allgemeiner dahin, daß, wo nicht besondere Umstände vorwalten, der wechselseitige Unterricht zu einer Mechanisirung führe, welche gerade die Ausbildung geistiger Kraft bei den Schülern fast unmöglich mache; daß er wol als Nothbehelf da Dienste leisten könne, wo es unmöglich sei, durch Anstellung weiterer Lehrkräfte die Schulen zu heben, daß aber dieses letztere Vorgehen als allein wirkliche Hülfe bringend mit allen Kräften anzustreben sei. So schlug die ursprüngliche Ueberschätzung der Methode schnell ins Gegentheil um; und diese letztere verschwand von unserm Boden vollständig, als die Dreißigerjahre der Volksschule staatliche Mittel in einem Umfang zur Verfügung stellten, der noch gänzlich außerhalb des Gesichtskreises des vorangegangenen Jahrzehnds war.

Es ist leicht in dem Streite über den wechselseitigen Unterricht den Gegensatz zweier Richtungen zu erkennen, der in dieser Uebergangszeit in den pädagogischen Verhandlungen auftrat und auch noch in andern Beziehungen spürbar wurde.

Von der einen Seite wollte man in Begeisterung für bestimmte Principien und Methoden principielle Umgestaltungen nach vorgefaßten und großen Ideen; von der andern gieng man möglichst in die Verhältnisse der gegenwärtigen realen Welt ein und suchte in diesen selber die Fäden und Hülfsmittel ausfindig zu machen, durch welche man allmälig eine mit dem Volksbewußtsein Schritt haltende Reform des Schulwesens erzielen konnte, ohne die Gefahr von Rückschlägen hervorzurufen.

Schon in der Periode der Helvetik zeigen sich beide Richtungen; die bescheidenen Umrisse der Steinmüller'schen Uebungscurse für Lehrer des Kantons Säntis sind nicht ohne Bewußtsein eines Gegensatzes an die Stelle der Erfüllung der weitausgreifenden Plane Stapfers, Lehrerseminarien zu errichten, getreten. In der spätern Zeit vertritt der Pestalozzianismus die autoritäre Richtung; P. Girard ist der geistvolle Wortführer der Opportunisten. Es ist lehrreich, in dieser Beziehung Girards „Vorschlag über Schulen und Schullehrerbildung im Alpenlande" und Hans Georg Nägelis „Pädagogisches Gutachten", die beide den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft beigedruckt sind (Jahrgang 1826 und 1829), zu vergleichen.

Die Folgezeit hat im großen Ganzen den Idealisten Recht gegeben, in höherm Maße als diese selbst ahnen mochten; der realistische Standpunkt Girards aber wies für seine Gegenwart praktische Erfolge auf. Und zwar nicht blos im Allgemeinen, indem er raschem Fortschritt in der Zukunft die Wege bahnte, sondern auch ganz speciell dadurch, daß er die

Opferwilligkeit der reichern Miteidgenossen für Hebung des Schulwesens der Bergkantone in Anspruch nahm. Eben die genannte Schrift Girards diente dazu, indem die Gesellschaft einen Separatabzug von derselben nehmen ließ und den Rest der Auflage, über den Betrag der Erstellungskosten heraus, theils dem Verfasser, theils gemeinnützigen Localvereinen zur Verfügung stellte. Zugleich setzte sie mehrere Jahre hindurch einen Credit von Fr. 800 für Bildung von Schullehrern aus. So gelang es dem unermüdlichen Volksfreunde, theils durch Gründung eines Schulvereins in den Urkantonen, theils durch Heranbildung von Schulamtscandidaten aus denselben in Luzern und Hofwyl auf das Schulwesen der Bergkantone einzuwirken; und das Beispiel der Gesellschaft rief Nachahmung hervor bis in die Kreise der studirenden Jugend hinein. Der Zofingerverein, vor allem die Section Basel, entsprach in schöner Weise dem Gesuch eines ehemaligen Mitgliedes von Luzern, der an denselben die Bitte um Unterstützung für die beabsichtigte Hebung Nidwalden'scher Schulen gerichtet; die Section Genf steuerte für die Schulen in Uri; und als mit dem Jahr 1828 die Griechensteuer aufhörte, stellte Zürich in Zofingen den Antrag, die Sammlungen fortzusetzen und ihren Ertrag der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zuzuwenden, eine Anregung, die am Feste zum Beschluß erhoben wurde, aber schon im Laufe des nächsten Jahres definitiv aufgegeben werden mußte.

Es ist für die damalige Zeit charakteristisch, daß die Inanspruchnahme der privaten Opferwilligkeit überhaupt auch für Aufgaben stattfand, die in der Gegenwart unbedingt der staatlichen Gemeinschaft überbunden werden. Ein merkwürdiges Beispiel dafür, daß dies nicht blos in ausnahmsweisen Nothfällen, sondern selbst zu Gunsten des Schulwesens reicher Kantone stattfand, bildet die Anregung von Prof. Orelli zur Bildung eines Privatvereins für die Bildung und Unterstützung der Landschullehrer des Kantons Zürich (1825). Orellis Project in seiner ursprünglichen Gestalt setzte sogar sich vor, auf diesem Wege die Begründung eines Lehrerseminars in der Hauptstadt zu erreichen. Aber der Gedanke an solche Ziele erschien doch seinen Mitbürgern zu kühn, sowol in Hinsicht auf die Frage der Beschaffung der nothwendigen Mittel als wol auch in Hinsicht auf die Stellung zu den staatlichen Behörden; der Verein, der sich auf Orellis Anregung bildete, zeigte schon durch den von ihm angenommenen Namen „Verein für die ökonomische Verbesserung der Elementar-Landschulen", wie durch seine Statuten, daß er höchstens vereinzelten Jünglingen durch Stipendien den Zugang zum Lehrerberuf erleichtern wolle und daß er sein Hauptaugenmerk auf Verbesserung der Lehrerbesoldungen richten wolle, für die damals seitens des Staates nur die Zinsen eines

Capitals von 45,000 Franken verfügbar waren. In seinem vierten Berichtjahr (1828) überstiegen die freiwilligen Beiträge des Vereins die als Staatsbeitrag verwendbaren Zinse (1825: 1987 Fr.) bereits um ein Beträchtliches, indem der Verein für Verbesserung von Schulstellen in diesem Jahre 1503 Gulden, für Lehrerbildung 155 fl. und für Pensionen an zurückgetretene Lehrer 160 fl. verausgabte und zudem hatte er durch seine Thätigkeit einzelne Gemeinden veranlaßt, auch ihrerseits die Lehrerbesoldungen etwas günstiger zu stellen.

Mochte so mancherlei im Einzelnen und in den verschiedenen Kantonen durch die gemeinsame Thätigkeit der Privaten und des Staates nachgebessert werden, das erkannte man in den Zwanzigerjahren deutlich, daß der Angelpunkt einer durchgreifenden Reform in der Verbesserung der Lehrerbildung liege. Darum tritt die Besprechung über diese Frage immer mehr in den Vordergrund und es zeigen sich dabei genau die gleichen beiden Richtungen neben einander, die wir oben charakterisirt haben. Die eine suchte auf die bestehenden Einrichtungen der Normalschulen, Kreislehrer, Armenschulen, aufzubauen, verschiedenen Arten der Vorbildung freien Spielraum zu lassen, und besorgte von Einrichtung einheitlicher staatlicher Seminarien, namentlich in den Städten, einseitig theoretische Bildung, Selbstüberhebung der Lehrer und Entfremdung derselben vom Volksgeiste; die andere steuerte direct auf solche staatliche Seminarien mit einheitlich concentrirter mehrjähriger Berufsbildung hin und erklärte alle andern Einrichtungen nur als Nothbehelf. Der Berichterstatter über die Frage der Lehrerbildung bei den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft im Jahr 1829 faßte die Anschauungen der ihm zugekommenen verschiedenen Eingaben im Sinn der erstern Richtung und in einer Weise zusammen, die ein ziemlich klares Bild der damals waltenden Stimmung giebt:

„Die Erfordernisse an die Schullehrerbildung lassen sich in drei Punkte zusammenfassen:

1. daß die künftigen Schullehrer genau und gründlich erlernen, was sie einst lehren sollen; 2. daß sie zu praktischen Pädagogen gebildet; 3. daß sie zu sittlich-religiösen Menschen erzogen werden.

„Diesen Forderungen widersprechen aber, nach ziemlich allgemeinem Urtheil, folgende Mängel der bisherigen Schullehrerbildung:

1. Der Unterricht durch solche Normallehrer, die nicht wissenschaftlich höher stehen als ihre Zöglinge, und in Anstalten, wo nicht hinlängliche Zeit auf diesen Unterricht verwendet werden kann;

2. die Bildung von Schullehrern in solchen Anstalten, wo eine theoretische Richtung vorherrscht und das praktische Schulhalten nicht genug gezeigt und geübt werden kann;

3. die Erziehung der Schullehrer in Städten, wo sie dem einfacheren Volksleben entfremdet werden, oder auch durch solche Normallehrer, welche den rechten sittlich-religiösen Einfluß auf sie nicht auszuüben im Stande sind.

„Daher scheinen mir folgende unter den vorgeschlagenen Combinationen oder Modificationen der Seminar- und Normalbildung vorzüglich beachtenswerth:

1. Die von Herrn Prof. E. Wyß vorgeschlagene Errichtung von Normalschulen [1], aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Keiner zum Normallehrer ernannt werden könnte, der nicht den Unterricht und die pädagogische Anleitung von wissenschaftlichen Männern und gebildeten Pädagogen hinlänglich genossen hätte. Dazu wäre ein Centralseminar für mehrere Kantone, ja vielleicht für die ganze Schweiz hinreichend, welches unter der Leitung unserer anerkannt vorzüglichsten Pädagogen stehen sollte. In Ermangelung dessen könnten an unsern schweizerischen Hochschulen Einrichtungen getroffen werden, welche zugleich jungen Geistlichen das Studium der Pädagogik gewähren würden.

2. Kleine Seminarien auf dem Lande, wie Herr Pfarrer Bischoff von Muttenz sie vorschlägt [2].

3. Eine der in Luzern bestehenden ähnliche Combination von Seminar und Musterschulen, nur mit den Verbesserungen, daß das Seminar auf längere Zeit als auf zwei Monate seine Zöglinge versammeln, wo möglich nicht in eine Stadt verlegt und sämmtliche Zöglinge unter Aufsicht beherbergen und verköstigen würde.

4. Als das vorzüglichste, ein Seminar auf dem Lande im Schooße einer landwirthschaftlichen Armenschule, wie Wehrlis Schule in Hofwyl.

„Das Wesentliche aber, das durchaus Wesentliche bei jeder vorzunehmenden Einrichtung, ist und bleibt, daß die rechten Männer dazu gefunden und wirklich angestellt werden.

„Und sollte die Schweiz, wenn von der Leitung der Schulbildung und von der Aufstellung pädagogischer Vorbilder die Rede ist, ihre Männer nicht kennen? Muß es nicht dem unparteiischen Beobachter unbegreiflich sein, daß während Alles nach einer bessern Lehrerbildung sich sehnt, ein Girard nicht durch den allgemeinen Nationalwillen noch mehr bethätigt

---

[1] Errichtung einer beliebigen Zahl von Normalschulen unter staatlicher Aufsicht und Leitung eines Schulmanns (eventuell mit 1—2 Gehülfen) womöglich mit zwei Abtheilungen, von denen die untere neben der Einführung in die Schule die Erweiterung der theoretischen Kenntnisse, die obere die specielle (theoretische und praktische) pädagogische Bildung zur Aufgabe hätte.

[2] mit zweijährigem Curs.

wird, und ein Wehrli in seiner Schule alt wird, ohne gewirkt zu haben, was er hätte wirken können?"

* * *

Zur Beurtheilung der schulgeschichtlichen Entwicklung, wie sie das Resultat der Uebergangsperiode vor 1830 war, dürfte es behufs richtiger Vergleichung nach vorwärts und rückwärts am besten dienen, ein Gesammtbild der Vorschläge einzufügen, die eben damals von vorgeschrittenster Seite für Reorganisation des Schulwesens an die amtlichen Behörden gerichtet wurden [1]. Wir wählen dazu die „Wünsche zur Verbesserung der Landschulen des Kantons Zürich, dem Großen Rathe des Kantons Zürich gewidmet von C. M. Hirzel*, Mitglied des großen Raths und Oberamtmann zu Knonau." (Zürich, bei Geßner 1829.) Der Verfasser, der nachmals als Haupt der zürcherischen Regierung einen wesentlichen Antheil an der Neugestaltung des Kantons und seines Erziehungswesens hatte, führt in ungemein klarer und instructiver Weise durch diese Schrift folgende Sätze aus:

1. Die Unterrichtsfächer der Dorfschule seien: Anschauungsunterricht, Muttersprache, Anfänge der Größen- und Zahlenlehre, Gedächtnißübungen, Religionsunterweisung, Linearzeichnen und Gesang.

2. Die Schule, der Lehrer und die Schüler sollen mit dem zur Unterweisung und Erlernung eines jeden Schulfachs erforderlichen Lehrstoff [den allgemeinen und speciellen Lehrmitteln] [2] versehen werden.

3. Nach dem Schuleintritt sollen die Kinder in sechs Classen [Jahrescurse] eingetheilt und abwechselnd vom Lehrer und den Kindergehülfen unterrichtet werden.

4. Ein Lehrer soll höchstens 120 Kinder zu unterrichten haben; benachbarte Schulen, die zusammen nicht mehr als 100 Kinder zählen, können mit einander verbunden werden; jedem Lehrer ist ein angemessenes, ausschließlich zum Unterricht der Kinder gewidmetes, hiefür dienliches Schulzimmer durch die Schulgenossenschaft anzuweisen.

---

[1] Es hätte dafür auch die Analyse eines der am Ende der Periode sanctionirten Schulgesetze (Nidwalden 1829, Luzern 1830) eingefügt werden können; aber für die Vergleichung mit den Schulgesetzen der Dreißigerjahre erschien es richtiger, die Vorschläge der frühern und die Ausführung der spätern Periode an Einer und derselben und zwar an derjenigen kantonalen Organisation vor Augen zu stellen, deren Schulgesetz als typischer Ausdruck der Regenerationsarbeit auf dem Gebiete des Schulwesens betrachtet werden darf.

[2] Die in [ ] beigegebenen Erklärungen sind den nähern Ausführungen Hirzels entnommen.

5. Für die Alltagsschüler [6 Jahrescurse) soll im Winterhalbjahr täglich 6 und im Sommerhalbjahr täglich 4 Stunden, und für die Repetierschulen [4 Jahrescurse] wöchentlich an 2 Nachmittagen 4 Stunden Schule gehalten werden, mit Ausnahme der Ferienzeit.

6. Es werde in Zürich eine Schulmeisterschule für den ganzen Kanton errichtet[1].

7. Jedem Landschullehrer soll mindestens eine Jahresbesoldung von 200 Fr., eine Juchart gutes Pflanzland nebst freier Wohnung und Beheizung zukommen; eine Verminderung dieser Besoldung, höchstens bis auf die Hälfte, findet nur für Unterlehrer bei einer Schulgenossenschaft statt, die mehrere Successivschulen[2] hat.

8. Jeder Candidat auf eine Landschule soll durch eine gründliche Prüfung, abgehalten durch Männer des Fachs, unter den Augen einer Commission des Erziehungsrathes darthun, daß er die Kenntnisse, wie sie oben gefordert, inne habe und wisse, wie sie an die Kinder einer großen Schule zu bringen seien.

9. Den Hausvätern einer Schulgenossenschaft komme das Recht zu, aus den von dem Erziehungsrath für wahlfähig erklärten Bewerbern den Lehrer für ihre Schule zu wählen.

10. Das Recht der Entlassung eines Schulmeisters kommt ausschließlich dem Erziehungsrathe zu, die Befugniß, einen Lehrer mit dem halben Einkommen außer Dienst zu setzen, steht den Hausvätern einer Schulgenossenschaft zu.

11. Dem Erziehungsrathe kommt es zu, einem Schulmeister, der das 60. Altersjahr zurückgelegt, oder aus andern triftigen Gründen, einen Schulgehülfen aus der Zahl der Schulcandidaten, welche wenigstens Ein Jahr vor ihrer Anstellung als Schulmeister an einer der Schulen des Landes sich geübt haben müssen, beizugeben.

12. Der Erziehungsrath, die Schulcommission[3] und die Schul-

---

[1] Nähere Ausführung des Verfassers: „es soll in Zürich eine Schulmeisterschule für den ganzen Kanton mit einem durch den Erziehungsrath zu wählenden Hauptlehrer und zwei Unterlehrern errichtet und mit einer musterhaften Kinderschule verbunden werden, in welcher alle Lehrlinge auf den Schuldienst, während zwei Jahren, in zwei Classen, jede mit 15—20 fähig befundenen Schülern im Alter von 16—18 Jahren, den zu Erlernung ihres Berufs erforderlichen Unterricht von solchen Männern unentgeltlich erhalten sollten, die der Unterrichtswissenschaft mächtig sind, und die der Bildung der künftigen Volkslehrer als ihrem Hauptgeschäfte obliegen.

[2] nach der Altersstufe gesonderte Abtheilungen der Volksschule, je mit speciell an ihr wirkender Lehrkraft.

[3] aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern, unter Vorsitz des Schulinspectors und des Oberamtes (i. e. Bezirkes).

pflege[1] berathen, beaufsichtigen und verwalten die Schulen des Kantons, des Oberamtes, einer Schulgenossenschaft.

Für die Aufbringung der finanziellen Mittel stellte Hirzel als Grundsätze auf:

1. Die Schulbauten haften auf dem Vermögen, den [Frohn-] Arbeiten und der Waldung der Schulgenossen.

2. Die Abtretung des Pflanzlands an die Schule hafte auf der Gemeinde.

3. Die Schulbeheizung hafte auf dem Waldboden einer Schulgenossenschaft.

4. Die Besoldung der Lehrer hafte auf den Schulgefällen und den Schulkindern.

5. Die Lehrmittel der Schule sind auf Kosten der Eigenthümer durch die Schulpflege anzuschaffen.

6. Die Besoldung der Adjuncten ist von einem Kantonalfonds zu bestreiten.

7. Die Kosten der Schulmeisterschule werden auf die Staatskasse genommen.

8. Zu allmäliger Dotirung der Schulen und Bestreitung ihrer Bedürfnisse soll in jeder Schulgenossenschaft ein Schulfonds angelegt werden.

* *
*

Was 1829 noch frommer „Wunsch" war, wurde 1832 zur Wirklichkeit; aber man kann den Zwanzigerjahren das Zeugniß nicht versagen, daß ihre Ideen den Boden für die Regeneration auf dem Gebiete des Schulwesens zubereitet haben.

---

[1] bis dahin lag Kirchen-, Armen- und Schulwesen in der Hand Einer Gemeindsbehörde, des sogenannten Stillstandes (Kirchenpflege).

Monographien.

Franz Philipp Ignaz Glutz.

1740—1805.

[Quellen: M. Lutz, Moderne Biographien aus der Schweiz, Lichtensteig 1826. — Acten aus Pfarr- und Staatsarchiv Solothurn.]

Was die helvetische Gesellschaft zur Verbesserung des Schulwesens der Schweiz anstrebte, was der Theoretiker Chorherr Franz Philipp Gugger, insbesonders für Solothurn, in seine Schriften niederlegte, das suchte Seckelmeister Glutz, lange Jahre an der Spitze der solothurn'schen Erziehungsbehörden, mit regem Eifer praktisch zu verwerthen.

Franz Philipp Ignaz Glutz stammte aus einer rühmlich bekannten Patricierfamilie Solothurns und zwar aus jenem Zweige, der sich von der ihm seit 1680 zugehörenden Herrschaft Blotzheim im Elsaß nannte. Er wurde am 1. August 1740 [1] in Solothurn geboren, der Sohn des Großrathes und Stadtlieutenants Johann Victor Anton und der Maria Elisabeth Byß. Wie die Söhne der regierenden Familien überhaupt, empfing er seine Bildung in den Stadtschulen und dem Jesuiten-Collegium der Vaterstadt und trat jung in das Regiment Waldner in französischen Diensten. Aber schon 1761 ist er als Lieutenant heimgekehrt und wird Mitglied des Großen und 1770 des Kleinen Rathes und Jungrath. Durch Geschäftstüchtigkeit sich auszeichnend, ist er vielfach in Commissionen und Nebenämtern in Anspruch genommen, 1773 Kriegsrath, 1778 Vogt zu Lebern, 1783 Zeugherr und Obmann der Schützengesellschaft. Schon vorher (1779) zum Altrath und 1795 zur höchsten Würde nach derjenigen des Schultheißen, zum Seckelmeister erhoben, wurde Glutz in gemeineidgenössischen und kantonalen Angelegenheiten zu den wichtigsten Geschäften verwendet. Er ward mehrmals als Syndicator in die ennetbirgischen Vogteien (Tessin) und 1792 als eidgenössischer Repräsentant nach Basel gesendet und war auch wiederholt Ge-

[1] Wir verbessern actenmäßig die Unrichtigkeiten in Lutz, Biographien, namentlich im Geburtsdatum.

sandter an den schweizerischen Tagsatzungen, so 1792 zu Frauenfeld und am 27. Dezember 1797 an der letzten alt-schweizerischen Tagsatzung in Aarau.

Wie Glutz in politischen Fragen eine vermittelnde Stellung einnahm und die alte Eidgenossenschaft in die Bahnen der Neuzeit einzulenken suchte, so war er in demselben Sinne für eine bessere Volksbildung thätig. Schon 1768 war der junge Mann durch Chorherr Franz Philipp Gugger in die helvetische Gesellschaft eingeführt worden, und Glutz wurde nun eines der thätigsten Mitglieder derselben. In Schinznach lernte er Pestalozzi kennen und bald schloß er sich eng an dessen schulreformatorische Ideen an. Zunächst galt es dem verlotterten Zustande des Waisenhauses abzuhelfen, wo Burgerssöhne aufgenommen und zum Wollespinnen verwendet wurden. Im Januar 1779 brachte es der an der Spitze der Erziehungscommission (Schulherren) stehende Schulfreund zu Stande, daß den Waisenknaben, statt des Tanzes in der Fastnacht durch die Gassen der Stadt, wobei sie Gaben sammelten, gestattet wurde, dieses durch Umhergehen mit einer Armenbüchse zu thun. Im April 1782 legte er dem Rathe ein Project zur Verbesserung des Waisenhauses vor, das auch wirklich angenommen wurde. Statt des Wollespinnens sollen die Knaben in den Vormittagsstunden im Lesen, Rechnen und Briefschreiben, am Nachmittag im Zeichnen unterrichtet werden, welches ihnen zum Erlernen von Handwerken ungemein nützlich und erspießlich sei. Alle Nachmittage sollen sie mit dem Instructor „unter nützlichem Discurse" einen Spaziergang von einer Stunde machen. Als im Mai in dem jungen Priester Urs Joseph Späti, Pfarrer am Spital, dem Waisenhause ein tüchtiger Vorsteher und Lehrer gewonnen wurde, gedieh die Anstalt und gewann bald das allgemeine Vertrauen, so daß nicht nur ein zu Gunsten derselben errichteter „Glückshafen" (Lotterie) Beträchtliches abwarf, um nützliche Bücher anzuschaffen, sondern daß sogar der in Solothurn residirende französische Gesandte De Verville zu diesem Zwecke für jeden Knaben ein Schulgeld spendete.

Allein die Waisenhausschule unter ihrem trefflichen Lehrer zog noch weitere Kreise. Glutz stand durch die Solothurner P. Ambrosius Glutz und Urs Victor Brunner in naher Verbindung mit der damals so wohlthätig wirkenden Normalschule im nahen Kloster St. Urban, und wir dürfen wol annehmen, daß auch Pfarrer Späti von dorther seinen Eifer und sein Geschick für die Schulbildung gewonnen hat. In Nachahmung von St. Urban wurden 1783 in der Waisenhausschule in Solothurn nicht nur Knaben aus der Vorstadt und Stadt als Schüler aufgenommen, sondern dieselbe zur Normalschule für die Landschullehrer des Kantons „zur Lehr und Uebung" erweitert. Schon 1783 faßte der Rath den Beschluß, es sollen die nöthigen

Vorkehrungen getroffen werden, um „die Normal als eine überaus nützliche Einrichtung“ auch an andern Orten einzuführen, und bereits in demselben Jahre wird der Normalunterricht im neugebauten Schulhause in Deitingen, 1784 in Zullwil und Wysen ertheilt. Im Jahre 1786 besteht im Arbeitshause (Zuchthaus) eine Art Zwangsarbeitsanstalt, und da der Lehrer im Waisenhause, weil sonst zu sehr beschäftigt, den Unterricht nicht mehr ertheilen kann, so soll ein Lehrmeister der Knaben und Mägdlein im Arbeitshaus angestellt werden.

Im Jahre 1786 wandte Glutz seine Sorge auch der bisher vernachlässigten Mädchenschule in Solothurn zu. Die alte Schulfrau wurde pensionirt und eine junge Lehrerin angestellt, die sich „in der Normal“ auszubilden hat. In der neuen Schulordnung wird die Verpflichtung für alle Eltern von jedem Stand und Rang ausgesprochen, ihre Kinder vom fünften bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Altersjahre in die Schule zu schicken. Die neue Lehrerin, deren Gehalt in angemessener Weise erhöht wird, hat die Mädchen in vier Classen, zwei Vormittags, zwei Nachmittags, im Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Numeriren, in den vier Rechnungsarten und den Anfangsgründen der deutschen Sprache zu unterrichten. — Auch in den Knabenschulen wurde manches verbessert, besonders seitdem der junge Priester Joseph Schmid, ein begabter Schüler des P. Joseph Ignaz Zimmermann, 1782 zum deutschen Schulmeister, 1788 zum lateinischen Schulherrn gewählt war. Insbesonders aber wurde die Normalschule im Waisenhause für die Schulreform von großer Bedeutung, und es war wolverdient, als 1788 der Rath ihrem wackern Leiter Späti „für seinen unermüdlichen Fleiß um die Dorfschullehrer“ Belobung und Belohnung angedeihen ließ[1].

So hatte sich bereits beim Ausgang der alten Eidgenossenschaft durch die ernsten Bemühungen unsers Glutz und seiner Freunde für das Volksschulwesen im Kanton Solothurn eine neue Aera angebahnt. Und Glutz erkaltete in seinem Eifer nicht, als 1798 die alten Regierungen gestürzt wurden und der helvetische Einheitsstaat an ihre Stelle trat. Wieder stand der alternde Mann an der Spitze des solothurn'schen Erziehungsrathes. Er trat in enge Verbindung mit Stapfer, dem Minister für den öffentlichen Unterricht; er sandte 1799 junge Lehramtscandidaten an die nach längerer Unterbrechung wieder eröffneten Normalcurse von St. Urban, welche unter Abt Ambrosius Glutz der Solothurner P. Urs Victor Brunner leitete; er forderte die Pfarrer zur Vorbildung junger Lehrer angelegentlich auf und ernannte für die einzelnen Bezirke Schulcommissäre. Als Pfarrer Späti 1800 die ausgedehnte

---

[1] Gaßmanns Solothurnisches Wochenblatt 1789, Nro. 18, schildert eine „Normalvisitation am Leberberg“.

Pfarrei Kriegstetten übernahm[1], gewann Glutz den Pfarrer Gabriel Leuppi von Deitingen, einen unter P. Nivard Krauer gebildeten Conventual von St. Urban[2], zur Leitung von Lehrer-Normalcursen und gab ihm zu Gehülfen die wackern jungen Lehrer Johann Jakob Schläfli von Deitingen und Johann Joseph Stampfli von Aeschi, welche ebenfalls in St. Urban ihre Bildung empfangen hatten[3].

Mit dem Sturze der Helvetik erhielt alt Seckelmeister Glutz auch wieder politische Bedeutung. Nach dem Stecklikriege trat im September 1802 eine Regierungscommission zusammen zur Wiederherstellung von Schultheiß und Rath des Kantons Solothurn, Glutz an ihrer Spitze; er war auch Mitglied der erneuerten schweizerischen Tagsatzung, welche sich im September und Oktober 1802 in Schwyz versammelte und eine Proclamation und eine Antwort auf die drohende Note des ersten Consuls Bonaparte erließ. Und als durch die Mediationsacte im Jahre 1803 die Selbständigkeit des Kantons Solothurn anerkannt wurde, war Glutz einer der ersten Männer, welchem die Mitbürger durch die Wahl in den Großen und Kleinen Rath ihr ungeschwächtes Vertrauen bezeugten. Auch jetzt noch nahm Glutz in Vereinigung mit seinem Collegen Lüthy im Erziehungsrathe thätigen Antheil an der Hebung des Volksschulwesens, und wenn die Schulordnung vom 9. November 1803 die Verbesserung der Volksschule als „heilige Pflicht" der Obrigkeit erklärt, und ein Erlaß vom 16. Februar 1804 Lehrerstand und Schule durch Vermehrung des Einkommens und Aussetzung von außerordentlichen Belohnungen für die besten Lehrer und arme Eltern der fleißigsten Schüler zu heben sucht, so schließen damit die unermüdlichen Bestrebungen des greisen Schulfreundes ab. Glutz starb am 16. Mai 1805, wie es im Todtenbuch von Solothurn heißt: „Vir de patria ob scholarum trivialium et domus orphanorum meliorem institutionem bene meritus."

F. Fiala.

---

[1] Späti starb 12. Oktober 1817 in Kriegstetten.

[2] Leuppi, geboren in Adelboden (Kt. Luzern), starb 10. Januar 1820 in Deitingen.

[3] Stampfli blieb der Schule getreu bis in sein hohes Alter. Er starb 15. Oktober 1857. In Aeschi waren nur noch drei alte Männer, die nicht seine Schüler gewesen. — Schläfli war fast vierzig Jahre Lehrer, seit 1834 Ammann in Deitingen, der Vater seiner Gemeinde, Amtsrichter und Kantonsrath, starb 5. Mai 1855.

Joseph Lüthy.

1765—1837.

[Quellen: Fiala, Urs Joseph Lüthy, ein biographischer Denkstein, in Urkundio I, 125—170. — Lüthys Charakteristik als Geschichtsforscher in Kopp, Geschichtsblätter II, 211—217.]

In der Jugend und im jugendlichen Mannesalter ein begeisterter Kämpfer gegen die althergebrachten Verhältnisse in Politik und Leben, im späteren Alter ein kräftiger Förderer des gesunden Fortschrittes, in der Jugend ein Idealist und Dichter, im gereifteren Leben ein scharfblickender, vielthätiger Geschichtsforscher, hat Lüthy auch um Entwicklung der Schule im Kanton Solothurn große Verdienste. Wir heben hier diese Seite seines reichen, vielbewegten Lebens insbesonders hervor.

Urs Joseph Fidel Lüthy, geboren am 22. Oktober 1765, stammte von einem altbürgerlichen Geschlechte der Stadt Solothurn. Sein Vater, ein rühriger Bäckermeister, wurde 1770, bei einem Uebungslager der solothurnischen Artilleristen zu Ehren des französischen Gesandten, von einer Kanonenkugel getroffen, und es lag nun die Last des Broterwerbes und der Erziehung der drei unmündigen Kinder ganz der Mutter ob, eine um so schwerere Last, da Haus und Bäckerei ziemlich verschuldet waren. Die geistig begabte, christlich-fromme Frau wußte aber durch ihre Thätigkeit und verständige Leitung das Gewerbe so fortzuführen, daß sie nach und nach aus der gedrückten ökonomischen Lage zu einigem Wohlstand gelangte. Der Umstand, daß der Vater auf solche Weise den Tod fand und daß der kleine Joseph einen Naturfehler hatte, da ihm von Geburt an die rechte Hand fehlte, wirkte diesem zu seiner Erziehung vom französischen Gesandten eine kleine Pension aus, die ihm, bis er erwachsen war, alljährlich bezahlt wurde. Auf des Knaben Charakterentwicklung übte die Mutter entscheidenden Einfluß, und ihrer verständigen Erziehung verdankte Lüthy den besten Theil der religiösen und sittlichen Grundlage seines Lebens. Sein schwächlicher Körper und sein Naturfehler nöthigten den kleinen „Stumparm“, wie er genannt wurde, sich von den Spielen seiner Altersgenossen zurückzuziehen; um so mehr suchte er den Umgang mit seinen lieben Büchern und rasch entwickelte sich seine geistige Ueberlegenheit, so daß er an dem von Exjesuiten geleiteten Collegium seiner Vaterstadt stets der beste Schüler seiner Classe war und sich jedes Jahr die goldene Medaille errang, die nur als seltene Belohnung ausgezeichneten Fleißes ertheilt wurde. In dieser Abgeschlossenheit bildete sich sein lebhafter Geist eine eigene ideale Welt, und es war sein eifrigstes

Streben, sich über die ehrsame Handwerksinnung zu erheben, in die er durch Geburt und Vorurtheile der Zeit hinuntergedrückt war. So entwickelte er sich zu einer Frühreife, welche mit revolutionärer Bitterkeit gepaart war. Von der damals herrschenden Lavater-Manie ergriffen, wandte sich der sechszehnjährige Jüngling brieflich an den merkwürdigen Mann und bat ihn um seine Freundschaft und fortdauernden Briefwechsel. Durch Lavater kam Lüthy in Verbindung mit den litterarischen Kreisen in Zürich, insbesonders mit dessen Secretär Armbruster; 1783 besuchte er zum ersten Mal die Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Olten, deren eifriges Mitglied er wurde.

Mit dem Herbste 1784 hatte Lüthy seine Studien in Solothurn vollendet. Der aufstrebende junge Mann mit seinen Plänen für die Zukunft suchte seine bisherigen Gönner zur Förderung seiner weitern Ausbildung zu bestimmen. Da man ihm den kühlen Rath gab, in eine Schreibstube zu treten, machte er seinem Unwillen in zwei satyrischen Briefen an Armbruster Luft, und dieser nahm sie, trotz dem wiederholten Abmahnen des Verfassers, unter dem Titel „Theodorus Rabiosus über den schweizerischen Freistaat Solothurn" in den ersten Band seines „Schwäbischen Museums" (Kempten 1785) auf. Es ist begreiflich, daß der Aufsatz mit seiner Rücksichtslosigkeit und seinen herben Ausfällen gegen Regierung, Schule und Leben in Solothurn einen Sturm hervorrufen mußte. Auf Ansuchen des Rathes wurde Armbruster in Zürich verhaftet und nach dem Verfasser inquirirt. Lüthy, welcher sich zur Ausbildung in der französischen Sprache nach Dijon begeben hatte, bekannte sich in einem Schreiben an den Rath als schuldig und stellte sich im März 1786 freiwillig zur Bestrafung. Das Urtheil lautete auf einjährige Zuchthausstrafe und achtjährige Verbannung aus der Eidgenossenschaft. Ein Vierteljahr büßte der Strengbestrafte im Zuchthause ab; dann wurde er wegen Kränklichkeit entlassen, und am 5. Juli 1786 verließ er die Vaterstadt, um an der Universität Wien sich den Rechtsstudien zu widmen. Hier blieb er unter manchen Entbehrungen drei Jahre, neben seinen Berufsstudien mit Philosophie und Poesie viel beschäftigt. Noch vor seiner schweren Katastrophe in Solothurn hatte Lüthy den „Schweizerischen Musenalmanach für das Jahr 1785" (Basel) herausgegeben, mit Beiträgen von Joh. Kaspar Hirzel, Hegner, Salis, Armbruster, Thaddäus Müller u. A. Im Zuchthause hatte er fortgesammelt und gedichtet, ohne einen zweiten Jahrgang zu Stande zu bringen. In Wien gab Lüthy 1787 seine „Fabeln", 1788 seine „Scherzhaften Gedichte" heraus, Poesien in der Manier von Lichtwer, Gleim und Jacobi. In Wien wurde er mit dem verdienten P. Michael Denis bekannt, der ihn insbesonders auf den Werth der alten Volkslieder aufmerksam machte. Auf sein schriftliches Ansuchen um Begnadigung und die Fürsprache angesehener Männer durfte der Verbannte 1789 in die Schweiz

und nach einem Aufenthalte in Luzern bei seinem väterlichen Berather P. Zimmermann und seinem treuen Freunde, Professor Thaddäus Müller 1791 in die Vaterstadt heimkehren.

In Solothurn beginnt nun Lüthys praktisches Wirken. Nachdem er sich in den Kanzleien in die juristische Praxis hineingearbeitet hattte, ward er 1794 Notar und bald ein geachteter Geschäftsmann. Daneben pflegte er die Poesie im Vereine eines litterarischen Kränzchens, das 1788—1795 seine geistigen Erzeugnisse in das von dem geistreichen Buchdrucker Franz Joseph Gaßmann herausgegebene „Solothurnische Wochenblatt" niederlegte, und die Freundschaft mit dem damals in Solothurn weilenden Michael Traugott Pfeiffer, mit Freund Müller in Luzern und Professor Johann Michael Sailer in Landshut, dem milden, hochgeachteten Theologen, mit welchem er durch Zuführen der ersten schweizerischen Schüler aus Solothurn in vertraute Correspondenz trat. Fast alljährlich besuchte er die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft in Olten und Aarau und hier machte er die erste Bekanntschaft mit Pestalozzi. Daß die politischen Ideen der Neuzeit und die Hoffnungen einer Umgestaltung der Eidgenossenschaft in der Seele des patriotischen Mannes kräftig Wurzel schlugen, daß die Wochenblättler-Gesellschaft zum Patrioten-Clubb wurde, läßt sich denken. Lüthy und seine Freunde hofften auf eine selbständige, ruhige Umgestaltung; aber die Ereignisse überholten sie. Seine Parteigenossen wurden den 5. Februar 1798 in einem Volksauflaufe gefangen genommen, er selbst stellte sich persönlich. Nur mit Mühe entgiengen sie der Volkswuth, welche am 2. März, gerade am Tage der Einnahme Solothurns durch die Truppen der französischen Republik, das Gefängniß zu stürmen suchte.

Mit der Befreiung erfolgte die Einsetzung einer provisorischen Regierung durch General Schauenburg. Lüthy wurde ihr Generalsecretär, der Festredner bei der Aufrichtung des Freiheitsbaumes und später am Constitutionsfeste, dann Mitglied des helvetischen Senates in Aarau, Luzern und Bern und mehrmals Präsident dieser Behörde. Lüthy gehörte mit Usteri und Escher zu den Führern der spottweise genannten Gelehrten und Grundsätzler, die mit idealem Streben Kenntnisse, Sinn für wahre Freiheit und den in damaligen Umständen aller Anerkennung werthen Muth verbanden, selbst der jedes Unabhängigkeitsgefühl erdrückenden Mutterrepublik Frankreich und den Gewaltthätigkeiten der französischen Beamten und Generale entgegenzutreten. Er machte Opposition gegen das Auftreten der Directoren Ochs und Laharpe und eben so gegen Föderativgelüste; er trat als Redner auf, wo es höheren Interessen galt oder ein Wort edler Mässigung und Leidenschaftslosigkeit Noth that; er nahm am 7. Januar 1800 thätigen Antheil am Sturze des Directoriums und an der Regierungsänderung vom 7. August

und ward der erste Präsident des neuen gesetzgebenden Rathes. Er betheiligte sich bei der Redaction des helvetischen Tagblattes und des Freiheitsfreundes, war Mitglied der Commission zur Anlegung der Nationalbibliothek und der im Juli 1800 zu Bern gegründeten Gesellschaft litterarischer Freunde, um Pestalozzis neue Unterrichtsmethode und seine Elementarschule in Burgdorf näher zu prüfen. Eine Commission, an ihrer Spitze Usteri und Lüthy, begab sich nach Burgdorf, und der Bericht derselben empfahl die Pestalozzische Methode als sehr zweckmäßig, weil sie mehr als jede andere den Fingerzeigen der Natur folge, und jede Fähigkeit des Zöglings in der Zeit entwickle, welche die Natur ihr angewiesen und zu ihrer Entwicklungsperiode bestimmt habe. Die dringende Empfehlung erwirkte dann auch Pestalozzis Unternehmen die Unterstützung des helvetischen Vollziehungsrathes. Nach den politischen Umgestaltungen vom Herbste 1801 wurde Lüthy zum Regierungsstatthalter des Kantons Solothurn und nach drei Monaten zum Mitglied der Verwaltungskammer gewählt. Im September 1802 ward er Präsident des solothurn'schen Erziehungsrathes, und diese Stelle bekleidete er nun 35 Jahre lang bis zu seinem Tode, durch die Mediations- und Restaurationszeit hindurch, in welchen beiden Perioden er als Mitglied des Großen und Kleinen Rathes und des Staatsrathes, als oftmaliger Tagsatzungsgesandter und Abgeordneter zu wichtigen Sendungen und Conferenzen für die Eidgenossenschaft und den Kanton, namentlich für Organisation der kantonalen Rechtsverhältnisse, einflußreich thätig war.

Je weniger der durch die Revolutionsstürme geläuterte, gereifte Mann an den Parteikämpfen Antheil nahm, welche besonders in den Jahren 1814 und 1815 den Kanton Solothurn ergriffen, um so mehr wandte er seine rege Thätigkeit dem Erziehungswesen zu. Schon im Jahre 1802 hatte sich Lüthy an den bischöflich constanzischen Generalvicar von Wessenberg um Unterstützung der Schulreform von Seite der kirchlichen Autorität gewendet und die Antwort erhalten: „Was die katholischen Erziehungsanstalten und die Schulen im Kanton Solothurn betrifft, so muß jeder Freund der Religion und des Vaterlandes den Wunsch vereinigen, daß diejenigen, welchen die Besorgung dieser Anstalten anvertraut ist, die gehörige Bildung und Fähigkeit erhalten. In dieser Absicht ist das Bedürfniß zweckmäßiger Anstalten zur Bildung guter Seelsorger und Schullehrer einleuchtend." Damit wird die Einführung von Concursprüfungen empfohlen und soll Propst Philipp Jakob Glutz von Schönenwerd, der bischöflich-constanzische Commissar, beauftragt werden, in diesem Sinne Schritte zu thun. — Sogleich nach Einführung der Mediation folgte nun 1803 eine Schulordnung, welche die Erziehung der Jugend als „heilige Pflicht der Obrigkeit" erklärt und die Ortspfarrer einladet, die Schulen ihres Kirchsprengels wenigstens einmal

in der Woche zu besuchen, durch sorgfältige Prüfung in Erfahrung zu bringen, ob die Schulmeister und die Jugend ihren Obliegenheiten Genüge leisten, und dem Erziehungscommissär alle Monate Bericht zu erstatten; saumselige Eltern sollen dem Oberamtmann verzeigt und gebührend bestraft werden. Daran schloß sich eine Verordnung vom 16. Februar 1804, welche einerseits die Landgemeinden anhält, den Lehrergehalt zu einem Minimum (12 Mütt Korn und 4 Klafter Brennholz) zu erhöhen, wenn sie keine eigenen Schulhäuser haben, eine Schulstube zu miethen, und innert drei Jahren ein Schulhaus zu errichten und einen Schulfond zu gründen, und welche anderseits unentgeltlichen Unterricht einführt, und nicht nur unter die besten Schulmeister jährlich sechs Louisd'or zu vertheilen und denjenigen, welcher dreimal den besten Preis davongetragen mit Ehrenmeldung im Amtsblatt als Ehrenmitglied des Erziehungsrathes zu declariren befiehlt, sondern auch den ärmsten Eltern, welche die fleißigsten Kinder haben, eine Belohnung von zehn Franken zuspricht, so daß 1805 für Belohnung an Schulmeister und Prämien an Schulkinder ein Credit von 1800 Franken bewilligt wird. Auch mit den Schulhäusern galt es Ernst; sie wurden unter die Aufsicht des obrigkeitlichen Bauamtes gestellt und für Neubauten ein allgemeiner Plan angefertigt; gegen nachlässige Gemeinden soll behufs Erstellung von Schullocalitäten Execution erfolgen. Für Lehrerbildung wurden neben der Waisenhausschule die Normalcurse im Kloster St. Urban benützt. Da dieselben aber mit dem Jahre 1805 eingiengen, so ordnete der Erziehungsrath für 1806 einen Normalcurs unter der Leitung des Pfarrers P. Gabriel Leuppi in Deitingen an, welchem die Schulmeister Schläfli von Deitingen und Stampfli von Aeschi als Hülfslehrer beigegeben waren[1]. Leuppi empfing zur Anerkennung eine goldene Denkmünze, und die Curse wurden auch in den folgenden Jahren fortgesetzt. Im Jahre 1811 ordnete der Erziehungsrath an, daß in Solothurn selbst, im ehemaligen Ambassadorenhofe, alljährlich ein Wiederholungscurs für Lehrer abzuhalten sei, und zwar die drei folgenden Jahre während je sechs Wochen; dann sollte ein solcher alle zwei Jahre stattfinden und je vom dritten Theile der Lehrer besucht werden. Zur Unterhaltung dieser Curse wurde ein Credit von 900—1000 Franken eröffnet.

Wenn so in der Mediationszeit der Sinn für Förderung des Schulwesens in reger Weise sich geltend machte und Lüthy, seit dem Tode des Seckelmeisters Glutz der Urheber und Mittelpunkt dieser Bestrebungen, manches Gute zu Stande brachte, so fand er dagegen mit seinen Plänen zuweilen auch unüberwindlichen Widerstand. Sein Jugendfreund Michael

---

[1] Notizen über diese Männer S. 58 und 59.

Traugott Pfeiffer hatte bei Pestalozzi in Burgdorf sich die neue Lehrmethode angeeignet und errichtete 1803, von Lüthy und andern Freunden aufgemuntert, in Solothurn eine Privatschule für Knaben nach pestalozzischen Grundsätzen. Die Schule blühte bald freundlich auf, fand aber einflußreiche Gegner und wurde schon im Mai 1804 vom Kleinen Rathe mit 11 gegen 10 Stimmen aufgehoben. Ja, als Eltern der Zöglinge dieselbe durch Pfeiffers Unterlehrer Jakob Amiet [1] fortsetzen ließen, ward Pfeiffer förmlich aus dem solothurnischen Gebiete verwiesen. Doch Lüthy ließ sich nicht abschrecken. Er trat mit Pestalozzi, Fellenberg und P. Girard, sowie mit Präfect Brandenberg in Zug, Prof. Schultheß in Zürich und später auch mit Jullien in Iferten in freundschaftliche Verbindung und Briefwechsel und nahm im Sommer 1808 an der Versammlung schweizerischer Schulfreunde Theil, welche in Lenzburg gehalten wurde, um die vereinzelt auseinander gehenden Bestrebungen im schweizerischen Erziehungswesen zu vereinigen und eine durchgreifende Verbesserung vorzubereiten. Mit Pestalozzi, Fellenberg, seinem Freunde Müller in Luzern und Decan Hünerwadel wurde Lüthy in den Ausschuß gewählt, der die Gesellschaft consolidiren und die Geschäfte besorgen sollte. Prof. Schultheß spricht in einem Briefe vom 7. November 1808 schöne Hoffnungen aus, die aber nie realisirt wurden.

Die bald folgende Restaurationszeit mit ihrer stereotypen Majorität im solothurn'schen Rathe hemmte weitere Fortschritte. Doch wenn auch 1823 ein Rathsbeschluß die regelmäßigen Wiederholungscurse wegen Kostenersparniß eingehen ließ und 1824 ein Vorschlag des Erziehungsrathes zur Errichtung einer Casse für alte verdiente Schulmeister nicht zur Ausführung gelangte, so kommen noch einige Lehr- und Wiederholungscurse unter Pfarrer Franz Joseph Dänzler von Zuchwyl zu Stande, und Lüthy, der in dieser Zeit neben den Staatsgeschäften von seinen historischen Forschungen im Solothurner Wochenblatt sehr in Anspruch genommen wurde, war bemüht, das Schulwesen, so viel möglich, in gutem Zustande zu erhalten und zu fördern. Der Kanton war in acht Erziehungscommissariats-Kreise eingetheilt, und unter den Geistlichen, welche diese Stellen bekleideten, befanden sich wackere Schulfreunde, wie die Chorherren Philipp Pfluger und Konrad Glutz (der Bruder des Geschichtschreibers Robert Glutz), Pfarrer Gabriel Leuppi u. A. Sie hatten ihre Inspectoratsberichte alljährlich dem Erziehungsrathe einzugeben, zugleich mit den Prüfungsarbeiten, unter welchen namentlich auf die Schönschrift großes Gewicht gelegt wurde. Das Actuariat des Erziehungsrathes besorgten strebsame jüngere Geistliche, wie lange Jahre nach einander Caplan Joseph

[1] Amiet, Pfeiffers Schwager, sein Leben lang Freund und Förderer der pestalozzischen Methode, starb als Kantonsrath und Kriminalrichter 25. Oktober 1863.

Propst und Professor Anton Kaiser, die in den Dreißigerjahren an den Neuschöpfungen im Schulwesen eifrigen Antheil nahmen. Dennoch erlahmten die Landschulen in der Restaurationszeit, gegenüber der früheren Periode, da Lüthy und seine Gesinnungsgenossen im Rathe mit ihren Projecten nicht durchzudringen vermochten, wie denn auch Versuche zur Umgestaltung der höheren Lehranstalt, des Collegiums, so von Robert Glutz 1818 und vom Erziehungsrathe selbst 1821, ohne Erfolg blieben.

Dagegen ist hervorzuheben, daß die Stadtschulen in Olten und Solothurn vielfach gehoben wurden und diese Verbesserungen auch für den Kanton eine neue Zeit anbahnten. In Olten waren namentlich der Stadtammann Ulrich Munzinger und Caplan Konrad Lang dafür thätig; in Solothurn der vieljährige Präsident der städtischen Erziehungscommission Leonz Gugger, Chorherr Konrad Glutz und die Zöglinge P. Girards im Franciscanerkloster. Im Waisenhause ist die Normalschule in eine Realschule umgewandelt mit drei Hauptlehrern und zwei Hülfslehrern für Zeichnen und Musik; in den Zwanzigerjahren wird die höhere Bürgerschule, wie sie nun heißt, zuerst mit dem Collegium, dann mit den Stadtschulen verbunden. An diesen unterrichten 1826 fünf Lehrer und drei Lehrerinnen. Seitdem 1805 den Franciscanern gestattet war, in ihr Kloster zurückzukehren, hatten sie sich verpflichtet, als Lehrer in den Stadtschulen unentgeltlich mitzuwirken, und sie erfüllten auch diese Verpflichtung mit anerkennenswerthem Eifer. Das Kloster stand in inniger Verbindung mit P. Gregor Girard; die jüngeren Conventualen waren seine Schüler; er selbst weilte oft in Solothurn. Seine verbesserte Bell-Lancaster'sche Methode des gegenseitigen Unterrichts wurde nach seiner eigenen Anleitung in den Stadtschulen eingeführt, damit verbunden nach pestalozzischen Grundsätzen und Lehrmitteln die Rechnungs- und Lautir-Lesemethode; auch die Anfangsgründe der Realien und der deutschen Sprachlehre wurden an den Anschauungsunterricht angeschlossen. Die Schule, an welcher neben P. Bonaventura Zweili und P. Hieronymus Vogelsang der nachherige Organisator des solothurn'schen Schulwesens Jakob Roth und der Naturforscher Franz Joseph Hugi lehrten, hat für ihre Zeit Tüchtiges geleistet.

Der alternde Lüthy nahm Antheil auch an diesen Verbesserungen. Und als 1830 eine neue Zeit anbrach und Throne und Regierungssitze erschüttert wurden, ward er nicht nur durch das Vertrauen seiner Mitbürger als Großrath und Regierungsrath bestätigt, sondern blieb auch Präsident des Erziehungsrathes, der sich in drei Commissionen für das Materielle des Erziehungswesens, für die Elementar- und höhere Bürgerschule und für die Gelehrtenschule theilte. Er stand an der Spitze der Letzteren, als 1833 das alte Professoren-Collegium mit seinem Convicte in die höhere Lehranstalt des Kantons Solothurn umgestaltet wurde, während sein jüngerer College Joseph

Munzinger, der spätere schweizerische Bundespräsident, die Commission für die Elementar- und höhere Bürgerschule präsidirte. Noch wirkte Lüthy kräftig mit an der Erstellung des Schulgesetzes vom 20. Dezember 1832, der fundamentalen Grundlage der jetzigen Volksschule im Kanton Solothurn, mit seinen drei hauptsächlichsten Sätzen: Die Primarschulen werden durch die politischen Gemeinden errichtet und unterhalten; der Schulbesuch ist obligatorisch und unentgeltlich; der Staat sorgt für die Bildung der Lehrer. Noch blieb er bis zum Tode Präsident des Erziehungsrathes, der die Reorganisation der Volksschule, die Einführung der regelmäßigen Lehrerbildungscurse in Oberdorf u. a. m. leitete. Lüthy starb, früh gealtert und fast ganz erblindet, in der Nacht des 13. Januars 1837 nach kurzer Krankheit.

Lüthys Verdienste um die schweizerische Geschichtsforschung können hier nicht näher erörtert werden. In den 24 Jahrgängen des „Solothurnischen Wochenblattes“ von 1810—1834 ist neben historisch-anregenden Fragen und kleineren Aufsätzen ein Schatz von gegen 4000 Urkunden aus der nordwestlichen und westlichen Schweiz niedergelegt, eine bis jetzt noch unerschöpfte Fundgrube, zu der ihm neben seiner „rechten Hand“, Dr. Peter Scherer, Freunde der Geschichte aus verschiedenen Kantonen Beiträge lieferten. Kopp, der bahnbrechende Geschichtschreiber der eidgenössischen Bünde, bezeichnet Lüthy in der ehrenvollsten Weise als den „Schöpfer der neuern Forschung“. Im Wochenblatte auch und in seinem trefflichen Solothurner Kalender, den er viele Jahre hindurch besorgte, ist mancher volksthümliche Aufsatz, manches Gedicht seiner älteren Tage enthalten. F. Fiala.

Dr. Albrecht Rengger.

1764—1835.

[Quellen: Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, herausgegeben von Ferdinand Wydler. Zürich 1847.]

Sohn des Pfarrers Abraham Rengger in Gebenstorf bei Brugg, nachmals an der Hauptkirche in Bern, erhielt er in letzterer Stadt seine Jugendbildung und sollte Theologie studiren. Als Candidat derselben wurde er Präceptor des in der Folge so berühmt gewordenen Stifters von Hofwyl, Emanuel Fellenberg, dessen Vater berner'scher Landvogt auf Schloß Wildenstein (im Aargau) war. Dann entschloß er sich zum Studium der Medicin und bezog die Hochschule von Göttingen, wo er an seinem Landsmann, dem großen Arzte und Naturforscher Johann Georg Zimmermann (dem Verfasser

des Buches „über die Einsamkeit" u. s. w.) einen freundlichen Rathgeber fand. Nach größern Reisen in Deutschland, Oesterreich und Italien etablirte er sich 1789 als praktischer Arzt in Bern. Schon jetzt stand er in lebhaftem brieflichen Verkehr mit manchem Bedeutendsten der Nation, mit Paul Usteri, Konrad Escher u. A. Sein klares Denken, seine hervorragende Wissenschaftlichkeit lenkte 1798 die Aufmerksamkeit des helvetischen Directoriums auf ihn; er wurde zum Minister des Innern der Republik berufen und verwaltete während den vier sturmvollsten Jahren, welche die Schweiz je erfahren, dies Amt mit einer für immer denkwürdig bleibenden Auszeichnung. Manchmal stand er mit der Energie seines Willens noch allein als Rettungsfels da wider die Gewalt der ringsum einbrechenden Fluthen. Der Feuereifer zur Verwirklichung seiner Ideale im Vaterlande riß ihn zuweilen bis zum Unerreichbaren. Heinrich Zschokke schreibt von ihm: „Der helle, umfassende Geist Renggers kam für dieses Zeitalter leider noch zu früh!" — Nach dem Untergang der Einheitsrepublik sah er sich nach einem Fleck Erde um, wo er, von aller Politik frei, zu seinem vorigen Berufe zurückkehren konnte. Er fand ihn im Waadtlande zu Lausanne, wo er zehn Jahre lang (1804—1814) in menschenfreundlicher Thätigkeit als Arzt und bald auch, nachdem ihm die dortige Regierung das Ehrenbürgerrecht geschenkt hatte, als Mitglied mehrerer Behörden zubrachte. Als im Jahre 1813 der linke Flügel der alliirten Armee durch die Schweiz nach Frankreich drang und das Patriciat von Bern diesen günstig erscheinenden Zeitpunkt benützen wollte, um seine alten Unterthanenländer Waadt und Aargau wieder zu gewinnen, wurde Rengger als Abgeordneter an den Congreß nach Wien gesandt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seinem, sowie Laharpes klugem und standhaften Benehmen in dieser schwierigen Stellung die gesammte Schweiz sehr Vieles und jene beiden Kantone großentheils die Behauptung ihrer Unabhängigkeit zu verdanken haben. Nach der Heimkehr wählte er seinen stets hochgeliebten Aargau zur bleibenden Wohnstätte. Er entschloß sich, eine ihm angebotene Regierungsstelle anzunehmen, und wurde sofort in die wichtigsten Dikasterien gewählt, so namentlich auch zum Präsidenten der Kantonsschulpflege und des Schulrathes. Obwol ihm das öffentliche Erziehungswesen bisher noch fern gelegen, arbeitete er sich doch nun rasch in die neue Aufgabe ein und half mit seiner gewohnten Thätigkeit an jenen Unternehmungen und Einrichtungen mit, welche das Volk geistig und sittlich heben konnten. In diese Zeit fällt auch sein „Bericht über die Armenerziehungsanstalt in Hofwyl", Tübingen 1815, übersetzt ins Französische und Englische; eine Schrift, welche noch heute verdiente, von jedem Volksbildner gelesen zu werden.

Rengger blieb in jener Stellung als aargauischer Regierungsrath von 1814—1821. Freilich stieß er bei seinem kühnen Vorwärtsdrängen nicht

selten auf Widerstand von Gegnern, die ihm noch von seinem Auftreten in der helvetischen Periode her gram waren oder auch die sich jetzt an seinen Seltsamkeiten stießen. Das mochte wol der Grund sein, warum er sich zuletzt plötzlich von aller öffentlichen Thätigkeit losriß und in den Privatstand zurücktrat. „Ich habe mich vom Menschenreiche in das Steinreich geflüchtet!" schrieb er 1821 an den alten Freund Paul Usteri, und in der That lebte er von da an in familienloser Einsamkeit zu Aarau ausschließlich nur seinen mineralogischen und geognostischen Studien. Wie oft sah man den noch immer rüstigen und lebhaften Greis mit seinem Hammer bewaffnet auf den Jurahöhen umherstreifen! Eine große Freude bereitete ihm noch die Wiederkehr seines Neffen, des Reisenden in Südamerika und Naturforschers Johann Rudolf Rengger, aus Paraguay, wo derselbe sechs Jahre lang vom Dictator Francia in Gefangenschaft gehalten worden war. Mit des Neffen allzufrüh (1832) erfolgten Tode sank auch der beste Theil der Freuden und Hoffnungen des Oheims in die Gruft. Er selbst starb, von einem Schlagfluß getroffen, den 23. Dezember 1835. E. Zschokke.

Philipp Albrecht Stapfer

1766—1840.

[Quellen: Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, Bern 1843. — Zschokke, Selbstschau, Aarau 1842 u. s. w. — Mélanges philosophiques etc. par M. P. A. Stapfer, précédés d'une notice sur l'auteur par M. A. Vinet. 2 vols. Paris 1844.]

Stapfer, seit 1792 ein ausgezeichneter Lehrer der Philosophie und Philologie am politischen Institut zu Bern und eifriger Anhänger Kants, wurde bei dem Umschwunge der Dinge im Jahr 1798 unerwartet zu einer hohen Stellung berufen. Das helvetische Directorium ernannte ihn zum Minister der Künste und Wissenschaften der Republik. Tillier sagt von ihm: „Wenige waren so geeignet wie Er, dem in ihn gesetzten Vertrauen so vollkommen Genüge zu leisten. Unermüdet in seinem Streben, vermittelst der nöthigen Vorarbeiten zur Verbesserung des Schulwesens und zur Aufnahme der Wissenschaften die zweckmäßigste Einleitung zu einem Erziehungsplane zu entwerfen, wodurch die Versittlichung und Veredlung des gesammten Volkes erzielt werden möchte, war er jenem Vandalismus fremd, der mit rascher und gedankenloser Zerstörung des Bestehenden allen Forderungen der Zeit genügt zu haben glaubte. Vielmehr gieng seine Absicht dahin, die bestehenden, wenn auch mangelhaften Erziehungsanstalten vorläufig

zu erhalten, von allen Seiten nützliche Erkundigungen über ihre Verbesserungen einzuziehen, und dann erst mit der Umgestaltung nach einem bestimmten, Plane zu beginnen". — Zschokke erzählt, wie ihn Stapfer im Winter 1798 „zur Bildung von litterarischen Vereinen aufforderte". „Die Franzosen — sagte Letzterer — haben von dem, was ich mir denke, etwas Aehnliches; sie heißen es Bureau d'esprit public. Die Aufgabe bestände einerseits darin, unsere Regierung von intellectuellen und industriellen Bedürfnissen, überhaupt vom Culturzustand, sowie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämmtlichen Kantonen zu unterrichten; das Alles ist uns noch ganz Unbekanntes. Anderseits sind Mittel zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame Vaterland zu beleben und die politische Einigung aller Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu stärken. — — Wenn Sie mir das edle Gefühl, ein biederes und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenwerthes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie mit Einem meiner lebhaftesten Wünsche zugleich die feurigsten Ihres eigenen Herzens erreichen!" [1]

Eine der wichtigsten Maßregeln des Ministers bestand in der Einführung von Erziehungsräthen in allen Kantonen. Dieselben wurden zusammengesetzt aus zwei vom Minister selbst ernannten Professoren oder sonstigen Lehrern und fünf einsichtsvollen Bürgern der Hauptstädte, welche von den Verwaltungskammern zu wählen waren. Ein tauglich erfundener Kirchendiener wurde beigezogen, um den sittlichen und religiösen Unterricht zu überwachen. Jede Gemeindeschule sollte ihren tüchtigen Lehrer bekommen, zu welchem Behuf die Errichtung von Normalschulen geplant wurde. Uebrigens blieben die bisherigen Schulordnungen sowie die Einrichtungen der Akademien für einmal noch, soweit sie den Grundsätzen der neuen Verfassung nicht widersprachen, in Kraft. — In einem besondern Erlasse forderte Stapfer alle Künstler Helvetiens auf, sich in einem Bunde zu vereinigen, um mitten im Waffengetümmel dem Vaterlande die edlern Genüsse des Schönen zu bieten. In Zürich kam dann in Folge dieses Aufrufes wirklich eine erste Kunstausstellung zu Stande und zwar in dem Augenblicke, als die Oesterreicher kaum noch 6 Stunden von der Stadt entfernt standen. — Mit der Geistlichkeit hatte der Minister fortwährend seine liebe Noth, obwol er überallhin zur Toleranz mahnte. Eine ganze Reihe von Unruhen und selbst Aufständen fanden ihren Zündstoff im religiösen Fanatismus. Allein es gab doch auch überall würdige Priester der Kirche, welche mannhaft für Versöhnung der Parteien wie für Aufklärung des nachwachsenden Geschlechtes auftraten. — Zur Ausführung der meisten jener Verbesserungspläne fehlte es indessen der

---

[1] Das Weitere über das Wirken der „litterarischen Societät" s. Monogr. Zschokke.

Regierung an Geld, und wie hätten auch überhaupt in dem wilden Wirrwarr der Zeit, zumal als Helvetien zum Kampfplatz fremder Armeen geworden war, die Werke des Friedens gedeihen können! Trotzdem hielt Stapfer über zwei Jahre lang standhaft auf seinem Posten aus, zufrieden, wenn er doch wenigstens die Keime eines schönern Gedeihens für die Zukunft pflanzen konnte!

Im September 1800 übertrugen ihm die helvetischen Behörden die Vertretung der Schweiz in Paris und im Dezember wurde er definitiv zum bevollmächtigten Minister Helvetiens in Paris ernannt, obwol man sich keineswegs verhehlte, daß dadurch dem von ihm bisher geleiteten Geschäftszweige bedeutende Nachtheile erwachsen würden; allein die Verhältnisse zu Frankreich überwogen jetzt Alles. Ende 1802 und Anfangs 1803 nahm er dort als Abgeordneter des Aargaus Theil an der schweizerischen Consulta, welche der erste Consul Napoleon zur Feststellung der Mediationsverfassung nach St. Cloud berufen hatte. In dieser wichtigen Stellung war er einer der Hauptvertreter der unitarischen Partei, die den Einheitsstaat als Grundlage bei der Umgestaltung beibehalten wollte, entgegen der damaligen und alsdann in der Mediationsacte durchgeführten Tendenz Napoleons, die schweizerische Verfassung föderalistisch zu gestalten. Sowol in seiner Stellung als Gesandter wie bei den Verhandlungen der Consulta zeichnete sich Stapfer bei aller Festigkeit, ja Hartnäckigkeit, mit der er seinen principiellen Standpunkt vertrat, durch ein weitgehendes Verständniß und Billigkeitsgefühl gegenüber Andersdenkenden aus, während er anderseits in geradezu ungewöhnlich kühner Weise die Interessen seines Vaterlandes gegenüber dem Willen des Mächtigen verfocht; wie er es denn auch war, der durch die Freimüthigkeit seines Auftretens Napoleon bewog, die schon 1802 geplante Vereinigung des Wallis mit Frankreich für einstweilen (bis 1810) nicht zur Durchführung zu bringen. — Nach dem Abschluß der Mediationsverhandlungen trat er 1803 gänzlich ins Privatleben zurück, blieb aber, einen eigenen Herd gründend, bis zu seinem Tode (27. März 1840) in Frankreich, bald in Paris, bald auf seiner Villa zu Belair (Seine und Oise) wohnend, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt und in unermüdlicher Thätigkeit für Ausbreitung christlichen Lebens und Denkens, im Umgange und Briefwechsel mit manchem der besten Zeitgenossen (Alexander v. Humboldt, Guizot, Schlabrendorf, Albrecht Rengger von Brugg u. A.), öfters kränkelnd, ein beständiges Heimweh nach der Schweiz in der Brust. „O, schon längst — schrieb er 1809 an Zschokke — wäre ich meinem Vaterlande wieder zugeeilt, wenn mir nicht Familienverhältnisse ein Land zur Wohnung anwiesen, das meinem Herzen immer fremde bleiben wird!“

E. Zschokke.

Joh. Melchior Mohr.

1762—1846.

[Quelle: Neuer Nekrolog der Deutschen, 1846, II.]

Mohr war seit 1792 Canonicus am Collegiatstifte in Luzern und wie andere junge Patricier (Alfons Pfyffer, Jos. A. Balthasar, Meyer v. Schauensee und Rüttimann) Anhänger der französischen Revolutionsideen. Er verließ 1798 den geistlichen Beruf, ward, als der Sitz der helvetischen Regierung von Aarau nach Luzern verlegt wurde, Secretär des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Begoz, und zog 1799 mit der helvetischen Regierung nach Bern. Als im Jahr 1800 Stapfer nach Paris verreist war und die Oberschreiber Wild und May von Schadau sein provisorisch übernommenes Portefeuille bald wieder niederlegten, ward Mohr im Dezember 1800 zum Minister der Wissenschaften ernannt. Mohr stand an Intelligenz und Geschäftskenntniß des weitläufigen Departements nicht auf der Höhe seines Vorgängers Stapfer, dennoch wirkte er mit seiner Umsicht und Klugheit und seinem reinen schönen Eifer viel Gutes in seiner Stellung. Auf seine Anregung faßte die Vollziehungsbehörde jene beiden wichtigen Beschlüsse, welche jede Gemeinde unter Androhung von Strafe aufforderten, wenigstens für eine Schule, und jeden Hausvater dafür zu sorgen, daß seine Kinder gehörig unterrichtet würden. Diese Schlußnahmen erreichten ihren Zweck vollständiger, als man gehofft hatte, so daß z. B. im Kanton Luzern, während 1798 die wenigsten Gemeinden eine Schule hatten, man bald nicht eine Gemeinde fand, wo nicht eine mehr oder weniger gute Schule gehalten wurde [1]. Ebenso wurde unter seiner Verwaltung Pestalozzis neue Lehrmethode geprüft und unterstützt, die medicinische Schule in Bern gegründet und manches andere für Wissenschaft und Volksbildung gethan. Freilich blieb sehr Vieles zu wünschen übrig; aber bei den steten Regierungs- und Verfassungsveränderungen betrachtete man Kirche und Schule als Nebensache und dann war Mohr zu kurze Zeit in seiner Stellung. Als im Oktober 1801 durch einen Staatsstreich (Dolder und Verninac) die Tagsatzung aufgelöst und Regierung und Verfassung willkürlich geändert wurden, nahm Mohr mit den Hervorragendsten seiner Meinungsgenossen, den sogenannten Einheitsfreunden (darunter vier Minister), die Entlassung und kehrte nach Luzern zurück. Am April 1802 erhielten die Unitarier wieder die Oberhand. Unter dem Namen der helvetischen Notabeln trat ein neuer Verfassungsrath zusammen, welcher Mohr am 30. April 1802 zum

---

[1] Siehe dagegen Jahrbuch der luzernischen Kantonal-Lehrerconferenz II, III, IV und IX über den Stand der Schulen im Jahr 1798.

Präsidenten und später mit sechs andern Mitgliedern in einen engern Ausschuß zur Redaction des Verfassungsentwurfes wählte. Er wurde Senator und nahm als solcher an allen Schicksalen der Regierung Theil, zog mit dieser nach Lausanne und wieder zurück nach Bern. Im November 1802 übernahm er als Staatssecretär das überaus wichtige, mühevolle Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Zu Anfang des Jahres 1803 kehrten die Mitglieder der Consulta nach Hause zurück. Mohr hatte an die fremden Gesandten eine Abschiedsnote der helvetischen Regierung zu richten, das Inventar der Archive dem neuen Landammann d'Affry nach Freiburg zu überbringen und damit die dem Schweizervolke aufgedrungene, unvolksthümliche Helvetik — fünf Jahre nach ihrer Geburt — ins Grab zu legen.

Mit ihrem Ende nahm auch Mohr Abschied von dem Staatsleben. Er durfte sich beim Austritt aus demselben das Zeugniß geben, immer das Beste des Vaterlandes im Auge gehabt und nach Beförderung desselben gestrebt zu haben; er nahm den Ruf eines rechtlichen, unbescholtenen Ehrenmannes, eines thätigen, einsichtsvollen Beamten, eines Mannes von Ausdauer und Ueberzeugungstreue, der Gerechtigkeit gegen Andersdenkende mit Mäßigung verband, mit in das Privatleben hinüber.

Seine Freunde, Rüttimann und Meyer, standen bald wieder an der Spitze der Regierung des Kantons Luzern; er aber zog sich auf sein Canonicat zurück, versöhnte sich mit seinen geistlichen Obern und der vormalige Minister las wieder Messe, besuchte wieder das Chor und erfüllte seine geistlichen Amtspflichten.

Zwei Male zum infulirten Propst seines Stiftes ernannt, lehnte er diese Würde ab. Seit 1840 Senior desselben, starb er, hochgeschätzt von seinen Mitbürgern, am 25. Mai 1846 im 84. Jahre seines Alters, unerwartet am Schlagflusse.

Dr. Fr. Dula.

Heinrich Pestalozzi.

1746—1827.

Wer schauet nicht auf sein eigen Interesse? Niemand als du, Guter! Wenn man dir auch nur dafür dankte.
Brief der Frau Pestalozzi aus dem Jahr 1805.

Vorbemerkung.

Für Pestalozzis Biographie sind vor allem maßgebend seine eigenen Schriften, die in folgenden Sammelausgaben zusammengestellt sind:

1. Pestalozzis sämmtliche Schriften, Band 1—15. Stuttgart bei Cotta 1819—1826 (die Mängel dieser Ausgabe sind bekannt). — 2. Pestalozzis sämmtliche Werke. Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von L. W. Seyffarth. 18 Theile in 9 Bänden. Brandenburg 1869—1873. — 3. J. H. Pestalozzis ausgewählte Werke. Mit Pestalozzis Biographie. Herausgegeben von Friedr. Mann. 4 Bde. Langensalza 1878—1879. — 4. Sammelwerk von Auszügen aus Pestalozzis Schriften: R. Christoffel, Pestalozzis Leben und Ansichten. Zürich 1846.

Aus der Litteratur über Pestalozzi, deren annähernd vollständiges Verzeichniß das Correspondenzblatt der Schweizerischen Schulausstellung II. Jahrg. 1879, No. 3 (auf 16 Seiten) enthält, heben wir hervor: Blochmann, K. J., Heinrich Pestalozzi, Leipzig 1846. Chavannes, Biographie de Henri Pestalozzi. Lausanne 1853. — R. de Guimps, notice sur Pestalozzi 1843 (ins Deutsche übersetzt: Hch. Pestalozzi nach seinem Gemüth, Streben und Schicksalen, Aarau 1844). Krüsi, H., Pestalozzi, his life, work and influence. New York 1875. Fr. Mann, Biographie Pestalozzis (als Beigabe zu den ausgewählten Werken in Bd. IV derselben). Mörikofer, Heinrich Pestalozzi (in der Geschichte der schweizerischen Litteratur des 18. Jahrhdts. Leipzig 1861.). H. Morf, zur Biographie Pestalozzis. Winterthur 1868 ff. J. Niederer, Pestalozzi (in den Pestalozzischen Blättern, Aachen 1829, neu abgedruckt als „Pestalozzi nach Niederers Schilderung" in den Pestalozziblättern, herausgegeben von der Commission des Pestalozzistübchens, Jahrg. I, 1879). Paroz, Pestalozzi, sa vie, sa méthode etc. Bern 1857. Pestalozzi. Sein Leben und Wirken einfach und getreu erzählt, herausgegeben von der zürcherischen Schulsynode (verfaßt von K. Bär). Zürich 1846. Pompée, études sur la vie et les travaux de Pestalozzi. Paris 1878. Raumer, K., Geschichte der Pädagogik. 2. Thl. Stuttgart 1857. Seyffarth, L. W., Pestalozzi nach seinem Leben und aus seinen Werken dargestellt. 6. Aufl. Leipzig 1876. Zehnder, Josephine, geb. Stadlin, Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwicklung, I. Bd. Gotha 1875.

Urtheile und Berichte von Zeitgenossen über Pestalozzi und seine Methode: Gruner, Briefe aus Burgdorf. 1804. 2. Aufl. 1806. Soyaux, Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalten. Leipzig 1803. W. v. Türk, Briefe aus Münchenbuchsee. Leipzig 1806. J. Niederer, Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur. 2 Bde. Stuttgart 1812. 1813. Herbart, Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung. Göttingen 1804.

Memoiren von Mitarbeitern: J. Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. 2. Aufl. Oldenburg 1880. Ramsauer und Zahn, Pestalozzische Blätter 1. Heft: Memorabilien J. Ramsauers. Elberfeld 1846. H. Krüsi, Erinnerungen aus meinem pädagogischen Leben. Stuttgart 1840.

Von der Commission des Pestalozzistübchens wurden herausgegeben:

Pestalozziblätter a) im Correspondenzblatt des Archivs der schweizerischen Schulausstellung, Jahrg. I, 1878 und II, 1879; b) als selbständige Publication, Jahrg. I, 1880. Jahrg. II, 1881. — Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud, 1. und 2. Theil, Zürich 1881 mit Einleitung und Beilage „zur Entstehungsgeschichte von Lienhard und Gertrud". — Pestalozzis Ideen über Armenerziehung auf dem Neuhof, in Praxis der schweiz. Schule von Bühlmann, Jahrg. I, 1881, Heft 2. — Briefwechsel zwischen Pestalozzi und Zinzendorf in Dittes Pädagogium, 1881. — Hieran schließt sich die unter des Verfassers eigenem Namen herausgegebene Schrift: Pestalozzi und Fellenberg. Langensalza 1879.

I. Jugend.

Johann Heinrich Pestalozzi ist am 14. Januar 1746 in Zürich, wahrscheinlich im Hintergebäude des Hauses zum „Schwarzen Horn" geboren. Sein Vater Joh. Baptist, der Sohn des Pfarrers Andreas Pestalozzi in Höngg, war Chirurg und hinterließ, als er im Juli 1751 starb, die Mutter mit 3 Kindern in dürftigen Verhältnissen; diese Mutter, Susanna Hotz, stammte vom Lande und war mit dem bekannten Arzte Hotz in Richterswyl und dem in österreichischen Diensten stehenden General Hotze nahe verwandt [1].

Heinrich, das mittlere der drei Kinder, war von Geburt schwächlich und kränklich. Die Verwaistheit und die Armuth der Familie waren auch nicht dazu angethan, die normale Entwicklung des Knabenalters zu befördern. Es fehlte der Erziehung der weiterschauende Blick der väterlichen Leitung; aber was mütterliche Sorge leisten konnte, das ward Pestalozzi in reichem Maße zu Theil; der Mutter zur Seite stand eine treue Magd, das Bäbeli, die, wie sie dem sterbenden Vater versprochen, in hingebender Frömmigkeit der Mutter die Haushaltung durchbringen half. Die Schattenseite dieser Erziehung schildert Pestalozzi selbst im „Schwanengesang": „Ich wuchs an der Hand der besten Mutter als ein Weibes- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rücksichten ein größeres sein konnte. Ich kam, wie man bei uns sagt, Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungskraft und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte". Und in „Lienhard und Gertrud" schildert er bei der Erzählung von den Jugendverhältnissen des Pfarrers Ernst seine eigne Jugend, wenn er sagt: „Es hätte Alles aus ihm werden können, wenn er in seiner Jugend die Menschen von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie in den Büchern. Aber er sah nur seine Mutter und seine Magd, die himmelstreu war, aber den Buben einsperrte, damit er der armen Mutter wenig Geld koste".

Die Folgen dieser jugendlichen Abgeschlossenheit von seinen Altersgenossen („damit er nicht unnützer Weise Kleider und Schuhe verderbe") machten sich

---

[1] Johann Baptista Pestalozzi war bei seinem Tod erst dreiunddreißig Jahre alt (geb. 1718); der Großvater Andreas Pestalozzi, 1693 geboren, starb 1769; die Mutter starb in hohem Alter 1796. Von den Geschwistern ist Joh. Baptista, geb. 1745, in den Achzigerjahren auf's Meer gegangen und verschollen; die Schwester Anna Barbara, geb. 1751, an der Pestalozzi mit großer Liebe hieng, verheirathete sich 1777 mit einem Herrn Kaufmann Große in Leipzig.

denn auch geltend, als Pestalozzi in die Schule kam. „Mit diesem Heinrich Pestalozzi — erzählt einer seiner Zeitgenossen [1] — gieng ich schon in die allerunterste Schule. Der Schulmeister behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Mitschüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner außerordentlichen Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. In den höhern Schulen bekam Pestalozzi den Ruf eines sonderbaren Menschen, der bei aller beibehaltenen unausstehlichen, äußern Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein mußte und er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte". Und damit stimmt trefflich was Pestalozzi in seiner Selbstschilderung vom Jahr 1802 sagt: „Ich war von Jugend auf der Narr aller Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen träumerischen Ideen allgemeine Nahrung, und ließ mich zugleich in Allem, was die Menschen Gewöhnliches genießen, können und thun, genußleer, ungeübt. Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gern giengen; ich gieng, wohin sie nicht giengen, und that was sie wollten. Selbst beim großen Erdbeben [2], wo die Präceptoren den Kindern schier über die Köpfe die Stiege herabgiengen und es Keiner wagen wollte, wieder hinaufzugehen, gieng ich, und brachte ihnen Kappen und Bücher herunter. Aber ich schickte mich doch nicht zu ihnen und hatte, ob ich schon gut lernte, dennoch im Gewöhnlichen und Täglichen, was vorfiel, ganz und gar nicht die Gewandtheit, die die Fähigern unter den Andern alle auszeichnete; auch lachten sie mich Alle aus und gaben mir allgemein den Namen: Heiri Wunderli von Thorlikon. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen." Und noch in hohem Alter hat Pestalozzi die Eigenart seines Wesens, die er den Jugendeindrücken und Bildungsmitteln entgegenbrachte, mit voller Klarheit folgendermaßen schildert: „Ich zeichnete mich durch viele Lebendigkeit in der Entfaltung einiger meiner Kräfte und Neigungen sehr früh aus, aber sowie ich an einigen einzelnen Gegenständen und Gesichtspunkten warmes Interesse nahm, zeigte ich mich ebenso früh und in eben dem Grad auf Alles, was nicht mit meinen Augenblicks-Lieblingsgegenständen auf irgend eine Art belebt zusammenhieng, äußerst unaufmerksam und gleichgültig. Was mein Gefühl ansprach, dafür war ich in jedem Fall

---

[1] Pfarrer Rud. Schinz (1745—1790) in einem Brief vom 12. April 1783, der in den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1827 zum Abdruck gekommen ist. Der Brief ist neu abgedruckt in den von der Commission des Pestalozzistübchens herausgegebenen „Pestalozziblättern" 2. Jahrg. 1881.

[2] Es ist ohne Zweifel das Erdbeben vom 9. Dezember 1755, „das die ganze Schweiz und alle Gebäude fast eine Minute lang erschütterte" (G. v. Meyer, der Kanton Zürich I, 169); das Ereigniß fiele also in Pestalozzis 10. Lebensjahr.

schnell und warm belebt. Die Eindrücke der diesfälligen Gegenstände griffen in jedem Fall tief in mein Inneres und stärkten sich sehr oft und sehr leicht zur Unauslöschlichkeit in mir selbst. Andere Gegenstände hingegen, die sogleich bei ihrer Erscheinung eine ernste, aber anhaltende und kaltblütige Aufmerksamkeit in ihrer Beobachtung und Erforschung ansprachen, so wichtig und so bildend sie auch für mich hätten sein können, machten selten einen solchen überwiegenden Eindruck auf mich. Im Gegentheil, es ist auffallend, Alles was mein Herz ansprach, schwächte den Eindruck dessen, was meinen Kopf erheitern und in bildender Thätigkeit beleben sollte, sehr oft und sehr schnell. Meine Imagination drückte sich bald vorherrschend in mir aus und war meiner Geistes- und Kunstbildung in Allem, was mein Herz nicht sehr interessirte, in einem hohen Grade hinderlich. Ich muß es gerade heraus sagen, ich zeigte mich in Gegenständen dieser letzten Art schon sehr früh und gar oft unverzeihlich unaufmerksam, zerstreut und gedankenlos. Alles was bildend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meines Nachdenkens und meiner Umsicht und Vorsicht wirken sollte und mir mangelte, hatte natürlich auch sehr frühe auf die Schicksale meines Lebens Einfluß. Was ich schon als Kind vornahm, fehlte sehr oft. Ich stieß mit meinem Kopf auch in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als kein anderes Kind an die Wand. Aber es machte mir nichts. Ich besaß mit meiner Unvorsichtigkeit einen Leichtsinn [1], daß mir das Fehlschlagen von Dingen, die andern Kindern schwer zu Herzen gegangen wären, gewöhnlich so viel als nichts machte. Was hinter mir war, wenn es mich selbst traf, war mir, so sehr ich es vorher gewünscht oder gefürchtet hatte, sobald ich darüber ein paar Mal eingeschlafen, wie wenn es nicht geschehen wäre. So wenig machten Glück und Unglück für mich selbst Eindruck. Die Folgen dieser Eigenheiten meiner Grundlagen stärkten sich in ihrem Wachsthum und wirkten in Rücksicht auf die Bildung meiner selbst zu einem praktisch-thätigen Leben von Jahr zu Jahr um so mehr nachtheilig und verderblich auf mich, da meine Erziehung eigentlich wie dazu gemacht schien, dieselben auf eine ganz außerordentliche Weise zu nähren und zu stärken."

So treten in dem jugendlichen Pestalozzi nach fremdem und eigenem Zeugniß, Unbeholfenheit, Ungeregeltheit, Ueberwuchern der Einbildungskraft über die geordnete Verstandesbildung, geistvolle Erfassung dessen was ihm zusagte, mit gänzlicher Vernachlässigung dessen was seinem Gemüthe keine Nahrung gab, zu Tage; alles das verbunden mit gelegentlich aufblitzender

---

[1] Pestalozzi hebt diesen Charakterzug ausdrücklich auch sonst hervor und findet darin eine Aehnlichkeit mit seinem Urgroßvater, dem Chorherr Joh. Baptist Ott, von dem er im Schwanengesang eine Reihe der drolligsten Anekdoten erzählt.

Energie und einer Gutmüthigkeit, „die alle Welt wenigstens so gutmüthig und zutraulich glaubte als sich selbst.“ Suchen wir nach einem Ausdruck, der all das zusammenfassend bezeichnet, so hat, wie in manch anderm, ihn Pestalozzi selbst gegeben, wenn er von der starken Ausbildung seines „Traumsinns“ redet.

Dieser Traumsinn fand nun in den äußern Verhältnissen, in denen das reifere Jugendalter Pestalozzis sich bewegte, reichliche Nahrung. Pestalozzi selbst hat in seinen alten Tagen sich mit der wünschbarsten Klarheit und Offenheit darüber geäußert.

Die höhern Schulen von Zürich, die Pestalozzi besuchte, um (wie die meisten Zürcher, die eine gelehrte Bildung anstrebten) Theologie zu studiren, standen damals in wissenschaftlicher Beziehung ausgezeichnet gut. Es war die Zeit Bodmers, Breitingers, Steinbrüchels. Es war eine Zeit der Versenkung in die Ideale der classischen Welt. „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung. Der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten. Das gieng soweit, daß wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone und ihren zugewandten Orten vorzüglich gut vorbereiten zu können.“

Dieser von der Erdschwere sich loslösende idealische Geisteszug lag aber nicht blos an den Persönlichkeiten, die auf Pestalozzi und seine Mitschüler erzieherisch einwirkten; es war die Atmosphäre, in der die Bessern jener Zeit lebten und webten und sich über die Kleinlichkeit der Gegenwart erhoben. Was diese nicht darbot, suchte und fand man in der Vergangenheit, in Athen, Sparta und Rom, und bei den biedern Altvordern der eidgenössischen Heldenzeit. Pestalozzis Erstlingsarbeit „Agis“, die die Biederkeit des alten Spartanersinns verherrlicht, Lavaters Schweizerlieder, die Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft, Müllers Schweizergeschichte geben Zeugniß von dieser Geistesrichtung. Oder man schwärmte für die Rückkehr zur Natur, deren begeisternder Prophet Rousseau war; die jungen vornehmen Städter drängten sich zum Pflug; Geßners Idyllen riefen sanfte Rührungen hervor; der alte Bodmer bot seine Ideale in Patriarchaden dar.

Aber mit diesen sittlichen, socialen und politischen Phantasiegebilden stand die Gegenwart in so schneidendem Widerspruch, daß der Jugend nicht zu verdenken war, wenn sie an dem Anblick derselben ihre sittliche Ueberzeugungskraft schärfen und gelegentlich auch ein wenig Weltgericht spielen wollte.

Dazu bot ihr der gefeiertste Zürcher jener Zeit, der von den Jünglingen hochverehrte Bodmer, ein Mann von scharfem Blick und scharfer Zunge, Gelegenheit auf seinen Spaziergängen im „Platz“ und durch die Stiftung der „helvetischen Gesellschaft zur Gerwe“. Diese versammelte sich wöchentlich einmal. Ausbreitung geläuterter Begriffe über das sittliche, politische, gesellschaftliche Leben war ihr Endzweck. Pädagogische, geschichtliche, moralische, politische Abhandlungen wurden da vorgelesen und besprochen. „Gewisse Leute, berichtet Bodmer 1765 an Sulzer, sehen nicht gerne, daß diese Gesellschaft sehr zahlreich wird, denn sie finden gefährlich, daß man politische Sätze untersucht, die weiter führen als man haben will. Aber die Gesellschaft ist zu stark und zu wohlgesinnt, als daß man sie unterdrücken könnte“ [1]. Mit Neujahr 1765 gründete dieses „junge Zürich“, die sogenannten Patrioten, sogar ein moralisches Wochenblatt, das im Drucke erschien und es bis in den dritten Jahrgang hineinbrachte, dann aber obrigkeitlich unterdrückt wurde, den „Erinnerer“.

Der Prophet dieser jungen Generation war Rousseau [2]. Auch auf Pestalozzi übte er entscheidenden Einfluß. „So wie sein Emil erschien, war mein im höchsten Grad unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem was Rousseau für die Erziehung seines Emil ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände, erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größern segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir. Knaben-Ideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu thun nothwendig und möglich sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich früher hinlenkte und bestimmt war, zu verlassen [3] und den Gedanken in mir entkeimen zu machen,

---

[1] Dies, wie die nachfolgende Erzählung, Auszug aus Morf, zur Geschichte Pestalozzis, S. 89, 96.

[2] Dagegen herrschte gegenüber Voltaire bei Pestalozzi ausgesprochene Antipathie. Vergl. in der „Einführung“ des Schweizerblattes von 1782: Liebst du Voltaire? Autor: Nein. Leser: Aber Rousseau? Autor: diesen mehr.

[3] Die gewöhnliche Darstellung weiß, daß ein Mißgeschick bei einer Predigt Pestalozzi bestimmt habe, der geistlichen Laufbahn zu entsagen. Woher diese Anekdote stammt, ist mir unbekannt. Pestalozzi war in seinem ganzen Leben nicht der Mann, durch ein kleines Mißgeschick sich von seinen Plänen abschrecken zu lassen; wenn daher auch

es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten".

Auch nach einer andern Seite hin übte Rousseau einen bemerkenswerthen Einfluß auf Pestalozzi und seine Jugendgenossen aus. Der Apostel der Natur schlug für diese Städter die Brücke zum theilnehmenden Interesse und zur thatkräftigen Sympathie für die Verhältnisse der Landbevölkerung. Sie gehen aufs Land heraus, suchen zu ergründen, wie der Bauer denkt, was ihn drückt. Sie vergleichen städtische und ländliche Zustände und finden letztere unverdorbener, werden Schwärmer für Landleben und Landbau. Zu dieser Annäherung an das Landvolk hatte Pestalozzi, sowol bei den Verwandten seiner Mutter am Zürichsee [1], als namentlich bei seinem Großvater, dem Pfarrer Pestalozzi in Höngg, Gelegenheit. Vom Pfarrhaus aus lag es nahe, den Blick in die Schule zu werfen, Vorzüge und Schattenseiten der ländlichen Erziehung abzuwägen, die Mängel des ländlichen Unterrichts zu erkennen. „Es fiel mir frühe auf — sagt Pestalozzi bei Besprechung seiner Höngger-Erinnerungen — daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein und in ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte als derjenigen der städtischen. Dabei war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den Irrthum und die Ungewandtheit, in denen seine noch belebtere Naturkraft unbeholfen dastand, und es erregte sich sehr frühe in meinen jugendlichen Jahren ein lebendiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, diesfalls mein Scherflein zur Verbesserung der ländlichen Erziehung beizutragen. Es schien mir schon in meinen Jugendjahren heiter [2], dieses müsse in Kunsthinsicht durch die höchst mögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunterrichtsmittel des Schreibens, Lesens und Rechnens angebahnt werden."

Es war wirklich eine kühne Jugendgeneration, die sich um Lavater und Füßli als ihre Vorkämpfer schaarte und bald auch Pestalozzi als begeisterten Gesinnungsgenossen und thätigen Mitarbeiter in ihre Kreise zog. Im Jahr 1762 hatten sie durch eine anonyme Klagschrift die Regierung zur Bestrafung des Junkers Felix v. Grebel (des Eidams des um Staat und Wissenschaft hochverdienten Amtsbürgermeister Leu) genöthigt, der 1755—1761 Landvogt

---

dieses Mißgeschick historisch begründet sein sollte, kann es nicht wol die Ursache, höchstens den Anlaß zu Pestalozzis Entschließung gebildet haben.

[1] Es ist merkwürdig, daß Pestalozzi in seinen Selbstbiographien dieser mütterlichen Verwandten so zu sagen nie Erwähnung thut.

[2] Ständiger Ausdruck bei Pestalozzi für „klar". Uebrigens sind auf diesen letzten Satz nicht zu weitgehende Schlüsse auf pädagogische Jugendgedanken Pestalozzis zu bauen.

in Grüningen gewesen[1]. 1764 brachten sie einen ungetreuen Verwalter zur Flucht; 1765 verzeigten sie einen schlechten Pfarrer dem Antistes durch ein anonymes Billet; bei der Untersuchung nach dem Schreiber desselben ward auch Pestalozzi ins Verhör genommen. Noch mehr stellte diesen in den Vordergrund die Entdeckung eines handschriftlichen „Bauerngesprächs", in der die Regierung die Aufforderung an die Unterthanen auf dem Lande erblickte, einem allfälligen Truppenaufgebot nach Genf sich zu widersetzen (1767). Mit aller Energie ward auf den unbekannten Verfasser gefahndet. Pestalozzi hatte eine richtige Ahnung, wer der Thäter sei; er gieng zu ihm — um ihn zu bereden, sich der Obrigkeit zu stellen; aber dieser — es war der Cand. theol. Ch. H. Müller, nachmaliger Professor in Berlin — floh und nun kam Pestalozzi in den Verdacht, ihn zur Flucht aufgemuntert und ihm dabei geholfen zu haben. Er ward vier Tage in Untersuchungsverhaft gehalten. Im Urtheil wurden die Kosten dieser Haft ihm und seinen Mitgenossen auferlegt und angeordnet, daß denselben — Pestalozzi ist dabei namentlich erwähnt — das obrigkeitliche Mißfallen unter nachdrucksamem Zuspruch bezeugt werden solle. Das corpus delicti wurde vor dem Rathhaus feierlich verbrannt. Eine schriftliche Aufzeichnung berichtet weiter über den Ausgang: „Allen Patrioten soll ernstlich angezeigt werden, daß, wo sie künftig etwas wider den Staat reden sollten, sie ihres Burgerrechts sollten verlustig sein. Die drei Klafter Holz mußten sie dem Henker bezahlen. Uebrigens solle die Commission ernste Untersuchung machen, wie diesem Uebel ferner zu steuern, auch wegen der gefährlichen Gesellschaften, und der „Erinnerer" soll nicht mehr unter die Preß kommen. NB. Vogel trieb auf dem Rathhaus ein Gespött und Dälliker und Pestaluz spazierten mit einer Pfeifen auf der Meisen-Zinne, als man die Schriften verbrannte."

So sehen wir den Jüngling Pestalozzi aus der Schüchternheit seiner frühern Jugend mit einem Male, fast vorzeitig, ins Leben der Oeffentlichkeit herausgetreten; und wie hier im Kampf gegen die Mängel des Staatslebens, so auch, getrieben vom Drang seiner genialen Natur, zu gleicher Zeit die litterarische Concurrenz mit seinen Lehrern versuchend. Noch im hohen Alter erzählte er darüber mit einer sichtlichen innern Befriedigung: „Mitten indem ich in einigen Theilen eines bestimmten Unterrichtsfaches hinter meinen Mitschülern weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen andern Theilen desselben in einem seltenen Grad. Das ist so wahr, daß ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wohl Griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden von Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die

---

[1] Leu verhielt sich persönlich in kluger Neutralität, s. Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 658.

Kühnheit hatte, mit den beschränkten Schulanfängen, die ich im Griechischen besaß, eine dieser Reden auch zu übersetzen und am Examen als Probestück meiner diesfälligen Vorschritte niederzulegen. Ein Theil dieser Uebersetzung wurde im „Lindauer Journal" einem Aufsatze, Agis betitelt, beigedruckt. Meine Uebersetzung war auch unstreitig in Rücksicht auf Feuer und rednerische Lebendigkeit besser als die des Herrn Professors, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch soviel als nicht griechisch konnte, hingegen der Herr Professor wohl." Pestalozzi war zur Zeit dieser seiner ersten litterarischen Veröffentlichung (1765) 19 Jahre alt, und es wird wenige Schriftsteller geben, die, wie er, durch einundsechzig Jahre hindurch — Schwanengesang, Lebensschicksale und Langenthaler Rede datiren von 1826 — sich die Frische für litterarische Productionen erhalten haben.

Das waren freilich nicht gerade Vorstufen für rasche Beförderung im zürcherischen Staatsleben [1]. Auch mochten Andere besser als Pestalozzi selbst die Gefahren sehen, denen seine Individualität auf der juristisch-politischen Laufbahn entgegengehen mußte. Das Wort eines sterbenden Freundes, des hochbegabten und klarschauenden Bluntschli, unter den Patrioten „Menalk" genannt [2], entschied. Sowie Bluntschli den Tod nahen fühlte, ließ er Pestalozzi zu sich kommen und sagte ihm: „Pestalozzi, ich sterbe, und du, für dich selbst gelassen, darfst dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, stille Laufbahn und lasse dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntniß, mit zuverlässiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte."

Pestalozzi faßte nun („plötzlich") den Entschluß, sich der Landwirthschaft zu widmen. Er begab sich schon im Herbst 1767 zu Tschiffeli nach Kirchberg, um sich in seinen neuen Beruf einführen zu lassen. Im Herbst 1768 kam er zurück und kaufte, nachdem er den frühern Plan, in der Nähe von Zürich am See oder an der Limmat sich niederzulassen, aufgegeben hatte und ein zürcherisches Kaufmannshaus ihm die Mittel, einen Versuch zur Grappcultur im Großen zu machen, vorgeschossen hatte, auf dem Birrfelde im Gebiet des damaligen Kantons Bern Land zusammen. Bis er sein neugebautes

---

[1] Es geht indeß aus dem Briefwechsel Pestalozzis mit Anna Schultheß hervor, daß Pestalozzi an den damaligen Häuptern in Staat und Kirche, Bürgermeister Heidegger und Antistes Wirz, entschiedne Gönner hatte (Mörikofer); bei Heidegger ist dies um so ehrender, als derselbe an der Genfer Vermittlung von 1766, gegen die das „Bauerngespräch" gerichtet war, den hervorragendsten Antheil gehabt.

[2] Johann Kaspar Bluntschli, geb. 1742, starb als Candidat der Theologie den 24. Mai 1767. (Mörikofer.)

Haus beziehen konnte, wohnte er an der Reuß in Mülligen, in dem noch erhaltenen „Hof", einem kleinen steinernen Hause, das damals der Familie Fröhlich in Brugg gehörte; ein Glied dieser Familie war Pfarrer in Birr und hatte, in landwirthschaftlichen Dingen bewandert, die Ansiedlung auf dem Birrfeld hauptsächlich angerathen. Erst im Frühjahr 1771 aber konnte Pestalozzi dann den Neubau auf seinen Ländereien im „Letten" bei Birr, am Fuße der Brunegg, beziehen; er nannte sein Gut den „Neuhof".

Der Tod Menalks hatte für Pestalozzi noch andere Folgen. Menalk stand in einem idealen Freundschaftsverhältniß[1] mit Anna Schultheß, der Tochter des Pflegers Schultheß zum „Pflug", die Pestalozzi als Nachbar (die Häuser „Pflug" und „Schwarzes Horn" stoßen an einander) und als Freund ihres Bruders schon früher kennen gelernt[2]. Das Andenken an den Verstorbenen führte Freund und Freundin zusammen; aus der Freundschaft ward Liebe, ideale, schwärmerische Liebe. Diese Liebe überwand alle Bedenken und Schwierigkeiten und deren waren nicht wenige. Pestalozzi war sechs Jahre älter als seine Braut; er war arm, Annas Vater reich; Anna schön und gefeiert, Pestalozzi häßlich und unordentlich; er hieß allgemein „der schwarze Pestalozzi" und auch Anna sagte ihm einmal: „Glaube nur, du hättest der Natur wenig zu danken, wenn sie dir nicht große schwarze Augen gegeben, die deine Güte des Herzens, die Größe deines Geistes und deine ganze Zärtlichkeit beweisen." Die Eltern Annas waren entschieden gegen die Verbindung; Pestalozzis Darlegungen seiner ökonomischen Pläne setzten sie ein nur zu begründetes Mißtrauen entgegen. Lavater und Füßli, Dr. Hotz in Richtersweil, ja selbst Bürgermeister Heidegger nahmen sich der Liebenden an und legten ihr Fürwort ein. Endlich erfolgte die Einwilligung, doch nur so, daß die Eltern erklärten, sie wollen sich der Verbindung nicht mit Gewalt entgegensetzen; sie ließen die Tochter ziehen, aber ohne Aussteuer; nur die Kleider, das Klavier und der Sparhafen wurden ihr verabfolgt. Am 30. September oder 2. Oktober 1769 — das Datum ist nicht vollständig sicher[3] — fand die Trauung in Gebistorf statt[3] und der 23jährige Pestalozzi führte nun seine Frau nach Mülligen heim.

---

[1] Die ideale Natur dieses Verhältnisses bezeugt u. A. sehr bestimmt Frau Pestalozzi in einem Brief vom Jahr 1806, abgedruckt im Correspondenzblatt des Archivs der schweiz. Schulausstellung, Jahrg. I, 1878, Nro. 4.

[2] Pestalozzi erwähnt im „Schwanengesang" die Nachbarschaft gar nicht. Uebrigens wohnte er in den Sechszigerjahren nicht mehr im „Schwarzen Horn", sondern im „Rothen Gatter" an der Münstergasse. (Morf.)

[3] Vergl. über die Streitfrage Correspondenzblatt des Archivs, Jahrg. II, 1879, S. 20. Das Trauungsregister von Gebistorf und die Tradition des Institutes in Iferten weisen auf den 30. September, das Manuscript der Traurede des Hrn. G.

II. Neuhof.

Die Mutter Schultheß hatte Anna mit den Worten entlassen: „Du wirst mit Wasser und Brod zufrieden sein müssen!" Noch ehe die junge Haushaltung in den „Neuhof" herüberziehen konnte, begannen diese Worte sich zu erfüllen.

In inniger Reinheit entfaltete sich freilich sein Familienleben. Das Tagebuch, das beide Gatten gemeinschaftlich führten, zeigt ihr innerstes Seelenleben in wunderbarer Offenheit: die ruhige, fromme Klarheit der Frau, ihre Verehrung und zarte Sorge für den „Geliebten", seine wechselnden Stimmungen, die oft an Hypochondrie streifen, voller Seelenkämpfe. Am 19. August 1770 ward Pestalozzis einziges Kind, ein Sohn geboren, Hans Jakob, oder (wie er nachher im Hause hieß) „Jakobli", in der Zeit als die finanzielle Unternehmung Pestalozzis bereits dem Untergang verfallen war.

Pestalozzi hat in späterer Zeit seine Leidensgeschichte auf dem Neuhof und die Ursachen des Mißlingens in herzergreifender Weise geschildert, schon im Schweizerblatt von 1782 in dem „Nachruf an Iselin", und dann wieder 1826 im „Schwanengesang". Aber wir besitzen darüber auch einen Bericht von dritter Hand, das Urtheil eines in seinem Naturell von Pestalozzi gänzlich verschiedenen, kühl und praktisch denkenden Freundes, der zudem als sachkundiger Experte Gelegenheit gehabt, einen unparteiischen Blick in die Verhältnisse zu thun, der auch den ganzen Umfang und Zusammenhang der Unternehmungen Pestalozzis lückenloser zur Darstellung bringt, als wir ihn aus Pestalozzis eigenen Aussagen zu erkennen vermögen. Dieser Bericht bildet den Hauptinhalt des Briefes, aus dem wir schon eine Stelle über Pestalozzis Schulzeit entnommen, und mit welchem Pfarrer Rudolf Schinz unterm 12. April 1783 einem Freunde über die Persönlichkeit des Verfassers von „Lienhard und Gertrud" Aufschluß gab.

„In unserm 20. Altersjahre führten die verschiedenen Berufsarten, die wir wählten, uns aus einander. Pestalozzis Kopf war noch immer durch Außerordentliches erhitzt. Tschiffeli zu Bern war damals das Orakel der Landwirthe, und sah goldene Berge aus seinen Grapp-Pflanzungen entstehen. Pestalozzi, der einen tiefen Haß auf das verfeinerte Stadtleben geworfen hatte, begab sich zu Tschiffeli, um von demselben in der Theorie und Praxis der neuen Landwirthschaft unterrichtet zu werden, und blieb länger als ein Jahr auf dessen Gut zu Kirchberg. Den Kopf voll Wind, das Herz voll Muth zu eigenen Unternehmungen, kam er nach Zürich zurück, beredete einen

---

Schultheß V. D. M., das im Pestalozzistübchen sich befindet, hat als Datum den 2. Oktober. Sicher irrige Daten sind: 24. Januar; 24. September; 29. September; 30. Juni.

reichen Kaufmann[1] zur Association, und kaufte zu Birr, im Amte Königsfelden, in Entfernung von allen Menschenwohnungen, unten an der alten Burg Brunegg, bei 40 Morgen Landes, ließ ein zu seinen Absichten zweckloses, sonst sehr geschmackvolles Haus[2] und andere Gebäude, gegen mein und aller Freunde Rath und Zureden, aufführen, und hoffte auf der Grapp-Pflanzung alle Auslagen wieder zu gewinnen. Ein Mensch, der die Sterne sieht und mißt, der die tiefsten Speculationen durchdenkt, der das beste und feinste sittliche Gefühl hat, aber dabei für allen Detail des menschlichen Lebens und der häuslichen Bedürfnisse keinen Sinn, weder Auge noch Ohr hat, und während er in den Gestirnen herumsucht, in die Grube strauchelt, die vor seinen Füßen aufgedeckt ist, der mit keinem Menschen reden oder handeln kann, ohne durch seine unangenehme Figur, durch sein jastiges[3], ungeordnetes, besinnungsloses Betragen zu mißfallen — wie konnte der jemals sich begründete Hoffnung machen, im thätigen Leben glückliche Fortschritte zu thun? Die Grapp-Pflanzung gedieh übel. Tschiffeli gewann nichts damit, und Pestalozzi, der Lehrjünger, kam dabei noch zu Schaden. Er konnte nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er sich nie mit den Kleinigkeiten des Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte. Daher entstand in seiner Oekonomie eine Verwirrung, die wichtiger war, als er selbst glaubte[4], und bei deren Entdeckung die schöne, junge, angesehene und bemittelte Tochter, die er in diesem Zeitpunkte windiger Hoffnungen geheiratet hatte, sehr bestürzt wurde. Von dem vornehmen Kaufmanne, der seine vielen tausend Gulden zugleich mit Pestalozzis eigenem, zugesetzten Gelde in der größten Gefahr sah, ward ich zum Mittelmann erbeten, weil derselbe sich auf meine etwelche, durch Erfahrung erworbene, landwirthschaftliche Kenntnisse verließ. Ich untersuchte, und brachte es zur Liquidation, bei welcher der Kaufmann auf circa 5000 fl. freudigen Verzicht that, wenn damit dem unerfahrenen Speculanten geholfen werden konnte."

„Nach mißlungenem Versuche in der Grappcultur unternahm Pestalozzi eine Sennerei, für die er seine Felder in Esparsettenbau verwandelte. Endlich gab er, nach diesfälligen, ebenfalls schlechten Proben seiner Feldbaupraxis, auch diese Idee auf, um sie mit einer andern zu vertauschen, nämlich auf seinem Gute eine Erziehungsanstalt für verlaufene, heimatlose, von liederlichen Eltern schlecht besorgte Bettelkinder zu errichten, sie zur Sittlichkeit und Arbeitsamkeit zu gewöhnen, und mithin diese Kinder, die, ohne Erziehung, der menschlichen Gesellschaft zur Ueberlast würden, durch eine solche Einleitung in den Taglöhnerstand zu nützlichen Gliedern der Menschheit zu bilden. Nach dem Erziehungsplan mußten die Kinder bei gutem Wetter auf den Feldern arbeiten, bei schlechtem Wetter aber und im Winter ihr Brot mit Baumwollenspinnen gewinnen und verdienen lernen. Eine herrliche, menschenfreundliche Anstalt, die nothwendig bei Menschenfreunden, bei Regenten und Landesvätern Aufsehen erwecken mußte. Pestalozzi gab einen weitläufigen, durch seine beredte Dar-

---

[1] Schultheß zum gewundenen Schwert in Zürich. (Morf.)

[2] Der Bau blieb gegen den ursprünglichen Plan auf das Erdgeschoß beschränkt. Er brannte im Sommer 1858 ab, die Trümmer wurden aber wieder unter Dach gebracht und die Schäden an den Mauern ausgefüllt, so daß das Haus gegenwärtig äußerlich wieder annähernd den nämlichen Anblick darbietet, wie zu Pestalozzis Zeit.

[3] eilfertiges.

[4] Wie sehr Pestalozzi sich in Illusionen einwiegte, zeigt sein Brief an den Banquier Schultheß vom 2. Mai 1770 (abgedruckt in den „Pestalozziblättern", Jahrg. I, 1880, S. 13), worin er gegenüber dessen bereits drohend wach gewordenem Mißtrauen sein Unternehmen „die beste Entreprise von der Welt" nennt.

stellung hinreißenden Plan dieser Anstalt im Drucke heraus, wodurch er, vermittelst einer zinslosen Geldenthebung auf gewisse Jahre bei seinen Freunden, die zu diesem Institut nöthigen Fonds sammelte. Für Zürich machte Pestalozzi mich zum Sammler. Ich erhielt einen ziemlich bedeutenden Beitrag auf mehrere Jahre, und steuerte auch mein eigenes Scherflein dazu. Rathschreiber Iselin in Basel erwies sich in jener Stadt als vorzüglicher Beförderer und Gönner dieser Anstalt. Sarasin und viele andere reiche Basler opferten beträchtlich für diesen Zweck. In Bern wurden die Herren v. Grafenried von Burgistein und Junker Effinger, Herr zu Wildegg, ganz von Pestalozzis Idee belebt. Sie hielten diese Privatanstalt der Aufmerksamkeit ihres Staates würdig, und wirklich begünstigte der Stand Bern Pestalozzis Anstalt durch verschiedene, mittelbare Beiträge, und ließ Kinder aus verschiedenen Aemtern dahin versorgen. Ein paar Jahre gieng die Sache gut. Trefflich wenigstens waren die Nachrichten, die in Iselins Ephemeriden und in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden. Immer aber pflanzten sich die Fehler des hell und sublim denkenden Urhebers und Leiters der Anstalt, nämlich Unordnung und Unreinlichkeit, in Praxi auch auf die Kinder fort. Allmälig zog das Gerücht von dieser Anstalt dem Pestalozzi mehrere Freunde aus der Versammlung zu Schinznach zu. Diese kamen, nachdem Pestalozzi zuvor davon in Kenntniß gesetzt war, in großer Anzahl zu ihm aufs Birrfeld. Auch ich war dabei und fand hier einen schicklichen Anlaß, dem Pestalozzi die den Meisten verborgenen, mir aber auffallenden Fehler in freundschaftlicher und vertraulicher Unterredung nachzuweisen. Hierauf gieng es etwas besser; aber der weise und scharfsichtige Theoreticus, dabei höchst unglückliche Prakticus, ließ sich eine andere Speculation beifallen. Er, der mit Geld nicht umzugehen wußte, der den Mittelweg zwischen dem leichtgläubigsten Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die Menschen niemals kannte, der zum calculieren und scripturieren, zum gemeinen Handel und Verkehr viel zu gut war, dehnte seine Spinnereien auf Kaufhandel mit Baumwolltüchern, auf Besuchung der Messen u. s. w. aus. Dadurch kam die Erziehungsanstalt in Abgang, die Haushaltung in Verlust, und er selbst in solche Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens, daß er nur durch völlige Nachsicht seiner Gläubiger und mit Hilf' und Unterstützung seiner Freunde von Verzweiflung und gänzlichem Untergange zu retten war. Er war in der dringendsten Noth, und hatte gar oft in seinem sonst anmuthigen Landhause weder Geld, noch Brot, noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Dazu kam noch eine traurige, langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von Innen und Außen.“

*   *
*

Fragen wir uns, welche Stellung diese erste Periode des praktischen Wirkens 1769—1780 auf dem Neuhof in Pestalozzis Leben einnehme, und was sie zu seiner pädagogischen Entwicklung beigetragen, so ist vor allem festzuhalten, daß zunächst durchaus nicht Gedanken pädagogischer Art Pestalozzi nach dem Neuhof geführt haben. Pestalozzi hat zwar in seinem Schwanengesang sich in einer Weise geäußert, die auch die Uebersiedlung auf den Neuhof mit seinen socialpädagogischen Planen in Verbindung zu bringen gestatten würde; aber wenn wir seine Aeußerungen aus dieser Periode selbst,

und die ganze Art seines Vorgehens in Auge fassen, erweist sich eine solche Verbindung als Anachronismus. Nach dem Rath des sterbenden Menalk hatte Pestalozzi darauf für einstweilen verzichtet, aus den Kreisen des Privatlebens herauszutreten; und wenn in seinen Briefen an die Geliebte von seinen Entschlüssen, sich ganz dem Vaterlande zu weihen, die Rede ist, wenn er sagt, er werde die Pflichten gegen seine geliebte Gattin den Pflichten gegen sein Vaterland untergeordnet halten, und unerbittlich gegen die Thränen seines Weibes sein, wenn sie ihn jemals mit denselben von der geraden Erfüllung seiner Bürgerpflicht abhalten werde[1], so beweist gerade die Allgemeinheit solcher Ausdrücke, mit denen das Versprechen, der zärtlichste Ehemann sein zu wollen, Hand in Hand geht, daß Pestalozzi noch keine über die Sphäre des privaten Berufslebens hinausgehende, bestimmte öffentliche Thätigkeit in Aussicht genommen hatte. Auch das Tagebuch von Müligen zeigt ihn als Hausvater, Geschäftsmann und sittlich ringenden Menschen, aber nicht als Apostel einer Idee, und das von Pestalozzi damals gebaute Haus auf dem Neuhof, im Stil einer einfachen Villa gehalten, lehrt mit beredter Sprache, daß Pestalozzi damals darauf ausgieng, seiner geliebten und feingebildeten Anna ein freundliches Heim zu bieten, nicht eine Erziehungsanstalt zu gründen. Und wenn Pestalozzi sich zu Anfang der Siebzigerjahre auf dem Neuhof pädagogisch beschäftigt hat, so war dies die Beschäftigung des liebenden Vaters mit seinem einzigen Söhnlein, über die er ein nachher von Niederer in Bruchstücken veröffentlichtes Tagebuch führte. Wir haben in dieser Zeit durchaus den Eindruck eines Mannes, der mit seiner Unternehmung in erster Linie die Existenz seiner Familie sicher stellen will, und von dieser Sicherstellung die Möglichkeit abhängig macht, seinen edeldenkenden Sinn auch für weitere Kreise zu bethätigen.

---

[1] Diese Stellen finden sich in einem Briefe Pestalozzis an Anna, den Niederer 1829 in den „Pestalozzischen Blättern“ herausgab, während der ganze übrige Briefwechsel der Brautleute solche Reservationen nicht kennt, auch Anna in ihrer Antwort nicht in so hohen Ausdrücken redet. Da nun obiger Brief in jener Sammlung fehlt, hat Mörikofer die Vermuthung ausgesprochen, er könnte von Niederer interpoliert und diese idealen Redewendungen Niederers Zuthat sein. Aber abgesehen davon, daß eine Interpolation des Briefs eines Verstorbenen doch weit über die Grenzen des Erlaubten hinausgeht, — mit den Umarbeitungen von Arbeiten Pestalozzis zu Lebzeiten und im Einverständniß desselben läßt sich das gar nicht zusammenstellen — so kann ich mich absolut nicht überzeugen, daß Pestalozzi in irgend einer jener Wendungen auf bestimmte Pläne hindeutet, und halte den Brief als ächt und vom ersten bis zum letzten Buchstaben von Pestalozzi selbst herrührend. Daß der Brief nachher nicht wieder zu den andern gelegt wurde und im Original höchst wahrscheinlich verloren ist, wird Niemanden befremden, der weiß, daß Ordnungssinn ebenso wenig Niederers starke Seite war als Pestalozzis.

Anders gestalteten sich freilich die Verhältnisse, als Pestalozzi 1774 dazu kam, zur Hebung seiner ökonomischen Bedrängnisse eine Erziehungsanstalt auf dem Neuhof zu begründen und durch diese Unternehmung dazu geführt ward, seine Erziehungsideen auch theoretisch klar zu stellen. In der Hauptsache gewiß richtig hat Niederer, — zwar nicht Augenzeuge, aber nachmals von Pestalozzi zu seinem Biographen bestimmt und wol auch instruirt, — den Gedanken dieser Anstalt folgendermaßen präcisiert:

„Pestalozzis erstes diesfalls in seinem Lebensgange Epoche machendes Unternehmen in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war ein im eigentlichen Sinne ökonomisch-pädagogischer Speculationsversuch. Im Besitze eines beträchtlichen Landgutes, war er überdies Associé einer Baumwollenfabrik und eines Handelshauses. Sein Landeigenthum war cultivirbar, aber durchaus unangebaut und verwildert. Er wollte es durch Benutzung ungebrauchter, ebenso vernachlässigter und verwilderter menschlicher Kräfte anbauen und in Aufnahme bringen. Der Grundsatz, von dem er ausgieng, bestand, auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt, darin: die einen durch die andern gegenseitig so zu benützen, daß der Mensch die Natur, die Natur hinwieder den Menschen cultivire. Der Fabricationswerth und Handelsbetrieb, den er damit verknüpfte, sollte einerseits die Subsistenzmittel der Anstalt vermehren und sichern, anderseits selbst wieder als Uebungs- und Bildungsmittel der menschlichen Kräfte benützt und so die physischen Bedürfnisse der Kinder mit den Forderungen der Fabrication und des Handels, diese mit der Anregung und Benützung der menschlichen Kräfte, in Uebereinstimmung gebracht werden. Von Seite des Gemüthes stützte sich das Unternehmen auf den menschenfreundlichen Trieb der Armenhülfe. Bettelkinder sollten dem Bettel entrissen werden, ihr Brot selbst verdienen lernen und dabei die Kosten ihrer Erziehung sogar mit ökonomischen Vortheilen für den Unternehmer vergüten. Der Gedanke war neu, großartig, und verkündete einen Fürsten im Gebiete der Civilisation".

Noch merkwürdiger aber und folgenreicher als die praktische Durchführung und die speciell pädagogische Seite des Unternehmens waren die theoretischen Ideen, auf welche Pestalozzi durch dieses Unternehmen geführt wurde, und welche er in seinen „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend" in Iselins Ephemeriden niedergelegt hat. Nicht durch Wohlthätigkeit, sondern durch Entwicklung der in den Menschen, auch in den ärmsten, liegenden Kräfte ist der Menschheit zu helfen. Alle Volksbildung ist somit Bildung zur Industrie, d. h. Anleitung zu richtigen Entfaltung und Verwerthung der in ihnen liegenden Arbeitskräfte. Dadurch schafft sich die Armenerziehung die Hülfsmittel unabhängiger Existenz, und so zugleich die Mittel einer unendlichen Entwicklung. Um dies Ziel zu erreichen, ist aber nothwendig, die Erziehung

zur Erwerbsthätigkeit der theoretischen Bildung vorangehen zu lassen, und dann den Unterricht mit der Arbeit zu verbinden; als Arbeitsbranche die ertragfähigste auszuwählen und darum zum mindesten die gewerbliche Fabrication der Landwirthschaft zur Seite zu stellen; endlich diese Arbeit in großem Maßstabe zu organisiren, und was diesen letztern Punkt betrifft, schreckt Pestalozzi auch vor Consequenzen socialistischen Charakters keineswegs zurück [1].

Es ist bereits gesagt worden, daß auch dieses Unternehmen äußerlich mißlang, und warum es mißlang. Die Anstalt, die 30—40 Kinder beherbergt hatte, mußte sich 1780 auflösen. Pestalozzi selbst schildert das Ergebniß kurz und klar in den einfachen Worten: „Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerschneidende Weise. Meine Frau hatte im Uebermaß ihres Edelmuths ihr Vermögen beinahe ganz für mich verpfändet. Ehe ich mich versah, steckte ich in unerschwinglichen Schulden, und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden. Ich war jetzt arm." Pestalozzis Verwandte kauften ihm den Neuhof ab, damit er die dringendsten Gläubiger befriedigen könne; von nun an hatte er nur noch die Nutznießung, nicht mehr den Besitz seines Gutes.

Aber diese Armenanstalt ist doch die Wiege der pädagogischen Ideen Pestalozzis geworden und hat durch ihn der Menschheit den reichsten Gewinn gebracht. Nicht vergeblich hatte er auf die Ruhe seines Familienlebens verzichtet, um der Erziehung armer Kinder zu leben, „mit diesen armen Kindern wie ein Bettler gelebt, um sie wie Menschen leben zu machen" [2].

Aber was sollte er jetzt anfangen, mittellos, creditlos, wie er war? Seine Freunde, vor allem Iselin in Basel, wiesen ihn auf die Schriftstellerei. Und nach einigen kleinern Arbeiten („Abendstunde eines Einsiedlers", „über Aufwandgesetze in einem kleinen handeltreibenden Freistaat", erschien 1781 sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud", in das er seine psychologischen Beobachtungen niederlegte und das ihn mit einem Schlag zu europäischem Ruhme emporhob [3].

---

[1] Vergleiche über das Nähere den Aufsatz „Pestalozzis Versuch der Armenerziehung auf dem Neuhof" in Bühlmanns „Praxis der schweizerischen Volks- und Mittelschule", Jahrg. I, 1881, 2. Heft. Leider kannte ich bei der Ausarbeitung dieses Aufsatzes den oben citirten Bericht des Pfarrers Schinz, meines Urgroßvaters, noch nicht.

[2] Von Henning überlieferter Ausdruck Pestalozzis (Mörikofer, schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 409).

[3] Ueber die Fragen, die sich an Entstehung und Stoff von „Lienhard und Gertrud" knüpfen, habe ich mich am Schluß der vom Pestalozzistübchen veranstalteten „Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud" (Zürich bei Schultheß 1881) in dem Aufsatze „zur Entstehungsgeschichte von Lienhard und Gertrud" näher ausgesprochen.

Dieses wunderbare Buch, dessen erster Theil auf die Frühlingsmesse 1781 zunächst anonym erschien, und in den Jahren 1783, 1785, 1787 weitere Theile als Fortsetzungen erhielt, ist durchaus der geniale Wurf eines Autodidakten. „Die Geschichte floß mir (erzählt der Verfasser), ich weiß nicht wie, aus der Feder und entfaltete sich von selbst, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen“ [1]. Und positiv erzählt er über die Situation nach Auflösung der Armenanstalt: „Das Entgegenstreben gegen mein Unglück führte jetzt zu nichts mehr. Indessen hatte ich in der unermeßlichen Anstrengung meiner Versuche unermeßliche Wahrheit gelernt und unermeßliche Erfahrungen gemacht, und meine Ueberzeugung von der Wichtigkeit [2] der Fundamente, Ansichten und Bestrebungen war nie größer als in dem Zeitpunkt, in dem sie äußerlich ganz scheiterten. Auch wallte mein Herz immer unerschütterlicher nach dem nämlichen Ziel und ich fand mich jetzt im Elend in einer Lage, in der ich einerseits die wesentlichen Bedürfnisse meiner Zwecke, andrerseits die Art und Weise, wie die mich umgebende Welt über den Gegenstand meiner Bestrebungen in allen Ständen und Verhältnissen wirklich denkt und handelt, erkennen und mit Händen greifen lernte. Ich sage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorsehung: selber im Elend lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt was das Volk litt und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich Niemand zeigte.“

* * *

Die Grundgedanken von „Lienhard und Gertrud“ (einschließlich der Fortsetzungen) sind leicht herauszufinden [3]. Gertrud sagt: „Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein, aber das ist nicht so: bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen“. Der Mittelpunkt der Erziehung ist daher die sittliche und zwar die religiös-sittliche Erziehung; aber

---

[1] Die vorstehenden Aeußerungen gelten natürlich nur vom ersten Theil des Buchs, die nachfolgenden dagegen zeichnen Pestalozzis Situation bis zum Schluß des Aufenthalts auf dem Neuhof.

[2] Richtigkeit?

[3] Näheres giebt die treffliche Einleitung zu der vollständigen Ausgabe von Lienhard und Gertrud bei Mann „ausgewählte Werke Pestalozzis“; sie liegt im Wesentlichen der nachfolgenden Darlegung zu Grunde.

diese Selbstaufraffung des Menschengeschlechts kann nicht befohlen oder geschenkt werden, so muß von Innen heraus, von unten herauf wachsen, und es gilt für die Freunde der Menschheit nur, dieser Selbstentwicklung Handreichung zu thun.

Diese Emporhebung vollzieht sich nun in Pestalozzis Buch in concentrischen Kreisen, zunächst in der Einzelfamilie; und ihr Hauptfactor ist die Mutter, das Centrum des häuslichen Kreises. Sie ist die erste und natürlichste Lehrerin der Kinder, knüpft alle Lehren an ihre nächsten Verhältnisse, auch die Lehren der Religion, die ihr Quelle der Sittlichkeit ist. In den Gaben, die sie den Kindern giebt, zeigt sie ihnen Gaben Gottes, in ihrer Liebe Gottes Liebe; dem Dank der Kinder gegen die Eltern giebt sie die Richtung auf Gott, und so gründet sie auf das Kindesverhältniß in der Familie den Glauben an Gott, die Liebe zu ihm und dem Nächsten. In dem engen Kreis der Familie liegt auch die Wurzel der Erkenntniß und die Uebungsstätte für das, was das äußere Glück schafft, Thätigkeit und Treue im Kleinen.

Nun ist aber der thatsächliche Zustand der Dinge derart, daß das Glück der Einzelfamilie durch die allgemeinen Zustände der Gemeinde mitbedingt ist; hier tritt Arner helfend ein; aber selbst ein Arner darf nicht rechnen die Generation der Erwachsenen umzuwandeln. Die Sorge richtet sich daher vor allem auf die Jugend, und da das im Allgemeinen tief gesunkene Familienleben nicht die Kraft hat, den Neubau der social-sittlichen Reform ausreichend und gesichert zu tragen, tritt zum Ersatz und zur Ergänzung die Schule ein. „Da man nicht daran sinnen kann, daß die verderbten Spinnereltern ihre Kinder zu so einem ordentlichen und bedächtlichen Leben anhalten und auferziehen werden, so bleibt nichts übrig, als daß das Elend dieser Haushaltungen fortdauert, so lange das Baumwollspinnen fortdauert, und ein Bein von ihnen lebt“, sagt der Baumwollenmeyer, „oder daß man in der Schule Einrichtungen mache, die ihnen das ersetzen, was sie von ihren Eltern nicht bekommen, und doch so unumgänglich nöthig haben“. Der Zweck der Idealschule Pestalozzis ist also Erziehung; Erziehung zu den Sitten ein Hauptstück der von ihm gezeichneten Schule im Hause der Gertrud; durch die Schule will er die Menschen bilden, deren Hand, Herz und Kopf gleichmäßig und ihrer eigenthümlichen Lebenslage entsprechend entwickeln. Schulmeister ist ihm daher nicht ein Mann von Gelehrsamkeit, sondern ein Mann, der zufolge seiner frühern Beschäftigung die Welt gesehen, die Menschen kennen und behandeln gelernt hat, der Lieutenant Glülphi, ein Mann mit klarem Blick, warmem Herzen und fester Hand; und ihm geht Gertrud, die Mutter, helfend zur Seite. Die Erziehung der Hand denkt sich Pestalozzi hier noch theoretisch, wie er es praktisch auf dem Neuhof geübt, als eine Erziehung auf Grund der Anleitung zu beruflicher und

gewerblicher Thätigkeit. In der Erziehung des Herzens hilft der Pfarrer, der in Verbindung mit dem Lieutenant sich bemüht, die Kinder ohne viel Worte zu einem stillen, arbeitsamen Berufsleben zu führen, durch feste Angewöhnung an eine weise Lebensordnung die Quellen unedler, schandbarer und unordentlicher Sitten zu verstopfen, und auf diese Weise den Grund der stillen wortleeren Gottesanbetung und der reinen, thätigen und ebenso wortleeren Menschenliebe zu legen. Um zu diesem Ziel zu gelangen, bindet er jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an ihr Thun und Lassen, an ihre Umstände und Berufspflichten also, daß, wenn er mit ihnen von Gott und Ewigkeit redet, es immer scheint, er rede mit ihnen von Vater und Mutter, von Haus und Heimat, kurz von Sachen, die sie auf der Welt nahe angehen.

Die Sorge für den Kopf dagegen ist die ausschließliche Domäne Glülphis, d. h. der Schule. Er wirkt, daß was hinein müsse, heiter und klar sei wie der stille Mond am Himmel. Er beugt dem Kopfverdrehen bei seinen Kindern dadurch vor, daß er sie vor Allem aus genau sehen und hören lehrt, durch Arbeit und Fleiß die kaltblütige Aufmerksamkeit übt und zugleich den reinen Natursinn, der in jedem Menschen liegt, in ihm stärkt. Für Pestalozzi ist die Anschauung nicht blos ein Mittel, sich irgend einen Unterrichtsgegenstand leicht und sicher anzueignen, sie ist ihm zunächst ein Mittel zur Stärkung der Geisteskraft selbst, ihr Zweck ist für ihn hauptsächlich ein formaler: das Anschauen an und für sich ist also zu üben und zur Kraft auszubilden. Denn: „recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Menschen“. In einer solchen Schule regiert der Geist der Liebe und eine auf überlegene Geisteskraft sich stützende Autorität, nicht das „Narrenholz“. Nach den Erfahrungen des Neuhofs verbindet Pestalozzi mechanische Handarbeit (Spinnen) mit dem Unterricht. Und auch darin stützt sich Pestalozzi auf die Erinnerung an seine Armenerziehungsanstalt, daß er an die Möglichkeit glaubt, eine so einfache Methode zu finden, mit welcher jeder recht verständige Bauersmann, wenn er nur schreiben und rechnen könne, in der Hauptsache ebensoviel ausrichten würde wie Glülphi. „Es brauchte nicht einmal, daß ein Mann nur selber rechnen könnte, und ich habe mit meinen Augen einen Mann gesehen, der seine Rechnungstabellen mit einer ganzen Stuben voll Kinder gebraucht hat und damit fortgekommen ist“.

Solche Zwecke, wie sie Arner mit dem Dorfe Bonnal verfolgt, können nur auf die Dauer mit Erfolg erstrebt werden, wenn der Staat sie sanctioniert und adoptiert. Es gilt dabei die beiden Vorurtheile zu widerlegen, daß dem Volke zu helfen eine Unmöglichkeit sei, und daß Volksbildung dem Staate gefährlich werden könne. Dieser Widerlegung ist der letzte (4. Thl.) des Buches gewidmet. Das Buch endet damit, daß der Herzog bei seinem Besuch in Bonnal seine Ideale wirklich erfüllt und damit erfüllbar findet. Charakteristisch

treten dabei jenen Vorurtheilen zwei Anschauungen Pestalozzis entgegen, die dem Gedankenkreis jener ganzen vorrevolutionären Zeit angehören, aber bei ihm zu ganz besonderer Schärfe sich ausbilden und fundamentale Bedeutung gewinnen. Sobald die Reformen ins Große gehen, wie bei der Umwandlung des Dorfes, und bei der Hoffnung der Umgestaltung des Volkslebens überhaupt, ist es Aufgabe und Vorrecht der obrigkeitlichen Macht, der ruhigen Umänderung von unten herauf durch ihr Eingreifen von oben herab einen beschleunigten Gang zu geben und geben zu können; dieser Glaube an die Kraft des aufgeklärten Despotismus tritt uns sowol in den spätern Theilen von „Lienhard und Gertrud" als in seinem Commentar „Christof und Else" in unzweideutiger Weise entgegen, und wir finden uns lebhaft auch bei Pestalozzis Darlegungen an das Wort Schillers gemahnt: „Wo sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n". Daß aber die Obrigkeit, daß die höhern Schichten der Gesellschaft zu den von Pestalozzi für die Veredlung und Hebung geplanten Reformen wirklich Hand bieten, das hängt nicht von zufälligen Gutmüthigkeitsregungen ab; das eigne wolverstandene Interesse der Herrschenden kann ihnen zeigen, daß die Sicherstellung ihrer eigenen Macht und Rechte abhängig und erst erreichbar ist durch die Sicherstellung der Rechte und einer vernünftigen, den Kräften freien Spielraum gebenden Ordnung des Volkslebens; eine solche Staatspolitik ist die beste und einzige Verunmöglichung der Revolution; der klardenkende Egoismus und die Humanität führen auf den nämlichen Wegen dem nämlichen Ziele entgegen, und daher gilt es nur, das Interesse des Egoismus diesem selbst klar zu stellen und demselben die Möglichkeit zu beweisen, daß mit Arners Mitteln mathematisch sicher im Großen und Allgemeinen zu erreichen sei, was Arner in Bonnal erreicht hat. So erklärt es sich, daß des Herzogs Rathgeber Bylifsky das Ergebniß seiner Berathungen mit den Ministern der Finanz und Justiz über die Mittel, die der Staat anzuwenden habe, um Arners Reform zu adoptieren und im Großen durchzuführen, in dem Vortrag an den Fürsten dahin zusammenfassen kann: „Wir haben die Sache geprüft und sehen keine andre Last, die dadurch auf den Staat fallen kann, voraus, als die Errichtung eines neuen Lehrstuhls, um Ihre Edelleute mit den Grundsätzen einer bessern Volksführung bekannt zu machen, und einer Landescommission, um jedermann, der Neigung zeigt, mehr oder weniger von diesen Grundsätzen auszuführen, mit Rath und Leitung an die Hand zu gehen".

Es sind wahrlich Reformen umfassendster Art, deren Ideen Pestalozzi „in seiner Einsiedelei traumend" [1] erfaßt und die er in „Lienhard

---

[1] Ausdruck Pestalozzis in einem seiner Briefe; letzterer findet sich abgedruckt im Correspondenzblatt, Jahrg. I, 1878, Nro. 3. Die Uebersicht der gedruckten und im

und Gertrud" niedergelegt hat. Von der stillen Hütte der Gertrud aus erweitert sich der Blick auf die Gemeinde und den Staat, auf die ganze civilisirte Menschheit; von der Ordnung des Hauswesens auf Politik, Recht und Religion, auf die sämmtlichen Ideenkreise der Menschheit. In seinem Geiste sah sich Pestalozzi als der denkende Schöpfer einer idealen Gesetzgebung der Menschheit, gleich den größten Denkern des Alterthums, gleich Männern, die im Mittelalter durch eine weise Ordnung der nationalen Verhältnisse ihr Volk zu Kraft und Wohlstand emporgeführt; und es ist für Pestalozzis Denkart überaus bezeichnend, daß er in dem Kreise gleichgesinnter Freunde, der wie er selbst die Beglückung der Menschheit sich als Ziel gesetzt, sich den Namen jenes großen angelsächsischen Fürsten und Staatsordners hat beilegen lassen, den eben in jener Zeit Haller als Idealbild eines constitutionellen Gesetzgebers den Zeitgenossen vor Augen gestellt [1]. Der Traum war göttlich schön, aber es war eben nur ein Traum, mit dem die Wirklichkeit von Jahr zu Jahr in grellern Contrast trat. Der Enthusiasmus, den der erste Theil von „Lienhard und Gertrud" erregt, minderte sich schon beim zweiten, und der dritte und vierte, die so recht eigentlich mit Pestalozzis Herzblut geschrieben waren, ließen kalt und fanden wenig Leser. Nicht minder traf dieses Schicksal Pestalozzis zweites Volksbuch, „Christof und Else", in welchem er die Ideen, die in „Lienhard und Gertrud" zu Grunde liegen, eingehender besprach; Pestalozzis Hoffnung, als Schriftsteller einflußreich zu wirken und so abgesehen von der Bestreitung seines Unterhalts auch seinem Gemüth und Herzen Befriedigung zu verschaffen, schwanden so zu sagen mit jeder neuen Publication mehr dahin, und das letzte und tiefsinnigste Buch, in dem er eine philosophische Begründung seiner Weltanschauung versuchte, „meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" war vollends ein Schlag ins Wasser; bei der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke am Abend seines Lebens gestand Pestalozzi offen: „es hat beinahe Niemand von dem Dasein dieser Nachforschungen, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im Publicum erschienen, Notiz genommen".

Ebenso wenig gelang es Pestalozzi, für praktisches Wirken eine Stellung zu finden, um den Versuch machen zu können, in irgend einem Punkt die Durchführbarkeit seiner Ideen zu zeigen. Im Vaterlande waren die Verhältnisse zur Anhandnahme solcher Experimente zu klein und zu kleinlich, und die Hoffnung, im Ausland, bei Leopold von Toscana, oder „bei Josefs-Thron"

Manuscript mir zugänglichen Briefe Pestalozzis von 1780—1797 zeigt, daß, soweit sie mit Ortsdaten versehen sind, Pestalozzi sie alle vom Neuhof aus geschrieben; nur den Winter 1793—1794 hat Pestalozzi in Richterswyl zugebracht.

[1] Alfred, König der Angelsachsen. Göttingen und Bern 1773.

in Wien Gelegenheit zu erhalten, erwiesen sich, nachdem die erste Begeisterung verrauscht war, als ein Schloß in der Luft, so sehr Pestalozzi mit fieberhafter Spannung die Hoffnung auf eine Erfüllung dieses Wunsches festhielt [1]. Dazu kam Unglück in der eignen Familie; zur Kränklichkeit der Frau Pestalozzi gesellte sich der Kummer um den einzigen Sohn, der nach allerhand sich gegenseitig widersprechenden pädagogischen Experimenten — im vierten Jahr hatte ihm Pestalozzi schon Kenntniß der Buchstaben und Latein beizubringen gesucht, und später war er so entschieden auf die Rousseau'schen Principien zurückgegangen, daß Jakobli im 12. Jahr noch nicht lesen und schreiben konnte — frühe schon auswärts gebracht, zuerst ins Pfeffel'sche Institut, dann in ein Kaufmannshaus zu Basel, hier die Keime einer unheilbaren Krankheit (Epilepsie) davon trug. Immer mehr fühlte sich Pestalozzi auf seinem Neuhof vereinsamt, aufgegeben auch von seinen Freunden, und die Wenigen, die Abwechslung in sein einförmiges Leben brachten, konnten ihm mit all ihrer Liebe und Verehrung den quälenden Gedanken an die „Nutzlosigkeit seines Daseins" nicht wegsprechen. Dieser Gedanke verbitterte sein Gemüth; es war nur natürlich, daß er, der in den Achtzigerjahren noch der Apostel der friedlichen Reform gewesen, in dem folgenden Jahrzehnd mit steigenden Sympathien sich dem gewaltsamen Umsturz in Frankreich zuwandte. So verflossen siebzehn Jahre eines geistigen Martyriums aufreibendster Art; er überschritt das fünfzigste Altersjahr und fühlte sich an der Schwelle des Greisenalters, ohne daß sich ihm eine Aussicht auf Erlösung zeigte; in wunderbarer Klarheit und Tiefe legte er 1797 den Schmerz um sein verlorenes Dasein in dem Nachwort der „Nachforschungen" nieder.

III. Experimente.

Da kam die helvetische Staatsumwälzung des Jahres 1798. Die Besten der Männer, die nun ans Ruder gelangten, sahen zu dem Altmeister Pestalozzi in pietätsvoller Hochachtung empor. Noch neulich hatte er in seinem Heimatkanton anläßlich der Stäfner Unruhen von 1795 und seither seine Stimme mannhaft für Concessionen erhoben und auf beiden Seiten zu beschwichtigen gesucht [2], und war es ihm dabei auch nicht gelungen, den Sturm

[1] Pestalozzi hatte sich lange mit dem Gedanken getragen, anläßlich einer Besuchsreise zu seinen Verwandten in Deutschland auch nach Wien zu gehen. Die Reise nach Leipzig kam 1792 zu Stande; der Abstecher nach Wien scheint bei den veränderten Verhältnissen — Kaiser Leopold hatte 1790 ein von Pestalozzi eingesandtes Memoire unbeantwortet gelassen — unterblieben zu sein.

[2] Actenstücke darüber s. Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, S. 765—828.

zu beschwören, so konnte doch die Stimme des Verfassers von „Lienhard und Gertrud“ für das ruhige Einleben der neuen Ordnung von Bedeutung werden. Und Pestalozzi selbst sah in der Staatsumwälzung die Morgenröthe, ja das Kommen eines neuen Tags und machte aus seinen Jubelgefühlen darüber kein Hehl.

Auf zweierlei Weise konnte Pestalozzi, an die neue Regierung sich anschließend, die Erfüllung seiner Wünsche für Volksbeglückung anstreben, als Politiker und Erzieher. Im erstern Fall mußte er darauf ausgehen, das Vertrauen der Männer der Regierung dadurch zu gewinnen, daß er mit der Macht seines Wortes zwischen sie und die Volksstimmung vermittelnd und verständigend trat, und dadurch auch sich selbst bei jenen Gehör für seine Culturideen verschaffte. Wie Wenige schien gerade er dazu geeignet, eine solche Vermittlung wirksam durchzuführen und der Gedanke daran hatte nicht nur äußern, sondern auch innern Reiz. Pestalozzis umfassende Weltverbesserungspläne wiesen ihn geradezu auf diesen Weg, und er hat zuerst auch diesen betreten. Er schrieb Broschüren, Flugschriften, um das Volk für die neuen Einrichtungen zu stimmen; er nahm die Redaction des helvetischen Volksblattes an, eines officiösen Organs, das die Regierung schuf, um Belehrung sittlicher und politischer Art von Staatswegen zu verbreiten und es ist merkwürdig: bei allen folgenden Wendepunkten der schweizerischen Schicksale hat Pestalozzi der Versuchung nicht widerstehen können, die Bahn eines politischen Rathgebers zu betreten, so 1802, als er seine „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat“, schrieb, und sich als Abgeordneter zur Consulta nach Paris wählen ließ; 1814, als er der Reaction mit seiner umfangreichen Schrift „an die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes“ entgegenzutreten suchte; und noch 1826 ist seine Rede, die er als Präsident der helvetischen Gesellschaft in Langenthal gehalten hat, im Wesentlichen eine Zusammenfassung patriotisch-politischer Betrachtungen. Es zeigt sich hier eine Ader ächt republicanischen Sinns, der an der Idee festhält, daß Staats- und Volksleben nicht zwei auseinanderfallende Kreise sind, und daß, wer für das Volksleben einstehen will, nicht gegenüber dem Wohl und Wehe des Staats gleichgültig bleiben darf.

Aber ebenso merkwürdig: so gefeiert der Name Pestalozzis war und wurde, so hat doch jedesmal der Instinct der öffentlichen Meinung herausgefühlt, daß hierin nicht Pestalozzis Bedeutung liege; der Strom der Entwicklung rauschte über diese seine Kundgebungen dahin, ohne daß sie einen nennenswerthen Einfluß auszuüben vermocht hätten, und ihm blieb, wenn er anders gehofft — und wie hätte ein solcher Sanguiniker nicht anders hoffen können — nichts, als mehr oder weniger bittere Enttäuschung.

Zum Idealpolitiker war er mit dem Reichthum, der Tiefe und der Reinheit seines Gemüthes wie geschaffen; zum Realpolitiker fehlte ihm die Ruhe und Unvoreingenommenheit objectiver Prüfung, die Unabhängigkeit von dem momentanen Eindruck der ihn umgebenden Persönlichkeiten und Verhältnisse, das heißt nicht viel weniger als Alles.

Und so gieng es denn auch dies erste Mal. Von der allgemeinen Anschauung ausgehend, daß die Zukunft auf der Möglichkeit der Consolidation der neuen Verhältnisse beruhe, ließ er sich zur Rechtfertigung von Dingen hinreißen, die eben unbedingt verwerflich waren, und schneller als er erkannten die Freunde, daß er bei weiterer politischer Bethätigung nur sich selbst rasch abnutzen werde. Er selbst freilich sah darin Undank und Verkennung, und wunderlich mischen sich daher Anklagen und Selbstgeständnisse in dem Urtheil, das er noch 1801 über die Männer der Helvetik in seinem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", niederlegte: „Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlauen, ich irrte mich in jedem Narren, und traute Jedem, der vor meinen Augen stand und ein gutes Wort redete, auch eine gute Meinung zu. Aber dennoch kannte ich das Volk und die Quellen seiner Verwilderung und Entwürdigung vielleicht wie Niemand; aber ich wollte nichts, gar nichts als das Stopfen dieser Quellen und das Aufhören ihrer Uebel; und Helvetiens neue Menschen (novi homines), die nicht so wenig wollten und das Volk nicht kannten, fanden natürlich, daß ich nicht zu ihnen paßte; diese Menschen, die in ihrer neuen Stellung, wie schiffbrüchige Weiber, jeden Strohhalm für einen Mastbaum ansahen, an dem die Republik sich an ein sicheres Ufer treiben könne, achteten mich, mich allein für einen Strohhalm, an dem sich keine Katze anschließen könnte. — Sie wußten es nicht und wollten es nicht, aber sie thaten mir Gutes, sie thaten mir mehr Gutes, als mir je Menschen Gutes gethan haben. Sie gaben mich mir selbst wieder, und ließen mir im stillen Staunen über die Umwandlung ihrer Schiffsverbesserung in einen Schiffsbruch nichts übrig als das Wort, das ich in den ersten Tagen ihrer Verwirrung aussprach: Ich will Schulmeister werden! Dafür fand ich Vertrauen."

Und so betrat dann Pestalozzi den andern stillern und mühsamern, aber für ihn allein richtigen Weg, die Erfüllung seiner Menschheitspläne von unten herauf als Erzieher zu versuchen. Es scheint, daß Legrand [1], Mitglied

[1] Johann Lucas Legrand von Basel, geb. 1755, hatte Theologie studirt, wandte sich aber dann vom Kirchendienst ab zum Kaufmannsstand, und betrat zugleich die politische Laufbahn. In den Neunzigerjahren war er Mitglied der baselschen Regierung und leitete das Unterrichtswesen. Das Jahr 1798 brachte ihm gegen seinen Willen die Wahl zum Mitglied und Präsidenten des helvetischen Directoriums. Aber

des helvetischen Directoriums, ein äußerst wolwollender Mann, der aber gleich Pestalozzi als Politiker nicht eben in seinem Elemente war, zuerst Pestalozzi in diesem Gedanken bestärkte; als dann Stapfer sein Amt antrat, fand er zu seinem Vorhaben bei diesem die treuste und unerschütterliche Unterstützung; auch Rengger, der Minister des Innern, früher der Hofmeister des jungen Fellenberg, schloß sich an. Stapfer bot Pestalozzi zunächst die Leitung des neu zu begründenden helvetischen Lehrerseminars an. Pestalozzi lehnte aber ab mit dem Bemerken, er wolle seine Ideen für eine bessere Kindererziehung zuerst in einer Kinderschule erproben und ihre Resultate klar stellen.

Eben als Pestalozzi daran gehen wollte, diese Absicht auszuführen, ereignete sich die Katastrophe von Stans (9. September 1798). „Das Unglück von Unterwalden — erzählt Pestalozzi selbst — entschied über das Local, das ich wählen mußte. Ich gieng gern. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen."

Am 5. Dezember 1798 ward Pestalozzi vom Directorium mit der Leitung des Waisenhauses in Stans beauftragt. Die Aufgabe war, den Kindern der Unterwaldner, die durch den Einfall der Franzosen um Eltern und Heimat gekommen waren, von Seite der Regierung Obdach und Erziehung zu verschaffen. Die Regierung gewährte mit einer bei ihrer Lage doppelt anerkennenswerthen Bereitwilligkeit die nöthigen ökonomischen Mittel. Am 7. Dezember siedelte Pestalozzi nach Stans über — seine Familie blieb auf dem Neuhof zurück; am 14. Januar 1799 konnten die ersten Zöglinge aufgenommen werden; ihre Zahl stieg bald auf 50, im Lauf des Frühjahrs auf 80. Am 8. Juni mußte die Anstalt sich auflösen, da das Herannahen der Alliirten die Errichtung von Lazarethen im Rücken der französisch-helvetischen Armee nothwendig machte und das Kloster in Stans, das bisher als Local für das Waisenhaus gedient, dafür gut gelegen und geeignet schien; Pestalozzi selbst war von der Anstrengung aufs äußerste erschöpft und spie Blut; aber auch nachdem der Kriegslärm verrauscht war und Pestalozzi sich erholt hatte, ward dieser nicht wieder zurückberufen; er hatte in Stans geleistet, was eben nur ein Pestalozzi leisten konnte und was man nun für die Zukunft nöthig hatte, regelrechte, geordnete Verwaltung und vorschriftsmäßig

---

schon 1799 trat er freiwillig aus dieser hohen Stellung zurück, widmete sich nun gänzlich den Geschäften (Seidenfabrication) und der gemeinnützigen Thätigkeit, letzterer in inniger Verbindung mit seinem Freund Pfarrer Oberlin im Steinthal. Er starb daselbst, 4. Oktober 1836 und liegt an Oberlins Seite begraben (Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft, Zürich 1858).

methodischen Gang des Unterrichts, das konnte jeder gewöhnliche Verwalter und Lehrer mindestens ebenso gut zur Zufriedenheit der Controlbehörden durchführen als Pestalozzi.

Was hat Pestalozzi in Stans geleistet?

Man darf vor Allem nicht vergessen, daß die ganze Zeit seiner dortigen Wirksamkeit auf fünf Monate zusammengeht. Man darf nicht vergessen, daß Pestalozzi als Protestant in ein katholisches Land, als Organ einer durch fremde Waffen unter allen Greueln des Kriegs wieder zur Autorität gelangten Regierung nach Stans kam. Man darf auch nicht vergessen, daß die praktische Organisationskraft für den Verwaltungsdetail ihm abgieng, und daß er nicht mit festen methodischen Grundsätzen für den Unterricht, sondern recht eigentlich um diese erst zu finden und zu prüfen, die Stelle angenommen.

Nichts desto weniger kann constatirt werden, daß Pestalozzi auch in diesen Beziehungen auf den Aufenthalt in Stans mit Befriedigung zurückblicken durfte. Gerade Diejenigen, die seinem Werk am nächsten standen und aus persönlichen und principiellen Interessen am meisten berufen waren, Kritik zu üben, ließen ihm am meisten Gerechtigkeit widerfahren. „Freund, kannst dus glauben — schrieb er unmittelbar nach seinem Abgang von Stans an Geßner — die größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bei den Kapuzinern und Klosterfrauen. Thätiges Interesse an der Sache nahmen wenige[1], außer Truttmann. Die, von denen ich am meisten hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen vergraben, daß diese Kleinigkeit ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend sein konnte". Am Schluß seiner Thätigkeit sah sich Pestalozzi im Stande von den 6000 Franken, die er erhalten, 3000 wieder zurückzugeben; das war doch wol auch ein Beleg dafür, daß er es verstanden, mit den Mitteln hauszuhalten. Und was die geistige Anregung, die von ihm ausgieng, betrifft, so darf auf die Briefe Busingers und Truttmanns hingewiesen werden, von denen der letztere im Februar an Rengger folgendermaßen schrieb: „Im Armenhause geht es gut. Vater Pestalozzi arbeitet Tag und Nacht über Kopf und Hals. Wirklich speisen und arbeiten 62 Kinder im Hause. Zum Schlafen aber bleiben nur 50, aus

---

[1] Zu diesen Wenigen gehörte von Landesangehörigen: der unten genannte Pfarrer Fr. Joseph Maria Businger (1764—1836), von der helvetischen Regierung als Pfarrer in Stans eingesetzt, seit 1803 als Privatmann in Luzern mit gemeinnützigen und historischen Arbeiten beschäftigt; Pfarrer Alois Odermatt (1771—1836) von der helvetischen Regierung als Pfarrhelfer eingesetzt, während der Mediations- und Restaurationszeit besonders für das Volksschulwesen rastlos thätig, in den letzten Jahren aber eben deswegen vielfach angefeindet. — Truttmann war Unterstatthalter des Districts Arth und damals Regierungscommissär in Nidwalden.

Mangel an Betten. Da ist es zum Erstaunen, was der gute Mann leistet, und wie weit die Zöglinge, die voll Wißbegierde sind, in dieser kurzen Zeit schon vorgerückt sind". Aber der nämliche Truttmann drängte nachher, bei Pestalozzi sowol als beim Minister, darauf, daß eine feste Organisation und ein geordneter Lehrplan eingeführt werde, und traf damit den Nagel völlig auf den Kopf, wenn er dem Minister schrieb: „Ich bewundere den Eifer des Bürgers Pestalozzis und seine rastlose Thätigkeit für diese Anstalt; er verdient Ehre und Dank; aber ich sehe ein, daß er die Sache, wenn sie bis auf einen gewissen Grad gebracht ist, in Ordnung und mit gutem Erfolg fortzusetzen und seine Ideen zu realisieren außer Stand ist". Für den Alltagsmechanismus einer Anstalt war Pestalozzi nicht geschaffen.

Aber was die erste Zeit einer solchen Anstalt brauchte, selbstlose Hingebung der ganzen Persönlichkeit, um Herzen zu gewinnen, Kräfte zu wecken, das hat der alte Pestalozzi in Stans in einer einzigartigen Weise geleistet. Daß er den Kindern Alles in Allem, Lehrer und Vater und Mutter zugleich war, daß er auch hier, wie auf dem Neuhof, sich keinen Augenblick besann, mit seinen armen Kinder arm zu sein, um ihnen Alles zu werden, das ist Pestalozzis ewiger Ruhm, der sich nicht nach der Länge der Zeit mißt. Darum hat sich auch für die Zeitgenossen, wie für ihn selbst, die Erinnerung an diese Wirksamkeit in Stans verklärt, und erschienen ihm noch im späten Greisenalter die Tage in Stans als die „höchsten Segenstage seines Lebens."

Denn Pestalozzi blieb sich seinerseits bewußt, daß er diesen Tagen in Stans Unermeßliches verdanke. Sie hatten ihm das Bewußtsein seiner Kraft wieder gegeben; sie hatten ihn in aller Noth und gerade um dieser Noth willen instinctiv zu den Quellen gelangen lassen, an denen ihm die Erkenntniß der Möglichkeit aufgieng, daß und wie Unterricht und sittliche Erziehung auf ihre Elemente zurückgeführt werden können; „es war eigentlich das Pulsgreifen der Kunst, die ich suchte — ein ungeheurer Griff —, ein Sehender hätte ihn nicht gewagt; ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich wußte bestimmt nicht, was ich that, aber ich wußte was ich wollte, und das war: Tod oder Durchsetzung meines Zweckes".

So fand Pestalozzi in Stans den Weg zu dem Ziele, dem sein Herz wie ein mächtiger Strom schon seit den Jünglingsjahren entgegengewallt hatte, die Quelle des Elends zu stopfen, in die er das Volk um sich her versunken sah. Diese Ueberzeugung belebte ihn auch, als er ferne von Stans für seine geschwächte Gesundheit im Freundeshause auf dem Gurnigel Heilung suchte. „Es war nicht mein Ufer, es war ein Stein im Meere, auf dem ich ruhete, um wieder zu schwimmen. Ich vergesse diese Tage nicht, so lange ich lebe, sie retteten mich, aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk, selbst in dem Augenblicke, da ich auf des Gurnigels Höhe das schöne unermeßliche

Thal zu meinen Füßen sah, denn ich hatte noch nie eine so weite Aussicht gesehen, und dennoch dachte ich bei diesem Anblick mehr an das übel unterrichtete Volk, als an die Schönheit der Aussicht. Ich konnte und wollte nicht leben ohne meinen Zweck".

Nach seiner Rückkehr vom Gurnigel fand Pestalozzi durch Vermittlung des helvetischen Oberrichters Schnell Gelegenheit, in Burgdorf an einer Elementarschule seine Versuche fortzusetzen (wahrscheinlich August 1799). Ueber Pestalozzis Schulhalten in Burgdorf besitzen wir nun die Darstellung eines Augenzeugen, Johannes Ramsauer (des nachmaligen Mitarbeiters Pestalozzis), der in jenen Jahren bei Pestalozzi Schüler war. Diese Schilderung wird erklären, warum Pestalozzis Unterrichten auch in Stans von denjenigen, die nicht in den Kern der Sache vordrangen, hatte mit Mißtrauen beobachtet werden müssen. „Ein deutliches Bild von der Schule Pestalozzis zu geben ist unmöglich. Ein eigentlicher Schulplan war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weßhalb sich auch Pestalozzi an keine bestimmten Stunden band, sondern meistens zwei bis drei Stunden dasselbe trieb. Während uns Pestalozzi vorsprach, sollten wir zu gleicher Zeit zeichnen. Wir wußten aber nicht, was zeichnen, daher kam es, daß die Einen Männchen und Weibchen, Andere Häuser, noch Andere Striche, Schnörkel und Arabesken, und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch sah Pestalozzi nie nach, was wir gezeichnet hatten. Es wurde bei den Sprachübungen singend und überhaupt schnell und undeutlich vorgesprochen; zudem schrie Pestalozzi so entsetzlich laut und anhaltend, daß er uns nicht nachsprechen hören konnte, und das um so weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgesprochen hatte, sondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort sprach. Was er vorsprach, war auf einen halben Bogen großen Carton aufgezogen. Beim Rechnen ließ Pestalozzi nur der Reihe nach vor- und nachsprechen, fragte nie, gab auch keine Aufgaben. Er war nicht geduldig genug, um wiederholen zu lassen oder Fragen zu geben, auch schien er sich in seinem ungeheuern Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern. Da er sich in seinem Eifer an keine Zeit band, so trieb man das, was er um 8 Uhr mit uns angefangen hatte, gewöhnlich bis 11 Uhr, und er war schon um 10 Uhr ganz müde und heiser. Daß es 11 Uhr sei, merkten oder hörten wir gewöhnlich am Lärm anderer Schüler auf der Straße, und wir liefen dann gewöhnlich alle fort, ohne Abschied zu nehmen. Die meisten Schüler machten ihm aber das Leben sehr sauer, so daß ich wahres Mitleiden mit ihm hatte, und mich stiller verhielt; das bemerkte er aber auch bald und nahm mich deswegen manchmal um 11 Uhr mit sich zum Spaziren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme gieng, und zur Erholung und zur Zerstreuung Steine suchte."

Und doch trotz all diesen äußern Unvollkommenheiten trat allmälig zu Tage, daß Pestalozzi sich nicht vergeblich abmühte. Als zu Ende März 1800 nach achtmonatlicher Wirksamkeit die Prüfung stattfand, legte die Schulcommission von Burgdorf ihren Befund in einem Zeugnisse nieder, das in den Hauptstellen folgendermaßen lautet: „In dem Alter von 5—8 Jahren, in welchem nach der bisher bekannten marternden Methode die Kinder die Buchstaben kennen, sillabiren und lesen gelernt, haben Ihre Schüler nicht nur diese Pensen in einem bisher ungewohnten Grade der Vollkommenheit zu Ende gebracht, sondern die fähigsten unter ihnen zeichnen sich bereits als Schönschreiber, Zeichner und Rechner aus. Bei Allen haben Sie die Neigung zur Geschichte, Naturgeschichte, Meßkunst, Erdbeschreibung u. s. w. zu erwecken und zu beleben gewußt, daß ihre künftigen Lehrer, wenn sie von diesen Vorbereitungen vernünftigen Gebrauch zu machen wissen, ihre Arbeit ungemein erleichtert finden müssen. Aus Ihren Händen oder aus den Händen eines nach Ihrer Methode zu Werke gehenden Lehrers werden künftig die obern Schulen nicht mehr mit Kindern besetzt werden, an welchen Jahre lang gearbeitet werden muß, nur an jenen ersten Elementen nachzupflastern, sondern mit Kindern, die von dieser Seite nichts vermissen lassen und deren Köpfe schon mit reellen Kenntnissen angefüllt sind. — Möchte Ihr glühender Eifer für die praktische Anwendung Ihrer trefflich ausgedachten und auf die menschlichen Bedürfnisse so genau berechneten Theorie nicht etwa wieder in bedrängten Lagen unsers Vaterlandes, in Eifersucht und in andern Leidenschaften, oder in Mangel an öffentlichen Hülfsmitteln Hindernisse antreffen — möchten Sie durch keinerlei Umstände von Ihrem Lieblingsgeschäft, der Bildung und der Veredlung der Kinderwelt, abgezogen werden. Möchten wir nicht zu klein sein, um etwas zu diesem großen Zwecke beizutragen!"

Pestalozzi freilich betrachtete auch Burgdorf nicht als seine bleibende Stätte. Er dachte daran, auf dem Neuhof eine Erziehungsanstalt zu gründen; aber die helvetische Regierung konnte ihm die gewünschte Beisteuer an Holz nicht bieten und damit zerschlug sich der Plan.

Aber nach andern Seiten zeigte sich, daß die Zeit der Prüfungen für ihn ihrem Ende nahe sei. Das allgemeine Interesse begann sich seinen Versuchen zuzuwenden. Stapfer hatte auch in den schwersten Stunden den Glauben an ihn nicht sinken lassen; er veranlaßte nun, daß der helvetische Vollziehungsrath Pestalozzi durch ein Anleihen von Fr. 1600 den Druck seiner Elementarbücher ermöglichte; der Beschluß erfolgte einstimmig. Aber Stapfer wandte sich auch an das Interesse der gebildeten Kreise überhaupt; er gründete Anfangs Juni 1800 eine patriotische Gesellschaft von Erziehungsfreunden, in der bestimmten Absicht, die Bestrebungen Pestalozzis durch dieselbe zu unterstützen und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Eine Commission

aus ihrer Mitte — P. Usteri von Zürich und Lüthi von Solothurn waren in derselben mitbethätigt — erhielt den Auftrag, Pestalozzis Methode an Ort und Stelle zu prüfen; der Bericht, den sie im Herbst abstattete, fiel außerordentlich günstig aus.

Inzwischen war aber auch in Pestalozzis persönlicher Stellung eine große und entscheidende Veränderung vorgegangen. Wir erinnern uns jenes Planes von Stapfer im Jahr 1798, ein helvetisches Lehrerseminar zu gründen. Der Versuch einer solchen Schulanstalt war, nachdem Pestalozzi und andere abgeschlagen, durch Professor Fischer von Bern, einen Jünger Salzmanns in Schnepfenthal (bei Gotha), unternommen worden; die helvetische Regierung hatte Fischer dafür das Schloß Burgdorf eingeräumt. Die Noth der Zeit hatte dann den Plan modificiert; mit Hülfe der wohlhabenden Familien Burgdorfs gelang es Fischer, für eine Schaar armer Appenzeller Kinder in Burgdorf und Umgebung Quartier zu finden; Fischer ersuchte dabei, den Kindern einen jungen Mann mitzugeben, der Lust habe, Schulmeister zu werden, er wolle dann dessen Ausbildung übernehmen. Der Kindertransport, 19 Knaben und 6 Mädchen, kam am 26. Januar 1800 in Burgdorf an, mit ihm Hermann Krüsi, ein junger Lehrer mit offnem Kopfe und gutem Verständniß für die Kinderwelt, aber von höchst mangelhafter Berufsbildung. Krüsi fuhr hier fort, seine Kinder zu unterrichten, während er selbst theoretisch und praktisch Fischers Lehrschüler war. Im Uebrigen gerieth die Ausführung des Plans einer Lehrerbildungsanstalt ins Stocken; Fischer siedelte schon am 2. April nach Bern über, seine Kraft war durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen gebrochen. Zu Anfang Juni starb er. Es war Pestalozzi, der zuerst die traurige Nachricht Krüsi mittheilte, und sie zugleich mit der freundlichen Einladung begleitete, Krüsi möge seine Schule mit derjenigen Pestalozzis vereinigen. In Krüsi fand nun Pestalozzi einen Mitarbeiter, wie er ihn unter Tausenden nicht besser hätte finden können. Er besaß, was Pestalozzi abgieng, die Kunst des praktischen Schulhaltens, in hohem Maß und war zugleich einsichtig und bescheiden genug, um sich voll und ganz der geistigen Leitung Pestalozzis zu unterziehen. Die helvetische Regierung gab für die Anstalt unentgeltlich die nöthigen Localitäten im Schloß, Holz und Pflanzland. Durch Krüsi beredet, schloß sich noch im Sommer Tobler dem Unternehmen an; dieser seinerseits beredete Buß, ihm unmittelbar nachzufolgen, und mit diesen seinen drei ersten Gehülfen gelangte Pestalozzi dazu, die praktischen Consequenzen seiner Grundgedanken zu ziehen und seine Methode zu systematisiren. Nachdem er bereits 1800 in einem Bericht an die Commission der patriotischen Gesellschaft den Versuch gemacht, den sich in ihm gestaltenden Ideen Ausdruck zu geben, arbeitete er nun eine größere Schrift zu diesem Zwecke aus: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, die 1801 erschien

und in ähnlicher Weise, wie einst „Lienhard und Gertrud", aber weit folgenreicher, das Interesse der gebildeten Welt für den Verfasser und seine Ideen in Anspruch nahm.

Dieses Buch, das den Einfluß Pestalozzis auf das Schulwesen des 19. Jahrhunderts begründet hat, besteht aus fünfzehn Briefen an seinen Freund Geßner (Buchhändler in Bern). In den drei ersten Briefen schildert er die Vorbereitung, die er selbst, Krüsi, Tobler und Buß zu dem Werke mitgebracht; in Brief 4—11 die Resultate seines Nachdenkens und der gemeinschaftlichen Arbeit für die Kenntnißbildung (intellectuelles Gebiet), in Brief 12 diejenigen für die Bildung der Fertigkeiten (sittliches Gebiet) und Brief 14 und 15 besprechen die Anwendung dieser Grundsätze auf das Centrum der Menschenbildung, die Bildung zu sittlicher Religiösität. Der Titel entspricht dem Inhalt wenig, es sei denn, daß man in den Namen „Gertrud" das einfach menschliche, ruhig beobachtende, pädagogische Denken zusammenfaßt; das Ziel, auf das die Darstellung hinsteuert, ist, zu zeigen, daß man durch richtiges Elementarisiren des Wissens und Könnens die schlichteste Mutter in den Stand setzt, und ihr damit Recht und Pflicht auferlegt, ihre Kinder selbst richtig zu erziehen; und so könnte etwa der Titel dem Inhalt in der Fassung angepaßt werden: „daß Gertrud ihre Kinder erziehen kann und soll".

Pestalozzi hat außerdem noch zu wiederholten Malen seine Methode im Zusammenhang dargestellt: 1807 in den „Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend"; 1809 in der „Rede über die Idee der Elementarbildung", die Pestalozzi bei der Versammlung der Gesellschaft der Erziehungsfreunde in Lenzburg hielt (Lenzburger-Rede) und nachher von Niederer überarbeiten ließ; 1818 in der „Rede an mein Haus"; 1818/19 in „Briefen über Elementarbildung" an Lord Greaves, die bis jetzt nur in englischer Uebersetzung bekannt sind (letters of early education), 1826 im „Schwanengesang". Wesentliche Umbildungen fanden aber nicht mehr statt, und da es im Zusammenhang dieser Arbeit nur darum sich handeln kann, die Grundzüge von Pestalozzis pädagogischem Denken zu geben, wie sie in dem Buch „Wie Gertrud ꝛc." in ihrer historischen Entwicklung dargeboten sind, füge ich hier einen kurzen Umriß derselben ein.

IV. Methode.

Der Grundgedanke Pestalozzis ist die Psychologisirung des Unterrichts und der Geistesbildung, d. h. Unterricht und Geistesbildung sollen dem geistigen Fassungsvermögen angepaßt werden. Wenn es nun gelingt, den Bildungsstoff in seine Elemente zu zerlegen, so ist es klar, daß die Ele-

mentarbildung mit der Elementarentwicklung des Kindes, d. h. schon im Säuglingsalter sich verbinden und deshalb in die Hand der Mütter gelegt werden soll. Schon diese ersten Einwirkungen sind der Kunstbildung, d. h. bewußter Planmäßigkeit, zu unterwerfen.

Nun ist alle Kunst nur dann wahrhaft Kunst, wenn sie dem Gang der Natur sich anschließt und ihre ganze Kraft ruht auf der Uebereinstimmung mit der physischen Natur.

Die Natur aber zeigt mit Klarheit in ihren Schöpfungen, welchen Gang auch die Kunst der geistigen Bildung ins Auge zu fassen habe. Denn der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur — und auf der sinnlichen Empfindung und Anschauung baut ja die geistige Entwicklung auf — ist in seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Wesentlichste seines Erkenntnißfaches unerschütterlich tief in das Wesen des menschlichen Geistes eingraben, dann das weniger Wesentliche nur allmälig, aber mit ununterbrochener Kraft, an das Wesentliche anketten und alle ihre Theile bis an das Aeußerste ihres Fachs in einem lebendigen aber verhältnißmäßigen Zusammenhang mit demselben erhalten: wie dies im Reich der Natur beispielsweise der Einblick in die Entwicklung des Baumes lehrt.

Daraus leitet Pestalozzi im Nähern seine Naturgesetze für die kunstmäßige Entwicklung der geistigen Kräfte oder die Erziehung ab:

fürs erste sind die Anschauungen zu ordnen und das Einfache zu vollenden, ehe man zum Entwickelten fortschreitet;

dann gilt es alle wesentlich zusammengehörigen Eindrücke von Dingen, Merkmalen, im Geiste in eben den Zusammenhang zu bringen, in dem sie sich in der Natur wirklich befinden;

weiterhin, sie durch möglichstes Zusammenwirken der verschiedenen Sinne allseitig und vollständig zur Wahrnehmung zu bringen;

ferner, sie ohne Einmischung deiner Willkür als unbedingt nothwendig auf dich einwirken zu lassen;

und endlich, durch Reichthum und Vielseitigkeit in Reiz und Spielraum dich zur freien Beherrschung derselben zu erheben.

Pestalozzi nennt diese Gesetze physisch-mechanische Gesetze und leitet sie nachträglich auf eine dreifache Quelle zurück, d. h. er begründet sie durch drei psychologische Erfahrungsthatsachen.

1. Daß das Geistesleben seiner Natur nach von dunkeln Anschauungen ausgeht, um zu deutlichen Begriffen zu gelangen; — daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, diese Anschauungen in die einfachen Grundtheile zu zerlegen, aus denen sie bestehen und die bleibenden Bestandtheile ihrer Erscheinungsform vor den wechselnden hervorzuheben; dadurch wird das Vor-

stellungsleben vor Irrwegen behütet und durch Eine klare Anschauung die leichte Aufnahme ganzer Reihen verwandter Anschauungen vermittelt.

2. Daß mit dem Anschauungsvermögen die (in ihrer unmittelbaren Bethätigung der Täuschung unterworfene) Sinnlichkeit der menschlichen Natur allgemein verwoben sei; — daraus folgt die Nothwendigkeit eines allmäligen langsamen Gangs der Erkenntniß, damit dieselbe von sinnlichen Trübungen abgeklärt zu allseitiger Ausreifung gelange.

3. Daß für die Deutlichkeit der Anschauung „das Verhältniß der äußern Lage des zu erkennenden Gegenstandes mit meinem Erkenntnißvermögen“, d. h. die räumliche Entfernung des Objects vom Subject „maßgebend sei“; — daraus folgt die Nothwendigkeit, die Gegenstände dem Erkenntnißvermögen nahe zu bringen und das Nächstliegende, ja den Mittelpunkt dieses Kreises, das Kind selbst, als ersten Unterrichtsstoff zu verwenden.

Also geht unsere Erkenntniß von Verwirrung zur Bestimmtheit, von Bestimmtheit zur Klarheit und von Klarheit zur Deutlichkeit über.

Welches sind nun, fragte Pestalozzi, die Elemente des denkbildenden Unterrichts? Zunächst bieten sich dafür die gewöhnlichen Elementarfächer dar, und es wären also diese nun wahrhaft elementarisch, in psychologischen Reihenfolgen zu gestalten. Aber sofort zeigt sich, daß jene nicht elementarer Natur sind: das Schreiben ist eine Unterart des Zeichnens und dieses beruht auf der Kunst des Messens; das Lesenkönnen ist dem Redenkönnen untergeordnet, und die Natur schreitet erst allmälig vom Schall durch Laut und Wort hindurch zur Sprache empor; man wird also auf jene Grundkräfte, auf die Urformen der menschlichen Geistesentwicklung zurückgehen und diese kunstmäßig ausbilden müssen, wenn man durch die Erziehung die Geistesentwicklung sicher stellen will; und diese Urformen der Geistesentwicklung werden den Grund- und Hauptformen der Dinge entsprechen.

Da tauchte Pestalozzi intuitiv der Gedanke auf — er selbst sagt: „wie ein deus ex machina“ —: die Mittel der Verdeutlichung aller unserer Anschauungserkenntnisse gehen von Zahl, Form und Sprache aus. Zahl, Form und Sprache sind gemeinsam die Elementarmittel des Unterrichtes, indem sich die ganze Summe aller äußern Eigenschaften eines Gegenstandes im Kreise seines Umrisses und im Verhältniß seiner Zahl vereiniget und durch Sprache meinem Bewußtsein eigen gemacht wird. Und wie sie so die Elemente des Objects bilden, so auch diejenigen des erkennenden Geistes; unsere ganze Erkenntniß entquillt aus drei Elementarkräften:

1. aus der Schallkraft, aus der die Sprachfähigkeit entspringt,

2. aus der unbestimmten blos sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein aller Formen entspringt,

3. aus der bestimmten, nicht mehr blos sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungsfähigkeit hergeleitet werden muß.

„Ich urtheilte also, die Kunstbildung unseres Geschlechts müsse an die ersten und einfachsten Resultate dieser drei Grundkräfte, an Schall, Form und Zahl angekettet werden und der Unterricht über einzelne Theile könne und werde niemals zu einem, unsere Natur in ihrem ganzen Umfange befriedigenden Erfolge hinlenken, wenn diese drei einfachen Resultate unserer Grundkräfte nicht als die gemeinsamen, von der Natur selbst anerkannten Anfangspunkte alles Unterrichts anerkannt, und im Gefolg dieser Anerkennung in Formen eingelenkt werde, die allgemein und harmonisch von den ersten Resultaten dieser drei Elementarkräfte unserer Natur ausgehen und wesentlich und sicher dahin wirken, den Fortschritt des Unterrichts bis zu seiner Vollendung in die Schranken einer lückenlosen, diese Elementarkräfte gemeinsam und im Gleichgewichte beschäftigenden Progression zu lenken, als wodurch es wesentlich und allein möglich gemacht wird, uns in allen diesen drei Fächern gleichförmig von dunkeln Anschauungen zu bestimmten, von bestimmten Anschauungen zu klaren Vorstellungen und von klaren Vorstellungen zu deutlichen Begriffen zu führen... Damit finde ich aber auch das Problem aufgelöst: einen allgemeinen Ursprung aller Kunstmittel des Unterrichtes und mit ihm die Form aufzufinden, in welcher die Ausbildung unseres Geschlechtes durch das Wesen unserer Natur selber bestimmt werden könnte."

Also auf die Resultate der drei Grundkräfte des Sprechens, Messens und Zählens muß der Unterricht aufgebaut werden. Die Sprachlehre muß daher aufbauen auf die Wortlehre, d. h. auf die Mittel, einzelne Gegenstände kennen zu lehren und diese auf die Tonlehre, d. h. auf die Mittel, die Sprachorgane zu bilden; und sie selbst, die Sprach- oder vielmehr Sprechlehre, ist nichts anderes als die Zusammenfassung der Mittel, durch welche wir dahin geführt werden, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können. Die Formlehre, deren praktische Bethätigung Zeichnen (und Schreiben) ist, beruht auf der Meßkunst, diese hinwieder geht aus von einer systematisch geleiteten Anschauungskunst; und wie die Tonlehre auf ein ABC der Töne als die Grundlage aller Lautcombinationen hinführt, ebenso muß auch ein ABC der Anschauungen als die Grundlage aller Formcombinationen gefunden werden können. Und ebenso beruht die Rechenkunst darauf, daß ein solches ABC der Anschauung zu Grunde gelegt werde, welches für die Operation mit ganzen Zahlen in den angeschauten Combinationen der Einheit, für die Zertheilung der Einheit am vollkommensten

in den Theilungscombinationen des Quadrates zu suchen ist. Die Richtigkeit der Bildung unsers Vorstellungsvermögens, dessen Grundkräfte Zählen und Messen sind, hängt davon ab, daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntniß sei, mit andern Worten, daß jede Erkenntniß von der Anschauung ausgehen und auf sie müsse zurückgeführt werden können.

Ganz in gleicher Weise nun wie das theoretische Erkennen elementarisirt, d. h. auf ein ABC seis der Laute (Sprache) seis der Anschauung (Zahl und Form) zurückzuführen ist, muß auch das Gebiet der Fertigkeiten, d. h. des praktischen Könnens elementarisch gebildet werden. Und das bezieht sich sowol auf die körperlichen Fertigkeiten (ABC der Körperübungen, Grundlage eines methodischen allseitigen Turnunterrichts) als auf die sittlichen (ABC der sittlichen Fertigkeiten) und Pestalozzi weist am Schluß des Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", in begeisterter Klarheit nach, wie die höchste Begründung des sittlichen Verhaltens, die religiöse, ihre Grundkräfte aus dem naturgemäß instinctiven Verhältniß zwischen Mutter und Kind heraus zu entwickeln vermöge, so daß die zur Bestimmtheit gebrachten und systematisch geweckten Gefühle der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit, des Gehorsams des Kindes gegen die Mutter gewissermaßen das ABC bilden würden, auf dem sich der ganze Bau des Gemüths- und Willenslebens erheben kann.

Das sind die psychologischen Grundlagen der Methode Pestalozzis. In der Technik ihrer Durchführung erwies sich für Pestalozzi und den Pestalozzianismus die Schranke, die alles Menschliche nur allmälig zur Vollkommenheit schreiten läßt. Pestalozzi selbst ist sich hier auch gar nicht immer gleich geblieben; die Anwendung des gegenseitigen Unterrichts, die gleichzeitige Beschäftigung der Kinder durch Unterricht und Bethätigung der Hand tritt theilweise in den Vordergrund, zeitweise wieder völlig zurück; der Versuch, die Anschauung des Kindes zuerst an seinem eigenen Körper zu üben, erwies sich als entschiedener Mißgriff. Daß der Methode als solcher, d. h. nicht ihrer psychologischen Grundlage und Idee, sondern der Erscheinungsform derselben, die sie durch die pädagogischen Experimente Pestalozzis und seiner Mitarbeiter erhielt, Unfehlbarkeit zugeschrieben und dadurch das Mechanische dieses Methodisirens, anstatt der freien geistigen Verwerthung jener Grundlagen, als das unbedingte Hülfs- und Heilmittel der menschheitlichen Entwicklung hingestellt wurde, hat sich im Ausgang der praktischen Erziehungsunternehmungen Pestalozzis und in der Thatsache aufs bitterste gerächt, daß die pädagogische Entwicklung, bei aller Hochachtung für Pestalozzi, sehr rasch über den „Pestalozzianismus" seiner unmittelbaren Jünger zur Tagesordnung geschritten ist; aber auf den geistigen Grundlagen, die

Pestalozzi für seine eigenen pädagogischen Experimente mit der ganzen Schärfe und Hingebung seines Geistes aus den Tiefen der Menschennatur herausgegraben, baut die Menschheit noch immer fort und wird dieselben sich nicht mehr zuschütten lassen. Auch diese Grundlagen sind nicht in allem Detail der Darlegung unanfechtbar; aber sie waren ein redlicher und geistvoller Versuch, sich über die psychologische Gestaltung aller Menschenbildung ins Klare zu setzen; dieser Versuch zog dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, weil er dem Ringen der Zeit, die Menschennatur zu ergründen und zu heben, beredten Ausdruck verlieh, und weil der Mann, der ihn theoretisch gethan, zugleich auf die praktische Durchführung, die er und begeisterte Mitarbeiter in Burgdorf der Welt vor Augen stellten, hinweisen konnte; und diese Begeisterung hinwiederum, welche die Mitarbeiter an das gemeinsame Werk fesselte und welche von ihnen aus auch auf die zahlreichen Besucher übergieng, war die Wirkung einer Persönlichkeit, in dem der Grundsatz der hingebendsten Begeisterung für Menschenwohl: „Alles für andere, für sich nichts!“ gleichsam eine lebendige Verkörperung gefunden.

V. Auf der Höhe.

Es ist eigentlich ein wundersames Phänomen: der Mann, der zeitlebens nicht orthographisch schreiben konnte, wird der Prophet für die Methode des Unterrichtens; der Mann, der in seiner Naivetät den Freunden gestand, er verderbe alle die, mit welchen er zu thun habe [1], der Prophet der Erziehung; der Mann, der nur in der Gegenwart lebte, und dessen geistiges Leben nach Niederers treffendem Ausdruck eigentlich keine Geschichte hatte, eine Persönlichkeit von centraler culturgeschichtlicher Wirksamkeit; der Mann, der sozusagen nie über die Grenzen seines engen Vaterlandes gekommen, zieht die Bewunderer aus aller Welt zu sich heran; der Mann, der sich selbst der absoluten Regierungsunfähigkeit anklagt, war der herrschende Mittelpunkt und der Gegenstand einer Hingebung, die das Unmögliche um seinetwillen möglich zu machen suchte [2]. Und wo man hinsieht, man steht vor lauter Widersprüchen und findet die Lösung kaum anderswo und anderswie als in Pestalozzis eigenem Ausspruch: „Man hat mir in meinen Knaben-

---

[1] Aus Muralts Tagebuch (Aeußerung Fellenbergs); gemeint ist: durch seine blinde Gutmüthigkeit.

[2] Man mag in der nachfolgenden Biographie Ramsauers nachlesen, was an Arbeitskraft und Selbstbeherrschung gelegentlich von Pestalozzis Mitarbeitern verlangt wurde.

schuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten herauf dienen; aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leisten, muß man mit grauen Haaren von unten herauf dienen.“

Ich wüßte in keiner Weise Pestalozzis Persönlichkeit auf der Höhe seines Lebens anschaulicher zu schildern, als dies sein geistvollster Mitarbeiter Niederer nach des Meisters Hingang gethan hat. „Die geläufigen und bequemen Ausdrücke: kindliches Gemüth, fromme Einfalt, liebevolle Hingebung erklären ihn nicht. Sein Bild, sein Körperbau, sein äußerer Habitus schon bezeugen es; sein ungleicher Gang, sein bald hastiges, bald bedächtliches und wie im Sinnen verlorenes, bald voreilendes, bald keckes und imponirendes Auftreten, Schreien und Sprechen; der durch alle Gemüthsaffecte modulirte Ton seiner Stimme; die vielartig zusammengesetzten, sich durchkreuzenden, nach allen Richtungen veränderlichen und veränderten Gesichtszüge; seine tiefliegenden, oft wie Sterne hervorquillenden und strahlenwerfenden, oft zurücktretenden Augen — als blickten sie in eine innere Unermeßlichkeit; die gedrängte, abgerundete, glühende Stirne; das dichte, struppichte, auf dem Scheitel gerade aufsteigende Haar; die feingeschnittenen und doch sich zu verbreitern fähigen Lippen; ein physiognomisch überaus bedeutender, anziehender, gleichsam einschlürfender und wieder ausstoßender, Innigkeit, Frohsinn, Güte, Scherz, Spott und Hohn, je nach dem Gegenstand oder der Empfindung ausdrückender Mund; das Ganze seiner Gesichtszüge, auf denen bald die zarteste Weichheit und Milde, bald herzzerreißender Schmerz und tiefe Traurigkeit, bald furchtbarer Ernst und bald ein Himmel von Liebe und Wonne ruhte, und die bis zur Verklärung stiegen; die breite, gewölbte Brust, der dicke, gebogene Nacken, die starke und straffe Muskulosität der Glieder; kurz, das im Größten wie im Kleinsten Auffallende an ihm, — vorzüglich aber die Menge und Mannigfaltigkeit des Auffallenden selbst, — kündigten ein Individuum an, in dem alle Saiten der menschlichen Natur tönten oder getönt hatten. Harmlos und hingebend wie ein Kind; mild und gefällig, zartsinnig und gefühlvoll wie ein Weib; fest und entschlossen wollend, wagend und durchsetzend wie ein Mann; immer wieder anknüpfend, sich aufopfernd und Hindernisse durchschreitend wie ein Held, und das Alles von den leisesten Regungen und Anklängen an, in den verschiedensten Situationen des Lebens durch alle Stufen hindurch, bis zur erhabensten Begeisterung und Wonne des Entzückens; in seiner Schattenseite aber auch die Schwächen und Fehler eines jeden derselben in gleichem Grade zeigend, bis zum zerreißendsten Schmerz, zum tobendsten Ausdruck der heftigsten Leidenschaft, das war Pestalozzi persönlich. Als solchen haben ihn die Zeugen und Mitwirker seines Erziehungswerkes in Burgdorf, Münchenbuchsee und Iferten gesehen.“

Ueber das Institut [1] lassen wir die Besucher erzählen, die zum Theil aus weiter Ferne herkamen, um Pestalozzis Wirken zu studiren, und zwar vor allem Soyaux aus Berlin, der im Sommer 1802 sich in Burgdorf aufhielt, und Gruner, der 1804 Briefe über Burgdorf geschrieben hat:

Soyaux: „Die ganze Hausgenossenschaft beläuft sich auf 102 Personen, unter denen 72 Zöglinge gezählt werden, welche größtentheils aus der Schweiz, fast keinen Kanton ausgenommen, sind. Das Institut ist jung. Pestalozzis Grundsätze sind mehr im Keim und Entwurf, als in männlicher Reife und Vollständigkeit ausgebildet. Vorsteher und Lehrer arbeiten mit concentrirter Kraft an dem Bau des Ganzen. Der Eine verbessert die Tabellen, der Andere sucht die Spuren der Natur auf beim Unterrichte im Lesen, Rechnen u. s. w. Möchte alle Anstalten dieser schöne Geist der Eintracht und der rastlose Verbesserungstrieb beseelen!

„Das Institut bezweckt zunächst den Elementarunterricht. Wir finden hier Zöglinge von 5—13 Jahren, meist aus den mittlern Ständen. Der größte Theil steht zwischen 7—9 Jahren. An bestimmte Classeneinrichtung ist noch nicht zu denken. Es giebt etwa 5—6 Gruppen von Kindern, welche sich nach jeder Stunde auflösen und andere bilden, je nachdem es ihre verschiedenen Geistesbedürfnisse erfordern. Lehr- und Schulbücher setzen schon gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten voraus, ohne welche jene mehr verwirren als aufklären; daher sind sie aus dem ersten Unterrichte verbannt. Nur denen, welche buchstabiren, wird ein ABC-Buch in die Hände gegeben. In allen Zimmern hängen Tabellen.

„Die Kleinsten lernen mit Steinchen, Baumblättern u. s. w. zählen und auf der Schiefertafel Linien ziehen. Andere zählen an der ersten Tabelle die Striche zu und ab. Zu gleicher Zeit sind die geübteren Knaben mit den drei andern Tabellen beschäftigt. Hier zur Probe einige Aufgaben, von 8—9jährigen Schülern im Augenblicke gelöset, und nicht blos vom Lehrer, sondern auch von Fremden aufgegeben. $^2/_9$ von $^3/_8$ abgezogen, wie viel Viertel bleiben übrig? $^{11/18}/_4$. — $^2/_{11}$, wie viel sinds Drittel? $^{6/11}/_3$. — $^5/_6$, wie viel sinds Achtel? $^{6\,2/3}/_8$. — 7×11. Theil von $^{11}/_{15}$, wie viel sinds Fünftel? $^{2\,1/3}/_5$. — Wie vielmal machen $^{3/4}/_9$ 11 Mal den 12. Theil von $^1/_3$? $3\,^2/_3$ Mal. — Von welcher Summe ist 9 7 Mal der 8. Theil? von $10\,^2/_7$ u. s. w. Jüngere und ältere Knaben rechnen auch mit Ziffern und ich bemerkte, daß die Geübtern nur die letzten Resultate der Kopfrechnung niederschrieben.

---

[1] Die Anstalt in Burgdorf sollte zugleich Erziehungsinstitut, Schullehrer-Seminar und Waisenhaus werden; die beiden letzten Bestrebungen kamen aber bei der Bedeutung, die das Erziehungsinstitut gewann, nur zu theilweiser und gelegentlicher Durchführung.

„In einer andern Stube wird das ABC der Anschauung betrieben; Einige zeichnen Linien, Andere Quadrate, noch Andere theilen diese wieder in neue Figuren; die geübtesten zeichnen auf Papier Hände, Augen, Köpfe u. s. w. Die Methode des ABC ist folgende: Die Worte des Lehrers, z. B.: „ich ziehe von der Linken zur Rechten eine wagrechte Linie“ sprechen die Schüler ausübend nach. Der Lehrer fährt fort: ich theile diese wagerechte Linie durch einen Punkt in zwei gleiche Theile; u. s. w., bis die beabsichtigte Figur vollendet ist. Dann mißt der Lehrer mit dem Zirkel eines Jeden Zeichnung; die richtigste macht den Triumph des Urhebers aus. Einige haben es zu großer Fertigkeit gebracht. Sie zeichnen Quadrate nach dem genauesten Verhältniß, als hätten sie sich des Zirkels bedient. Der Eine bildete, aus freier Hand, eine Landkarte in verjüngtem Maßstabe nach, so vollkommen richtig, als ob er die Grundlinie mit dem Instrumente entworfen hätte. Sie wissen Zirkel zu beschreiben, die jede Prüfung aushalten.

„Der Unterricht in der Sprache wird auf folgende Art ertheilet. Einige lernten an der Tafel mit beweglichen Buchstaben, durch Hinzusetzen und Abnehmen, sillabiren. Der Lehrer kündigte das Wort an und setzte es nach und nach zusammen. Die Schüler sprachen in tactmäßigen Lauten, Silben und Wörter aus. Ebenso ward es mit französischen Wörtern gemacht. Wer diesen Curs vollendet hatte, bekam das Sillabirbuch, und wiederholte die vorgesprochenen Töne des Lehrers. Andere lernten die Glieder des menschlichen Körpers bezeichnen; hier war also Sach- und Sprachunterricht verbunden. Der Lehrer sprach, hinzeigend: Der Kopf, la tête; beides, Bewegung und Wort, ahmten die Zöglinge nach. So ward ein Glied nach dem andern bezeichnet. Diese eine Uebung dauert wochenlang bis zur mechanischen Fertigkeit. Die zweite hat die Lage der Glieder zum Zweck; die dritte — Eigenschaften und Verrichtungen.

„Des Morgens um 6 Uhr ist das ganze Haus in Thätigkeit, und des Abends um Schlag zehn versammelt sich die Jugend in einem Saale. Pestalozzi tritt in ihre Mitte und hält eine väterliche Sittenmusterung. Da er sich in diesen Augenblicken gern allein siehet, so wagte ich es nicht, meinen Wunsch auf seine Unkosten zu befriedigen.

„Das nahe Emmeflüßchen bietet einen vorzüglichen Badeplatz dar, welcher von der gesammten Anstalt fleißig besucht wird. Des Abends in den Erholungsstunden versammelt sich die fröhliche Schaar auf dem Hofe; die Lehrer stimmen einen einfachen patriotischen Gesang an und alles, was Beine hat, schreitet tactmäßig und in geschlossenen Reihen auf und nieder.

„Die Kinder genießen einer vollkommenen Gesundheit. Ueberall athmen sie reine Bergluft und freuen sich einer schönen Natur. Nichts reizt ihren Gaumen, verweichlicht ihren Körper, berauscht die Sinne, verengt das Herz

oder verderbt ihre Sitten. Abgesondert von der übrigen Welt, in beständiger Thätigkeit erhalten und immer von den Lehrern umgeben, sind sie der kindlichen Unschuld und ihrer natürlichen Munterkeit überlassen. Die täglichen Beschäftigungen haben sich ihrer Seele so sehr bemächtiget, daß sie nichts anderes denken als — Zeichnen und Rechnen. Sogar des Sonntags kamen sie freiwillig in den Lehrzimmern zusammen, und stellten, einzeln und in Haufen, Rechenübungen an. Wie oft belauschte ich Knaben, welche sich selbst die Anschauungstabellen eifrig aufsagten!

„In der Disciplin herrscht der Grundsatz, der Jugend die möglichste Freiheit zu gestatten und nur den Mißbrauch zu verhüten. Es läßt sich auch nirgends die zwingende und einschränkende Gewalt einer Regel wahrnehmen. Lehrer und Zöglinge sind in ihrem Wesen so schlicht und natürlich, wie isolirte Bergbewohner. Man weiß nichts von erlernter Höflichkeit, von schöner Geberde, von wohlklingenden Formeln, von conventioneller Sitte. Die Kinder folgen ihrem reinen Naturgefühle; sie wissen nicht, was sie thun. Bei allem Vollgenuß der Freiheit halten sie sich doch in gewissen Schranken des Rechts; Eigensinn, bösartige Neckerei, Zanksucht u. s. w. sind seltene Erscheinungen. Seit der Existenz des Instituts ist noch keine Strafe nöthig gewesen. Von Frömmelei und dem widerlich pedantischen Schulton findet man keine Spur. Pestalozzis Grundsätze über moralische Bildung sind vortrefflich: Suche das junge Herz in seiner natürlichen Lebenswärme zu erhalten; nur in ihr, nicht an dem Lampenschimmer moralischer Sentenzen, entfalten sich die Keime des Guten; handle vor dem Kinde und gegen dasselbe nach Gesinnungen, die du auch in ihm erzeugen möchtest; setze dich in ein solches Verhältniß zu ihm, daß es dich liebt, dir ganz vertrauet.

„Lehrer und Schüler leben daher in einer beglückenden Harmonie. Jene denken nicht daran, ihre Autorität durch Befehlen, durch Schelten, durch vorsichtiges Ansichhalten geltend zu machen; sie verbieten kleine Unarten in sanft warnendem Tone; ihr Lob ist ein zufriedener Blick, ein Händedruck. Diese, die Kinder, hängen mit herzlichem Vertrauen an ihren Führern, und verletzen nie die Achtung, welche ihnen der verständige, gleichmüthige, wohlmeinende Lehrer stillschweigend auferlegt. Ueberall ist es schwer, die Mitte zu halten; dies läßt sich auch hier anwenden. Die Knaben sind doch zu wenig eingeschränkt; es gilt fast gar keine Regel. Während des Unterrichts können sie sitzen und stehen, und in welcher Ordnung sie wollen; man achtet nicht darauf. Natürlich treibt dann der jugendliche Muthwille sein Spiel, und die Menge gleicht mehr einem Haufen neugierig Zusammengelaufener, die sich den ersten Platz abzudrängen suchen, als einem Chor von Lernenden, unter denen gesetzmäßige Ordnung herrschen muß, wenn der Zweck erreicht

werden soll. Uebrigens setzt der eigenthümliche Charakter der Methode dem Uebermuthe gewisse Schranken; sie fixirt die Lebhaftigkeit und nimmt die Thätigkeit der Schüler einer Gruppe zu gleicher Zeit in Anspruch. Hier findet kein Antworten nach der Reihe, kein Aufruf nach den Fähigkeiten statt. Daß alle Knaben nach Einem Laut und Tact sprechen, mag sein Gutes haben; nur sollte man das gellende Schreien, worin sie sich recht wol gefielen, nicht gestatten. Bisweilen wußte ich mich vor dem betäubenden Lärm nicht zu bergen, wenn es aus mehrern Zimmern so durchdringend wiederhallte. Die übermäßige Anstrengung kann der Brust nicht zuträglich sein; das Ohr gewöhnt sich selbst an Disharmonie, und der Knabe kann zuletzt nichts sprechen, ohne zu schreien.

„Diesem freien Spiel der körperlichen Kräfte, dieser ungehinderten Regellosigkeit unter der lebhaften Menge, dieser gemeinsamen, stets durch lautes Sprechen gereizten Thätigkeit, diesem tactmäßigen Einklange aller Zungen und nicht zunächst dem Anschmiegen der Methode an die jugendliche Natur ist das Interesse und die Munterkeit der Knaben zuzuschreiben. Ihr Lernen sieht eher einem belustigenden Spiele als einer ernsten Geistesanstrengung ähnlich."

Ueber die von Soyaux erwähnten väterlichen Sittenmusterungen, welchen derselbe nicht beiwohnte, berichtet Gruner folgendermaßen:

„Pestalozzi hält jeden Morgen und jeden Abend Andachts- und Prüfungsstunden. Eine kleine Anzahl von Zöglingen, etwa 6—8, entziehen sich mit Freuden des Morgens, wenn die Reihe sie trifft, etwas früher dem Schlafe, um, während noch die Uebrigen mit den ersten nothwendigen Geschäften der Tagesordnung zu thun haben, bei Vater Pestalozzi zu sein. Ruhig und traulich sah ich oft in der Dunkelheit des Morgens — im Winter kurz nach sechs Uhr — dieses Häufchen von Knaben ihren Erzieher, Pflegevater und Freund erwarten. Nie bemerkte ich an ihnen in diesen Augenblicken Ausbrüche jugendlicher Beweglichkeit; sie sprachen still und traulich mit einander.

„Jetzt tritt Pestalozzi mit seinem Lichte herein. Welches Wohlwollen und welche Herzlichkeit ist in seiner Miene ausgedrückt, wie spricht sie sich in seinem väterlichen Morgengruße aus! Er reicht dem und jenem die Hand; Er spricht mit Jedem mit Berücksichtigung seiner Eigenthümlichkeit. Zuweilen redet er alle an. Väterlich und traulich theilnehmend fragt er Jeden nach dem, was ihn betrifft; nach seinem Befinden, wenn er gerade nicht ganz gesund ist, nach seinen Fortschritten in einer Uebung, die ihm noch schwer wird, oder in einer Fertigkeit, die etwa seine Eltern ihm besonders wünschen. Er erinnert die Kinder an ihre Eltern, bittet sie, denselben Freude zu machen. Oft wendet er auf eine natürliche Art das, was er dem Einzelnen sagt,

auf Alle an, indem er das Speciellste an die moralischen und religiösen Gefühle anknüpft, die die Natur in Aller Herzen gelegt hat. Zuweilen lobt er hier einen Jüngling wegen seines guten Betragens, wegen der Aeußerungen eines guten Herzens und schöner Gefühle. Einen Andern muntert er zur Nacheiferung auf, erinnert ihn, daß auch er Kräfte zum Guten habe, und daß es ihm Pflicht sei, sie zu gebrauchen. Einen Dritten fordert er zur Dankbarkeit auf, daß der Schöpfer ihm einen guten Kopf zum Lernen gegeben habe, und bittet ihn, den Beruf, der darin liege, etwas Gutes, etwas Bedeutendes im Leben zu leisten, nie zu vergessen. Einen Vierten redet er wol auch stark und väterlich strafend an, wenn wiederholte Klagen gegen ihn eingelaufen sind, oder wenn der seelenkundige Kinderkenner in ihm Keime entdeckt, die ihm bange machen. Auch ein väterlicher Scherz findet zuweilen seine Stelle. Aber diese Mannigfaltigkeit von Aeußerungen an die verschiedenen Individuen der Zöglinge haben Eine Grundform, Einen Ton, nämlich väterliche und herzliche Wärme. Durch sie wird Alles für Alle und Alles für jeden Einzelnen nützlich.

„Inzwischen sind die übrigen Zöglinge in Ordnung gekommen. Man giebt das Zeichen mit der Glocke, und auch sie kommen in den Saal herein. Pestalozzi redet sie auf irgend eine Art an, wie es seine Stimmung und die Gedanken und Gefühle, die in seiner Seele sind, oder irgend eine Veranlassung mit sich bringt. Von diesen speciellen Unterhaltungen geht dann Pestalozzi zu irgend einer Betrachtung über, die bei seiner Herzlichkeit und bei seinem Talent, sie an die Umstände, an die Erfahrungen seiner Zöglinge anzuknüpfen, einen tiefen Eindruck macht, der ihnen bei den Lectionen und bei den Geschäften des Tages bleibt. Er spricht z. E. an einem Tage von der Pflicht, bis zur Ermüdung seine Kräfte zu brauchen und die Anstrengung nicht zu scheuen. An einem andern Tage: wie schön und des Menschen würdig es sei, aus der Rücksicht in der Jugend sich Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben und seine Kraft zu erhöhen, um in den männlichen Jahren für die Menschen, und besonders für die Armen im Volke, viel thun zu können. An einem dritten Tage spricht er etwa von der heiligen Pflicht, sich, sobald und so sehr man könne, um die Belehrung und Besserung Derer zu verwenden, die so arm sind, daß die ängstliche Sorge für die dringenden Bedürfnisse des Lebens ihnen die Sorge für den Geist erschwere und fast unmöglich mache. An einem vierten ermuntert er die Zöglinge, aus Liebe zu Gott das Gute zu thun, überhaupt oft an Gott zu denken. An einem fünften spricht er von der Charaktergröße Jesu und von seinem Verdienst um das Wohl der Menschen, und zeigt seinen Zöglingen, wie der Gedanke an diesen Wohlthäter der Menschheit uns immer beleben müsse, gleichfalls so viel an uns ist, zum Wohl unserer Brüder zu thun. So fehlt es Pesta-

lozzi bei der Tiefe und Fülle, bei der innigen Wärme seines Herzens, nie an Stoff zu einer seinen Zöglingen angemessenen Betrachtung. Fast immer steht ihm auch Deutlichkeit des Vortrags zu Gebote. Doch ist es auch, seit ich hier bin, geschehen, daß er sich mehr zu abstracten Gedanken und dunkeln Gefühlen, als zu populären, das Herz ansprechenden Anschauungen gestimmt fühlte. Wenn er dies merkt, so bricht er bald ab und geht zu einer Lectüre über.

„Am Schlusse der Morgenandacht bittet nun Pestalozzi seine Zöglinge, am Tage oft an das Gesagte zu denken und zu machen, daß es Einfluß auf ihre Handlungsart habe.

„Die Prüfungsstunden am Abend eröffnet er dann meistens mit der Frage: wie die Zöglinge den Vorsätzen am Morgen nachgekommen seien. Und hier zeigt sich nicht selten, wie offen und aufrichtig Kinder gewöhnlich sind, wenn sie durchaus der Natur gemäß behandelt werden. Wenn Pestalozzi Einzelne fragt: Hast du die am Morgen gefaßten Vorsätze gehalten? Hast du während des Tages an das gedacht, wovon wir am Morgen sprachen? so finden sich oft Zöglinge, die offen erklären, sie hätten diesen Tag die am Morgen empfohlene Pflicht vergessen. Pestalozzi lobt ihre Offenheit und giebt ihnen Rathschläge zu einer treuern Erfüllung der Pflicht.

„Zuweilen giebt es unter den 110 Kindern auch solche, die, durch die conventionellen Verhältnisse, in denen sie früher gelebt haben, verschroben, schöne Worte, anstatt einer tiefgefühlten Ueberzeugung aussprechen. Aber dem seelenkundigen Pestalozzi entgeht dieser Mangel an Aufrichtigkeit nicht; er geht bei solchen Aeußerungen mit stillschweigender Bedenklichkeit vorüber, oder er spricht: ich wünschte, daß dein Herz dir gesagt haben möchte, was deine Lippen aussprachen.

„Oft stellt Pestalozzi am Abend Betrachtungen an und ermahnt seine Zöglinge zu irgend einer Pflicht, wie am Morgen. Oft benutzt er gelegenheitliche Veranlassungen vortrefflich und mit der ganzen Kraft seiner Herzlichkeit und Wärme."

* * *

Auf der Höhe, die Pestalozzi gleich in den ersten Jahren in Burgdorf erreichte, vermochte er sich und seine Erziehungsunternehmungen ein volles Jahrzehend zu halten und eigentlich erst von 1817 an[1] beginnt die Ueber-

[1] Erst zwischen 1810—17 findet Pestalozzis Institut zahlreichen Zuzug von französischen Zöglingen und englischen Bewunderern; auch erreicht erst in dieser Zeit die Zusendung von jungen Lehrkräften, die in Iferten lehrend und lernend die Methode sich aneignen sollen, seitens der preußischen und russischen Regierung ihren Höhepunkt.

zeugung sich allgemein Bahn zu brechen, daß es Abend werden wolle. In der Wittwe seines einzigen (1801 auf dem Neuhof gestorbenen) Sohnes, die sich später mit einem Herrn Kuster verehelichte (der dann ebenfalls seine Dienste dem Institut widmete), erhielt Pestalozzi eine vorzügliche, ihm treu ergebene Besorgerin des weitläufigen Haushalts. Das Jahr 1803 brachte ihm in Niederer und Muralt zwei Mitarbeiter, die an Lückenlosigkeit höherer Bildung ihn weit überragten und mit der gleichen Hingebung, wie der einfache Krüsi, sich an seine Unternehmung anschlossen, in seine Ideen einlebten. Als Pestalozzi 1804 Schloß Burgdorf räumen mußte, da die neue Mediationsregierung des Kantons Bern das Gebäude für staatliche Zwecke zu brauchen erklärte, wagte dieselbe es doch nicht, trotz aller Voreingenommenheit gegen den Emporkömmling der Revolution, ihn so geradezu zu vertreiben; sie bot ihm das Johanniterhaus in Münchenbuchsee für seine Zwecke an; auch waadtländische Städte luden ihn ein, in ihren Mauern die Anstalt fortzusetzen. Pestalozzi gieng nach Buchsee.

Eine Viertelstunde von Buchsee liegt der Wylhof („Hofwyl") wo eben damals der Pestalozzi von Jugend auf bekannte und mit dessen Sohn befreundete Fellenberg die Grundlage seiner großartigen Erziehungsinstitute legte, an Jahren um ein Vierteljahrhundert jünger als Pestalozzi, ein Mann von eiserner Energie und hohem Organisationstalent. Was lag näher, als eine Verbindung beider nach den gleichen Zielen strebenden Männer, die sich in so glücklicher Weise mit ihren Anlagen ergänzten? So urtheilten vor Allem Pestalozzis Mitarbeiter, Tobler und Muralt; sie knüpften unter der Hand mit Fellenberg an; Pestalozzi selbst trat auf den Gedanken einer Vereinigung ein und so entstand der Plan, ein Netz von Erziehungsanstalten zu gründen, dessen Organisation Fellenberg leiten, dessen Seele Pestalozzi sein sollte. Die Anstalt in Buchsee trat unter Fellenbergs Verwaltung; Pestalozzi selbst gieng zunächst nach Iferten, um dort das dritte Glied dieses Organismus ins Leben zu rufen; als viertes war Payerne oder Avenches in Aussicht genommen.

Allein die mit so großen Hoffnungen verknüpfte Verbindung war nicht von Dauer. Pestalozzi und Fellenberg waren beide zu scharfkantige, originale Naturen, als daß nicht Mißverständnisse und Reibungen hätten entstehen müssen; dazu kam, daß Fellenberg, eben damals körperlich leidend, und zudem noch in der jugendlichen Vollkraft seines ebenso rücksichts- als rückhaltlosen Wollens, Pestalozzis Mitarbeiter sich gründlich durch seine launenhafte Haltung entfremdete. Schon im Frühjahr 1805 löste sich die Vereinigung, nicht ohne herbe gegenseitige Beschuldigungen; Lehrer und Schüler von Buchsee zogen zu Pestalozzi nach Iferten hinüber; im Juli war das ganze Haus daselbst wieder vereinigt. Und die nächsten fünf Jahre blühte nun das Institut

in Iferten zu stets höherem Glanze empor. Zöglinge aus aller Herren Ländern strömten ihm zu; junge Erzieher und Besucher eilten herbei, um hier kürzere oder längere Zeit die „Methode" zu studiren; Niederer leitete die litterarische Thätigkeit, gab Pestalozzis Darlegungen die Weihe eines in der gelehrten Welt hoffähigen Styles und redigirte die „Wochenschrift für Menschenbildung, herausgegeben von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden", die die Ideen Pestalozzis als publicistisches Organ verbreiten sollte; man kam auf diesem Gebiete so weit, daß nach dem Vorgang Salzmanns in Schnepfenthal und des Waisenhauses in Halle mit dem Institut eine eigne Buchdruckerei und Buchhandlung verbunden wurde. Neben die Knabenerziehungsanstalt trat eine Mädchenpension, von Frau Kuster geleitet; unter der letztern wirkte Rosette Kasthofer, später Niederers Gattin, die 1813 das Mädcheninstitut auf eigne Rechnung übernahm. Die Gesammtzahl der Zöglinge stieg bis gegen 100. Pestalozzis Thätigkeit war eine fast übermenschliche. Mit seltenen Ausnahmen war er jeden Morgen um 2 Uhr wach und begann seine schriftstellerischen Arbeiten; bei dem Gewühl des Tages, zwischen Zöglingen, Lehrern, Gästen, sagte er wol einem besuchenden Freund als Ausdruck seines innern Glücks: „es gad unghür". Gleichen Eifer erwartete er auch von den Lehrern, zumal von den in seinem Hause gebildeten Unterlehrern. „Es gab Jahre", erzählt Ramsauer, „in denen keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr".

VI. Lebensabend.

Aber eben der Glanz, den das Institut verbreitete, barg auch die Keime der Zersetzung in sich. Die Lage des Instituts an der Grenze zweier Sprachgebiete trug zur Vermehrung der Zöglinge bei, aber schädigte die Einheit der erzieherischen Leitung. Man wollte eine Art Universalinstitut werden, nahm die alte Sprachen in den Unterrichtsplan auf und vernachlässigte darüber die Elementarbildung. Die Gäste verbreiteten den Ruhm des Instituts, aber ihr beständiges Kommen und Gehen machte die ruhige Arbeit unmöglich, und setzte der Gefahr aus, auf den Schein hinzuarbeiten. Die litterarische Thätigkeit war eine nothwendige Ergänzung für die Verbreitung der Idee, aber sie zersplitterte Zeit, Kraft und Stimmung Pestalozzis und Niederers, und schädigte dadurch ihre erzieherische Wirksamkeit. Buchdruckerei und Buchhandel waren eine ständige Versuchung, die Arbeit dahin zu richten, um diesem Nebenzweige Beschäftigung zu geben und bei Pestalozzis und Niederers Geschäftsunkenntniß ein zehrender Schaden für die Finanzen. Der Institutsorganismus war nachgerade zu groß geworden, als daß Pestalozzis Geist

allenthalben in seiner stillen Kraft hätte wirken können, und wenn das nicht mehr der Fall war, so waren Pestalozzi und Niederer am wenigsten geeignet, mit festen Organisationsformen nachzuhelfen. Die Lehrerschaft war bis über die Zahl von 30 angewachsen; die ältern Mitarbeiter sonnten sich in dem durch ihre Mithülfe gewonnenen Ruhmesglanz, wurden in der Erfüllung ihrer täglichen Pflichten bequem; und Alle glaubten, von der Unfehlbarkeit, die das Institut in der öffentlichen Meinung behauptete, auch einen Antheil genießen zu können; das schuf Dissonanzen. Josef Schmid, unter Pestalozzis jüngern Lehrkräften sein besonderer Liebling, ein tüchtiger Mathematiker, aber ohne höhere Allgemeinbildung, mußte die Anstalt 1810 verlassen; im gleichen Jahr folgte dem Rufe als reformierter Prediger nach Petersburg Muralt, von dessen Bildung und ruhig praktischem Wesen die Nächststehenden am ehesten erwartet hatten, er werde im Stande sein, die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzuhalten.

Längst schon hatten da und dort Stimmen verlauten lassen, auch in der Presse, es stehe in Iferten wenigstens nicht Alles so glänzend, wie es von dort aus verbreitet werde. Um diesen Angriffen ein Ende zu machen, ließ sich Pestalozzi durch den Rath seiner Mitarbeiter 1809 bewegen, von der Tagsatzung eine öffentliche Expertise zu verlangen. Die Tagsatzung gieng auf das Gesuch ein und ernannte P. Girard in Freiburg, Professor Trächsel in Bern und Merian von Basel zu Prüfungscommissären. Sie kamen, blieben drei Tage in Iferten; ihr Bericht, von Girard verfaßt, ward im folgenden Jahr der Tagsatzung vorgelegt und gedruckt. Er lobte, was er nur immer loben konnte, tadelte in den mildesten Formen, sprach mit der höchsten Ehrerbietung von Pestalozzi, aber durch all das konnte und sollte nicht verhüllt werden, daß die Gesammtanschauung der Commission dahin gieng: Vieles ist im Einzelnen gut und sinnig, aber es greift nicht zu einem dem Bedürfnisse der Zöglinge entsprechenden, wohldurchdachten und abgeschlossenen Ganzen zusammen, oder mit andern Worten, es wird zu viel behaglich experimentirt, man ruht zu sehr auf den Lorbeeren einzelner gelungener Experimente aus, — und das Ganze ist nicht dazu geeignet, daß die öffentliche Schule durch Anschluß an das Institut einen wesentlichen Nutzen ziehen könnte. Obgleich die Tagsatzung Pestalozzi auf diesen Bericht hin den Dank des Vaterlandes aussprach, war mit eben diesem Bericht das Urtheil über das Institut gesprochen; die Hoffnung, daß dasselbe der Ausgangspunkt für die zukünftige Entwicklung des schweizerischen Schulwesens würde, war abgeschnitten. Als Privatinstitut freilich mochte es weiter wirken, und auch mit Ehren fortbestehen, und Pestalozzis Lebensabend sicher stellen und erfreuen.

Aber nun war das Verhängniß, daß die leitenden Persönlichkeiten, statt sich der innern Reorganisation zu widmen, glaubten, auf publicistischem Wege

und durch neue pädagogische Entdeckungen für die Ehre des Instituts einstehen zu sollen. Mit fieberhaftem Eifer warf sich Pestalozzi auf die Anwendung der Methode für das Studium der alten Sprachen; Niederer auf die litterarische Polemik; der Druck seines umfangreichen Werkes „Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Licht der Zeitcultur“, verschlang große Summen und die Exemplare blieben zum weitaus meisten Theil auf Lager. Die Finanzen sanken in immer heillosere Zerrüttung; alles schien aus Rand und Band gehen zu sollen. Pestalozzi rief nun auf Niederers Drängen (1815) Schmid, der ein großes organisatorisches Talent besaß, zurück; mit gewaltiger Hand griff das Vorarlberger „Naturkind“ ein, man erwachte zu neuer Hoffnung. Da starb im Dezember 1815 Pestalozzis treue Gattin, die in der letzten Zeit nach dem Tod der Frau Kuster durch die allgemeine Achtung, in der sie stand, das versöhnende Mittelglied gewesen. An ihrem Begräbnißtag, den 16. Dezember 1815, brach der offene Streit unter den Mitarbeitern aus. 1816 schieden Krüsi und Ramsauer; 1817 sagte sich Niederer von Pestalozzis Institut los. Die Unterlehrer revoltirten. Pestalozzi, von all den Aufregungen erschöpft, wurde vorübergehend gemüthskrank. Ein Versuch des Franzosen Jullien, eine neue Verständigung des in der Genesung begriffenen Greisen mit Fellenberg herbeizuführen, hatte den gleichen Verlauf wie 1804; zuerst vollständige Einigung, dann immer größere Entfremdung und endlich — unter Schmids Einfluß — gänzliche Entzweiung unter beidseitigen Vorwürfen. Pestalozzi warf sich nun vollständig Schmid in die Arme, der durch einen günstigen Vertrag über die Herausgabe sämmtlicher Werke Pestalozzis dessen Alter sorgenfrei gestellt, und ihn nun unumschränkt beherrschte. Noch einmal schien Pestalozzis Stern aufzuleuchten; 1818 gründete er in der Nähe von Iferten, in Clendy, eine Armenerziehungsanstalt, die aber schon im dritten Jahr ihres Bestehens mit der Anstalt in Iferten verschmolzen wurde. Das Institut war durch Schmid als finanzielles Unternehmen gerettet; aber Pestalozzis Geist, unter Schmids Vormundschaft gestellt, vermochte nicht mehr, dasselbe mit seiner selbstlosen Hingabe zu durchleuchten und zu erwärmen; es trieb zusehends der Auflösung entgegen, die durch häßliche Processe zwischen Schmid und Pestalozzi einerseits, Krüsi und Niederer anderseits beschleunigt wurde. 1825 mußte Pestalozzi die Anstalt schließen und zog sich zu seinem Enkel auf den Neuhof zurück. Lebensvoll, wie immer, rastlos thätig in schriftstellerischen Leistungen („Schwanengesang“, „Lebensschicksale“, „Langenthaler-Rede“), und mit großen Projecten betreffend die Verwerthung seiner Methode für das Studium der alten Sprachen beschäftigt, trat Pestalozzi in das neunte Decennium seines Lebens ein, als ein plötzlich sich verschlimmerndes Steinleiden ihm in Brugg, wo er ärztliche Hülfe gesucht, am 17. Februar 1827 den Tod brachte. Sein Sterbe-

bett war Zeuge meisterhafter Standhaftigkeit im Leiden, klarsten Bewußtseins und seines unbegrenzten Vertrauens zu dem Mann, um dessentwillen sich seine treusten und ältesten Jünger von ihm getrennt. Schon am 19. Februar ward Pestalozzi in Birr bestattet; es war ein kalter Wintertag, Schnee fiel; die entferntern Bekannten hatten nicht frühzeitig genug benachrichtigt werden können; das Leichengeleite war klein; Lehrer und Schüler der Umgebung sangen ihm ins Grab. O. Hr.

Hermann Krüsi.

[Quellen: Krüsis pädagogische Schriften. — Pestalozzis Elementarbücher. — Pestalozzische Blätter von Dr. Niederer. — Krüsis hinterlassene Gedichte. — Appenzellisches Monatsblatt. — Pestalozzi: His life, work and influence, by Hermann Krüsi, A. M.]

Krüsi wurde den 12. März 1775 im Molkenkurort Gais, Kt. Appenzell, geboren. Seine armen, aber braven Eltern waren Hermann Krüsi von dort und Elsbeth Scheuß. Des Brandes, der im Herbst 1780 fast das ganze Dorf Gais zerstörte, konnte er sich wol erinnern. Als er 14 Jahre alt war, starb der Vater, und nun ruhte der Unterhalt der zahlreichen Familie hauptsächlich auf ihm, dem Taglöhner und Fußboten, welcher Aufgabe er sich vier Jahre lang mit aller Treue unterzog. Dem inzwischen erwachsenen Jüngling gab ein Anverwandter den Rath, sich um den erledigten Posten eines Schulmeisters im Dorf Gais zu bewerben; er that's, obgleich er nur sehr dürftigen Schulunterricht genossen hatte und auf die Bewerbung hin nur mit Mühe sich eine bessere Handschrift hatte aneignen können. Er wurde gewählt. Sein Mitbewerber erhielt 8 Tage später den Polizeidienerposten mit wöchentlich 3 Gulden Besoldung, während er als Schulmeister nur $2^1/_2$ Gulden bezog und dazu noch von sich aus für ein Schullocal zu sorgen hatte. 6 Jahre schulmeisterte nun Krüsi, unterstützt von den Ortsgeistlichen Schieß, Ludwig und Steinmüller, auch von Pfarrer Niederer im nahen Bühler, eifrigst an seiner Ausbildung arbeitend und die Schule allmälig hebend. Da fügte es sich in den Stürmen der Revolutionszeit, daß der immer stärker werdende Drang, zu höherer Tüchtigkeit in dem ihm lieb und theuer gewordenen Berufe zu gelangen, befriedigt werden sollte, und zwar unter ganz außerordentlichen Umständen. Große Noth herrschte auch im Appenzellerlande. Manche Eltern konnten ihre Kinder nicht mehr ernähren. Da langten menschenfreundliche Anerbieten aus der Westschweiz zur Aufnahme und Versorgung

solcher Kinder an, unter andern von Fischer in Burgdorf, der zugleich seinen Freund, Pfarrer Steinmüller in Gais, bat, den Kindern einen bildungsfähigen Jüngling mitzugeben, der sie alle zu unterrichten hätte. Als unserm Krüsi der Vorschlag gemacht wurde, die Kinder zu begleiten, sagte er freudig zu und reiste im Januar 1800 mit 25 Knaben und Mädchen aus dem Kanton Säntis, mit Empfehlungsschreiben des Herrn Pfarrer Steinmüller und meines Großvaters, Districtstatthalter Heim, an die „Bürger Präsidenten und Bürger Municipalitätsmitglieder" versehen und mit 24 Thalern in der Tasche nach Burgdorf. Ueberall wurde die Karawane freundlich aufgenommen und beschenkt, und bei der Ankunft in Burgdorf zeigte es sich, daß die 24 Thaler intact vorhanden waren und dazu noch 15 Gulden. Fischer nahm Krüsi in seine Wohnung auf, aber sein Plan, ein helvetisches Seminar zu gründen, scheiterte an der Ungunst der Zeiten und an seinem frühen Tode. Bei ihm hatte Krüsi Pestalozzi kennen gelernt und diesen in der „Lehrgottenschule" unterrichten sehen. Als er nun von ihm eingeladen wurde, sich mit ihm zu verbinden, da war es ihm, wie er schreibt, als hätte ihm die Vorsehung den soeben verstorbenen Freund und den früher hingeschiedenen Vater wieder gegeben. Das war die erste pädagogische Societät Pestalozzis, die mit Krüsi. Beide unterrichteten nun zusammen im Schlosse zu Burgdorf die armen Kinder aus der Ostschweiz und die der Lehrgottenschule. Als die helvetische Regierung Pestalozzis Anstalt in Burgdorf als Grundlage der vaterländischen Volksbildung benützen und aus allen Kantonen junge Männer einberufen und dort zu Lehrern bilden lassen wollte, war Krüsi neben Buß als Lehrer des künftigen Seminars vom Staate bereits ernannt. Seminarlehrer sollte er werden, aber nicht helvetischer, sondern appenzellischer.

Als Pestalozzi die Erziehungsanstalt in Iferten gründete, welche die Augen der Welt immer mehr auf sich zog, und seine Landsleute Tobler und Niederer eintraten, da war Krüsi selig daran, und nun sehen wir ihn, den bescheidenen, völlig anspruchslosen Mann voll Herzensgüte, sich immer mehr in den Geist und die Ideen Pestalozzis hineinarbeiten und diese praktisch und litterarisch verwerthen. „Jeder von uns, sagt er, suchte mit der Kraft, die in ihm lag, die neuen Elemente Pestalozzis festzuhalten und dieselben im Sinne ihres Urhebers mit den Kindern zu betreiben. Die Zahlenlehre und die Redeübungen waren diejenigen Fächer, in die ich mich am leichtesten finden konnte. In Allem, was wir betrieben, hatte Pestalozzi selbst gleichsam die ersten Furchen gezogen und darin die Keime gelegt, die bei leichter Pflege von selbst sich zur fruchtbringenden Pflanze entwickeln konnten."

Türk urtheilte über Krüsis Wirken in Burgdorf: „Noch nie sah ich einen Mann, der wie er die Gabe, Kinder bei den ersten Elementen des Wissens festzuhalten, sie mit Liebe und Sanftmuth und doch zugleich mit Ernst und

Festigkeit zu behandeln und sich dadurch ihr unbegrenztes Zutrauen zu sichern, in einem so hohen Grade besessen hätte. Nicht glänzen, nicht Aufsehen erregen will er, aber im Stillen unbemerkt Gutes wirken und seinem schönen Ziele sichern Schritts entgegengehen."

Als Gehülfe Pestalozzis bei dessen litterarischen Arbeiten hatte er großen Antheil am „Buch der Mütter". Die Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse war ganz sein Werk, „die Braut seines Geistes", und brachte eine völlige Umwandlung des arithmetischen Unterrichts in der Volksschule hervor. Pestalozzi hielt große Stücke auf ihm, namentlich als Lehrer der Kleinen. In einer Weihnachtsrede rief er ihm zu: „Unter lieblichen Kindern selber lieblich und kindlich, gründest du den Geist des Hauses in dem Heiligthum seiner Anfänge, im Geiste der heiligen Liebe. An deiner Seite fühlt das Kind unsers Hauses schon in den ersten Tagen nicht mehr, daß ihm Vater und Mutter mangelt. Auf dich baue ich große Hoffnungen. Es ist nicht genug, den Weg der Menschenbildung zu kennen; man muß auch den milden, leichten Schritt kennen, mit dem die sanfte Mutter den Weg der Bildung betritt. Du kennst ihn und gehst ihn. Vollende dich in deiner Kraft und gieb uns die Anfänge des kindlichen Wissens in der unnachahmlichen Vereinigung der Kindlichkeit und Bestimmtheit, die du in deiner Macht hast."

Im Jahre 1806 setzte ihn Pestalozzi mit Hopf dem neu gegründeten Töchterinstitute vor, darin Krüsis spätere Gattin, Katharina Egger, herangebildet wurde; Krüsi kehrte aber, um seine Kraft nicht zu zersplittern, in die frühere Stellung zurück, wurde 1812 Pestalozzis Krankenpfleger, verehlichte sich im gleichen Jahre und war 1816 auch unter den 12 Lehrern, die sich in Folge der bekannten, traurigen Zerwürfnisse von Pestalozzi trennten. Krüsi that's mit dem größten Seelenschmerz, und die Zustände müssen arg gewesen sein, daß selbst er nicht länger bleiben konnte. Uebrigens hatte er sich schon 8 Jahre vorher von Pestalozzi trennen wollen. Was seinen Abschied von der Anstalt so viele Jahre noch hintan gehalten hatte, war nach seinen eignen Worten die Classe der Kleinen, mit der er am längsten und innigsten in Verbindung stand und deren Liebe ihn für so Manches entschädigte, was sein Herz verwundete.

Arm, wie er gekommen, gründete er nun mit seiner Frau eine Erziehungsanstalt in Iferten und war überglücklich, in ihr selbständig wirken zu können, sie gedeihen zu sehen und Vater eigener Kinder zu sein. Bis 1822 leitete er die Anstalt, in welchem Jahre er an Stelle seines erkrankten Freundes Zuberbühler als Director an die neu gegründete Kantonsschule in Trogen berufen wurde, welchen Posten er im August gleichen Jahres antrat und auf dem er bis 1833 blieb. Sein Name bewirkte, daß die Anstalt auch aus andern Kantonen stark frequentirt wurde, so namentlich aus Zürich. Die

Zahl der Zöglinge stieg bis auf nahezu 60, sank aber in der Folge bedeutend. Die Schule konnte den an sie gestellten Forderungen bei einer Stufenleiter vom einfachen Elementarschüler bis zum Lehramts- und Hochschulaspiranten nicht genügen, und als daher 1832 die Frage der Errichtung eines appenzellischen Lehrerseminars besprochen wurde und Krüsi zur Leitung eines solchen ersehen war, schlug er mit freudigem Herzen ein. „Das Ende seines Lebens schien ihm nun im lichten Glanze zu strahlen und diejenige Aussicht zu eröffnen, die dem Landmanne die reife Saat gewährt, nachdem er sie im Frühling ausgestreut und redlich gepflegt hat.“ Er kaufte ein Haus auf der Riesern in Gais und eröffnete darin unter Mithülfe des Staates, der Gemeinde und einzelner Privaten das Seminar, das in fünf Cursen 64 Lehramtszöglinge aufnahm. Neben ihm wirkte Pfarrer Weishaupt, sein ältester Sohn Hermann, nun Professor in Amerika, und ein gewesener Zögling, Herr Gähler. Das Seminar brachte den Zöglingen weder ein tiefes noch ein breites Wissen bei; es giengen aber aus ihm viele tüchtige Schullehrer hervor, die es Alle unserm Krüsi nachrühmten, daß er sie geistig angeregt und den Trieb zur Fortbildung in sie gelegt habe. Neben dem Seminar errichtete er im gleichen Hause eine Realschule für Knaben und eine Töchterschule, welche letztere von seiner Tochter Gertrud geleitet wurde. Beide Anstalten waren seiner Zeit weithin bekannt und viel besucht. Bei den vom st. gallischen reformirten Erziehungsrathe für st. gallische Lehrer veranstalteten Forbildungscursen, die unter Pfarrer Weishaupt in Gais abgehalten wurden, wirkte er mit. Daneben war er wie früher auch litterarisch thätig. So bearbeitete er mit Weishaupt und andern Geistlichen das 1. und 2. Lesebüchlein für die Schulen des Kantons Appenzell, gab seine „Beiträge zu den Mitteln der Volkserziehung im Geiste der Menschenbildung“, seine „Vaterlehren“, die „Erinnerungen aus seinem pädagogischen Leben und Wirken“, seine „Bestrebungen und Erfahrungen im Gebiete der Volkserziehung“ &c. heraus, und versuchte sich an seinem Lebensabend auch mit Gedichten, die Weishaupt in seinen Liedersammlungen vielfach benützte und von denen einige volksthümlich geworden sind. Diese weder formvollendeten, noch geistig hervorragenden, aber kindlich-gemüthlichen Poesien waren der Ausklang seines schönen, glücklichen Lebens, das nach kurzer Krankheit den 25. Juli 1844 sanft erlosch. Imposant war sein Leichenbegängniß. Pfarrer Weishaupt hielt ihm in ergreifenden Worten, die noch in mir forttönen, die Leichenrede.

Krüsis Stärke lag weder in umfassender Bildung, noch in scharfem Intellect und aufreibender Thätigkeit, sondern im Gemüthe, in der Liebe, in der edeln, frommen Gesinnung. Einer seiner Söhne, Hermann, mein ehemaliger Lehrer, Professor in Oswego in Nordamerika, hat des Vaters Gedichte mit einem Nekrolog edirt (1845) und uns von Amerika aus auf

den 100. Geburtstag seines Vaters, der in Gais officiell und familiär gefeiert wurde, mit einem englisch geschriebenen Werk über das Leben, das Werk und den Einfluß Pestalozzis mit biographischen Notizen über seine Mitarbeiter überrascht, das nicht nur ein der Erinnerung an den Vater dargebrachter Tribut der Dankbarkeit und Liebe, sondern, so viel ich weiß, als erste in der neuen Welt erschienene größere und einiges Neue darbietende Arbeit über Pestalozzi ehrenvoll erwähnt zu werden verdient, um so mehr, als sie in einem besondern interessanten Artikel auch die Entwicklung des Schulwesens in den Vereinigten Staaten vorführt.

Heim, Decan.

Gustav Tobler.

[Quellen: Toblers Schriften. — Magers pädagog. Revue. — Appenzellisches Monatsblatt. — Verhandlungen der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft 1843. — Pestalozzi: His life, work and influence, by Hermann Krüsi A. M.]

Tobler ist der älteste der vier appenzellischen Pädagogen (Tobler, Krüsi, Niederer und Ramsauer), die enge mit dem Leben und den Schicksalen Pestalozzis verbunden sind. Wie sein berühmterer Namensvetter, Med. Dr. Titus Tobler, stammt er von Wolfhalden. Geboren in Trogen den 17. Dezember 1769, verlor Gustav frühe seine schlichten, treuen Eltern, kam dann zu Verwandten in Wolfhalden, Thal und Gais, sollte erst Bäckerlehrling werden und dann sich der lucrativen Mousselinefabrication widmen, nachdem er bis zu seinem 12. Jahre die armselig bestellte Volksschule besucht und wenig genug darin gelernt hatte. Aber er war weder zum Bäcker, noch zum Fabricanten, sondern zum Pädagogen bestimmt. Das zeigte sich schon in Gais, wo er dem Pfarrer als Gehülfe in der Kinderlehre zur Seite stand, die jungen Leute, so gut es gieng, darauf vorbereitete und in verschiedenen Häusern die Stelle eines Repetenten des magern Primarschulstoffs übernahm. Indessen zog ihn zunächst das Pfarramt mehr an als das eines Schulmeisters. Wir sehen den 23jährigen Tobler, mangelhaft vorbereitet und mit geringen finanziellen Hülfsmitteln versehen, auf der Hochschule in Basel. Aber bei allem Fleiße wollte es mit den classischen Sprachen nicht vorwärts gehen, und so kam es, daß er die Stelle eines Privatlehrers in einer reichen Familie Basels übernahm. Die Schriften der Philanthropisten, namentlich aber Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" hatten das Ihrige dazu beigetragen. Ja, „Lienhard und Gertrud" begeisterte ihn so, daß er die Grundsätze des Buches in einer Schule anzuwenden suchte, die er unter Mitwirkung edler

Freunde für jene armen Mädchen gestiftet hatte, welche aus der östlichen Schweiz nach Basel gebracht worden waren, „um sie vor den Schrecken des Krieges und der Hungersnoth zu retten".

Sechs Jahre hatte Tobler in Basel geschulmeistert, als er sich, unzufrieden mit der bisher angewendeten sokratischen Methode und den erzielten Leistungen, durch Fischer in Bern mit Pestalozzis Werk bekannt machen ließ und von demselben zum Mitarbeiter an der aus Auftrag der helvetischen Regierung in Burgdorf zu gründenden Normalschule eingeladen wurde. Nach Fischers Tod bewog ihn Krüsi, den er schon in Gais kennen gelernt und der ihn in Basel aufgesucht hatte, nach Burgdorf zu ziehen, um mit ihm an Pestalozzis Seite zu wirken. Dieser nöthigte ihm die höchste Bewunderung und Verehrung ab, wenn er auch in vielen Einzelheiten des Unterrichts und der Methode nicht mit ihm einig gehen konnte. Er selbst warf sich speciell auf Geographie, Naturkunde und Gesang, namentlich auf ersteres Fach, und brach durch Anwendung der pestalozzischen Methode einer ganz neuen Behandlung desselben Bahn, von welcher Ritter ausgieng, als er die Geographie mit einem Schlage zu einer neuen Wissenschaft erhob.

Im Herbst 1800 sollte er im Auftrag Pestalozzis die Stimmung in Basel über dessen Unternehmen erforschen, bei welchem Anlasse man ihn zu überreden suchte, in Basel zu bleiben und eine Schule nach Pestalozzis Methode zu leiten. Tobler lehnte ab aus reiner Anhänglichkeit an Pestalozzi, und zum Dank dafür erhielt er von diesem den Abschied, vielleicht weil er es gewagt hatte, in ökonomischen Dingen unwillkommenen Rath zu ertheilen. Das persönliche Verhältniß Beider war nie ein recht herzliches, und Toblers Lieblingsfach, die Geographie, stand bei Pestalozzi nicht im Vordergrund.

Im Winter 1800—1801 sehen wir Tobler an der Spitze einer stark besuchten pestalozzianischen Schule in Basel. Hier verehelichte er sich mit der Tochter eines Stadtgeistlichen. Pestalozzi besuchte Tobler auf dem Rückweg von der helvetischen Consulta in Paris, that Abbitte und engagirte ihn aufs Neue. Tobler zog mit Frau und Kind 1803 wieder nach Burgdorf, wo er aber in Folge der Geldverlegenheit des Meisters keine Besoldung bezog und so bald selbst in ökonomische Bedrängniß gerieth. Als sich die Anstalt 1804 trennte, übernahm Tobler mit Muralt die Leitung der Abtheilung in Münchenbuchsee und stand hier zwischen zwei Feuern, zwischen Pestalozzi und Fellenberg. Sie bestand nur ein Jahr und wurde nach Iferten versetzt, Tobler mit ihr. Hier fand er auch seinen Freund Niederer, den er schon in Basel auf der Hochschule kennen gelernt und den er bewogen hatte, als Pfarrer von Sennwald zu resigniren und sich Pestalozzi anzuschließen. Trotz allen freundschaftlichen Banden und aller Verehrung Pestalozzis sah er sich der Unerträglichkeit seiner Stellung wegen genöthigt, Iferten zu ver-

lassen und sein Brot anderswo zu suchen. Tobler ist ein richtiger, pädagogischer Wanderer gewesen. Wir treffen ihn zunächst wieder in Basel, nachher in Mühlhausen, wo er mit großem Erfolg zuerst eine kleine Zahl von Zöglingen, dann Hunderte von Fabrikkindern, 400—600, unterrichtete, denen er auch predigte, und auf die er höchst sittigend einwirkte, dann nach Auflösung dieser Schule 1811 wieder in Basel, wo er seine Geographie nach pestalozzischer Methode ausarbeiten und vollenden wollte, aber vor Beendigung dieses seines Hauptwerkes gezwungen war, wieder eine Stelle zu suchen, die er 1812 an der Kantonsschule in Glarus fand und Jahre lang, bis zur plötzlichen Aufhebung derselben, bekleidete. Ebenso plötzlich wurde ihm später eine Hauslehrerstelle in Glarus gekündet. „Ein Märtyrer der Wahrheit“, gab er in wahrhaft drückender Lage Volksschriften heraus, so „Ali und Ala“, „Peter oder die Folgen der Unwissenheit“, „Ferdinand Dulder“, auch seinen „Gotthold oder der wackere Seelsorger auf dem Lande“, und ein Probeblatt von Predigtplänen. Wir sehen, der Theologe machte sich immer wieder geltend. Dann eröffnete er 1820 eine Knabenanstalt in Arbon, die er ein Jahr später nach St. Gallen versetzte, wo sie sich einer sehr großen Frequenz und Anerkennung erfreute. In St. Gallen stand Tobler auf dem Höhepunkt seiner pädagogischen Wirksamkeit. Hier erschien auch nach seinem Tode die 2. Auflage seiner Formenlehre in Verbindung mit den reinen Elementen des freien Handzeichnens und mit Andeutung für methodische Behandlung der geometrischen und perspectivischen Darstellung der Grundformen. Bei geschwächter Gesundheit übergab er die Anstalt in den Dreißigerjahren seinem ältern Sohne Gustav, der sie aber 1836 aufhob, um einem Rufe Niederers nach Iferten zu folgen, worauf Vater Tobler nach Basel zog und hier wieder litterarisch thätig war. Noch einmal wanderte er von Basel nach Nyon, wo ein jüngerer Sohn, nachdem Niederer und der ältere Bruder Iferten verlassen hatten und nach Genf übersiedelt waren, eine Erziehungsanstalt gegründet hatte. Hier brachte er die letzten fünf Jahre seines Lebens zu. Die letzte Hand an seine vielen Schriften wollte er noch in Trogen bei seinem ältern Sohne, der Director der Kantonsschule geworden war, anlegen. Schon war dort Alles zu seinem Empfang bereit, als ihn Krämpfe und apoplektische Anfälle überfielen, denen er bald erlag. Er starb den 10. August 1843 und wurde den 14. gl. Mts. in Nyon bestattet. Die letzten von ihm geschriebenen Worte waren: „Wer erziehen will, muß es in der Schule Gottes, des heiligsten Erziehers, in der Schule Christi lernen“.

Tobler, kein Genie, aber ein Talent, ist seinen pädagogischen Idealen in allen Kämpfen und Stürmen des Lebens treu geblieben. Auf religiöser Grundlage erwuchs ihm ein edles, sittliches Streben. „Tobler“, sagt Niederer, „war der unpersönlichste, überpersönlichste Mensch von Allen, die ich je

kannte, nur der Sache, der er lebte, und den Personen, in welchen sie ihm erschien, mit Abstraction von seiner Person und wahrhaft christlicher Selbstverläugnung ergeben."

Sein Sohn Gustav war von 1842—1857 Director der Kantonsschule in Trogen. Mit ihm kam ich in vielfache Berührung. Heim, Decan.

Johann Christoph Buß.

1776—1855.

[Quellen: Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, 2. und 3. Brief. — Krüsi, Erinnerungen aus meinem pädagogischen Leben und Wirken. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1843, S. 738 (Tobler).]

Unter den drei Mitarbeitern, mit welchen Pestalozzi im Sommer 1800 im Schloß Burgdorf sein Epoche machendes Erziehungsinstitut eröffnete, befand sich auch ein Deutscher, der, obwol dem Handwerkerstande angehörig, durch Befähigung und innern Beruf doch ganz und gar zum Lehrer geschaffen war und sich auch bald als tüchtigen praktischen Interpreten der pestalozzischen Erziehungsmethode erwies. Es war der Buchbinder Joh. Christoph Buß von Tübingen, ein ebenso strebsamer als talentvoller Kopf, dessen schöne Jugendhoffnungen aber jählings zertrümmert worden waren und dem nun in Burgdorf ein neuer Anfang neuen Strebens aufleuchtete. Sein Vater Joh. David Buß war Thorwacht am theologischen Stift in Tübingen, der Sohn deshalb in seinen Kinderjahren beständig im Verkehr mit den Studenten, und durch den Anblick der gelehrten Professoren, die täglich in feierlichem Talar mit Dreispitz und Degen in der Thorwachtstube ein- und ausgiengen, frühe schon von tiefer Verehrung für die Wissenschaft erfüllt. In der Lateinschule hatte er mit ungewöhnlichem Eifer die alten Sprachen, auch das Hebräische, erlernt, und nun war sein ganzes Sehnen darauf gerichtet, sich einer wissenschaftlichen Laufbahn zu widmen, der Theologie, meinte die Mutter, eine verständige Apothekerstochter aus Rottenburg, den Sprachen, wünschte er selber, den schönen Künsten, entschied der Vater. Christoph zeigte nämlich besondere Anlagen für Zeichnen und für Musik. Hatte er doch ohne weitere Anleitung Violin und Flöte spielen gelernt und, nachdem ein Student ihn ein halbes Jahr im Clavier unterrichtet, sich darin selbst soweit fortgebildet, daß er mit 12 Jahren einer Frau und einem andern Knaben mit bestem Erfolg Clavierunterricht ertheilte. Allein nun machte ein Ereigniß

all seinen Träumen mit Einem Schlag ein Ende. Nicht nur wurde sein Gesuch um unentgeltliche Aufnahme in die neu errichtete Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Stuttgart — die Eltern hatten noch fünf andere Kinder zu erziehen und vermochten für seine weitere Ausbildung keine Opfer zu bringen — abschlägig beschieden, sondern es erschien gleichzeitig auch ein Erlaß des Herzogs Karl, der alle Söhne aus der mittlern und niederen Bürgerclasse von den Studien ausschloß. Dieser Erlaß lähmte seinen Jugendmuth völlig.

„Meine Stimmung war bis zur Gleichgültigkeit versunken", schrieb er später. „Ich nahm das Buchbinderhandwerk an, wie ich jedes andere hingenommen hätte, um durch die Zerstreuung anhaltender Handarbeiten alles Andenken an meine Jugendträume in mir selbst auslöschen zu können. Ich konnte es nicht. Ich arbeitete; aber ich war unaussprechlich unbefriedigt und nährte heftige Gefühle wider das Unrecht einer Gewalt, die mich gegen die Gewohnheit der Vorzeit, nur weil ich aus den niedern Ständen war, von den Mitteln einer Bildung und von Hoffnungen und Aussichten ausschloß, die zu erreichen ich schon einen großen Theil meiner Jugendzeit verwandt hatte. Ich machte Reisen (er arbeitete u. A. in Jaxthausen und Heilbronn), aber die Welt war mir zu eng. Ich wurde melancholisch, kränkelte und mußte wieder nach Hause." Was ihn einzig noch aufrecht hielt, war die Hoffnung, sich arbeitend die Mittel zu erwerben, um vielleicht anderwärts doch noch studiren zu können.

So kam er nach mehrjährigen Wanderfahrten im Februar oder März 1800 nach Basel und trat in Arbeit in der Absicht, sobald wie möglich nach Genf zu gelangen, wo er Sprachstudien zu machen gedachte. In Basel wohnte ihm gegenüber als Hauslehrer ein Student der Theologie, der durch das allabendliche Flötenspiel und die Zeichnungen am gegenüberliegenden Fenster auf den ungewöhnlichen Buchbindergesellen aufmerksam geworden, mit ihm anknüpfte und in theilnehmendem Verständniß für seinen Gram darauf Bedacht nahm, wie er seinen Talenten Anerkennung verschaffen könnte. Es war der Appenzeller Johann Georg Tobler, der Freund Hermann Krüsis, von Pestalozzi zum Gehülfen für seine schriftstellerischen Arbeiten ausersehen. Da nun eben damals — im Frühjahr 1800 — Krüsi und Pestalozzi ihre beiderseitigen Schulen vereinigten und den Plan zur Gründung einer größern Erziehungsanstalt verabredeten, kam Krüsi nach Basel, um für dieselbe einen Mann zu suchen, der zeichnen und singen könne. Tobler wies ihn an Buß. Dieser brach rasch entschlossen, ohne nur nach Gehalt und Bedingungen zu fragen, nach Burgdorf auf und eilte so dem Manne zu, vor dem er als vor einem „Halbnarren" gewarnt worden war, den er aber durch die Lectüre von „Lienhard und Gertrud" längst ins Herz geschlossen hatte.

Es war im Juli 1800. Buß war damals 24 Jahre alt, ein hochgewachsener, stattlicher Jüngling mit gewinnendem blauem Auge und edler Stirn, und erfüllt von Begierde, seiner Buchbinderei losgeworden, auf anderem Gebiete etwas Tüchtiges zu leisten. Trotz der enttäuschenden Erscheinung fesselte Pestalozzi ihn mächtig. „So sah ich noch keinen Menschen mein Herz suchen", sagt er, „aber so hat auch noch keiner mein Zutrauen gewonnen". Es bedurfte nun freilich einiger Zeit, bis Buß sich in das ihm völlig Neue der Methode Pestalozzis eingelebt hatte; aber einmal zu klarem Verständniß durchgedrungen, erfaßte er sie mit solcher Wärme und Sicherheit, daß ihm die praktische Durchführung an der Jugend vorzüglich gelang. Pestalozzi freute sich hierüber um so unverhohlener, je mehr er dem Zeichnen als der Darstellung und Probe des Angeschauten in seinem Unterrichtssystem eine geradezu fundamentale Bedeutung beimaß. „Du weißt mein Urtheil über die vergrabenen Kräfte in den untern Ständen", schrieb er am Neujahr 1801 an Geßner. „Welch ein Beleg ist Buß zu dieser Meinung! Was ist aus diesem Mann in sechs Monaten geworden! zeige Wieland seinen Versuch zu einem ABC der Anschauung. Habe ich nicht Ursache auf diese Erstlinge meiner Methode (Krüsi, Buß und Tobler) stolz zu sein?" — Das ABC der Anschauung aber, worüber Pestalozzi eine mit Buß gemeinsam ausgearbeitete Schrift eben dieses Namens herausgab (Zürich und Tübingen 1808), bestand in Folgendem: die Schüler, auch die kleinsten, zeichneten Linien, Quadrate, Kreise und daraus abgeleitete Figuren, indem sie zugleich die Grundformen derselben beobachten, beschreiben, erklären und nachher frei zu neuen Formen verbinden mußten. „Die Worte des Lehrers: „ich ziehe von der Linken zur Rechten eine wagrechte Linie" sprachen die Kinder ausübend nach. Der Lehrer fährt fort: „ich theile diese wagrechte Linie durch einen Punkt in zwei gleiche Theile" u. s. w., bis die beabsichtigte Figur vollendet ist. Dann mißt er mit dem Zirkel eines jeden Zeichnung. So brachten es die Schüler zu großer Sicherheit. Sie beschrieben Kreise, als hätten sie sich des Zirkels bedient; sie zeichneten Hände, Augen, Köpfe; einer bildete aus freier Hand eine Landkarte in verjüngtem Maßstab vollkommen richtig nach". Krüsi sprach noch nach Jahren mit hoher Anerkennung von den hauptsächlich durch Buß in Burgdorf eingeführten „Uebungen der Formen- und Größenlehre" die ihrer Neuheit und Wichtigkeit wegen so großen Beifall ernteten, daß alle übrigen Lehr- und Bildungsfächer Gefahr liefen, von dem jüngsten Kind der Methode, der Anschauungslehre des Raumes, in den Schatten gestellt zu werden. An den Zeichnungsübungen wäre euch die Schärfe des Auges, die Sicherheit der Hand und die Leichtigkeit aufgefallen, immer neue Figuren nach gegebenen Bedingungen zu erfinden und daran den Sinn für das Schöne zu bilden und die Kraft zu gewinnen, es in sich zu erzeugen

und äußerlich darzustellen". Buß fertigte auch Lehrmittel in Bildern für den Anschauungs- und Sprechunterricht an und bildete mit Krüsi aus den Uebungen Pestalozzis die bekannten Einheiten- und Bruchtabellen. Zum Gebiet der Sprache rechnete Pestalozzi auch den Gesang. Die Bearbeitung desselben als elementares Bildungsmittel aber, wozu Buß ihn in Burgdorf und Yverdon ausbildete, wie seine methodische Weiterführung durch Nägeli und Pfeiffer „gehört zum Vollendetsten, was aus der pestalozzischen Schule hervorgegangen ist" (Krüsi). Buß hatte überhaupt „ausgezeichnete Talente vielfacher Art, besonders für die Kunst. Er ist dazu geboren", sagt Gruner, „Anschauungslehre zu unterrichten. Er hat unermüdete Thätigkeit, Energie und Kraft und zeigt beim Unterrichte eine bewunderungswürdige Geduld". Auch unter den Lehrern, deren Zahl schon in Burgdorf auf mehr denn zwanzig angewachsen war, übte er nach Muralts Zeugniß einen bedeutenden Einfluß aus, und als nach der erziehungsräthlichen Prüfung des Instituts durch Ith und Benteli (1802) die Regierung dasselbe in ein helvetisches Staatsseminar unter Pestalozzis Direction umzuwandeln beschloß, wurde er in Anerkennung seiner Verdienste nebst Krüsi zum Lehrer desselben gewählt. Es ist indessen bekannt, daß die Mediationsacte vom 11. Februar 1803 die Verwirklichung dieses Beschlusses vereitelte.

Als Pestalozzi im Juni 1804 das prächtige Schloß Burgdorf mit dem ganzen frischen, begeisterungsvollen und gemüthlichen Leben, das sich darin entwickelt hatte, verlassen und die Leitung der nach Münchenbuchsee verpflanzten Anstalt an Fellenberg abtreten mußte, zogen Buß und Barraud mit Pestalozzi und acht Zöglingen nach Yverdon und arbeiteten in der Stille weiter, bis Ende Juni 1805 das gesammte übrige Personal von Lehrern und Schülern ebendahin nachfolgte. Hier begannen nun leider nur allzufrüh die in der Verschiedenartigkeit der zusammenwirkenden Kräfte begründeten Differenzen sich auszubilden, die den Keim der Zersetzung in die geniale Schöpfung des Meisters hineintrugen. Buß, der das offene Hervorbrechen derselben kommen sah, schied 1806, sein Erbe Schmid hinterlassend, aus der Anstalt Pestalozzis und ebenso aus dem von Krüsi und Hopf in Yverdon gegründeten Töchterinstitut, besonders auf Veranlassung Rosette Kasthofers, der Leiterin desselben und nachmaligen Gattin Niederers, und begab sich zurück nach Burgdorf, wo er so glücklich gewesen und wo sich ihm auch jetzt als Gesang- und Zeichnungslehrer ein erfolgreicher Wirkungskreis aufschloß.

Im Juli 1806 wurde der Rheinbund gestiftet, dem zufolge die süddeutschen Staaten Napoleon ein Heer von 63,000 Mann zur Verfügung stellen mußten. Der gleichzeitig ausbrechende Krieg mit Preußen rief alle jungen Männer Württembergs, auch die im Ausland wohnenden, bei Verlust der Heimat unter die französischen Fahnen. Buß, der sich nicht stellte, büßte

deshalb sein deutsches Bürgerrecht ein und sah sich genöthigt, ein neues zu erwerben. Am 1. März 1807 kaufte er sich, weil dies damals in den Städten einem Landesfremden nicht möglich war, statt in Burgdorf, im benachbarten Kirchberg ein, und um dieselbe Zeit vermählte er sich mit Süsette Stähli, der Tochter eines Fabricanten von Burgdorf, die ihm einen Sohn und sechs Töchter schenkte, von denen zwei heute noch leben. Außer seiner Thätigkeit als Lehrer und Musikdirector betrieb er zugleich ein Buchbindereigeschäft und eine Buchhandlung. 1819 siedelte er dann auf Betreiben seines Freundes Professor Beck in Bern, hauptsächlich aber um der Studien seines Sohnes willen, an den Sitz der Akademie über. Hier in Bern verlebte er mit seiner Familie den Rest seines Lebens. 36 Jahre lang wirkte er ununterbrochen als Zeichnungs- und Gesanglehrer am Progymnasium und der Akademie, als Organist, Leiter von Gesangchören und Musiker, überhaupt im unverdrossenen Dienst seiner Kunst. Er spielte, in allem Autodidakt, eine große Zahl von Instrumenten mit gleicher Fertigkeit, mit Vorliebe Cello, Flöte und Horn, eine Vielseitigkeit, in der ihn ein staunenswerthes musicalisches Gedächtniß unterstützte. Noch heute sehe ich ihn, wie er in Grindelwald, bei seinem Sohn auf Ferienbesuch, auf der Pfarrhauslaube in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit Zeichnungsvorlagen für alle Stufen entwarf, wie er noch in ehrwürdigem Silberhaar an uns Enkeln die Kraft der pestalozzischen Anschauungsmethode erprobte und mit uns sang und rechnete. Er gab auch ein in den bernischen Schulen viel gebrauchtes methodisches Rechnungsbuch heraus, componirte Lieder für Männerchor, begann noch in hohem Alter in Oel zu malen, und gönnte sich nicht Rast noch Ruhe, bis er am 25. September 1855, beinahe 80 Jahre alt, nach kurzer Krankheit seiner reichen Thätigkeit entrissen wurde. — Kurz vorher war es ihm vergönnt, noch einmal seine alte Heimat Tübingen zu sehen. Dieser Besuch, der ihn u. A. mit zwei ebenso hochbetagten Brüdern zusammenführte, gestaltete sich zu einem Freudenfest, das die musicalischen Kreise Tübingens wie die Presse in ehrender Weise feierten. — Buß blieb lebenslang wie seinen Freunden Krüsi, Tobler u. A. (sein Burgdorfer College Näf, später Begründer und Leiter von Seminarien in den Vereinigten Staaten, wurde zugleich sein Schwager, indem er die in Burgdorf am Unterricht der Kleinen bethätigte Luise Buß heiratete) so auch Pestalozzi und seinem Geiste treu. Mit Liebe und Gewissenhaftigkeit seinem Berufe hingegeben, streng im Unterricht, daneben aber ein warmer Kinderfreund, mit den Kindern Kind, unter Männern Mann, nahm er die Achtung Aller ins Grab, und der Dank der Enkel bleibt ihm bis heute.

Ernst Buß.

Johannes Ramsauer.

[Quellen: Ramsauers Schriften. — Kopfs pädagogisches Deutschland. — Appenzellisches Monatsblatt. — Raumers Geschichte der Pädagogik.]

Der jüngste der vier appenzellischen Hauptgehülfen Pestalozzis ist Ramsauer, der unter ihnen eine besondere Stellung einnimmt. Sein Leben ist am wenigsten bekannt, noch weniger das dreier anderer Appenzeller, die auch um Pestalozzi waren und ihm dienten, deren wir hier kurz Erwähnung thun wollen. Wir meinen Nänny, Fitze und Knusert. — J. Konrad Nänny von Herisau, dessen Vater Schulmeister im Gries in Herisau war, geb. 1783, war eine „liebliche Erscheinung" und neben Grob der poetisch begabteste Appenzeller. Er blieb nur einige Jahre in Pestalozzis Anstalt und kam dann nach Frankfurt, wo er an einer Musterschule angestellt war. Später wirkte er in Kreuznach als Lehrer. 1809 verzichtete er auf das Bürgerrecht in Herisau, da er dasjenige in Frankfurt erworben hatte. — J. J. Fitze von Bühler besaß ein eigenhändiges Zeugniß Pestalozzis als ehrenvolles Document seiner pädagogischen Laufbahn in Iferten. Fitze leitete viele Jahre mit großem Erfolg eine Privatrealschule in Herisau, bis er an die dortige neu gegründete Realschule berufen wurde. Er war ein Meister im Rechnen und Zeichnen. — Aloys Knusert von Appenzell war Jahre lang beliebter Gesanglehrer in Iferten, gründete dann daselbst eine eigene Erziehungsanstalt, konnte aber den Erfolg nicht an sich fesseln. Er wirkte später an einer Schule in Appenzell und starb dort in bedrängten Umständen. Eine posthume „französisch-deutsche Sprachlehre" von ihm erschien 1827 in St. Gallen. — Ramsauer erwähnt in seiner „Kurzen Skizze" rc. auch einen Joseph Knusert aus Appenzell, der von 1801—1805 Zögling und von 1805—1807 einer der thätigsten Unterlehrer Pestalozzis war, 1807 als Lieutenant in französische Dienste trat und 1811 in Barcelona stand und sich durch Menschlichkeit und Tapferkeit auszeichnete. — Von J. C. Zuberbühler von Gais wird noch speciell die Rede sein. Appenzell A.-Rh. und -J.-Rh. lieferten mithin Pestalozzi nicht weniger denn acht Gehülfen, von denen drei, Krüsi, Niederer und Ramsauer, 16 Jahre bei ihm waren.

Ramsauer, geboren im Mai 1790 in Herisau, befand sich auch unter den im Jahr 1800 nach Bern ausgewanderten Kindern, nicht aus Noth, sondern weil er Neues sehen und lernen wollte. Die treffliche, verwittwete Mutter ließ ihn nur ungern ziehen. Der Knabe kam zuerst zu Frau v. Werth in Schleumen, die ihn mit einem Cameraden nach Burgdorf in Krüsis und dann in Pestalozzis Schule schickte. „Bei diesem", sagt er, „lernte ich nichts schulgerecht, so wenig als andere Schüler; sein heiliger Eifer aber, seine

hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine, sogar in die Augen der Kinder fallende, ernste, gedrückte Lage machten den tiefsten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige", und als Pestalozzi sein Institut im Schloß Burgdorf eröffnete, war er der erste Zögling im Schloß, der dort unterrichtet und erzogen werden sollte, aber als „Tischdecker" auch alle möglichen häuslichen Arbeiten zu verrichten hatte, darunter sehr schwere, wie das Treten eines Wasserrades. Während seines 16jährigen Aufenthaltes bei Pestalozzi mit „mancherlei Freud und Leid" war er, wie er selbst sagt, in allen möglichen Verhältnissen zur Anstalt gestanden: als Schüler, Pflegekind, kleiner Hausknecht, Unter-Unterlehrer, Unterlehrer, Instituts-Buchbinder, Instituts-Tambour, Fagot-Bläser, Schreiber und Instituts-Nachtwächter, dann als Oberlehrer, zwei Jahre als besonderer Vertrauter Pestalozzis, und endlich, wie alle seine alten Freunde, durch Joseph Schmid verdrängt." In seinen Memorabilien heißt es: „Pestalozzi forderte eine gänzliche Hingebung an seine Person und Sache. Diese Forderung aber grenzte oft an das Unmögliche. So mußte ich z. B., während dem ich in den Jahren 1806—1810 zuerst die Buchbinderprofession, darauf das Drechseln und endlich ein ganzes Jahr täglich sechs Stunden die Mechanik bei einem tüchtigen Meister praktisch erlernte, in derselben Zeit dennoch täglich 5—6 Stunden Unterricht geben, Aufsicht halten, bei allen militärischen Uebungen die Trommel führen, allen Lehrerversammlungen beiwohnen, sehr oft des Nachts von 2—4, ja bis 6 am Bette Pestalozzis schreiben, was er mir dictirte, und wie schwer das war, davon hat kein Mensch einen Begriff. Wurde ich krank vor lauter Anstrengung, so pflegte er mich treu wie eine Mutter, aber ungeschickt wie ein Kind. War ich wieder gesund, so fieng Alles von vorn wieder an." Pestalozzi schätzte ihn sehr, verwandte ihn unzählige Mal als Sprecher und Führer, wenn Besuch da war, und exemplirte an und mit ihm, wie im Armen eben so viele Kräfte liegen als im Reichen und man daher die Volksschule verbessern müsse, gab ihm ein glänzendes Abschiedszeugniß und bewahrte ihm seine Liebe auch nach der Trennung. Kein Gehülfe hat ihm so vielseitig, mit einer solchen Ausdauer und so fern von aller Bequemlichkeit gedient wie Ramsauer, dem auch nachzurühmen ist, daß er sich in seiner Lebensskizze und seinen Memorabilien bei aller Liebe zu Pestalozzi so objectiv und wahr als möglich von seinem Standpunkte aus über ihn und dessen Mitarbeiter ausgesprochen hat. Wie schön und treffend sagt er von Pestalozzi, die Liebe sei seine Methode gewesen! Er hat uns auch dessen Worte über Pestalozzis treue Magd, Lisabeth Krüsi, von Gais aufbehalten: „Im Grabe noch würde ich mich umdrehen und im Himmel nicht selig sein können, wüßte ich nicht, daß Lisabeth nach meinem Tode mehr verehrt würde als ich selber, denn ohne sie würde ich lange

nicht mehr leben und du (Ramsauer) wärest auch nicht, was du nun bist". Und doch verstieß Pestalozzi auch sie unter dem fast dämonischen Einfluß Schmids. Sie starb im Armenhaus in Gais, wo ich sie kennen gelernt habe.

Ramsauer mußte früh „schwimmen" lernen. Pestalozzi vertraute ihm, als er 12 Jahre alt war, eine Classe von 30 Knaben und Mädchen der Stadtschule in Burgdorf, ohne alle Anleitung von seiner Seite, und bald darauf die unterste Classe der Zöglinge im Institute selbst. Da hieß es buchstäblich lehrend lernen. Und Ramsauer lernte mit erstaunlichem Fleiße und steigendem Erfolg. Im 16. Jahre wurde er besoldeter Unterlehrer und im 20. Oberlehrer. Seine speciellen Fächer waren Zeichnen, Formen- und Größenlehre und Gymnastik. Er war der Erste in Iferten, der mit Bleistift auf Papier zeichnete. Er arbeitete auch einen stufenmäßigen Figurencurs für das Handzeichnen und die Perspective aus. Nach kurzem Aufenthalte bei Fellenberg in Münchenbuchse im Jahr 1804 berief ihn Pestalozzi wieder zu sich nach Iferten, wo das „Institut" plötzlich so groß wurde, daß dieser ihm nicht mehr gewachsen war.

Schon im Jahr 1812 wurden ihm Stellen im Ausland angetragen; er nahm indessen eine solche erst 1816 an. Pestalozzi bezeugte ihm, daß er in seinen Fächern mit dem ausgezeichnetsten Erfolge gearbeitet habe, und nennt sich seinen ihn ewig liebenden Freund. „Es freut mich so lange ich leben werde, daß ich im Frieden und von seinen besten Segenswünschen begleitet, das Institut verließ und daß ich noch fast drei Jahre lang die freundlichsten Briefe von ihm erhielt", sagt Ramsauer in seiner Lebensskizze.

Im April 1816 trat er eine Lehrstelle an einer neu errichteten Lehr- und Erziehungsanstalt in Würzburg an, hörte zugleich auf der Hochschule Vorlesungen und gab Privatunterricht, wurde bald ein viel begehrter Lehrer und folgte 1817 einem Ruf nach Stuttgart als Lehrer der Prinzen Alexander und Peter von Oldenburg [1] und als Vorsteher und Lehrer einer Elementarschule für Kinder gebildeter Eltern. Im gleichen Jahre verehelichte er sich mit Wilhelmine Schultheß von Zürich, die er in Pestalozzis Töchterinstitut kennen gelernt hatte. „Durch die Verbindung mit ihr", sagt er, „lernte ich wieder beten und dadurch das Wort Gottes kennen. Jetzt erst fand ich den Frieden und

---

[1] Die Mutter der beiden Prinzen, die auch von Uhland verherrlichte Königin Katharina von Württemberg (vergl. Correspondenzblatt des Archivs der schweizerischen Schulausstellung, II. Jahrg. 1879, S. 6) war eine Schwester des Kaisers Alexander von Rußland, die beide Pestalozzi persönlich kannten und an der Spitze Derer standen, welche die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke beförderten. Ramsauer hebt hervor, daß an keinem deutschen Hofe die fürstlichen Kinder eine so lange Reihe von Jahren von einem Zögling Pestalozzis unterrichtet worden seien, wie am oldenburgischen, nämlich 20 Jahre.

die Liebe, die ich als Christ und Erzieher haben sollte.“ Zwölf Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter, entsproßen seiner Ehe, die alle mit großer Liebe an den Eltern hiengen und ihrer Erziehung Ehre machten.

1818 wurde er Lehrer am Katharinenstift und an einer neuen Realschule in Stuttgart. 1820 wanderte er mit den genannten Prinzen nach Oldenburg, um den Unterricht in der Mathematik, im Zeichnen und in der Gymnastik mit ihnen fortzusetzen, in welchen Fächern, wie in der Geometrie und Geographie, er später auch die Herzoginnen Amalia und Friederike von Oldenburg unterrichtete, leitete Jahre lang in Oldenburg eine Privatschule für Töchter aus den gebildeten Ständen und war daneben an der dortigen Cäcilienschule für Töchter als Lehrer im Zeichnen und Rechnen angestellt. Er starb in hohem Ansehen in Oldenburg den 15. April 1848.

Von Ramsauers Schriften nennen wir seine „Zeichnungslehre“, Stuttgart und Tübingen 1821, seine „Formen-, Maß- und Körperlehre“, Stuttgart und Tübingen 1826; „Die Liebe in Erziehung und Unterricht“, zum hundertjährigen Geburtstag Pestalozzis, Elberfeld 1846; „Pestalozzische Blätter“ mit seinen „Memorabilien“, Elberfeld und Meurs 1846; „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens“, 2. Auflage, mit einem Vorwort von Professor Zezschwitz, Oldenburg 1880, zuerst erschienen 1835 in Kopfs pädagogischem Deutschland, dann als erweiterter Abdruck 1838.

Ramsauer zeichnete sich unter den Gehülfen Pestalozzis nicht nur durch seine Carriere, sondern auch durch seinen spätern positiv christlichen Standpunkt aus. Seine christliche Demuth ist aber nicht ohne Selbstbewußtsein und seine Frömmigkeit ist nicht Dogmatismus. Wir haben ihn nicht persönlich gekannt, wol aber seinen edlen und begabten, früh vollendeten Sohn Otto, der 1856 als Pfarrer von Trogen starb. Ramsauers Schriften lassen auf einen denkenden, klaren Kopf, eine aufrichtige christliche Gesinnung und ein unparteiisches, ruhiges Urtheil schließen.

Heim, Decan.

Johannes v. Muralt.

1780—1850.

[Quellen: Joh. v. Muralt; eine Pädagogen- und Pastorengestalt der Schweiz und Rußlands aus der ersten Hälfte des 19. Jhdts., gezeichnet von Hermann Dalton. Wiesbaden 1878. — Tagebücher v. Muralts, im Auszug zusammengestellt von Dr. E. v. Muralt (Manuscript); theilweise auch, soweit sie die Periode von Münchenbuchsee betreffen, nach dem Original abgedruckt in „Pestalozzis Verbindung mit Fellenberg 1804—1805“ in den Pestalozziblättern I. und II. Jahrg. 1880/1881.]

Muralt, einer der Familien angehörig, die im 16. Jahrhundert aus Locarno glaubenshalber ausgewandert und in Zürich eine zweite Heimat gefunden, war der Sohn des Gerichtsherrn Leonhard v. Muralt auf Schloß Heidelberg bei Bischofzell, von acht Geschwistern dem Alter nach das dritte, geboren am 10. September 1780. Er machte in Zürich seine theologischen Studien, bezog dann die Universität Halle, wo der berühmte Philologe Friedrich August Wolf für die studirende Jugend überhaupt und für Muralt insbesondere eine Fülle von Anregungen darbot, und gieng 1802 nach Paris, um sich in der französischen Sprache auszubilden und die Welt kennen zu lernen. Hier wirkte Pestalozzis Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die eben neu erschienen war, mächtig auf ihn ein; Muralt nahm lebhaftes Interesse an den eben damals sich methodisch gestaltenden Bestrebungen für Blinden- und Taubstummenunterricht; durch Friedrich von Schlegel kam er in Verbindung mit Madame de Staël, die ihm eine Stelle als Erzieher in ihrer Familie anbot. Aber zur nämlichen Zeit war er mit Pestalozzi, der als Mitglied der Consulta in Paris weilte, in persönliche Beziehungen getreten; dieser wünschte ihn für sein Institut zu gewinnen, und Muralt wählte, zwischen den Glanz der großen Welt und die Mühsal der Mitarbeit bei Pestalozzi gestellt, freudig die letztere. Am 20. Mai 1803 erschien er in Burgdorf; Tags darauf begann er Umschau in der Anstalt zu halten; „ich bin zufriedengestellt", lautet das kurze Urtheil seines Tagebuches. Er blieb und übernahm den Religionsunterricht, ebenso den Unterricht in der französischen Sprache und in einigen andern Fächern für Zöglinge französischer Herkunft, die des Deutschen noch nicht hinreichend mächtig waren. Rasch arbeitete er sich in den Geist und die Anwendung der Methode auf den verschiedenen Gebieten ein; Pestalozzi hatte an ihm einen begeisterten Anhänger, einen Mitarbeiter von klar verständigem Wesen, unbedingter Pflichttreue und großem pädagogischen Tacte gewonnen, dessen Haltung und Leistungen ihm das besondere Lob competenter Beobachter einbrachten. Dabei darf auch Ein Umstand, der Muralt zu hoher Ehre gereicht, nicht übersehen werden. Ein junger Zürcher vom Stande als Lehrer bei Pestalozzi war damals noch eine Erscheinung, die keineswegs allenthalben Beifall fand, am wenigsten in Pestalozzis und Muralts Vaterstadt. Daß Muralt sich über diese Vorurtheile hinwegsetzte, hat ihm Pestalozzi gelegentlich hoch angerechnet. „Sage Muralt", schrieb er 1804 scherzend an diesen selbst, „wenn meine Nerven noch zwölf Monate bessern, wie sie jetzt einen gebessert haben, so werde ich noch Vieles thun, um die Schmach und die Schande, mein Freund gewesen zu sein, auch in Zürich von ihm abzuwaschen."

Doch Muralt war viel zu sehr von dem Bedürfniß strenger Ordnung

auch in äußern Dingen erfüllt und dazu eine viel zu selbständige Natur, als daß ihm die Mängel, die Pestalozzis Institutsleitung nach dieser Richtung darbot, verborgen oder gleichgültig geblieben wären; darum waren er und Tobler diejenigen, die nach der Uebersiedlung des Instituts nach Buchsee die Verbindung mit Fellenberg wünschten, betrieben und durchsetzten; in dessen Consequenz und seinem imponirenden Organisationstalent hofften sie die nothwendige Ergänzung zu finden. Thatsächlich führte nun Muralt, als Pestalozzi Buchsee verließ, die Institutsleitung unter Fellenbergs Oberaufsicht; förmlich sie zu übernehmen, wie ihm Fellenberg antrug, hinderte ihn seine Bescheidenheit.

Das Tagebuch, das er in Buchsee während der verschiedenen Stadien seiner Beziehungen zu Fellenberg geführt hat, zeigt, wie Pestalozzi auch während dieser Zeit der eigentliche Leitstern für sein Gemüths- und Willensleben war; es liefert den Beweis redlichen Strebens, das Möglichste für äußere und innere Hebung des Instituts zu leisten, und durch die treue Pflege dieses Mittelgliedes die Beziehungen zwischen Fellenberg und Pestalozzi zu erhalten, und ebenso den Beweis der Unmöglichkeit, in seiner unklaren Stellung voller Verantwortlichkeit ohne feste Abgrenzung der Competenzen einem Manne wie Fellenberg gegenüber auf die Dauer Befriedigung zu finden. Das Bild eines nicht über jeden Irrthum erhabenen, aber durch und durch braven und wohlmeinenden Mannes leuchtet uns aus diesen vergilbten Blättern entgegen.

Der Bruch Pestalozzis mit Fellenberg erfolgte, nachdem Muralt sich schon innerlich von diesem gänzlich losgelöst und Fellenberg gekündet hatte. Im Juli 1805 siedelte das ganze Institut zu Pestalozzi nach Iferten herüber. Hier entwickelte Muralt nun seine volle und ungestört fruchtbringende erzieherische Thätigkeit. Ramsauer charakterisirt dieselbe dahin: „Muralt, einer der allerthätigsten und einflußreichsten Lehrer, war tüchtig sowol als Pädagog wie als Organisator und Administrator. Ganz besonders aber verstand er es wie kein Anderer Stundenpläne zu entwerfen, Feste und Lustpartien anzuordnen, die Unterlehrer (zu denen Ramsauer damals gehörte) in Thätigkeit und Respect zu erhalten, was wir ihm damals sehr übel nahmen, das aber hätte bleiben sollen; ja, wäre er nur selber im Institut geblieben!“ Die Meinung war überhaupt sehr allgemein verbreitet, daß, wenn Muralt geblieben wäre, Pestalozzis spätere Lebensschicksale eine freundlichere Wendung genommen haben dürften.

Im Jahr 1810 wurde nämlich Muralt durch Vermittlung eines Freundes als Pastor an die deutsch-reformirte Gemeinde in St. Petersburg berufen, und nahm nach einigem Schwanken an. Es fehlen die Spuren keineswegs, die zeigen, was ihm diesen Entschluß erleichterte. Die Streitigkeiten zwischen

den Mitarbeitern hatten bereits begonnen. Schmid verließ kurz nach Muralts Abgang Iferten, nachdem er gelegentlich — Niederer schrieb dies Muralt — bemerkt, „wenn er bleiben wollte, würde er ein Narr werden wie wir". Pestalozzi selbst war zu entscheidenden organisatorischen Schritten, die eben damals nöthiger als je zuvor erschienen, nicht zu bringen, rieth auch Muralt entschieden zur Annahme des Rufes; die Hoffnung, durch Muralt seine Ideen für Volksbildung nach Rußland übertragen zu können, überwog bei ihm Alles; sein Abschieds-Stammbuchblatt: „Folge der Bahn meines Herzens mit der Kraft, die mir so lange diente und die ich mit Wehmuth, aber dankend verliere", läßt sich nur so verstehen, und ist ein beredtes Zeugniß, daß Pestalozzi ihn nicht ungerne ziehen ließ; viel tiefer empfand Frau Pestalozzi die Größe des Verlustes für die Anstalt: „Ich habe Sie wie meinen eigenen Sohn lieb gehabt, wie oft waren Sie der Trost und die Stütze meines Alters; Sie haben Großes und Liebes unserm Hause gethan, darum werden Sie von Gott gesegnet bleiben, wo Sie auch hingehen, in Allem, was Sie unternehmen; das Gefühl meiner Liebe und Dankbarkeit folget Ihnen; ich begleite Sie mit meinem besten mütterlichen Segen."

In Petersburg fand Muralt was er suchte, und immer mehr wurde ihm die russische Großstadt die zweite Heimat. So schrieb er 1819: „die Aussicht auf eine ausgebreitete selbständige Wirksamkeit als Geistlicher und Erzieher, die Zureden und Aufmunterungen meines väterlichen Freundes Pestalozzi vermochten mich zur Annahme dieses Rufs. Diesen Entschluß zur Niederlassung in einem fernen fremden Land hatte ich nie zu bereuen." Seine Pfarrstelle bot gesellschaftlich angenehme Verhältnisse und wenig eigentliche Amtsgeschäfte; der Ruf, der ihm als einem Mitarbeiter Pestalozzis vorangieng, machte ihn von vornherein zu einem gefeierten Gast bis in die höchsten Kreise herauf, sein natürliches Talent für Geselligkeit zu einer der bekanntesten und geschätztesten Persönlichkeiten der Residenz. Seine reiche Mußezeit verwandte er zur Begründung und Leitung eines Erziehungsinstitutes, das in den zwei Decennien seines Bestandes als pädagogisches Musterinstitut galt und dem eine große Zahl nachher tonangebender Persönlichkeiten Rußlands ihre Erziehung verdankten; ein „Muraltschüler" gewesen zu sein, galt für einen Vorzug und ward ein Bindeglied für alle Betheiligten bis ins höchste Alter. Nach Aufhebung des Instituts im Dezember 1837 wandte er seine Sorge in erhöhtem Maße der von ihm 1818 gegründeten reformirten Armenschule zu, aus der allmälig eine Bürgerschule herauswuchs, die 1868, mit allen Rechten eines Gymnasiums ausgestattet, ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Seiner Thätigkeit verdankt auch der Schweizerverein in Petersburg seine Entstehung, dessen Vorsitzender er von 1814 bis zu seinem Tode 1850 blieb; er veranlaßte die reichlichen Spenden

des russischen Hofs für die Schweiz bei der Noth des Hungerjahres 1817; er bewirkte die Errichtung eines schweizerischen Consulats in Petersburg, und wo immer im In- oder Ausland Schweizer in Noth sich an ihn wandten, suchte Muralt mit seinen weitverzweigten Beziehungen Hülfe zu schaffen.

War in den ersten Jahren seines Petersburger-Aufenthaltes der Gedanke, daß derselbe nur ein vorübergehender sein werde, vorherrschend, so trat der Wunsch, ins Vaterland zurückzukehren, allmälig gänzlich in den Hintergrund. Zweimal, 1822 und 1845, suchte er die Freunde und Bekannten in der alten Heimat auf; aber diese selbst hatte keine nachhaltige Anziehungskraft mehr für ihn. „Muralt", sagt sein Biograph, „war Petersburger geworden, heimisch in den besondern und eigengearteten Verhältnissen der schönen nordischen Heimat. Er hatte sich eingelebt in ihre Eigenthümlichkeiten, hatte sich eine Stellung erworben, wie er sie seinem ganzen Wesen entsprechender nirgends anders gefunden haben würde. Frei und selbständig bewegte er sich in Kreisen, die ihm bequemen und offenen Standort boten, hinauszuschauen auf das, was vor seinen Blicken in reicher Fülle vorüberzog, von seinem bequemen Luginsland den Strom der städtischen Begebenheiten, der mächtigeren Weltereignisse an sich vorüberfluten zu sehen." [1]

Der Lehrer Muralt in Iferten und der den Mittelpunkt weiter geselliger Kreise in Petersburg bildende Pastor Muralt sind zwei in mancher Beziehung verschiedene Erscheinungen. Es sind die beiden Seiten seines Wesens, die sich hüben und drüben ausprägen. Aber dieses Wesen zeigt doch auch in der spätern Zeit den gleichen innern, guten Kern: Unabhängigkeit des Auftretens, Toleranz und ruhige Verständigkeit im geistlichen Amt in Zeiten, wo das Gegentheil Mode wurde, heitern, wohlwollenden Sinn, tadellosen, persönlichen Wandel, hohes praktisches Geschick in Behandlung der Menschen, finanzielle Uneigennützigkeit. Wie wenig Muralt auch in späterer Zeit gewillt war, seine eigne Meinung zu verläugnen, mag zum Schlusse folgende Anekdote zeigen, die bei dem Jahresfeste der Muraltschüler 1876 zum Andenken an ihn erzählt wurde, und die in gleicher Weise seinen Freimuth, wie den Respect, der ihn umgab, charakterisirt.

Bald nach der Unterwerfung des polnischen Aufstandes in den Dreißigerjahren hatte der Pastor von der Wandelbarkeit menschlichen Urtheils in einem Privatkreise gesprochen und als Beispiel dafür angegeben, daß, wenn die Polen in ihrem Versuche, das Joch abzuschütteln, von glücklichem Erfolge begleitet gewesen wären, alle Welt und die Geschichte sie als ein mannhaftes Heldenvolk preisen würde; nun sie aber der Uebermacht unterlegen, gelte ihr

---

[1] Der anregende Umgang in der Petersburger Gesellschaft war wol der Hauptgrund, daß Muralt darauf verzichtete, sich einen eignen Herd zu gründen.

Versuch als tollkühnes, frevelhaftes, strafwürdiges Beginnen. Das in jenen Tagen doppelt kühne Wort drang alsbald aus dem Gesellschaftszimmer auf die Straße, von der Straße weiter in die damals so sehr gefürchteten Räume der sogenannten III. Abtheilung [1], in denen man in erstaunlichem Grade alles hörte, was in der Stadt und im weiten Reiche gesprochen wurde. Schon nach ein paar Tagen erhielt der Pastor eine Vorladung zu dem Chef der so mächtigen geheimen Polizei, Grafen Benkendorf. Es entwickelte sich zwischen den beiden Männern folgendes kurze Zwiegespräch, von dem Pastor in einem Französisch gesprochen, bei welchem durch alle Nähte hindurch der breiteste, gutherzigste Schweizerdialect hervorschaute. General Benkendorf fragte: „Comment pouvez-vous penser aussi librement, étant à la tête d'un établissement d'éducation?" Muralt: „Le gouvernement ne peut pas me défendre de penser!" Benkendorf: „Mais il peut vous défendre de parler!" Muralt: „Si j'ai parlé, je suis fautif. Je vous salue." Mit diesen Worten drehte sich der Pastor um, verließ, ohne eine weitere Rede abzuwarten, das Zimmer, und verblüfft sah der Chef der geheimen Polizei dem furchtlosen, originellen Manne nach; er war auf solches Benehmen nicht vorbereitet, und durch dasselbe entwaffnet, dachte er nicht mehr weder an eine ernstliche Warnung, noch auch an eine Strafandrohung und ließ ruhig den allverehrten Mann seiner Wege gehen. O. Hz.

Dr. Johannes Niederer.

[Quellen: Pestalozzis und Niederers Schriften. — Appenzellisches Monatsblatt. — Pestalozzische Blätter von Ramsauer und Zahn. — Jahrbuch der luzernischen Kantonallehrerconferenz. — Pestalozzi, His life, work and influence, by Hermann Krüsi, A. M.]

Niederer, den 1. Januar 1779 in Lutzenberg, Kanton Appenzell, geboren, war der Sohn einfacher, rechtschaffener Eltern. Vom Vater sagt er, er sei voll Natursinn, bieder, treu, ohne Selbstsucht, von der Mutter, sie sei voll Cultursinn und Ernst für das Heilige, fromm ohne Aberglauben gewesen. Der erste Anblick der Landsgemeinde in Trogen hinterließ in ihm einen unauslöschlichen Eindruck, „den der Majestät eines freien Volkes, das sich selbst Gesetze und Regenten gibt". Diese patriotische Saite vibrirte lebenslänglich in ihm. Er wollte ein Pfarrer werden, und die in ganz bescheidenen Verhältnissen lebenden Eltern machten es durch Einschränkung

[1] Mittelpunkt der russischen Geheimpolizei.

und Aufopferung möglich, daß er das Ziel ohne Hülfe Anderer erreichte. Pfarrer Walser in Wolfhalden bereitete den intelligenten, äußerst strebsamen und lerneifrigen Knaben, so gut es gieng, auf die Hochschule vor. Noch nicht völlig 16 Jahre alt, kam er im Frühling 1794 nach Basel, wurde hier ins collegium alumnorum aufgenommen und warf sich mit Feuereifer auf die theologischen Studien. Ein Professor soll bei seinem Anblick gesagt haben, in dem Jüngen stecke etwas Besonderes; je nach der Richtung, welche die gewaltige Kraft, die aus seinem scharfen Auge unter den rothen Brauen hervorblitze, nehmen werde, würden die Appenzeller etwas Ausgezeichnetes in ihm erleben; entweder den größten unter ihren Männern oder —. Nun, Niederer wurde eine Ehre und Zierde seines Ländchens, Dank seiner ganz ungewöhnlichen Begabung und seinem eminenten Studienfleiß. Schon nach $1^1/_2$ Jahren war er Candidat der Theologie, im Herbste 1796. Das sehr ehrenvolle Basler Ordinationszeugniß spricht indeß von dreijährigen rühmlichen Studien Niederers. Im Frühling 1797 wurde er, erst 18 Jahre alt, in die appenzellische Synode aufgenommen. Nach kurzem Vicariatsdienst im Kanton Basel war er mitten durch die gegen die Urkantone marschirenden Franzosen, deren Einheitszwangsgeschenk er nichts weniger als perhorrescirte, in die Heimat zurückgekehrt und wurde bald, 1798 im Herbst, Pfarrer in Bühler, wo er indessen nur ein Jahr blieb. Wohlgelitten, aber nicht populär im Predigen, zeichnete er sich schon hier durch Vertiefung in die heilige Schrift und glühende Verehrung derselben aus. Er war in Basel mit J. G. Tobler bekannt und innig befreundet worden, und der Briefwechsel mit ihm ward ihm in seiner Vereinsamung und dürftigen Stellung in Bühler zu einer rechten Quelle der Ermunterung. Als Niederer anfangs dieses Jahrhunderts die Pfarrstelle in Sennwald antrat, auf welcher Gemeinde die Kriegslasten fast erdrückend lagen, war es Tobler, der ihm Hülfe von Basel verschaffte, Getreide und Geld zukommen ließ und für Aufnahme vieler armen Kinder in dortige Familien sorgte. In Sennwald schlug Niederer tiefe Wurzeln durch seine völlige Hingabe ans Amt, durch seine muthige Bekämpfung sittlicher Schäden und seinen Eifer für Hebung des Schulwesens, den er auch durch Gründung einer Privatschule und als Schulinspector an den Tag legte. Allein auch hier sollte seines Bleibens nicht lange sein. Er war dazu bestimmt, im Leben Pestalozzis eine große Rolle zu spielen. Wie kam das? Tobler und Krüsi waren der Weg. Schon die von Tobler in Basel gegründete Armenschule hatte unserm Niederer den Gedanken zum Uebertritt ins pädagogische Lager nahegelegt, und als Tobler und Krüsi, welch' letzterem er auf Toblers Verwenden in Bühler durch Unterricht nachgeholfen hatte, zu Pestalozzi kamen, war unter den drei appenzellischen Freunden nur noch von diesem die Rede. Niederer hatte im Jahr 1800 Pestalozzis persönliche Bekanntschaft gemacht

und war von diesem sogleich zur Mitarbeit eingeladen worden. In einen widrigen Proceß verwickelt, der seinem Mannesmuth alle Ehre machte, schrieb Niederer in einem höchst interessanten Brief vom 13. Januar 1801 Pestalozzi, er sei bereit, Alles zu verlassen und ihm nachzufolgen, ohne es sich einfallen zu lassen, zu fragen, was ihm dafür werde, da er an ihn glaube. „Ich wünsche", heißt es darin, „Ihr Schüler zu sein, und wie Plato Ihre hohen Ideale und Ihre einfach reine Weisheit fortzupflanzen, wie Xenophon Ihr Andenken zu rechtfertigen, Ihren Tadlern zu sagen: Er war groß und gut und besser als sie; Ihren Verächtern: Ich war stolz, daß er mich liebte, und Ihrem Zeitalter: Es war seiner nicht werth". Allein schon drei Tage nachher nahm Niederer mit schwerem Herzen die Zusage zurück, lediglich aus Pietät gegen seine Eltern, die ihn durchaus nicht wollten ziehen lassen. „Ich bringe der kindlichen Pflicht Alles zum Opfer. Ich muß es thun. Was ich aber dabei fühle, das melde ich Dir nicht", schrieb er an Tobler; allein der Stern seines Lebens blieb über Pestalozzi stehen.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahr 1803 resignirte Niederer mit Zustimmung der Mutter als Pfarrer von Sennwald und zog im Sommer gleichen Jahres nach Burgdorf zu Pestalozzi, um dessen Prophet und wissenschaftliche Hand, der Philosoph des Pestalozzianismus und zugleich der schlagfertige, furchtlose und geistesstarke Apologet und Polemiker desselben zu werden, in welchen Eigenschaften er alle andern Mitarbeiter des Meisters um eines Hauptes Länge überragt. In einer Glosse zu Krüsis „Leben und Wirken &c." sagt Niederer, ein doppelter Beweggrund habe ihn zu Pestalozzi getrieben, die Beobachtung, daß es dem Volk an Sinn und entwickelter Kraft für die Natur sowohl als für die Offenbarung fehle. Er fühlte das unwiderstehliche Bedürfniß der Entwicklung beider, wenn dem Vaterlande und der Menschennatur aufgeholfen werden sollte, und sah den Mann in Pestalozzi, die Mittel dazu in dessen Leistungen.

Ihm wurde der Religionsunterricht, sein Lieblingsfach, an den obern Classen anvertraut; er hielt gelegentlich Vorlesungen über die pestalozzische Methode vor Lehramtszöglingen und Besuchern, predigte dann und wann, vertrat nach außen hin namentlich die erzieherische Seite der Anstalt, theilte sich mit Pestalozzi in dessen ausgedehnte Correspondenz und leitete nach seiner Verehelichung das Töchterinstitut.

Seine Gattin, Rosette Kasthofer, hat es tief beklagt, daß er, was er ihr doch bei seiner Verlobung hatte versprechen müssen, nicht dazu kam, seinen Lehrgang im religiösen Unterrichte niederzuschreiben. Wohl ist auch er als Religionslehrer allerlei Angriffen nicht entgangen, aber es steht fest, daß er als solcher Ausgezeichnetes leistete, die Schüler im höchsten Grade zu fesseln und anzuregen wußte und eine wahre Begeisterung unter ihnen hervorrief.

Krüsi sagte, er habe seinen Töchtern nichts Besseres geben können, als sie am Religionsunterrichte Niederers Theil nehmen zu lassen. Dieser war positiv, auf der Bibel fußend, aus der er „mit immer neuem Entzücken immer neues Licht schöpfte und in der er einen unermeßlichen Schatz göttlicher Weisheit und Wahrheit" fand, aber nichts weniger als dogmatisch engherzig, nicht im Dienste des Buchstabens, sondern des Geistes, aber, weil philosophisch gehalten, nicht Allen verständlich.

Keiner ist so in Pestalozzis tiefste Ideen und den Geist seiner Methode eingedrungen wie er, intuitiv und wieder auf Grund umfassender pädagogischer und speciell anthropologischer Studien. Ein Idealist, wie er war, und in der Hitze der Polemik hat er, der Philosoph der Methode, diese gelegentlich auch überschätzt, und Ramsauer sagt mit Recht, daß er so der guten Sache geschadet habe, mit Unrecht aber setzt er hinzu, ebenso viel als Schmid durch seinen schlechten Charakter. Was Pestalozzi von ihm hielt, ehe der leidige Bruch erfolgte, ist bekannt, so wenig intim im engsten Sinne des Wortes beide waren. In Niederers Schutzschriften fand er sich fast in jeder Zeile, wie er selbst sagte, klarer ausgesprochen und tiefer durchgedacht, als er sich und seine Meinung über das Erziehungswesen 2c. je erkannt und ausgesprochen hatte. „Seine Freundschaft überwiegt Alles, was ich in meinem Leben in der Freundschaft genossen und auch nur geträumt. Ueber das Persönliche empor, geht seine Freundschaft auf den Zweck meines Lebens, für den ich mich so oft verlassen sah. Selber sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst und seiner Persönlichkeit besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu sein, selbst seine Widersprüche, sein Widerstand gegen meine Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken im Conflict findet, beweiset das Edle, das Außerordentliche, das Reine seiner Freundschaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben." In einer Weihnachtsrede an Niederer und Krüsi nannte er jenen den Ersten seiner Söhne, der in die Tiefe der Wahrheit dringe und durch ihr Labyrinth wie durch gebahnte Fußsteige gehe. „Du bist meine Stütze, mein Haus ruht in Deinem Herzen und Dein Auge blitzt einen Lichtstrahl, der sein Heil ist, ob ihn gleich meine Schwäche oft fürchtet. Niederer, walte ob meinem Hause wie ein schützendes Gestirn. Ruhe wohne in Deiner Seele, und deine äußere Hülle störe Deinen Geist nicht; dann fließet großer, mächtiger Segen aus der Fülle Deines Geistes und Deines Herzens auf das Thun meiner Schwäche." In einem Briefe an Knusert von Appenzell schreibt Pestalozzi unter Hindeutung auf Niederers Vertheidigungsschriften 1811: „Niederer ist ein Teufelskerl! mitten indem es von allen Seiten auf ihn losklopft, gießt er Kanonen vom größten Kaliber, und macht Gerüste zu diesen Kanonen, die wie der Thurm zu Babel bis an die Wolken reichen."

Und doch sollte ein unheilbarer Riß zwischen beiden Männern, zwischen dem, der, wie Nägeli sagte, den Funken geschlagen und dem, der das Licht angezündet hatte, entstehen, zu unnennbarem Schmerze des Einen und des Andern. Weder Pestalozzi noch Niederer waren geeignet, die immer mehr sich ausdehnende Anstalt in Iferten administrativ und ökonomisch zu leiten. Pestalozzi hielt Schmid, den praktischen und energischen, aber ehrgeizigen und unlautern Tyroler, für hiezu passend. Niederer selbst, so wenig sympathisch ihm Schmid war, ermunterte ihn doch um der Sache willen zur Rückkehr, die 1815 erfolgte. Als Schmid aber despotisch und ganz und gar gegen den ursprünglichen Geist der Anstalt zu agiren begann und Pestalozzi mehr und mehr seine Creatur wurde, da brach nach dem Tode der Gattin des Letztern der Sturm los: zwölf Lehrer verließen die Anstalt 1816, Niederer ein Jahr später. Schweigen wir von dem widerwärtigen Proceß, der sich wegen der Töchteranstalt zwischen Pestalozzi und Schmid einerseits und Niederer und seiner Frau anderseits erhob, der sieben Jahre dauerte, viel Schmutz aufrührte und endlich durch schiedsrichterlichen Spruch zu Ungunsten Niederers entschieden wurde. Mit Recht urtheilten Fremde darüber: „Die ärgsten Feinde hätten nichts erfinden und ersinnen können, das geeigneter gewesen wäre, den Enthusiasmus für Pestalozzi zu ersticken.“

Im Jahr 1813 war das Töchterinstitut Eigenthum der spätern Gattin Niederers geworden, und mit ihr leitete er dasselbe seit der Trennung von Pestalozzi bis 1837. Sie war mit den seltensten Gaben des Gemüthes und Geistes ausgerüstet, eine ausgezeichnete Lehrerin und Erzieherin und für ihn und sein Temperament, das gelegentlich wahrhaft vulkanisch ausbrach, wie geschaffen. Er hat ihr denn auch das schönste Zeugniß ausgestellt, und ihre gegenseitige Liebe dauerte bis zum Grabe. Vor seinem Tode sagte er nach einer schmerzenreichen Nacht zu ihr: „Diese Stunden sind mir nicht lang vorgekommen, denn ich habe darüber nachgedacht, ob du für mich mehr Schwester, Gattin oder Mutter warest.“

Nach 32jähriger Wirksamkeit in Iferten siedelte Niederer 1837 in vorgerücktem Alter nach Genf über, mit ihm die Töchterschule. War diese schon in Iferten in bestem Rufe gestanden, so nahm sie in der stattlichen Wohnung am Quai des Bergues einen neuen Aufschwung und wurde von allen Seiten frequentirt. Seine Hauptaufgabe bestand auch hier im Religionsunterricht, den er mit dem alten Feuer ertheilte, und in den Hausandachten. Oft kam er mit seinem Freunde Tobler in Nyon zusammen, der auch bei der Feier seiner silbernen Hochzeit anwesend war. Vier Jahre später gieng ihm Tobler, der „um ihn unendlich verdiente Freund“ im Tode voran. Die Reise nach Glarus an die gemeinnützige Gesellschaft, an der er dessen Nekrolog vortrug, sollte für Niederer verhängnißvoll werden. Er erkrankte bald darauf, und am

2. Dezember desselben Jahres 1843 starb auch er. Genf begrub ihn in feierlichster Weise. Die Gattin gab nach seinem Tode seine Briefe an Tobler von 1797 bis 1803 heraus. Im Jahr 1844 folgte ihm Krüsi, der letzte „Urpestalozzianer". Niederers Schriften, Reden und Aufsätze in einer ganzen Menge von Zeitschriften sind fast zahllos. Sie erwarben ihm viele Anerkennung von gelehrter Seite, so den Titel eines Dr. Philos. von den Hochschulen in Tübingen und Gießen. In Tübingen scheint er nach dem Wortlaut des Diploms eine Prüfung bestanden zu haben. Göthes Unterschrift steht unter der Urkunde seiner Ernennung zum Mitgliede der mineralogischen Societät in Jena. Das Gießener Diplom honoris causa nennt ihn den „bestverdienten Kenner, Vertheidiger, Verbreiter und Bewahrer der pestalozzischen Methode". Leider gieng die Hoffnung seiner Freunde, daß er die Mußestunden in Genf zu einer ausführlichen Biographie Pestalozzis benützen werde, nicht in Erfüllung. Er war kein richtiger Schaffer. Doch ist seine Schilderung Pestalozzis in der „Allgemeinen Monatsschrift für Erziehung und Unterricht" in Aachen (1828 und 1829) heute noch die beste, die ich kenne.

Niederer gehörte politisch zu den Radikalen, aber zu den Cultur-, nicht zu den Brutal-Radikalen, wie er sie unterschied. Er schwärmte für größere Einheit im Vaterlande, das er mit brennender Liebe umfaßte und dem er die providentielle Bestimmung zuschrieb, ein Volk Gottes zu sein, in dessen Mitte Freiheit und Bildung ihre heiligen Herde haben sollen. Seinem Heimatkanton bewahrte er das wärmste Interesse, und seine Landsleute vernahmen oft seine aus der Ferne zum Fortschritte anfeuernde Stimme in der Appenzeller-Zeitung und in besondern Brochüren. So empfahl er ihnen mit zündenden Worten die Annahme der neuen Verfassung in den dreißiger Jahren und 1840 die Aufstellung eines guten Schulgesetzes.

Heim, Decan.

Rosette Niederer, geb. Kasthofer.

1779—1857.

[Quellen: Handschriftliche Aufzeichnungen von Frau Niederer, von ihren Freunden und Bekannten, ihre Schriften: Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung 1828; dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht, zwei Bände, 1838; die einschl. Schriften Pestalozzis, Schmids und Bibers.]

Unter den Persönlichkeiten, die, durch Pestalozzi für die Sache der Erziehung gewonnen und begeistert, einen engern Kreis um ihn bildeten,

nimmt Rosette Niederer, geb. Kasthofer, durch Geist, Gemüth und reine, selbstlose Hingebung an die hohen Zwecke des Meisters eine hervorragende Stelle ein. Schicksal, Begabung und inneres Bedürfniß ließen sie von früh an die edlern Güter des Lebens schätzen und als das allein würdige Ziel alles menschlichen Ringens erkennen. Die Keime des Wahren, Guten und Schönen, welche Pestalozzi und dessen Gehülfen Muralt und Niederer in die nach einer edeln Lebensaufgabe suchende Seele der Jungfrau legten, giengen in einem reichen, langen Leben in schönster Fülle auf und spendeten Labsal, Trost und Erquickung den vielen Hunderten, die sich ihrer Führung anvertrauten. Nach irdischen Gütern hat sie nie gestrebt; ihr Reich war nicht von dieser Welt; ihr Thun war ihr Zweck, nicht Mittel. Mühsal, Arbeit, Sorge, auch oft Mißkennung war ihr äußeres Loos. Aber bei all dem Schweren, welches das Leben ihr bot, verlor sie nie den frohen Muth und die tapfere Freudigkeit, welche das Bewußtsein verleiht, für die höheren Zwecke der Menschheit zu wirken, also Ewiges, Unvergängliches zu schaffen. Die Worte, die sie auf ihren 67. Geburtstag, drei Jahre, nachdem sie ihren Gatten ins Grab gelegt, gegen das Ende ihrer segensreichen erzieherischen Thätigkeit in ihr Tagebuch schrieb, zeugen von dem hohen Geistesgang der edeln Frau und von dem ungebeugten Muth und der Frische, die sie durch alle Lebensstürme hindurch für ihre Aufgabe sich bewahrt hatte.

Im Hinblick auf ihre praktische wie schriftstellerische Wirksamkeit als Erzieherin äußert sie sich an besagter Stelle unterm 1. November 1846 also:

„Bald, übermorgen, wird mein 67. Geburtstag sein, und mit Gefühlen des Dankes und der innern Erhebung blicke ich auf meine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Mein neu begründetes Haus besteht mit Ehren. Gottes Hülfe war mir nahe. Ein schöner Geist belebt das Ganze, mir ist wieder wohl unter meinen Kindern. Sie hangen mir an mit Dank, Liebe und Vertrauen. Meine Gesundheit und Kraft sind so fest; mein Muth und mein Vertrauen in den Beistand Gottes so groß, daß alles Drückende meiner Tage dadurch erleichtert wird. In meiner Vergangenheit erblicke ich Schwächen und Irrthümer, doch nie suchte ich eigennützig mich selber in meinem Thun; ich lebte mit meinem theuren Verewigten treu meiner Aufgabe. Ich wollte und suchte das Gute; die Wahrheit war mir heilig; mein Streben war ungetheilt meiner Aufgabe als Erzieherin zugewendet; ich fühlte mich ein Werkzeug in der Hand Gottes, aufbewahrt zu höhern Zwecken. Darum beugte mich keine Prüfung und jedes Leiden erschien mir als Schule der Prüfung. Es kommt nun die Zeit der Erfüllung dessen, was in meiner

Seele lebt und um dessenwillen ich geläutert werden sollte. O Gott, mein Gott, laß mich würdig sein, in deinem Dienste zu wirken und nach deinem Willen zu vollenden."

Wohl mag der Leser aus diesen Vorbemerkungen die Ueberzeugung geschöpft haben, Rosette Niederer, geb. Kasthofer verdiene es wohl, daß ihr Gedächtniß bei der Nachwelt wieder aufgefrischt und ihr ein Ehrenplätzchen in der Geschichte der schweizerischen Volksschule eingeräumt wurde.

Der Stammvater des schweizerischen Geschlechtes Kasthofer oder Castenhofer, Leonhard, verließ im 16. Jahrhundert, den Verfolgungen um seines Glaubens willen zu entgehen, seine Heimat Baiern und ließ sich in Aarau nieder. Sein Enkel, Johann Friedrich, siedelte im Jahr 1631 nach Bern über und erwarb sich daselbst das Bürgerrecht der Stadt. Dessen Enkel, Gottlieb, geb. 1725, gest. 1803, hatte die Rechte studirt, um als Fürsprech seinen Mitmenschen nützlich sein zu können. Er verehelichte sich im Jahr 1766, also im 41. Lebensjahr, mit Rosina Susanna Chaillet von Murten und Neuenburg. Die Ehe war mit acht Kindern gesegnet. Eines derselben starb in frühester Jugend, die übrigen vier Söhne und drei Töchter erreichten alle ein höheres Alter. Das jüngste dieser Geschwister ist nun unsere Marie Rosette, geboren den 3. November 1779.

Ueber die sonstigen Verhältnisse der Familie geben die Aufzeichnungen eines nahen Verwandten derselben Aufschluß: „In ihren letzten Schicksalen spiegeln sich die bernischen Verhältnisse und diese werfen Licht auf jene. Als eine kleine Familie mit geringem, gesunkenen Vermögen, war Gewicht und Einfluß unter den bernischen regimentsfähigen Geschlechtern nicht groß. Eine mißlungene Speculation hatte Verschuldung und wachsende ökonomische Verlegenheit zur Folge. Der Muth für erneute Thätigkeit ward gelähmt und Unmuth trat an die Stelle, — um so zehrender, als er in den Verhältnissen der damaligen Burgerschaft Nahrung fand und nur die Ungunst der letztern empfunden wurde. Die Verschwörung und Hinrichtung Henzis (1749) hatte die Lage der Burgerschaft verschlimmert, die Unzufriedenheit nur zurückgedrängt, weder gehoben noch verringert. Antheil an der Verschwörung hatte die Familie keinen; aber die Nacht vor der Hinrichtung Henzis hatte Gottlieb Kasthofer seinen Dienst in der Burgerwache vor der Thüre des Gefängnisses. Was an sein Ohr gedrungen war, hatte sein Gemüth tief ergriffen, und diese Jugenderinnerungen wurden immer wieder wach und im vertrauten häuslichen Kreise nicht unterdrückt."

„Die Heirat Gottlieb Kasthofers war mit der Aussicht auf Wiederherstellung besserer ökonomischer Verhältnisse geschlossen worden. Die Familie Chaillet war angesehen und reich; auf das Erbe kinderloser

Glieder angewiesen. Jedoch fiel der Reichthum andern Zweigen als ausschließlichen Erben zu. Diese mit Kränkung verbundene Enttäuschung vermehrte den Unfrieden der ohnehin durch ungleiche Charaktere entzweiten Ehegatten und steigerte mit den wachsenden Sorgen die Verlegenheiten. Der Druck lastete um so schwerer, als die Mutter der sieben Kinder allmälig erblindete. Da erhielt der Hausvater, durch die Bemühungen seines ältesten Sohnes unterstützt, 1789 die Stelle eines Inselverwalters (Verwalters des bernischen Kantonsspitals), deren Besoldung und Verhältnisse die zahlreiche Familie von weitern Sorgen befreiten. Tilgung früherer Schulden ward aber um so weniger möglich, als die nöthige Einschränkung unterblieb. Dagegen eröffnete sich der Familie eine andere Hülfsquelle, welche unter diesen Umständen mehr als der Zuwachs von Vermögen der Familie zum Glücke gereichte und die scheinbare Last zur Wohlthat werden ließ. Es war dies die gedeihliche Entwicklung der Kinder, deren glückliche Anlagen der mangelnden Ueberwachung und häuslichen erzieherischen Leitung ungeachtet heranreiften und durch Vorzüge des Gemüthes und praktischen Geschickes den ältern Geschwistern wohlthätigen Einfluß auf die jüngern verstatteten. Das Gefühl eigener Kraft ward geweckt und zur eigenen Strebsamkeit ermuntert."

Der älteste Sohn, Gottlieb Rudolf, geb. 1767, hatte die Rechte studirt. Frühe hatten dem strebenden fleißigen Jünglinge in der damals gewohnten Laufbahn öffentlicher Beamtungen sich bescheidene Hülfsquellen geöffnet, und ihn schon zu Lebzeiten des Vaters in den Stand gesetzt, durch Opfer dessen Verlegenheiten zu begegnen, die Erziehung und Studien seiner Brüder möglich zu machen und ihre Anstellung zu fördern. Zur Zeit der Helvetik war er Canzleichef im Ministerium des Innern unter Rengger, dann Regierungsstatthalter des Kantons Bern. Zuletzt trat er durch Vermittlung seines Freundes Rengger die Stelle eines Staatsschreibers des neu constituirten Kantons Aargau an, in welcher Stelle er bis an sein Lebensende blieb. Er fand seine Befriedigung in diesem seinem Wirkungskreis, widmete sich mit Vorliebe und Erfolg außerdem der Hebung des Volksschulwesens und Armenwesens. Er starb 1823, 56 Jahre alt.

Auch seine drei Brüder machten nicht weniger ihren Weg. Emanuel, geb. 1772, betrat die militärische Laufbahn. Aus holländischen Diensten zurückgekehrt, wurde er zum Oberinstructor der bernischen Standestruppen ernannt. Er starb 1824, noch nicht 42 Jahre alt.

Friedrich, geb. 1775, studirte Medicin, hatte eine sehr bewegte Laufbahn, diente unter anderm auch im Jahr 1803—1804 als Arzt am Lazareth im Schlosse Münchenbuchsee, dann bei den Schweizerregimentern

unter Napoleon, kam nach Spanien, gerieth in harte Gefangenschaft, später ließ er sich in der Waadt als Arzt und Chirurg nieder. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in seiner Vaterstadt Bern. Er starb 1854.

Karl Albrecht, geb. 1777, hatte auf den Rath und mit der Unterstützung seines ältesten Bruders Rudolf die Forstwissenschaft zu seinem Berufe erwählt. Nach gründlichen Studien in Göttingen, Heidelberg und den Forstschulen am Harz, kehrte er in den Kanton Bern zurück, wurde zum Adjunct des Forstmeisters des Kantons ernannt, später zum Oberförster des Oberlandes, 1832 zum Forstmeister der Republik Bern, 1837 zum Mitglied der Regierung. Später zog er sich ins Privatleben zurück, durch Mißkennung vielfach gekränkt und mißstimmt. Einen ehrenvollen Ruf nach Rußland, der in den Jahren seiner größten Leistungsfähigkeit an ihn gelangte, lehnte er ab, um seinem Vaterlande zu dienen. Das Andenken an seine großen und vielfachen Verdienste um dasselbe als praktischer Forstmann wie als Schriftsteller („der Lehrer im Walde") ist noch in Aller Erinnerung. Er starb 1853.

Rosette stammte also aus einer mit hohen Geistesgaben ausgestatteten Familie; auch ihr war ein reiches Maß davon zu Theil geworden. Sie stand in dieser Hinsicht wol ihrem jüngsten, um zwei Jahre ältern Bruder, dem Forstmeister, am nächsten, mit dem sie auch stets in innigstem Verkehr blieb. Nicht minder intim war ihr Verhältniß zu dem ältesten Bruder Rudolf. Emanuel und Friedrich standen ihr in Folge ihres Lebensganges wol ferner.

Rosette war nach ihrem eigenen Zeugniß als Kind äußerst schwächlich, blaß und hager. „Bald war ich ungemein fröhlich, wieder ungemein traurig und in Thränen ausbrechend, ohne daß ich mir bestimmte Rechenschaft geben konnte, warum. Vom 14. bis 16. Jahr, da meine körperliche Entwickelung sich rasch förderte, litt ich unendlich viel; oft war ich der Ohnmacht nahe. Sprachlos, bewegungslos lag ich oft auf dem Boden, von unnennbaren Leiden überwältigt. Die größte Wohlthat war es dann für mich, wenn man mich ruhig ließ, die fürchterlichste Qual, wenn man mich berührte oder aufheben wollte." Aber von da an befestigte sich ihre Gesundheit in dem Grade, daß alle Mühen, Sorgen und Anstrengungen eines langen thätigen Lebens dieselbe nicht ernstlich zu erschüttern vermochten.

Das Leben in der Familie Kasthofer bot, da die Eltern sich nicht verstanden, manche Schattenseiten. Von einer absichtlichen, consequenten Erziehung war nicht die Rede. Die unabsichtlichen, gewöhnlich entscheidenderen Einwirkungen waren durch die Verhältnisse gegeben. Man ließ die Kinder im Hause ziemlich frei; sie konnten thun und lassen, was sie mochten. Aber sie waren belastet mit den Anforderungen und der Mißbefriedigung, welche das Ungeordnete eines Hauses und das willkürliche und unstete Thun mit

sich führen. Sie liebten und verehrten die Eltern, namentlich den Vater, waren aber oft Zeuge des Zwiespalts zwischen Vater und Mutter, und von den heftigen Auftritten zwischen denselben manchmal tief erschüttert. — „Mein Vater", berichtet Rosette, „war einer der besten, kräftigsten Menschen, voll der herrlichsten Anlagen, die unter günstigen Umständen zu seinem und der Seinen Lebensglück herangereift wären. Als einziger Sohn im Wohlstand erzogen, konnte er bestimmten Widerspruch nicht ertragen. Voll Feuer und Lebenskraft, war er furchtbar in den Aufwallungen seines so leicht gereizten Gemüthes; dabei aber erfüllt von hoher Engelsgüte, für Liebe so rein empfänglich und so lenksam durch ihre Worte; aber diese waren ihm so karg zugetheilt. Es fehlte die Hand der Liebe, die alles aus ihm hätte bilden können, was nur die Liebe zu bilden vermag. Der Mutter fehlte jeder vernünftige Begriff einer richtigen Haushaltungsführung. Für sich lebte sie einfach und eingezogen, wachte treu über die physische Erziehung der Kinder; am Willen, mehr zu thun, fehlte es nicht, aber am Verständniß. Sie hatte schöne Anlagen: treffenden Mutterwitz, Kraft, Thätigkeit, aber sie blieben unausgebildet, mißleitet, verkrüppelt. Ihre Führer handelten nach dem Grundsatz: Mädchen müssen außer spinnen und kochen nichts, gar nichts wissen. So war sie in Streit und Widerspruch groß gewachsen mit aller Leidenschaftlichkeit einer kraftvollen Natur, erfüllt mit Bitterkeit gegen ihre Umgebung, ohne Erkenntniß, entblößt von innern Hülfsquellen, ohne Ergebung in ihr Schicksal, ewig unzufrieden, voll Vorwürfe für ihre Umgebung, die sie nur als Quäler und als Urheber ihrer Sorgen und Beschwerden ansah."

Die Geschwister standen im besten Verhältniß unter einander. Die ältern erwiesen sich voll aufopfernder Liebe gegen die jüngern; und aus der Thatsache, daß aus jedem der sieben Kinder etwas Rechtes geworden, jedes seine Lebensaufgabe ehrenhaft erfüllt hat, folgt der unabweisbare Rückschluß, daß das innerste Wesen der Eltern tüchtig, echt und gut war.

Rosette war nahezu zehn Jahre alt, als der Vater zum Spitalverwalter ernannt wurde. „Wir bezogen", erzählt sie, „eine der schönsten Wohnungen. Die herrliche Aussicht, für deren Schönheit ich schon empfänglich war, gedehnte Terrassen und Garten — und muntere Gespielinnen waren nun meines Lebens Freude. Zwar wich das Drückende im häuslichen Kreise nicht, aber der Ersatz von außen war groß und das Gleichgewicht zwischen Schmerz und Genuß hergestellt. Der Wirkungskreis, der meinem Aug sich aufschloß, war groß: Siebenzig Kranke, und die Wachsamkeit und Sorgfalt so vieler Menschen um ihr Wohl, ihre Nahrung und Pflege; dieser große Schauplatz menschlichen Elendes und heiliger Verpflichtung zur Milderung desselben. Meiner Mutter rastlose, wenn schon nicht zweckmäßige Thätigkeit, die menschen-

freundliche Sorgfalt und überall weise und kraftvoll eingreifende Thätigkeit meiner ältern Schwester, welche die eigentliche Verwaltung der Oekonomie führte und ihrer großen Aufgabe ganz gewachsen war[1], und meines Vaters über allen Begriff gewissenhafte Verwaltung seines Amtes, der Verkehr mit Menschen aus allen Ständen, die großen Erfahrungen, die sich fast täglich vor meinen Augen entwickelten, förderten ungemein und erweiterten den geistigen Horizont."

„Bald, sehr bald, fiengen für mich die Schulqualen an. Von den häufigen Schreckensscenen im Hause ward ich nun für sieben Stunden des Tages entfernt und in ein enges Schulzimmer mit etwa 30 Kindern gesperrt, und zwar um noch empörenderen Scenen beizuwohnen. Zwei Furien walteten fürchterlich mit den Kindern, und um eines Gedächtnißfehlers willen wurde oft das Haar der Kinder um die wüthende Hand der Lehrerin gewickelt und der Kopf an den Wänden blutig geschlagen."

Waren die Früchte ihres Schulunterrichtes nur gering, so war der tägliche Umgang mit so strebsamen und reich begabten Brüdern um so fördernder. Dieser brachte dem an Geist und Gemüth so trefflich ausgestatteten Mädchen großen Gewinn an Anregungen, Einsicht in mancherlei Verhältnisse, wie an Kenntnissen.

Daß die heranwachsende Jungfrau so früh schon nach einer großen, würdigen Lebensaufgabe sich sehnte und umsah, ist wol wesentlich durch das Vorbild, das die erwähnte ältere Schwester ihr darbot, mit veranlaßt.

Durch Vermittlung Renggers wurde ihr ältester Bruder Rudolf schon 1800 mit Pestalozzi bekannt, der dann ab und zu die Familie Kasthofer besuchte und so auch Rosette kennen lernte.

Als Vater Kasthofer 1803 starb, bestand die Familie nur noch aus der erblindeten Mutter, dem ältesten Sohne und Rosette. Die andern Brüder waren in Berufsstudien abwesend, die Schwestern verheiratet, die zweitjüngste, Juliane Margaritha, an Pfarrer R. Wyß in Münchenbuchsee. Rudolf blieb mit Mutter und Schwester noch ein Jahr in Bern, dann siedelte er mit den Seinen nach Aarau über. Im Herbst 1804 besuchte Rosette ihre Schwestern in Kirchdorf und Münchenbuchsee. Am letztern Ort hatte sie Gelegenheit und benutzte dieselbe eifrig, die pestalozzische Anstalt, die im Schlosse nahe am Pfarrhaus untergebracht war, näher kennen zu lernen.

[1] Katharina Margaritha Susanna, geb. 1769. Sie heiratete später Pfarrer Daniel Hunziker in Kirchdorf, Kts. Bern, und starb hochbetagt 1853. Sie ist die Großmutter des Herausgebers der vorliegenden „Geschichte der schweizerischen Volksschule".

Sie begeisterte sich für das große Werk der Jugend- und Armen-erziehung. Pestalozzi selbst traf sie hier nicht, er war schon nach Iferten gegangen, aber v. Muralt ertheilte ihr im Pfarrhaus auf ihrem Zimmer Privatunterricht in der Methode, die ihr ganz neue Gesichtspunkte eröffnete und sie mächtig anregte. Auch entwickelte sich zwischen ihr und Muralt ein warmes Freundschaftsverhältniß, dessen Innigkeit im Laufe der Jahre und Erfahrung sich stets gleich blieb.

Aber sofort ihrer Neigung zu folgen und der Jugenderziehung sich zu widmen, gestatteten die Verhältnisse nicht. Die kindliche Pflicht rief sie nach Aarau zur Pflege ihrer Mutter zurück. Im Jahr 1806 verheiratete sich ihr Bruder Rudolf mit Luise Strauß von Lenzburg, deren Vater in St. Germain bei Paris als Kaufmann etablirt war. Die häuslichen Pflichten wurden dadurch getheilt, Rosette etwas freier. Ihre Muße benutzte sie zu weiterer geistiger Ausbildung; sie las viel, doch nicht, um zu sehen, ob der „Hans die Grethe bekomme", sondern um den Geist zu bereichern und sich zu veredeln.

In dieser Zeit bot ihr ein reicher Mann seine Hand zum ehelichen Bunde. Aber sie kann sich nicht entschließen, dieselbe anzunehmen. Sie will und sucht ein Höheres als glänzende Lebensstellung und Reichthum. „Nahe vor mir", schreibt sie, „liegen große Scheidewege; ernst und wichtig ist der Schritt, der hierhin oder dorthin mich lenkt. Schon sprichts mich an, mit aller Kraft hierhin und nicht dorthin zu steuern. Meine Wahl ist nicht aus-gesprochen, aber still in mir ist sie entschieden ... Kann, soll ich mich hingeben einem Manne, der mir giebt, was mir fehlt: Gold? der mich hinabziehen würde in den unbezwingbaren Strom des — Gefühl und Kräfte zerstörenden — Lebensschlendrians und mir kein höheres Glück bieten könnte als das, was in diesem niedrigen Strome zu erjagen ist? — O nein, ich kann und soll es nicht. — Ach, nicht verloren im Weltall mag ich ein zweckloses Leben verleben. Ein anderer Weg öffnet sich mir. Er führt zu höherer Selbstbildung, dann zur Mitwirkung an der Menschenbildung — und wankellos werde ich dahin meine Schritte leiten."

„Ich will Mutter sein fremden Kindern und rastlos will ich arbeiten, um fremdes Wohl zu bewirken, damit einst eigenes Wohl mich lohne und jeden Gedanken verfehlter Bestimmung zernichte. Und wenn mir graut vor meiner Entscheidung, die mich hinauswirft in die fremde Welt, in den Strudel größerer Wirksamkeit, wenn mirs schwindelt, da zu stehen allein, ohne sichtbaren Schutz, dann will ich rückwärts blicken auf alle vergangenen Tage, damit ich vertrauen lerne dem, der mir zu jeder Prüfung auch Kraft gegeben."

Das sind nicht Phrasen, das sind feste Entschlüsse, gefaßt in ernster Stunde. Mit Bewunderung und Verehrung schauen wir auf die Jungfrau,

die einem angenehmen bequemen Leben im Schooße des Reichthums die Mühe und Sorge der Arbeit im Dienste der Menschheit vorzieht, und erheben uns selber an dem Adel einer solchen Seele.

Bald sollte sich ihr auch ein ihr zusagender Wirkungskreis eröffnen. Die Sache kam so:

Im Herbst 1804 zog Pestalozzi mit drei seiner Lehrer und einigen Zöglingen nach Iferten in das nunmehr der Stadt angehörende Schloß, wohin ihm im Jahr 1805 die ganze Anstalt von Münchenbuchsee nachfolgte.

Neben dem Institut für Knaben stand unter Pestalozzis Leitung auch eine Erziehungsanstalt für Mädchen, welche 1806 von zweien seiner Lehrer, Krüsi und Hopf, eröffnet und dann jenem übergeben wurde. Es war dieselbe in einem besondern Gebäude in der Stadt untergebracht. Mit dem Knabeninstitut war sie in der Weise verbunden, daß der Mädchenunterricht von den Lehrern desselben ertheilt und die Gesammtkosten des Haushalts aus der Kasse im Schlosse bestritten wurden, in welche dagegen dann auch die Pensionsgelder für Töchter flossen. Den äußern Haushalt leitete und überwachte Frau Custer, Pestalozzis Sohnsfrau, Mutter seines Enkels Gottlieb, die in zweiter Ehe den Oekonomen Custer geheiratet hatte und nun, von diesem unterstützt, ebenso treu für die leibliche Pflege der Mädchenfamilie sorgte, wie sie es einst in Burgdorf für die große Anstalt gethan hatte. Für die pädagogische Leitung war eine besondere Erzieherin angestellt. Die Person jedoch, auf welche die erste Wahl gefallen war, stand nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe, weder nach Kenntnissen und Einsicht, noch nach Charakter und Gesinnung. Es mußte, sollte nicht großer sittlicher Schaden entstehen, für bessere Führung gesorgt werden. Pestalozzi war nicht lange im Zweifel, wo dieselbe zu finden sei. Seit seiner ersten Bekanntschaft mit Rosette Kasthofer stund er mit derselben in brieflichem Verkehr. Rosettens Verhältniß zu ihm gestaltete sich immer mehr als das des kindlichen Vertrauens zu einem Freunde, dem sie alle Angelegenheiten ihres Lebens mittheilte und ihn darüber um Rath fragte; dem sie ihre Gedanken und Gefühle offenbarte und sich von ihm Aufschluß darüber erbat. Ihr innerer Beruf zur Erzieherin entschied sich durch diese gegenseitigen Mittheilungen immer mehr, worüber Pestalozzi sehr erfreut war. „Freundin", schrieb er ihr u. a. nach Aarau, „ich danke Gott für Ihre Anhänglichkeit an meine Methode, wie ich ihm für weniges, das ich auf Erden genieße, danke. Sie werden die Methode Ihrem Geschlechte geben; Ihre Ansichten sind mit dem, was in derselben wirklich geleistet wird, so übereinstimmend und treffen so vollkommen mit den Bedürfnissen der Vorschritte derselben selbst ein, daß ich Ihnen den Grad meiner Hoffnung und meiner Freude, Sie auf dieser Laufbahn zu sehen, nicht ausdrücken kann."

„Liebe, Edle! Sie machen mich glücklich. Der Traum der Eindrücke Ihres Thuns und die Erinnerung der Hoffnung, die Sie in mir rege gemacht, haben sich mit allem meinem Sein, Thun und Streben ganz verwoben. Ich kann mein Thun und meine Zwecke nicht mehr außer Verbindung mit Ihnen und Ihrem Thun denken und fühlen. Gute, Edle! Ich genieße in meinem Alter ein beneidenswerthes Glück; das Wesen dieses Glückes ist von allem Aeußerlichen unabhängend; dennoch senden Sie mir zu Zeiten einige Zeilen. Wenn unser Glück auch noch so groß: das Lächeln seiner Nebensachen ist dennoch erquickend."

Im Jahr 1808 siedelte die blinde Mutter für bleibend zu ihrer Tochter ins Pfarrhaus Kirchdorf über. Von dieser Seite war nun Rosette ganz frei.

Da erhielt sie im Mai dieses Jahres von Jungfrau Ray in Grandson, mit der sie seit 1801 innig befreundet war, eine Einladung, zu ihr zu kommen, um einige Kinder von beidseitigen Freunden und Verwandten gemeinsam mit ihr zu erziehen. Aber so sehr Rosette sich freuen würde, mit ihrer Freundin unter einem Dache zu leben und an einer so schönen Aufgabe sich zu betheiligen: sie lehnt dennoch ab, vorzüglich aus dem Grunde, weil sie sich für eine solche Aufgabe noch nicht für befähigt hält. „Was würden Jgfr. Ray und ich gemeinschaftlich beginnen?" schreibt sie am 3. Juli an Pestalozzi. „Kinder unterrichten! Und wie? In Ihrer Methode, sagt sie. Gut, in Ihrer Methode, die wir selbst nicht kennen. Unter Anleitung — freilich. Aber ach, wenn ich dem schwachen, hülfsbedürftigen Kinde nur eine Hand bieten kann, um mit der andern mir selbst mühsam durchzuhelfen — dann ist meine Führung ohne Sicherheit, mein Gang schwankend und langsam. Wahr ists, der Lehrer lernt, indem er lehrt. Allein, wer mit Ehren als solcher auftreten will, muß gleichwol auf einer Stufe von Kenntnissen stehen, die noch unerreicht, weit ob mir steht. Das Wenige, so ich (an Vermögen) besitze, will ich brauchen, um ein Jahr oder mehr noch mich frei und unabhängig dem Erlernen Ihrer Methode zu widmen, um dann als brauchbarer Mensch mir selbst fortzuhelfen unter Ihrer Leitung und die Stelle meines Wirkens da zu suchen, wo Sie glauben, daß es recht ist."

Zur Erweiterung ihrer Kenntnisse und Lebensanschauungen folgte sie noch im Juli einer Einladung der Familie Strauß nach St. Germain zu einem kürzern Aufenthalt. Paris befriedigte sie wenig, dagegen fühlte sie sich bei den Verwandten sehr wohl.

Ein Brief Pestalozzis rief sie in die Heimat zurück.

„Freundin, ich bedarf Ihrer Hülfe. Mein Mädcheninstitut geht nicht ohne eine Person von höhern Ansichten, und Ihr Wille, die Methode vollendet kennen zu lernen, stimmt mit den jetzigen Bedürfnissen meiner Lage vollkommen überein. Ich will Ihnen durch eine Ver-

bindung mit meiner Anstalt keine Wohlthat thun, aber ich will Ihnen auch die Wohlthaten, die Sie mir durch diese Verbindung thun werden, nicht unvergolten lassen. Wir wollen gegenseitig mit gleichen Gesinnungen handeln. Sie kennen meine Zwecke und ich will die Ihrigen fördern.“ Und: „Deine Theilnahme, Freundin, ist jetzt für Dich ein sicheres Loos. Du findest, was Deiner werth ist, und wenn Du das, was Du schon hast, zu dem, was Dir die Methode gewiß geben wird, hinzusetzest — so bist Du eine der vollendetsten Personen, auf die ich meiner Methode halber meine Hoffnung baue. Du wirst mehr im Ganzen finden, als Du erwartest. Im Einzelnen erhebst Du Dich über die Schwächen des Momentes, über die sich mein Werk noch nicht erheben konnte. Die Art, wie wir neben einander wohnen werden, wählest Du dann selbst, wenn Du die Umstände und Umgebungen alle selber gesehen.“

Ende September reiste Rosette in Begleitung des Knaben Albert Strauß, den sie der pestalozzischen Anstalt in Iferten zuzuführen hatte, von St. Germain ab.

Pestalozzi war sehr erfreut, sie bei sich zu sehen. Es erquickte sein Herz, daß sie ihn als Vater begrüßte. Sie blieb jedoch nur wenige Tage und begab sich, um sich von den Strapazen der langen und mühsamen Reise zu erholen, für einige Zeit zu ihrer geliebten Ray nach Grandson. Bald folgte ihr ein Brief Pestalozzis nach:

„Du sagtest mir Vater; Du gabst mir das Recht; ich sage Dir Tochter — der Name, den Du mir gabst, macht mich glücklich, wenn Gott oder Du mir Gelegenheit geben, ein Scherflein zum Glück Deines Herzens beizutragen. Wäre ich in die Grenzen meiner Erdentage beschränkt, ich würde zweifeln und fürchten, dieses Glück sei mir nicht beschieden. Aber das Auge Deiner Hoffnung wirft sich gegen mich hin, weil Du mich nicht innert diesen Grenzen denkst. Nein, ich lebe in den Meinigen und in meinem Werk, und dessen bin ich wie meines Lebens gewiß: mein Werk wird das Deinige sein, und die Meinigen, sie wissen es nicht, sie ahnen es nicht, aber sie werden die Deinigen sein, und dann — dann, wenn ich schlummre und in den Armen des Todes der Welt entrissen bin, dann, dann wirst Du Dich immer noch freuen und Segen finden in der Ausführung eines Werkes, dessen erste Ahnungen Dein Herz also erheben, daß sie Dich den Vaternamen gegen mich aussprechen machen. Dank, ewiger Dank, für das mich so beseligende Wort, und nimm so froh, so innig mein Gegenwort an. Meine Tochter, der Einfluß, den Du auf mein Thun haben kannst und haben wirst und dessen Kraft Gott so rein und so hehr in Dich gelegt hat, ist ein Trost meines Todbettes, der dem Troste gleicht, den der Einfluß der edelsten,

besten meiner Söhne diesem Todbett gewähren wird. Mach mir oft Freuden, wie die ist, daß Du jetzt einige Zeilen von mir forderst und so veranlaßtest, Dir zu sagen, was mein gehemmter Mund nicht frei und leicht also ausgesprochen hätte."

Die Antwort Rosette Kasthofers auf diesen Brief, d. d. 22. November 1808, ist ein treuer, klarer Spiegel ihres innern Lebens und Strebens und zeigt, in welchem Sinne sie die Aufgabe erfaßt, der sie entgegen geht. Dieser hohen Auffassung ist sie ihr ganzes Leben hindurch ohne Wanken treu geblieben und nie hätte Jemand Ursache gehabt, sie zu fragen: Wo ist deine erste Liebe hin?

„Wo sind die Gefühle", schreibt sie, „die das liebende Kind nicht gerne dem geliebten Vater mittheilen möchte? Ich kenne sie nicht! Guter Vater, und nun ganz mein Vater, da Sie mich als Ihre Tochter erkannt. Mein Vertrauen zu Ihnen ist das des liebenden Kindes, das gehoben durch Ihre Gegenliebe beglückt, beseligt sich fühlt in diesem Vertrauen."

„Geknüpft durch Verhältnisse, die Sie kennen, an Weltverbindungen, die nur eitel glänzende, keine befriedigenden Seiten mir bieten —, ehemals thätig in großem Wirkungskreis, aber gedrückt durch Umstände, unter denen meine Kräfte erlagen; heute beschäftigt mit dem Tand jener Verbindungen, der mich leer läßt in der Fülle meiner Wünsche und mit Erfüllung der Pflichten im häuslichen Kreise, die mich lange nicht genug erfüllt und über deren Grenzen mich die Kraft voller Gesundheit, vereint mit warmer Thätigkeitsliebe, weit, weit hinaustragen; bedroht in der Zukunft durch Gründe von den Umständen erzeugt, mit festern Banden an diese Welt, die nie meine Welt sein kann, gekettet zu werden, suchte ich Rettung bei meiner Vernunft, die mir gebot, einen höhern Zweck meinem Dasein zu suchen, damit ich thätig und wirksam diesem höhern Zwecke entgegen arbeitend, statt mich fester zu knüpfen an diese Welt, in der nichts mich erhebt, mich loswinden könne, um diese Verbindungen gegen würdigere zu tauschen."

„Ich kannte Sie, mein Vater, zwar damals wenig persönlich; allein der Eindruck, den Sie, Ihr Werk, seine Anschauung und die Aeußerungen der Wirkungen desselben auf mich gemacht, hallte tief wieder, so wie er durchs ganze Leben hallen wird, in meiner Seele. Unter Ihrer Leitung wirken zu können, war mein Wunsch. Doch seiner Erfüllung sah ich nur in schwachem Licht entgegen. Ich sah nicht, daß weibliche Hülfe mit Kraft in Anspruch genommen wurde, und glaubte sie entbehrlich. Doch der Ruh bedürftig nach Stürmen, sah ich in Ruh auch der Zukunft entgegen, die mich belehren sollte. Sie kamen nach Aarau, sprachen offen mit mir von Ihren Plänen, und wie sehr mich die Mittheilung derselben, sowie

die Ansicht ihrer für die Menschheit unausbleiblichen wohlthätigen Folgen ergriffen, wissen Sie selbst."

„Doch nicht diese Ansicht allein: der feurige Wunsch, hier mitwirken zu können, die Gewißheit, hier den Zweck gefunden zu haben, den die Vernunft mir zu suchen gebot, — Das alles wirkte so sehr auf mich, daß, hätten nicht durch die Natur geheiligte Pflichten mich gebunden, ich schon damals gesagt hätte: O Vater, nimm hin dein Kind mit seinen Kräften, Wünschen und Hoffnungen und leite es zu deinem Zweck! ... Jene Pflichten sind nicht aufgelöst, allein ich fange an zu glauben, daß sie nicht das gänzliche Opfer meiner selbst fordern, daß ihre Erfüllung nicht meine Bestimmung allein sein sollte. Und weil ich das fühlte, so sag ich heute zu Ihnen: Nehmen Sie Ihr Kind in Anspruch, o mein Vater! Unter Ihrer Leitung wird ihm wohl werden! ... Sie kennen meine Verhältnisse, mein Herz, meine Kräfte! Was ich kann und nicht kann, bestimmen Ihre Einsichten weit besser als die meinigen, und meine gänzliche Ruhe hierüber gründet sich auf mein gänzliches Vertrauen! ... Wahrlich, wer sein Schicksal der Leitung eines solchen Vaters vertrauen kann, darf ruhig träumen im Traum seines Lebens; sein Erwachen muß Glück sein. ... O, daß Ihre Hoffnungen einst in Erfüllung gehen möchten an Ihrem Kinde

Rosette Kasthofer.

Im Dezember 1808 bezog Rosette Kasthofer eine Privatwohnung in Iferten und saß nun im Mittelpunkt des pädagogischen Lebens und Treibens, nach dessen Anblick sie sich so lange gesehnt, war in täglichem unmittelbarem Verkehr mit ihrem väterlichen Freunde und ließ sich durch die von ihm ausströmende Licht- und Liebeskraft erleuchten und durchwärmen. Mit klarem Blick durchschaute sie die Verhältnisse im Schlosse wie in der Mädchenerziehungsanstalt. Den ganzen Winter hindurch blieb sie mit Pestalozzis Zustimmung in dieser beobachtenden, unbefangenen Stellung, besuchte jedoch fleißig die Unterrichtsstunden, namentlich die ihres Freundes Muralt. Auf 1. April 1809 wurde die bisherige Hauptlehrerin der Mädchenanstalt entlassen und Rosette übernahm auf den Wunsch Pestalozzis und mit Zustimmung ihres Bruders, des Staatsschreibers Kasthofer in Aarau die pädagogische Leitung des Instituts. Da Frau Custer auch fernerhin den Haushalt besorgte, blieb Rosette Kasthofer vorderhand in ihrer bisherigen Wohnung, beköstigte sich selber, blieb nur den Tag über in der Anstalt. Pestalozzi sagte ihr eine jährliche Renumeration von 24 Louisd'or (= Fr. 560 n. W.) zu. Die Last, die sie übernahm, war sehr groß. Es galt, nicht nur den Unterricht besser zu organisiren, sondern den Geist des Hauses umzuschaffen.

Die erstere Aufgabe war die schwerere. Die Lehrer, welche von der Knabenanstalt herüberkamen, mangelten nicht selten der nöthigen Kenntnisse, fuhren planlos in den ihnen übertragenen Fächern herum, so daß von einem geordneten Gang des Unterrichts wenig die Rede war und die Mädchen ihre Zeit fruchtlos verloren. Im Kampfe gegen diese Unordnung stand sie allein. Muralt, an dem sie noch am ehesten eine Stütze gehabt hätte, verließ schon 1810 Iferten. Pestalozzi und Niederer aber kamen ihr wenig oder gar nicht zu Hülfe. Sie klagt Muralt, mit dem sie fortwährend in lebhaftem brieflichen Verkehr blieb, am 29. Oktober 1812: „Die Last eines schwer durchlebten Jahres ruht auf mir. Ich war sehr thätig in meinem Wirkungskreis, aber auch sehr einsam und verlassen. Pestalozzi und Niederer betraten unsere Anstalt nie, als um sich darin zu zerstreuen und von ihren Geschäften und Mühen auszuruhen. Noch nie hat einer von beiden eine einzige Unterrichtsstunde besucht, noch nie sich bekümmert, was bei uns betrieben und nicht betrieben wird; ob der Unterricht nach Pestalozzis Ideen oder auf welche Art gegeben werde. Was ich thue und nicht thue, das scheint ihnen gleich viel. Und wenn ich aller Hemmung und aller Mißbräuche müde allein mich ihnen entgegensetze und endlich nothgedrungen ihnen erkläre: So und so ists, wollt ihr mir helfen? dann sagt Pestalozzi: Ja, es muß anders werden, diesen Abend wollen wir uns versammeln und darüber sprechen. Aber dabei bleibts auch. Seit Jahren konnt ich zu keiner andern Hülfe kommen, als die in diesen leeren Worten liegt. Niederer sagt dann ein gleichgültiges: so! — oder einen lustigen Einfall, und lenkt das Gespräch auf etwas anderes."

Wir verwundern uns nicht, daß sie in diesem ungleichen Kampfe etwa muthlos wird. „Ich schreibe (1. September 1812) nicht mit vollem Muth ... an äußerer Aufmunterung gebrichts mir, und die innere mag nicht immer das Gleichgewicht halten gegen den äußern Drang. Oft bin ich wie gelähmt; was ich ausspreche, muß schleppend und ermüdend sein. Ich bin so befangen, so festgerannt in den Druck der Gegenwart, so eintönig, daß ich Erbarmen haben möchte, wenn ichs könnte, mit meiner eigenen Elendigkeit."

Mit aller Offenheit und Entschiedenheit spricht sie zu Pestalozzi und Niederer ihr Mißfallen aus über deren Verhalten gegenüber der Mädchenanstalt, „obgleich es keine Kleinigkeit ist, von Wahrheit und Pflicht gedrungen zu sein, den liebsten Menschen den Spiegel ihrer Schwächen vorhalten zu müssen." Sie setzte aus einander, wie sie seit der Zeit ihres Hierseins dastehe, geworfen in den Schlamm erstickender Unordnung, wie keiner sie angewiesen habe, was sie thun oder lassen solle, wie jede erbetene Handbietung mit leeren Worten abgespiesen worden, wie man nie eine Unterrichtsstunde besucht und die Lehrer in jedem Fache habe schwadroniren lassen; wie

ihre eigene Arbeit der des Verdammten gleiche, der den fallenden Stein immer wieder bergan wälzen müsse. „Niederer wurde böse und hitzig, Pestalozzi nahm die Darlegungen schön auf, gerührt dankte er mir, und wir genossen eine Stunde des schönsten Vertrauens.“

Die gedrückte Stimmung hielt jedoch bei Rosette nicht an; sie fühlte ihre Kraft und brauchte sie: „Aus meinem innern Wesen muß mein äußerer Wirkungskreis sich gestalten. Ist jenes rein, so muß diese Reinheit sich über all mein Thun und Wirken verbreiten. Ist es nicht rein, warum das Jammern. Dann muß ich reinigen statt klagen.“ Das Alleinstehen regte erst recht ihre Kraft an und ihre energische Thätigkeit blieb nicht unbelohnt. „Hier stehe ich nun“, schreibt sie am 19. Dezember 1812 an Muralt, „wie ich nie gestanden, in Gesundheit und Kraft. Die Führung unsers Instituts ist mir keine Last mehr, sie ist zur Lust mir geworden; ich bin unabhängig von Pestalozzis und Niederers Hülfe, nicht von ihrem Sein und Wirken. Wie wäre das möglich in meinem nahen Verhältniß zu ihnen; aber unabhängig von ihrer unmittelbaren Handbietung, deren Nichtvorhandensein mich so oft grundlos empörte. Ich sage grundlos. Denn eben ihr sorgen- und hülfloses mich preisgeben und schwimmen lassen im Strom meines Wirkens führte mich schneller zur Kunst des Schwimmens, und ich hätte von jeher, statt mich darüber zu kränken, mich freuen sollen als über eines der wirksamsten Bildungsmittel. Allein diese Freude konnte mir erst blühen in entwickelter Erkenntniß und Kraft. ... Mit welchem Frieden leb ich nun der Gegenwart, mit welchem Frieden blick ich in die Zukunft; wie unabhängig steh ich neben den Menschen und dem Schicksal, wie frei beweg ich mich, wie ungehemmt quillt der Dank zum Ewigen aus der Fülle meines Herzens, und wie beglückt mich die Hoffnung eines ewigen Fortschreitens.“ Und am 20. März 1813: „Unser Unterrichtsgang geht jetzt gut, obschon noch mehrerer Verbesserungen bedürftig, anderer, als solche, die durch mich geschehen können. Aber welchem Verdruß und welchen drängenden Unannehmlichkeiten habe ich bis zur Erreichung meines Zieles mich aussetzen müssen. Auch jetzt bei unserer errungenen innern Ordnung (denn mit der äußern — die von Custers abhieng — daß Gott erbarm) ist meine Arbeit immer noch schwer, da der ewige Wechsel der Lehrer und die dauernde Abhängigkeit unsers Instituts von dem größern unaufhaltsam störend wirken.“

Leichter und bälder erreicht, als die Reorganisation des Unterrichts, war die Erzeugung eines bessern Hausgeistes. Liebe erzeugt Liebe. Bald wetteiferten die Mädchen, ihrer Vorsteherin durch gutes Betragen Freude zu machen. Sie liebten und verehrten ihre Führerin wie eine Mutter. Sie war fröhlichen, heitern Wesens, fern war von ihr jeder finstere Pedantismus. Sie kannte das Kinderherz und dessen Bedürfniß nach Freude und Heiterkeit.

Als Rosette im Herbst 1812 einige Wochen in Montreux zu ihrer Erholung sich aufhielt, giengen ihr Briefe von ihren Zöglingen zu, die davon zeugen, welch inniges Band Lehrerin und Schülerinnen umschlang. „Immer, immer," lesen wir in einem derselben, „soll mir Ihre Liebe eine Aufmunterung sein und mich in meinem Vorsatz, ein braves Kind meiner Eltern zu werden und meine Pflichten eben so treu als möglich zu erfüllen, stärken. Ja, wenn es mir einfallen will, etwas Böses zu thun, so will ich an Sie denken, wie liebreich Sie es mir abrathen würden und — es unterlassen." Ende Oktober kehrte sie in die Anstalt zurück und konnte an Muralt schreiben: „Mir ist wohl im Kreis der Kinder, und ich bin froh, daß ich wieder bei meinen lieben Mädchen bin. Meine Abwesenheit hatte keine unangenehmen Folgen wie gewöhnlich, obschon Niemand meine Stelle versah: alle hatten sich das Wort gegeben, zu sein und zu leben, als wär ich in ihrer Mitte. Und so geschahs. Ist das nicht schön und muß es mir nicht im Innersten wohlthun?"

Ihr Verhältniß zu Pestalozzi war ein gar trauliches und inniges. Als dieser im Herbst 1812 in Lausanne sich aufhielt, während Rosette in Montreux verweilte, ließ er diese zu sich kommen. „Pestalozzi war so liebend und froh, lebendig, wie ein Jüngling. Wie groß ist seine Liebe zu mir, wie unwandelbar! könnt' ich zu theuer sie erkaufen? Nein, o nein! Alle Augenblicke sah er mich an, um ja recht auszuforschen, wie viel ich gewonnen an Gesundheit und Kraft. Er sah mein Auge heiter und war zufrieden." Und am 13. Februar 1813 schreibt sie an Muralt: „Das Band, das mich an Pestalozzi schließt, wird immer enger und enger. Er sagte an seinem letzten Geburtstag, als Niederer und ich mit ihm allein waren: Ich glaube es nicht möglich, daß drei Menschen schöner neben einander stehen können, als wir. Sein Vertrauen zu mir wird immer unbedingter. Oft, wenn er, dem Wesen seines Geistes sich überlassend, mir sein Inneres offenbart, endet er mit den Worten: Sieh, das alles sind Gedanken, die ich mir nicht früher erlauben würde zu denken, als ich sie Dir ausspreche. Daraus magst Du auf die Innigkeit unseres Umgangs schließen."

Mit Liebe und hoher Verehrung hängt sie an dem von seiner nächsten Umgebung oft mißkannten Manne: „Sein moralisches Wesen enthält Töne, welche die ganze Welt durchtönen und die durch die Ewigkeit der Zeiten nachhallen werden, ohne je zu verhallen. Wenn das Grab wird aufgenommen haben, was die Harmonie störte, dann werden wir froh und selig uns fühlen, daß wir den irdischen Druck um des himmlischen Wohlklangs willen werden getragen haben, und diese Töne, die göttlichen Ursprungs sind, müssen eins werden mit unsrer Seele. Seine Größe

zeigt sich in den Augenblicken, in denen der ganze Liebreiz seiner Tugend und die Macht seiner persönlichen Größe uns unwiderstehlich an ihn fesselt und uns fühlen läßt, daß wir der Wahrheit gehören nur in so weit wir seiner Sache leben."

Als die Lage des Instituts im Schlosse (1813) immer schwieriger wurde und diejenigen rath- und thatlos dastunden, die hätten helfen sollen, rief sie aus: „Wär ich ein Mann, ich würde mich hinstellen und ordnen; selbst in meinem weiblichen Kopfe liegts klar, wie und wo geholfen werden müßte." Und einige Monate später, als der ökonomische Zusammensturz unvermeidlich schien: „Pestalozzi, als Herr des Hauses, ist nicht im Stande, Ordnung herzustellen und Maßregeln zu ergreifen, die Rettung bringen. Ich sehe ihn leiden und muß, gedrungen vom Gefühl meiner Pflicht, seine Leiden oft mehren, um die ewigen Täuschungen, in die er sich fortwährend wiegt, zu stören. Was wird aus dem Institut, was aus Ihm werden? Das ist Gott bekannt. Genug, ich lasse Ihn nicht, und sollt' ich mit meiner Hände Arbeit Ihn nähren."

Die Stellung Rosettens war in ökonomischer Hinsicht keine günstige. Die Lage Pestalozzis und des Hauptinstituts brachte es mit sich, daß ihr Salair sehr unregelmäßig und nur theilweise ausbezahlt werden konnte. Aber das fiel bei ihr nicht schwer ins Gewicht. Ihr Reich war wirklich nicht von dieser Welt. Als ihr im November 1810 vom aargauischen Schulrath die Stelle einer Stiftsdame und künftigen Oberin in Olsberg (Erziehungsanstalt für Mädchen) mit freier Beköstigung, der schönen Wohnung der Aebtissin und möglichst hoher, und zwar lebenslänglicher Pension, also mit völlig gesicherter Lebensstellung und Zukunft, angeboten wurde, lehnte sie ab, um bei Pestalozzi bleiben zu können.

Sobald im Oktober 1813 die Gefahr des Zusammensturzes für das Institut im Schloß beseitigt war, kam Pestalozzi aufs neue und mit aller Entschiedenheit auf den Gedanken zurück, die Mädchenanstalt an Rosette Kasthofer abzutreten. Er sehe, daß bei der gegenwärtigen ökonomischen Führung (unter Custers) gewisse Lücken und Fehler immer bleiben und das allgemeine Vertrauen beeinträchtigen. Zudem sei es seinem Herzen Bedürfniß, sich endlich in einer Lage zu sehen, wo er frei und mit ruhigem Gewissen Rosette anblicken dürfe. „Welcher Vortheil für Dich daraus erwächst", fährt er zu ihr fort, „Du kannst dann mit Wahrheit sagen: Ich habe ihn theuer erkauft, so theuer, wie nicht bald ein Mensch auf Erden ihn hätte erkaufen mögen noch können. Denn glaube nur, ich kenne Deine Lage bis in ihre Tiefe, schweig ich gleich davon. Ich weiß, was Du gelitten und leidest von andern und mir aus. Ich weiß, was Du mir warst und bist, aber ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre ohne Dich, Dein An-

schließen an meine Person gehört mit zu den höhern Fügungen meines Schicksals, für die ich Gott nicht genug danken kann. Namenlosen Verirrungen und Schmerzen wäre ich preisgegeben worden, wärest Du nicht in allen unsern bedrängten Lagen aller Einflüsse ungeachtet selbständig geblieben. Du hast mir vertraut, wie vielleicht nie ein Mensch in Deiner Lage mir vertraut hätte. Gott seis gedankt, daß es so ist und daß ich Dir sagen kann wie ich darüber empfinde." „Muralt", schreibt Rosette, „es ist der schönste Lohn meines reinen Willens, so neben Ihm, dem Einzigen zu stehen. Ja, Dir verhehl ich nicht, ich habe viel Leid ertragen. Gott sei Dank, der mir frühe den Weg schwerer Ueberwindung gezeigt! Aber sollte ich schwerer, weit schwerer noch solch Vertrauen, solche Liebe erkaufen, nie, nie wäre der Preis mir zu hoch. Seine Liebe ist erfinderisch, meinen Werth zu erhöhen. In Demuth fühle ich, daß er ihn zu hoch anschlägt, aber mit Stolz blick ich auf die Liebe, die also rechnet und schätzt."

Rosette Kasthofer verdiente das Vertrauen, das ihr ward. Ihr innerstes Wesen sprach sie aus, als sie von sich sagte: „Es steigt meine Gesundheit und Kraft, ich lebe mit ungetheiltem Eifer ganz meinem Beruf; Vieles von dem, was zur Erde mich zog, ist geschwunden, und was mich erhob, erhebt mich auch heute und jeden Tag mehr, mein Gewissen ist mein Himmel und Rechtthun meine Seligkeit, mein ist jeder Augenblick, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; alles ist eins geworden für mich, und ich gehöre dem Einen, indem ich in jedem gegenwärtigen Augenblick thue was ich soll. Neue Kämpfe haben mich auf eine neue Stufe gehoben; ich bin oft unaussprechlich glücklich, alles ist so eins in meiner Seele und kein Mißklang stört ihren Frieden. Wenn ich einschlafe, wenn ich erwache, so danke ich Gott für mein Glück und bete mit Inbrunst um Kraft und Segen zum rastlosen, ewigen Fortschreiten im Guten."

Mitte November 1813 fand die Uebergabe der Mädchenanstalt an Rosette Kasthofer auf Grund eines detaillirten schriftlichen Vertrages statt. „Mein Hiersein und die Art, wie ich hier ökonomisch gestanden, hat mich gelehrt, Verträge ohne Verträge zu fürchten. Denn so süß mir das Gefühl ist, rein von Eigennutz hier gewirkt zu haben, so schwer würde es mir, noch lange auf gleiche Art mich jeder Mühe, jeder Entbehrung zu unterwerfen ohne andere Sicherheit für mein Alter als ein gutes Gewissen und einen abgearbeiteten Körper. Nein, nein, der Mensch ehre auch hierin seine Pflicht, aber er ehre sich selbst, indem er dieselbe allen höhern Pflichten unterordnet."

Die Familie Custer verließ Iferten und zog auf ihr Gut in Burgdorf. So lag nun die Sorge für das leibliche und geistige Wohl einer Familie von 30 Personen auf Rosette allein. Ihre Freundin Ray kam für

einige Zeit, um ihr bei der äußern Einrichtung mit Rath und That an die Hand zu gehen. Mit welchen Vorsätzen sie nun in ihre neue, verantwortungsvolle Stelle eintrat, entnehmen wir einem Briefe an Muralt: „Ich darf ruhig in die Zukunft blicken. Indem ich meine ökonomische Unabhängigkeit gründe, kann ich mich der frohen Hoffnung überlassen, einst geben, wohlthun und helfen zu können denen, die mir nahe sind oder nahe sein werden. O Gott, kann ich das einst, wie will ich mein Dasein segnen und dem Vater aller Güte danken. Für mich bedarf ich wenig, aber lieben kann ich mit der Fülle einer unversiegbaren Liebe alles, was sich mir nähert; ich kann mit Kindesliebe, mit Schwesterliebe, mit Mutterliebe sie umfassen, die sich mir vertrauen und die der Schwester-, der Kindes- und der Muttertreue bedürfen. In jeder Stunde stiller Zurückgezogenheit und Erhebung gelob ich mir, mich zu erheben mit aller Kraft, die Gott mir gegeben, den Menschen zu sein, was ich ihnen nur immer sein und werden kann! Ja, es soll geschehen!“

Im Laufe der Jahre hatte zwischen ihr und Niederer ein immer innigeres Verständniß sich entwickelt und sie reichten sich im Mai 1814 die Hände zum ehelichen Bunde. Wie freute sich Pestalozzi dieser Verbindung. „O Freund“, schrieb Frau Niederer an Muralt, „sähest Du ihn, wie er uns in seine Arme schließt als die Kinder seines Herzens, die der Trost seines Alters sein sollen und sein werden; wie er sich freut, das Werk seines Lebens in uns fortleben zu sehen, Thränen der Rührung würden Deinem Auge entfallen, Du würdest unser Glück fassen. Niederer und ich, wir sind ihm aufs neue geschenkt durch unsere Verbindung, und er ist für uns Vater dem Geiste und dem Herzen nach, Vater in des Wortes heiligster Bedeutung. Ich möchte Deine Seele ganz mit der Kenntniß dieses Verhältnisses ausfüllen, damit Dein Glaube an das Höchste der Menschheit selbst darin Nahrung fände. O, Muralt, mir hat Gott viel gegeben! Wenn ich auf den Reichthum meines Lebens blicke: Pestalozzi, Niederer, Du, meine Nay, Geschwister und Freunde, meine Pflegekinder, die mir anhangen, da verschwindet jedes Schwere, und ich fühle nur Dank und ein heißes Verlangen, durch die Würde meines Lebens eine reiche Schuld der ewigen Güte, die mich erschaffen, abzutragen.“

Das hast Du treu gethan, edle Seele, ein ganzes langes Leben lang!

Niederer und seine Gattin führten die Mädchenanstalt im Sinn und Geist Pestalozzis fort, verdienten und fanden reichlich Anerkennung. Die Ehe blieb kinderlos; aber den ihnen übergebenen Pfleglingen waren sie treue, besorgte, liebende, aber auch beglückte Eltern. Der Streit, der, durch fremde Einflüsterungen geweckt, zwischen den beiden Instituten ausbrach, durch Mißverständnisse und schlimme Einflüsse genährt wurde und das Verhältniß zu

Pestalozzi trübte, hat wol schwere Stunden gebracht, aber das innere Leben der Anstalt und dessen segensvollen Gang nicht zu stören vermocht.

Im Jahr 1837 verlegten Vater und Mutter Niederer ihre Anstalt, um ausgiebigern und reichlichern Bildungsmitteln, als Iferten sie bieten konnte, näher zu sein, nach Genf. Die Behörden von Iferten, die ohne Erfolg sie von diesem Vorhaben abzubringen suchten, ließen ihnen durch eine besondere Abordnung den Dank der Stadt aussprechen für „die Freischule, die sie für arme Kinder gehalten, und für andere Wohlthaten, deren die Armen durch sie genossen."

Im Dezember 1843 verlor Frau Niederer den von ihr stets so hochverehrten und innig geliebten Gatten, den sie in allen Lagen und bei allen Schwächen und Eigenthümlichkeiten erkannt hatte „als ein Licht auf dem Wege der Wahrheit, als ein Fels überall, wo es um Tugend und Gerechtigkeit zu thun war und wo sein Wohlwollen, seine Vaterlandsliebe und sein erleuchteter Glaube und sein Gottvertrauen angesprochen wurden."

Obgleich 64 Jahre alt, fand sie doch in sich Muth, Kraft, Lust und Freudigkeit, ihre Anstalt fortzusetzen. Welchen Muth sie sich bis ins hohe Alter gerettet hatte, ersehen wir aus der schon eingangs erwähnten Stelle aus ihrem Tagebuch vom Jahr 1846. Erst im Jahr 1850, 71 Jahre alt, zog sie sich ins Privatleben zurück und gönnte sich die wohlverdiente Ruhe. Sie gieng zuerst nach Thun, dann nach Bern und nahm dann ihren bleibenden Aufenthalt in Zürich, wo sie am 14. August 1857 starb. Innige Verehrung und Liebe von Seite ihrer zahlreichen Zöglinge aus allen Ständen erfreuten sie ihr Lebenlang und folgten ihr übers Grab hinaus.

Irdische Schätze hat sie nicht gesammelt. Geben war ihr immer seliger als nehmen. Sie dachte mehr an Andere als an sich. Auch ihr Gatte verstund die Kunst des Schätzesammelns nicht. „Sein Leben", sagt einer seiner Verwandten, der mit ihm in lebhaftem Verkehr stand, „war von Nebenrücksichten und Eigennutz frei; sein Sinn war rein und edel. Auch im Privatleben bewies er dies, zeigte sich gutherzig und freigebig bis zur Verschwendung und tadelnswerthen Schwäche."

Manch armes Mädchen, das in der Noth des Lebens untergegangen wäre, fand in ihrer Anstalt Aufnahme, Erziehung, Elternliebe und Sorge und Versorgung für seine Zukunft. So verwendeten sie das, was sie mit Sorge und Arbeit gewannen, für Anderer Wohl, und darum bleibt ihr Andenken im Segen.

Ueber ihre pädagogischen Grundsätze, Mittel und Ziele giebt Frau Niederer eingehenden Aufschluß in ihrer Schrift: Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung. 1828, VI und S. 496. Ihre Befähigung für systematische Darlegung ihrer Gedanken charakterisirt sie

trefflich also: „Läßt das Schicksal mich bleiben, wo ich bin (in Iferten), werde ich nicht aus meinem Kreise gerissen und kann ich einmal ungehemmt und frei darin walten, so will ich zeigen, daß ich reif bin zu geben. Viel Gesammeltes ist in meiner Seele — alles muß einst in That übergehen, nach den großen Gesetzen der Entwicklung wird eines aus dem andern sich entfalten und alles zu seiner Zeit und an seinem Ort. Das ist aber auch alles, was ich weiß. Grundsätze darlegen, Systeme bauen und erklären, das ist meinem weiblichen Kopfe was Fremdes, Unmögliches. Ich kann den Zusammenhang meines Denkens und Handelns nicht übersehen, noch in Worte bringen; ich kann ihn nur ahnen, fühlen.“ Ihr Buch besteht nun aus geistreichen, packenden, erwärmenden Ergüssen über Erziehung, Bildung, Aufgabe des Weibes, nach den vier Gesichtspunkten zusammengestellt: Bedürfnisse und Gewohnheiten, Gemüthsbildung, Geistesbildung, gesellschaftliche Bildung. Diesterweg nennt die Schrift neben den Gemälden von Karoline Rudolphi das Vorzüglichste, was wir über weibliche Erziehung besitzen. Auszüge lassen sich nicht leicht geben; aber das Studium des Buches lohnt sich reichlich. 1838 gab Frau Niederer 2 Bände dramatischer Jugendspiele für das weibliche Geschlecht heraus. Sie verfolgte dabei einen rein pädagogischen Zweck. Es sollen die Folgen guter und schlimmer Worte und Handlungen zur Anschauung gebracht, der Eifer für jene, der Abscheu vor diesen geweckt und genährt werden. Von diesem Standpunkt aus angesehen, verdienen diese Jugendspiele alle Anerkennung. H. Morf.

Georg Sigrist.

1788—1866.

[Quellen: Rückblicke auf das Leben und Wirken des Hochw. Herrn Domcapitular Sigrist; von Nikolaus Schürch, Domcapitular, Solothurn 1866. — Alois Lütolf: Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann; Luzern 1860, Gebr. Räber, pag. 112 ff., 133, 144, 247 f. — Joseph Kehrein: biographisch-litterarisches Lexicon, I. Band, 1868, pag. 146 f. — Dr. Kasimir Pfyffer: Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, II. Theil, pag. 614. — Conferenzblätter der luzernischen Kantonallehrerconferenz, Jahrgänge 1850—1852. — Einige handschriftliche Actenstücke im Staatsarchive zu Luzern. — Sigrists sämmtliche Schriften.]

Georg Sigrists Thätigkeit auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichtes war nicht etwa eine epochemachende, noch haben seine Schriften

Pädagogik und Methodik in neue Bahnen gewiesen und ihnen eine besondere, eigene Richtung gegeben. Allein seine pädagogische Ausbildung in der pestalozzischen Lehrmethode, seine Begeisterung für die Jugendbildung, die wiederholt von Kirchen- und Staatsbehörden ihm anvertrauten einflußreichen Beamtungen im Erziehungsfache, seine Thätigkeit als Schriftsteller für Schule und Volk geben in hohem Grade die Berechtigung und die pietätsvolle Pflicht, dieses Mannes auch hier zu gedenken. Sein pädagogisches Schaffen und Wirken ist jedoch so innig mit seiner übrigen reichen Berufsthätigkeit verbunden, daß wir dasselbe nur im Verein mit dieser recht zu würdigen im Stande sind. Wir verfolgen darum in Kürze seinen ganzen Lebensweg, indem wir stets besonders seine erzieherische Thätigkeit hervorheben, seine von ihm successive erschienenen Schriften namhaft machen und deren Grundgedanken über Schul- und Unterrichtswesen hauptinhaltlich erwähnen.

Johann Georg Joseph Sigrist ist den 3. Januar 1788 zu Görz in Illyrien geboren. Sein Vater, ein Bürger von Luzern, war nach Deutschland ausgewandert und bekleidete in Görz eine Lehrstelle; er verheiratete sich mit einer Lehrerin, Namens Clara de Morandi, und übernahm dann eine Beamtung beim damaligen Fürst-Cardinal Colloredo von Salzburg. Schon in seinem fünften Altersjahre wurde Georg Sigrist vater- und mutterloser Waisenknabe. Seine Erziehung übernahm dann sein geistlicher Onkel, Pfarrer Sigrist in Kriens bei Luzern, ein rechtlicher, biedersinniger und wissenschaftlich gebildeter Mann. Bei diesem Oheim erhielt der Knabe auch seine Vorbildung bis zum Eintritt ins Gymnasium. Seine Gymnasial- und Lycealstudien machte Georg Sigrist an der höhern Lehranstalt in Luzern, wobei ihm sein Onkel im nahe gelegenen Kriens mit väterlicher Obsorge Kost und Logis, die nöthigen Subsidien und familiäre Erziehung gewährte. Als Student zeichnete sich Sigrist aus durch hohe Anlagen, musterhaften Fleiß, reiches und tiefes Gemüth, echte Frömmigkeit und glänzende Fortschritte.

Sigrist trug sich mit weithin zielenden, hohen Idealen, und die gewaltigen pädagogischen Bestrebungen der damaligen Zeit hatten auch ihn ergriffen. Daher war er nach Vollendung seiner allgemeinen Studien noch unschlüssig, ob er ausschließlich den Beruf eines Pädagogen wählen oder sich dem Priesterstande widmen wolle. Von 1808—1812 widmete er sich dem theoretischen und praktischen Studium der Pädagogik und brachte fast volle drei Jahre bei Pestalozzi im Institute zu Yverdon zu, wo er als Schüler die pestalozzische Lehrmethode sich aneignete und zugleich als Lehrer Unterricht ertheilte. Wie aus verschiedenen Anzeichen sich schließen läßt, lehrte er besonders Mathematik und Geometrie. In seinen „Briefen an Schmid“ spricht er mit der höchsten Begeisterung und pietätsvollsten Anhänglichkeit von seinem „Vater

Pestalozzi". „Ich floh", so schreibt er, „im Drange wunderbarer Regungen, ein in seinem Wissen durch größtes Mißverhältniß verwirrter, in seinen Gefühlen durch so frühe Trennung von Vater und Mutter zerrissener Jüngling in Pestalozzis Haus, wie in ein vom Himmel gezeigtes Asyl, und wurde, ein Unglücklicher, in Pestalozzis weiten Vaterarmen zuerst in meinem neunzehnten Jahre zum Glauben und Hoffen erhoben." Sigrist äußerte an Pestalozzi öfters den Wunsch, den Menschen so recht in seinem Naturzustande, d. h. ohne durch die Einflüsse von Erziehung, Bildung und Civilisation berührt, kennen zu lernen, um da seine pädagogischen Studien und seine Grundsätze aufbauen zu können. Es soll selbst an derartigen Versuchen mit Hülfe Pestalozzis nicht gefehlt haben. Im Jahre 1810 verließ Sigrist das pestalozzische Institut und gieng nach Wien, theils um sich theoretisch im Fache der Pädagogik weiter auszubilden, theils um das österreichische Schulwesen zu studiren und seines Meisters Grundsätze dahin verpflanzen zu helfen.

Zu gleicher oder doch fast zu derselben Zeit mit Georg Sigrist hatte auch Joseph Schmid, der im Jahr 1801 als vierzehnjähriger Knabe aus den vorarlbergischen Alpen zu Pestalozzi gekommen und in dessen Institut zuerst Schüler und dann einflußreicher Lehrer gewesen war, die pestalozzische Anstalt verlassen und dann nach seiner Heimat, später nach München und Wien sich begeben. Er veröffentlichte eine Schrift, betitelt: „Erfahrungen und Ansichten über Erziehung, Institute und Schulen," in welcher er gegen die Erziehung in Instituten und gegen das pestalozzische Institut in Yverdon mit pietätsloser Heftigkeit auftrat. Schmid hatte Sigrist schon bei seinem Abschied in Luzern von seinem Vorhaben Kenntniß gegeben; letzterer rieth ab. Als er nun Schmids Schrift gelesen hatte, schrieb er an Schmid von Wien aus mehrere Briefe, die von diesem beantwortet wurden. Schmid veröffentlichte diese Briefe unter der Aufschrift: „Georg Sigrists Briefe an Schmid über seine Ansichten und Erfahrungen der Erziehungsinstitute ꝛc. Mit Antworten und Bemerkungen. Herausgegeben von Joseph Schmid, Zögling und nachmals Lehrer am pestalozzischen Institute. Wien bei Karl Schauenburg und Comp. 1811." Das war nun das Erste, was von Sigrist im Drucke erschien.

Er zeigt sich in diesen Briefen als einen dankbaren Schüler Pestalozzis, als einen großen Eiferer für dessen Methode und als einen jungen Mann voll der größten und idealsten Begeisterung für allgemeine Volkserziehung und Volksbildung, deren Endzweck er in wahrer Menschlichkeit und dem Streben nach Gottähnlichkeit sieht. — Zweiundzwanzig Jahre später sagt Sigrist in seiner Schrift: „Einige Worte über das Fröbelsche Institut zu Willisau", über diese seine Briefe: „Diese Briefe, welche wegen ihrer un-

geschickten Anlage und den großen Lücken, die in denselben oft das Wichtigste unberührt lassen, von Wenigen konnten verstanden werden, und welche in einem Schwalle hochtönender Worte wenig Neues und Belehrendes enthalten, haben wenigstens den Werth, daß sie der Geist der Versöhnung durchweht, und daß sie meine damalige Ueberzeugung kund geben, daß nur der katholischen Religion die Weihe beschieden sei, die Grundlage und die Fortschritte der wahren Volksbildung zu sichern". Der Gedankengang ist kurz folgender: Schmid hat seine Schrift geschrieben im Streben, das Verderbliche der Erziehungsinstitute nachzuweisen und davor zu warnen. Allerdings sind die besten und natürlichsten Erzieher Vater und Mutter, sofern dieselben dazu befähigt sind; immerhin wird ein Institut für viele Kinder, die sonst keine Erziehung erhalten würden, nothwendig sein. Darum dürfe man dieselben nicht absolut an den Pranger stellen, wie Schmid es gethan. Vor allen damaligen Erziehungshäusern verdiene das pestalozzische den Vorzug, obwol ihm auch viele Mängel anhaften. Die ersten Erzieher sind die Eltern; ihnen soll die Schule zur Seite stehen und miterziehen helfen; der Lehrer sei der Freund und Rathgeber der Eltern und soll in der Gemeinde eine geachtete und einflußreiche Stelle einnehmen. Die Schule näher besprechend, handelt er: a) von den Erkenntnissen und Fertigkeiten, worin die Schüler sollen geübt werden; b) von der Jugend, die in diesen Fertigkeiten soll geübt werden; c) von dem Lehrer, oder was der Lehrer dem Schüler nütze. Zu der Aufstellung des Schemas eines Schulplanes übergehend, spricht er: a) von den Vor- oder Familienschulen, die die Kinder in den Elementen oder Fertigkeiten üben sollen im Alter vom 4. oder 5. bis ins 7. oder 8. Jahr; dabei entwickelt er Grundsätze, wie Fröbel für seine Kindergärten; b) von der hierauf folgenden öffentlichen Schule, für die er den Unterrichtsstoff für drei Classen auf drei Jahre zutheilt und wo er namentlich das Princip der Anschaulichkeit und die Wichtigkeit der Gymnastik betont; c) von den folgenden zwei Nebenclassen mit einigen Stunden wöchentlich. — Die Religion nimmt Sigrist in das Schema nicht auf; sie könne nicht gelehrt werden; alles in der Erziehung und im Unterrichte müsse benützt werden, den Menschen anzuweisen, seinem höchsten Ziele zuzusteuern.

Von Wien begab sich Sigrist nach Landshut, wo er 1812 und 1813 verweilte. Zunächst wollte er den berühmten Professor Sailer als Pädagogen hören; bald trat er jedoch aus dem pädagogischen Hörsaal in den der Theologie über und hörte theologische Vorlesungen unter den Professoren Sailer, Zimmer und Dr. Ammann, ohne jedoch dabei die pädagogischen Studien zu vernachlässigen. Sigrist spricht in den beiden oben erwähnten Schriften die Ueberzeugung aus, daß jeder Versuch, das katholische Volk aufklären zu wollen, die verderblichste Wendung nehmen werde, wenn er nicht in Ver-

bindung mit der katholischen Geistlichkeit gemacht wird, und er spricht derselben in Erziehung und Bildung des Volkes eine eminente Aufgabe und Bedeutung zu. Es ist nun leicht zu erklären, wie Sigrist bei seiner idealen Geistesrichtung sich der Theologie und dem Priesterstande zuwandte, um seine pädagogische, erziehliche Thätigkeit mit der priesterlichen, seelsorglichen verbinden zu können.

Vom Herbstmonat 1813 bis Ostern 1814 verweilte Sigrist im Priesterseminar zu Luzern unter Regens Dr. Dereser und Regens Pater Tardi; zu Ostern 1814 erhielt er in Constanz vom Fürstbischof Dalberg die Priesterweihe. Nun trat er ins Berufsleben hinaus mit einem ebenso reichen Schatze pädagogischer Kenntnisse und Erfahrungen, wie in den theologischen Wissenschaften wohl bewandert; von einer idealen Geistesrichtung getragen war er für alles Gute, Edle und Hohe entflammt; seine Seele glühte vom innigsten Wohlwollen zu den Mitmenschen und einer heißen Liebe zum Vaterlande; die Grundzüge seines Herzens waren ungeheuchelte Frömmigkeit, inniges Gottvertrauen, heiliger Gebetseifer. Diese seine Charakterzüge beleben all sein Handeln, wie sie seine Schriften ganz durchwehen. Er war Liebling von Pestalozzi[1] und Sailer, Freund von Clemens Brentano, Passavant und anderer solcher Persönlichkeiten, und, 1814 in seine Heimat zurückgekehrt, schloß er sich den hervorragendsten gelehrten Geistlichen des Kantons an, wie Schiffmann, Widmer, Gügler &c. Jetzt schrieb er: „Ich bin nach mancherlei Umwegen in die Arche des Heils angelangt.“

Seine berufliche Laufbahn begann er anfangs Mai 1814 als Vicar in Rothenburg, wo er bis zum 30. Jänner 1815 verblieb, indem er dann als Pfarrer von Horw gewählt wurde, welcher Pfarrei er vom 1. Februar 1815 bis zum 19. September 1825 vorstund. Von nun an gieng Sigrist in der That mit Beispiel, Wort und Schrift seinen geistlichen Amtsbrüdern ermunternd voraus.

Als Pfarrer von Horw, wie in allen seinen spätern Stellungen, entfaltete Sigrist besonders eine überaus reiche und segensvolle Thätigkeit als Katechet. Die Schulstube wurde ihm das liebste Arbeitsfeld, darum unterstützte er auch die Lehrer sehr in ihrer Thätigkeit; er besuchte häufig die Schulen, gab oft selbst Unterricht, schritt kräftigst ein für eine gute Disciplin unter der Jugend in und außer der Schule. Er besaß ungemeines Geschick, den Lehrstoff methodisch richtig zu behandeln, und eine eminente Gabe, mit Kindern umgehen zu können. Wie er seine pädagogische und katechetische

---

[1] Pestalozzi besuchte Sigrist als Pfarrer von Horw im Sommer 1818, und beide besuchten dann mit einander Sailer, der im Pfarrhause zu Meggen in den Ferien war. Conferenzblätter, Jahrg. 1852, erstes Heft, pag. 56 ff.

Stellung den Kindern gegenüber auffaßte, könnte wol nicht schöner gezeichnet sein, als wie er selber es that in seiner Predigt am Schutzengelfest in Luzern 1842 mit den Worten, die unter seinem Bilde als Autograph angebracht sind: „Ich habe die Kinder nicht blos geliebt, sondern auch stets hoch geachtet; ihre Engel sehen ja allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel; überdies bin ich ihnen noch zum ewigen Dank verpflichtet; denn von ihnen, welche uns Christus zu seinem Vorbild gegeben, habe ich gelernt, was den Menschen des Himmelreiches würdig macht.“

Mit aller Kraft drang Sigrist darauf, daß in Horw ein neues Schulhaus gebaut wurde, welchen Bau er lediglich mit eigenem und zusammengebrachtem Gelde unter Dach brachte; auch die Gründung einer Sonntagstöchterschule ist sein Werk in dort gewesen. Wie ihm die Jugendbildung stetsfort warm am Herzen lag, so war Sigrist auch in schriftstellerischer Thätigkeit rastlos bemüht, die Volksbildung in geistiger, religiöser und sittlicher Hinsicht zu fördern und zu heben. Er sorgte dafür, daß Erbauungsbücher, religiöse Bilder u. dgl. in Masse unter das Volk kamen, und dafür scheute er weder Opfer an Zeit und Arbeit noch an Geld; als Schriftsteller für Schule und Volk hat er sich in verdienstlicher Weise hervorgethan, worin er wesentlich Christoph Schmid sich zum Vorbild gewählt zu haben scheint. In dieser Zeit erschien von ihm: „Das belohnte kindliche Vertrauen oder der Schweizerseppli auf der Insel. Solothurn 1818.“ „Der arme Ruodeli, ein Schweizerknabe, oder das glückliche Wiederfinden. Solothurn 1819, bei Matth. Schwäller.“ Diese beiden Erzählungen sind überaus anziehend geschrieben und haben offenbar das Streben: Liebe zu den Eltern, Frömmigkeit, Gebetseifer, Arbeitsamkeit und unbedingtes Gottvertrauen in den Herzen der Leser zu pflanzen. Diese Schriftchen wurden sehr viel und mit großer Rührung gelesen, und sie kamen in einem kleinen Sammelband heraus unter dem Namen: „Drei Schweizergaben. Ein Geschenk für gute Knaben und Mädchen, welche sich der Liebe ihrer Eltern, Lehrer und Bekannten zu erfreuen haben. Mit 6 lithographirten Kupfern. Luzern 1832. Verlag von J. M. Anich.“ In diesem Büchlein befindet sich in der Mitte der beiden genannten Erzählungen: „Wilhelmine“, eine kurze Erzählung, die die Belohnung kindlichen Gottvertrauens hervorhebt. Ob diese Erzählung, wie man aus Inhalt und Form zu schließen versucht ist, auch von Sigrist herrührt, konnte nicht ermittelt werden. — Hat Sigrist in den letztgenannten Schriften mehr zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend geschrieben, so bezweckt das folgende mehr die Volksbelehrung. „Nikolaus von der Flüe oder die Lebensgeschichte des seligen Bruder Klaus allen frommen und biedern Eidgenossen wieder erzählt und gewidmet

von dem Verfasser des Schweizerseppli. Luzern bei J. M. Anich, 1822". Sigrist wollte da aus Liebe zu Gott und Vaterland seinen Lesern in dieser Zeit des Ringens und Kämpfens nach einer Entwicklung zum Besseren ein leuchtendes Vorbild vor die Augen stellen. Offenbar hat Sigrist den gleichen Zweck im Auge, wenn er in den wirrevollen Zeiten der Vierzigerjahre das Büchlein als eine bedeutend vermehrte Auflage des ersten herausgab, das wir auch gleich hier hinsetzen wollen; es ist betitelt: „Bruder Klaus oder des seligen Nikolaus von der Flüe lehrreiche und wundervolle Lebensgeschichte. Allen frommen und biedern Eidgenossen erzählt und gewidmet. Herausgegeben von Georg Sigrist, Chorherr und Stadtpfarrer in Luzern. Luzern, Verlagsbuchhandlung von Anich. Xaver Meyer 1843. Gebr. Räber. Mit einigen Abbildungen", und hat als Begleitschreiben die schönen Worte: „Möge es nun hingehen auf die Alpen und in die Thäler, in einsame Hütten und in volkreiche Dörfer und Städte und allen Eidgenossen erzählen vom Bruder Klaus und seiner Liebe zu Gott und Vaterland, und von seinen weisen Lehren und seiner kräftigen Fürbitte, und mögen recht viele durch die Erinnerung an ihn Erbauung, Aufmunterung, Trost und Beruhigung finden!"

Zur Unterstützung des Katecheten bei dem Unterrichte, besonders der kleinern Katechumenen, veröffentlichte Sigrist: „Sittenbüchlein für die Jugend in Fragen und Antworten von J. Engelmann. Umgearbeitet vom Herausgeber des seligen Bruder Klaus. Luzern, bei Joh. M. Anich, 1823". Dieses Büchlein handelt in dialogischer Form in Fragen und Antworten, in leicht faßlicher und verständlicher Weise: von Gott und seinen Eigenschaften, vom Menschen und seiner Bestimmung, von den Tugenden und Lastern, von einigen zeitlichen Dingen, von den vier letzten Dingen. Offenbar um zugleich die Kinder im Lesen der deutschen Druckschrift, der Schreibschrift und der lateinischen Druckschrift zu üben, ist je ein Theil dieses Büchleins in je einer dieser Schriften gegeben.

In Stunden der Einsamkeit und Zurückgezogenheit, wenn sich Sigrist matt und trocken fühlte, ergriff ihn die Sehnsucht nach geistlicher Lectüre. Darum fühlte er sich gedrängt, einen ähnlichen gleichen Stoff auch dem Volke, das er so sehr liebte und geistig und sittlich zu heben wünschte, zu bieten. Er regte das Unternehmen an, eine Legende der Heiligen für das Volk zu bearbeiten. So entstand die berühmte, wiederholt neu bearbeitete „Schweizerlegende", zu der Sigrist selbst werthvolle Beiträge leistete. Der Titel des Werkes lautet: „Leben und Thaten der Heiligen; eine Legendensammlung für das christkatholische Volk. Herausgegeben von einigen katholischen Geistlichen der Schweiz.

I. Theil, Luzern 1825. II. Theil, Luzern 1826. Bei J. M. Anich." Es sind das zwei große Quartbände, wovon die Redaction des ersten Theils Sigrist, des zweiten P. Kopp, Caplan in Rothenburg, besorgte.

In einer ergreifenden Abschiedspredigt nahm im Herbste 1825 Sigrist Abschied von seiner Pfarrei, in der er in Wort und Schrift und That, in Kirche und Schule so segensreich gewirkt hatte („Abschiedsrede", gedruckt Luzern 1825). Er pastorirte dann vom 30. September 1825 bis zum 29. Juni 1840 die zur damaligen Zeit äußerst schwierige Pfarrei Wohlhusen. Im Jahre 1828 wurde er als fast der jüngste Capitular zum Decan des großen Ruralcapitels Sursee gewählt, ein Beweis, in welch' hohem Ansehen der Gewählte bei seinen Amtsbrüdern stand. In seiner pastorellen Thätigkeit an dieser seiner neuen Pfarrei nahm die pädagogische und katechetische eine ganz besonders wichtige Stelle ein. Seine Katechisationen basirten sich besonders auf die biblisch-geschichtliche Veranschaulichung der religiösen Wahrheiten. Die Schule und die Lehrer unterstützte er als stets wahrer Freund und Förderer beider mit Rath und That, besonders in den Dreißigerjahren in den Conferenzen, die neu gegründet waren und aufblühten. Seine segensreiche Wirksamkeit entfaltete sich dann auch besonders, als er im Jahre 1836 zum Mitglied und Präsidenten der Schulcommission des neunten Schulkreises gewählt wurde, in welcher Stelle er verblieb bis zu seinem Weggange von Wohlhusen im Jahre 1840.

Hier wollen wir gleich einer Thätigkeit Sigrists erwähnen, die, streng genommen, nicht als hierher gehörig bezeichnet werden mag, die aber doch für das Gesammtbild wesentlich ist, wir meinen seine Wirksamkeit als Prediger. Sigrist war von Natur aus mit vorzüglichen Eigenschaften als Kanzelredner ausgestattet und durch seine tiefe und allseitige Bildung hatte er sich zu dieser Aufgabe seiner pastorellen Thätigkeit besonders befähigt und ausgebildet. Seine Predigten zeichnen sich aus durch Originalität, Tiefe der Gedanken, gewählte, selbst classische Sprache und die bei vaterländischen Anlässen gehaltenen durch hehre, begeisterte Liebe zum Vaterland. Darum war er als Prediger weithin bekannt und geschätzt [1].

---

[1] Von seinen Predigten sind im Druck erschienen: 1. „Abschiedsrede von Horw". Luzern 1825. 2. „Warum nannten unsere Väter ihre freien Bünde Eidgenossenschaft?" Gedächtnißrede bei Sempach, Luzern 1831. 3. „Die ewige Grundfeste des eidgenössischen Bundes". Gedächtnißrede bei Sempach, Luzern 1838. 4. und 5. „Der Gräuel der Verwüstung im unmäßigen Branntweingenuß". Zwei Predigten, Luzern 1840. 6. Festpredigt am Gedächtniß des seligen Bruder Klaus in Saxeln. 7. „Vergiß-mein-nicht an die Pfarrgemeinde von Wohlhusen". Eine Abschiedspredigt, Luzern 1840. 8. „Das Gebet für die Obrigkeit in seinen segens-

In vielen Predigten und Reden von Sigrist finden wir treffliche pädagogische Grundsätze, Winke und Rathschläge ausgesprochen; besonders erwähnenswerth ist aber in dieser Hinsicht seine im Jahre 1838 gehaltene Predigt bei Sempach, in welcher er in meisterhafter Weise die religiöse und vaterländische Bildung der Jugend und die familiäre und nationale Volkserziehung behandelte und den Gedanken entwickelte: „Das Leben und Wirken des Menschen, sein persönlicher sittlicher Werth, sein zeitliches und ewiges Schicksal ist mit der erhaltenen Erziehung innig verwoben. Und das Glück der Staaten, der Werth einer Staatsverfassung, die Würde und Wohlfahrt einer Nation steht im genauesten Zusammenhang mit dem Grade der mehr oder weniger erreichten Vollkommenheit der öffentlichen und Privaterziehung."

Als Fröbel, welcher mit Sigrist gleichzeitig bei Pestalozzi in Yverdon gewesen war, im Jahre 1833 in Willisau mit Bewilligung der Regierung seine Erziehungsanstalt eröffnete, ergiengen Petitionen an den Großen Rath um Aufhebung dieses Institutes, weil Institute unter protestantischer Leitung in einem katholischen Kantone der katholischen Religion Gefahr bringen. Die Vertheidiger Fröbels beriefen sich auf Pfarrer Sigrist, in der Meinung, Sigrist werde sich für das neue Institut günstig aussprechen, weil er Schüler und Lehrer im pestalozzischen Institute gewesen sei und weil er Fröbel Beweise freundschaftlicher Hochschätzung gegeben habe. Sigrist erklärt nun in einer besonderen ausführlichen Schrift, „Einige Worte über das Fröbelsche Institut zu Willisau" (Luzern 1833), daß er sich der Reihe derjenigen anschließe, welche die Errichtung des Fröbelschen Institutes mißbilligen. Wie in seinen Briefen an Schmid verwirft Sigrist auch hier die großen Erziehungsinstitute als „Erziehungsfabriken"; „es sei vielmehr mit ermuntertem Eifer das Ziel unverrückt im Auge zu behalten, auf die häusliche Erziehung wohlthätiger zu wirken, und deshalb auch die Schulen immer mehr ihrer Vervollkommnung zuzuführen, und mit möglichster Kraft dahin zu wirken, daß die Erziehung in der Familie und die Bildung in der Schule einander schwesterlich Hand bieten". Sigrist wünscht, daß Fröbel seine Kenntnisse der schweizerischen Nation dadurch nutzbringend mache, daß er dieselben den Schullehrerseminarien mittheile, so daß das Wohlthätige einer verbesserten Methode

---

reichen Wirkungen". Luzern 1841. 9. „Der Weg zum Blutgerüste", Standesrede bei der Hinrichtung eines Anton Senn in Luzern; Luzern 1832, 2. Aufl. 10. Predigt, gehalten am Tage der Wiederherstellung des Ursulinerklosters in Luzern. Luzern 1843. 11. Der Religionslehrer in der Schule, Rede des Kantonalinspector Sigrist, gehalten an der Kantonallehrerconferenz zu Sursee 1849. Conferenzblätter, Jahrgang 1850, erstes Heft. 12. „Der Schutzgeist der schweizerischen Eidgenossenschaft", Gedächtnißrede bei Sempach, Luzern 1850.

in unsern Schulen alle Lehrfächer durchdringen möge. Wie sehr er Pestalozzis und Fröbels Erziehungsgrundsätze und Methode in vielen Stücken billigt, will er doch von Fröbels Erziehungsinstitut nichts wissen. Er will mit Freuden alle zweckmäßigen Lehrmittel und Lehrmethoden von Fröbel, wie von Protestanten überhaupt, annehmen, allein er sieht es als einen Rückschritt für die Volksbildung an, wenn die Begründung von Privat-Erziehungs-Instituten vom Staat gefördert werde, und er kann nicht zugeben, daß katholische Kinder in einem von protestantischen Lehrern geleiteten Institute erzogen werden, weil die vorherrschende Denk-, Sinnes- und Handlungsweise der Erzieher und Lehrer den Lehrlingen sich mittheilen müsse, da die letztern mit den erstern in ganz vertraulichem Umgange sich befinden.

In Sigrists Pfarrei und den umliegenden Gemeinden drohte das Uebel der Trunksucht überhand zu nehmen; Sigrist bot alle Mittel auf, um demselben zu steuern. So erschien von ihm ein Schriftchen: „Der christliche Mäßigkeitsbund zu Gutenhausen oder umständlicher Bericht, wie einige Bürger daselbst die Trauergeschichte von der Branntweinpest gemeinschaftlich lesen und einmüthig beschließen, einen Enthaltsamkeitsverein zu gründen. Von dem Herausgeber des Schweizerseppli. Luzern 1838. Gebrüder Räber.“ An dieses Büchlein schließen sich an die oben genannten zwei Predigten gegen den Branntweingenuß.

In dem „Schulgebetbüchlein. Eine Sammlung von Gebetformularen, Liedern und Melodieen für katholische Schulen. Herausgegeben von Georg Sigrist, Pfarrer zu Wohlhusen; Luzern 1840, Kantonalschulbücherverlag“, entwickelt Sigrist im Vorwort seine Ansichten über das Schulgebet: Familie und Schule haben mit der Kirche den gemeinschaftlichen Zweck, die Kinder für Gott, d. h. für ihre ewige Bestimmung zu erziehen. Es soll das Bestreben sein, Alles, auch Lehren und Lernen, zur Ehre Gottes zu thun und durch frommen Sinn und heilige Absicht zum Thatgebet zu machen. Es soll daher in Familien und Schulen gebetet werden. Es muß in Rechnung gebracht werden, daß zu wenig Abwechslung ermüdet und daß die verschiedenen Ereignisse des Schullebens, wie auch die kirchlichen Zeiten und die wichtigern Momente der bürgerlichen Verhältnisse im Schulgebet ihre Berücksichtigung verdienen. Und weil nichts würdiger die Schule beginnen und schließen könne als ein gutes Lied, so sind den Gebeten eine Anzahl schöner, diesbezüglicher Lieder beigegeben.

Im Jahre 1840 hielt der neunte Schulkreis, dessen Präsident eben Sigrist war, ein allgemeines Jugendfest ab. Zu diesem Zweck wurde ein eigenes Festbüchlein herauszugeben beschlossen, zu welchem das Material aus guten Quellen gesammelt und zusammengestellt wurde. Besonders benützt

wurde mit des Verfassers Bewilligung: „Die Jugendfeste. Freundesgabe auf das Jahr 1838 und 1840 für die Jugend, ihre Eltern, Lehrer und Freunde, von J. Jakob Sprüngli, Pfarrer in Thalweil, 2 Theile“. Dieses Festbüchlein, an dessen Entstehen Sigrist großen Antheil hatte, heißt: „Der frohe Schüler. Eine Sammlung geeigneter Spiele und Gesänge zur Beförderung unschuldiger Erholungen in Familie und Schule mit besonderer Rücksicht auf Jugendfeste. Luzern 1840. Kantonalschulbücherverlag.“ Dieser „frohe Schüler“ enthält: 1) Eine gedrängte Abhandlung über Zweckmäßigkeit und Einrichtung eines Jugendfestes. 2) Geographisch-geschichtliches-vaterländisches Schauspiel. Die Aussicht auf dem G'schweich (bei Büron, Kt. Luzern) oder: die Lage der 22 Schweizerkantone vom G'schweich aus erklärt durch die Schuljugend von Büron, eine recht sinnige Gabe von Pfarrer Staffelbach. 3) Spiele und 4) Lieder. Das Büchlein ist für ähnliche Anlässe immer noch eine willkommene Anleitung.

Von Anfang Juli 1840 bis den 10. Jänner 1845 bekleidete Sigrist die Stelle eines Stadtpfarrers von Luzern und war zugleich Chorherr und Mitglied der geistlichen Prüfungscommission, was er schon als Pfarrer von Wohlhusen gewesen war. Wie sehr ihn auch die Pastoration der großen Pfarrei in Anspruch nahm, so blieb er doch dem Felde der Pädagogik nicht ferne. Gleich Anfangs wurde er zum Mitgliede und Präsidenten der städtischen Schulpflege gewählt und wirkte als solcher nach Kräften zur Hebung der Stadtschulen, indem er auf fleißigen Schulbesuch, Verbesserung der Lehrmethode, Aufbesserung der Lehrergehalte drang.

Im Jahre 1840 hatte Sigrist an einem neuen Erziehungsgesetze für den Kanton Luzern mitvorberathen und trat dann im Jahre 1841 selbst in die oberste Erziehungsbehörde ein; er saß also zu einer Zeit in dieser Behörde, wo wichtige Fragen, sowol die Volksschule als die höhern Schulen betreffend, discutirt wurden. Sigrist neigte sich dabei mehr der freiern Richtung zu, er konnte sich besonders mit der Berufung der Jesuiten an die höhere Lehranstalt nicht befreunden. Als im Herbste des Jahres 1843 der große Rath zusammentrat, um über die Jesuiten- und Aargauerklosterfrage zu berathen, übergab ein Laie dem Stadtpfarrer Sigrist eine Sammlung „Christkatholische Gebete zum frommen Gebrauch während den Tagen, in welchen der hohe große Rath des Kantons Luzern die Jesuiten- und Aargauerklosterfrage berathen wird. Luzern 1843“, die er, mit einem Vorworte begleitet, veröffentlichte.

Da sich Sigrist als Stadtpfarrer eifrigst des katechetischen Unterrichtes annahm, viel die Schulen besuchte und unter den Kleinen weilte, die das Erscheinen des Kinderfreundes recht als ein Fest betrachteten, so bearbeitete er für die Kinder noch zwei Schriftchen: „Kleiner Katechismus der

christkatholischen Religion für die untersten zwei Classen in den Knaben- und Mädchenschulen der Stadt Luzern. Luzern 1844. Im Kantonalschulbücherverlag." Dasselbe behandelt höchst einfach und ganz der Fassungskraft der Kinder angepaßt in fünf Hauptstücken den christlichen Glauben, die Hoffnung, die Liebe, die Gerechtigkeit und die hl. Sakramente und hat als Anhang einige Gebete in Versen. — Ein sehr beliebtes Kinderbüchlein ist folgendes von Sigrist edirte katechetische Werkchen: „Die Weisheit und das Lob Gottes in dem Munde der Unschuld. Ein Lehr- und Gebetbüchlein für die lieben Kleinen. Herausgegeben von Georg Sigrist, Chorherrn und Stadtpfarrer in Luzern. Luzern 1845, Verlagsbuchhandlung von V. Anich." Das Büchlein ist reich und schön illustrirt und enthält Gebete, die wichtigsten religiösen und sittlichen Lehren in kleinen Erzählungen, Gedichten, Sprüchen, Liedern u. s. w.

Die wirrevollen Zeiten der Vierzigerjahre mit ihren aufgeregten Parteileidenschaften giengen an Sigrist, diesem hochgestellten und zartfühlenden Manne, nicht ohne Kränkung vorüber und rissen ihn aus seiner lieben, reichen Thätigkeit. Als im Jahre 1844 der Beschluß des Großen Rathes, die Jesuiten zu berufen, dem Veto des Volkes unterstellt war, wagte Sigrist auf der Kanzel dem Volke zu erklären, das Gewissen desselben sei frei, es könne in der Abstimmung beliebig handeln. Sigrist wurde von Siegwart-Müller bei dem Bischofe verklagt, bei dem er sich zwar leicht rechtfertigen konnte. Er glaubte jedoch sein Ansehen in seinen wichtigen Stellungen geschwächt und resignirte auf die Stadtpfarrei. Den 10. Januar 1845 siedelte Sigrist als Chorherr nach Beromünster hinüber, wo er eine Zeit lang in stiller Zurückgezogenheit lebte. Der wohlverdiente Mann fand jedoch ein seinem regen Arbeitstrieb mehr entsprechendes Wirkungsfeld als katholischer Stadtpfarrer von Aarau, welche Stelle er im Frühjahr 1846 antrat. In Aarau wurde er sodann zum Mitglied der Kantonsarmencommission, der geistlichen Prüfungscommission und des katholischen Kirchenrathes für den Kanton Aargau gewählt. Im Jahre 1846 erschien ohne Angabe des Druckortes und des Verfassers ein Schriftchen: „Des seligen Bruder Klausen Prophezeiung über die schwere Zukunft des Kantons Luzern. Worte des Ernstes und der Liebe an das Volk desselben." Die dem Bruder Klaus unecht zugeschriebene Prophezeiung war früher gar oft und so 1845 neu gedruckt und massenhaft unter dem Volke verbreitet worden, um demselben Furcht und Angst über alle Neuerungen einzujagen und darauf hinzudeuten, daß alles Böse, alle im Schwunge befindlichen Laster den Urhebern dieser Neuerungen zuzuschreiben seien und daß also auch die schweren kommenden Zeiten diesen Leuten zu Schulden kommen. In oben

citirter Schrift wird nun die Deutung der Weissagung gerade auf ihre Verbreiter bezogen, und mit offenem, ernstem und echt patriotischem Worte dem Luzerner Volk ans Herz gelegt, worin es allein Rettung finde, nämlich:

1) in der Aufhebung des Sonderbundes;
2) in der Fortweisung der Jesuiten;
3) in einer vollständigen Amnestie.

Das Schriftchen soll Georg Sigrist zum Verfasser und Aarau als Druckort haben.

Nochmals sollte der schon 60 Jahre alte verdienstvolle Mann mitten in die Schule und in eine reiche pädagogische Thätigkeit versetzt werden. Als im Jahre 1848 eine neue Aera für das luzernische Schulwesen begann, berief im Mai die Regierung Sigrist als Kantonalschulinspector in seinen Heimatkanton zurück und wählte ihn zugleich zum Chorherrn in Beromünster. Freudig folgte er dem Rufe, „um", wie er an die Regierung schreibt, „so den Abend meines in vielen Verhältnissen und Stürmen bewegten Lebens der theuren Schuljugend des Kantons Luzern mit ungetheilter Anstrengung und Freude zu weihen", und ebenso freudig wurde er von der Bevölkerung empfangen und begrüßt. Sigrist hatte also zu wiederholten Malen bei der Einführung neuer Schulgesetze und Schuleinrichtungen im Kanton Luzern mitzuwirken. Als Kantonalschulinspector hatte er das Volksschulwesen des Kantons, das Schullehrerseminar und die Taubstummenanstalt zu beaufsichtigen, hatte die Volksschulen zu besuchen, für Einheit und Planmäßigkeit im Unterrichte Sorge zu tragen, Vorschläge für die Wahl zweckmäßiger Lehrmittel zu machen, mitzuwirken bei der Ausarbeitung von verschiedenen Vollziehungsverordnungen und Lehrplänen, und in all' diesen Punkten hatte er dem Erziehungsrathe, dessen Mitglied er war, zu referiren. Dieser schwierigen Aufgabe unterzog er sich mit jener Einsicht, Aufopferung und Begeisterung, mit welcher er von jeher für eine gute Erziehung der Jugend erfüllt war. Er machte viele und beschwerliche Visitationsreisen und Besuche in den Volksschulen, bei denen er sich als lieben Vater der Kinder, als treuen Freund und als weisen Rathgeber der Lehrer erwies. Das Gedeihen des Schullehrerseminars lag ihm sehr am Herzen, und er beschenkte dasselbe mit einer herrlichen Büste Sailers, dieses seines geliebten Lehrers und berühmten Pädagogen. Besondere Sorgfalt wandte er der Taubstummenanstalt in Hohenrain zu, bei deren Gründung in Menznau und Werthenstein er als Pfarrer von Wohlhusen schon thätigst mitgewirkt hatte. Großen Antheil hatte er auch an der Herausgabe eines Lesebuches für die Fortbildungsschulen, eines recht guten Buches, betitelt: „Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend. Ein Bildungsbuch für Schule und Haus. Luzern 1852."

Vorgerücktes Alter und Kränklichkeit nöthigten Sigrist im Sommer 1851 Urlaub von seiner schweren Amtsstelle zu nehmen, um seine Gesundheit zu stärken, und mit Beginn des Jahres 1852 trat er gänzlich von den bekleideten Stellen zurück. Im Jahre 1852 wählte ihn der hohe Stand Luzern zu einem nicht residirenden Domherrn des Bisthums Basel, welche Würde er bis ans Ende seines Lebens beibehielt.

Im November 1852 übernahm Sigrist die Stelle eines Directors an der Pestalozzianstalt in Olsberg im Kanton Aargau, welche Stelle er nach einigen Monaten wieder verließ. „Ich hatte mich überzeugt", so motivirte er diesen Entschluß, „daß mein Einfluß an der (damaligen) verfehlten innern Organisation zur Unmöglichkeit geworden."

Den Rest seiner Lebensjahre widmete er noch ausschließlich der Pastoration mit gleicher Opferwilligkeit, Hingabe und Frömmigkeit, wie in den Jahren der Kraft. Er wirkte als Pfarrer von Birmensdorf vom 3. April 1853 bis 22. Mai 1860, lebte von da als Hülfspriester an der Filiale in Büttikon, bis er im September 1863 zum Caplan von Rohrdorf gewählt wurde und als solcher den 13. Mai 1866 in seinem 79. Lebensjahre starb. Immer einen gewissen Hang zu einem beschaulichen Leben in sich tragend, hat er besonders in seinen spätern Lebensjahren der Ascese sich zugewendet und auch als ascetischer Schriftsteller sich noch bethätigt. So erschien von ihm (wahrscheinlich 1862): „Vergißmeinnicht! Katholisches Lehr- und Gebetbüchlein für fromme Christen. Auch mit Rücksicht auf die Jugend bearbeitet und mit verschiedenen Schriftarten ausgestattet. 3 Bilder." — Bei seinem Tode lag das Manuscript von ihm zu einem Gebetbüchlein bereit, welches noch 1866 bei Gebr. Benziger in Einsiedeln erschien, betitelt: „Tägliches Lob Gottes. Katholisches Gebet- und Erbauungsbuch für heilsbegierige Seelen. Von Johann Georg Joseph Sigrist, Domcapitular."

Sigrist war ein Mann von ausgedehnter und segensreicher pastoreller und pädagogischer Thätigkeit, stand bei seinen Zeitgenossen stets in hohem Ansehen und erntet noch auf lange Jahre den wohlverdienten Dank der Nachwelt.

Küttel.

Joh. Samuel Hopf.

1784—1830.

[Quellen: Krüsis Nekrolog in den Verhandlungen der schweizer. gemeinnützigen Gesellschaft von 1835. — „Kurzer Lebensabriß" in den „schweizer. Schulblättern" 1837 und Berner Taschenbuch 1853, S. 242.]

Der Pestalozzianer Joh. Samuel Hopf wurde in seiner Vaterstadt Thun den 20. März 1784 geboren. Infolge ökonomischer Zerrüttung seines Elternhauses fiel die spätere Erziehung des Knaben dem städtischen Waisenhause zu. In der Anstalt erhielt derselbe auch seinen Unterricht, der sich auf die gewöhnlichen Fächer einer gut geleiteten Bürgerschule damaliger Zeit erstreckte. Der rege Geist Samuels, seine Lernbegierde und sein ausdauernder Fleiß benützten gewissenhaft und eifrig die günstige Gelegenheit zum Gewinn einer ganz respectablen Schulbildung und durch den täglichen Verkehr mit französischen Pensionären der Anstalt erwarb sich der Knabe eine ziemliche Fertigkeit in der französischen Umgangssprache. War der Unterricht, den er erhielt, ein guter, förderlicher, so war dagegen die Behandlung, die der gut geartete Knabe von Seite des Waisenvaters sich gefallen lassen mußte, eine höchst unpädagogische, unwürdige, harte. Es wurde durch dieselbe eine durch das ganze Leben ihn begleitende Schüchternheit wesentlich begründet, aber auch, nach dem ewigen Gesetze, daß auch das Böse in der Welt bei guten Naturen Gutes wirken kann und muß, ein frühes Ringen nach Selbständigkeit und Anstrengungsfähigkeit gefördert.

Frühe übte sich der Waisenhauszögling im schriftlichen Ausdruck seiner Gedanken. Ein Aufsatz von ihm, der dem Obereinnehmer des damaligen Kantons „Oberland", dem nachherigen Rathsherrn Koch, zu Gesichte kam, verschaffte dem vierzehnjährigen Knaben (1798) eine besoldete Stelle in seinem Büreau. Nun begann ein schöneres und froheres Leben für ihn. Unter der Leitung und Theilnahme des Principals und unter Beiziehung seines Altersgenossen Friedrich Studer[1] wurde der frühe Morgen und jede freie Stunde strengen Studien, vornehmlich der Geschichte und der Philosophie gewidmet. Dabei verknüpfte die beiden Jünglinge, welche ein ähnliches Geschick zusammengeführt hatte, eine schwärmerische Freundschaft. Das Bewußt-

---

[1] Studer berührt in seiner Broschüre „Zwei Tage in Thun" das frühere und spätere Verhältniß der beiden Freunde. Er selbst starb 1824 in Batavia in niederländischen Diensten.

sein einer höhern Lebensrichtung und eine frühere Reife und Selbständigkeit des Urtheils erhob dieselben über ihre Altersgenossen und verlieh ihnen ein Selbstgefühl, das bei aller Beengung des äußern Lebens ihnen ein frohes und freies Dasein gewährte. Als 16jährige Jünglinge gaben sie schon (1800) eine Zeitschrift: „Der Oberländerbote“ heraus.

Nach Auflösung des Kantons Oberland kam Hopf (zu Ende 1801) in die Kanzlei des helvetischen Ministers Rengger nach Bern. Eben hatten Pestalozzis praktische Versuche der Menschenbildung und Volkserziehung angefangen, die Augen der Edelsten der Nation auf sich zu ziehen. Bei der Schüchternheit seines Wesens hätte den jungen Hopf das innere Sehnen und Trachten, seine Kräfte und erworbene Bildung zum Besten der Menschheit fruchtbar zu machen, aufgezehrt, wenn er nicht mit dem Herrlichsten, was seine Zeit aufzuweisen hatte, in Verbindung treten konnte. Er besuchte Pestalozzi in Burgdorf, wurde mit Wohlwollen empfangen und erhielt bald nachher, als noch nicht 20 Jahre alter Mann (1803), eine Lehrerstelle in Vater Pestalozzis Anstalt. Als dann 1804 das Schloß Burgdorf geräumt werden mußte und Pestalozzi nach kurzer Vereinigung mit Fellenberg in Buchsee nach Iferten übersiedelte, wurde Hopf auch dahin berufen.

Schon gleich beim Eintritt in Pestalozzis Wirkungskreis zeigte sich Hopfs Charakter und Tüchtigkeit, wie sie waren, und hier in Iferten entwickelten sie sich nun in ihrer ganzen Bedeutsamkeit: ruhig nach Außen, feurig belebt im Innern, tief gründend, immer vorwärts schreitend, sich die höchste Aufgabe vorsetzend, aber so einfach, als ob es ihm um nichts zu thun wäre, so daß die Originalität seines Wesens und der Gehalt und Schwung seines Geistes nur von Wenigen erkannt wurde. Aber Pestalozzi selbst wußte die Reinheit seines Strebens, die Lauterkeit des Charakters und den Bienenfleiß seines Gehülfen zu würdigen und je die tüchtigsten Stützen der Anstalt, ein Krüsi, Muralt und Niederer schenkten dem jüngern Mitarbeiter ihre vollste Anerkennung und Freundschaft. Hopf lehrte mit Geschick in Mathematik, Sprachen und Naturgeschichte. — Indessen erstreckte sich sein Streben, Menschenbildung zu verbreiten, über die Anstalt, ja über das Vaterland hinaus. Mit Oberst Voitel aus Solothurn, damals Hauptmann eines Schweizerregimentes in Spanien und durch ihn mit dem damaligen „Friedensfürsten“ war er in Unterhandlung getreten, die pestalozzische Methode auch in Spanien und den spanischen Tochterländern einzuführen. Zu eben diesem Zwecke war durch seine Vermittlung Studer, sein Jugendfreund, als Lehrer an einem Institut für Officierssöhne in Madrid (siehe dessen geistreich geschriebene Schrift: „Erinnerungen aus Spanien“, Aarau 1810). Mit dem Sturze des Friedensfürsten nahmen die Unterhandlungen und das Institut ein Ende.

Im Frühjahr 1808 verließ Hopf Iferten, um nach dem Wunsche Pestalozzis in Basel eine selbständige Lehr- und Erziehungsanstalt nach pestalozzischen Grundsätzen zu errichten. Gleich nach Gründung derselben gelang es ihm, in dem mit Studer aus Spanien heimkehrenden Joh. Andreas Schmeller[1] einen Mitvorsteher und Lehrer zu gewinnen. Die jährlich im Druck erschienenen, noch jetzt lesenswerthen Einladungsschriften zu den Prüfungen geben ein klares Bild von seiner Auffassung der Erzieheraufgabe und von den Leistungen der Anstalt. Dieselbe stand um das Jahr 1811 wol mit 100 Schülern in ihrer höchsten Blüthe. Als später, vornehmlich infolge der Kriegsnöthen, die Basel mehr als die übrigen Schweizerstädte zu fühlen bekam, die Anstalt viele Zöglinge verlor, fand sich Hopf bewogen (1813), die Berufung an die Stadtschule zu Burgdorf, der Heimat seiner Gattin, als Lehrer mit fester Besoldung anzunehmen. Aber der fünfjährige Aufenthalt in Basel bildete lebenslang eine überaus liebliche und theure Erinnerung für Hopf. Er hatte sich die Achtung hochgeschätzter Männer erworben und genoß die innige Freundschaft und den wechselseitig aneifernden wissenschaftlichen Verkehr seines im Hause wohnenden Mitarbeiters Schmeller. Einer seiner Schüler, der rühmlichst bekannte Professor der Theologie, Karl Hagenbach, sagt in seinem Beitrage zur Lebensgeschichte Hopfs, „daß er einen besonders großen Scharfsinn in der Beobachtung des jugendlichen Charakters bewiesen, sich sehr oft der Ironie, der Würze der sokratischen Methode bedient, daß er die Anhänglichkeit je der besten Schüler in hohem Grade sich erworben und bis ans Ende seines Lebens (selbst in der Ferne) behalten und als Lehrer besonders ausgezeichneten mathematischen Unterricht ertheilt habe; in der Anstalt sei eine frühe Entwicklung der Urtheilskraft, Sinn für das rein Menschliche, Munterkeit des Geistes gewonnen worden, dagegen die gelehrte Bildung, wie sie auf Gymnasien gegeben werde, in den Hintergrund getreten."

In Burgdorf lebte Hopf die ersten 5—6 Jahre in großer Zurückgezogenheit. Seine Muße war angestrengt wissenschaftlichen, besonders mathematischen Studien und Ausarbeitungen und daneben der lebhaftesten Theilnahme an den europäischen, namentlich vaterländischen Begebenheiten gewidmet. Noch liegt ein Manuscript, betitelt: „Neue Berechnung aller unreinen Gleichungen" mit einer Zuschrift an die französische Akademie, in seinem Nach-

---

[1] Joh. Andreas Schmeller wurde später einer der weltbekanntesten Germanisten. Er gab u. A. den „Heliand" heraus, verfaßte eine mustergültige „bairische Grammatik" und ein bändereiches „bairisches Wörterbuch". Die Festschrift der Hochschule zu Bern auf das Jubiläum der Universität in München enthält eine Sammlung von Briefen Schmellers an Hopf.

lasse. Immer beschränkter wurde aber diese Muße, weil bei den steigenden Bedürfnissen der heranwachsenden Familie die geringe Besoldung ihn nöthigte, um Nebenverdienst sich umzusehen. Er unternahm Feldmeßarbeiten, kleinere an freien Nachmittagen, größere in seinen Schulferien; später gab er sich auch notarialischen Beschäftigungen hin, welche ihn mit den Brüdern Schnell, die nachgehends einen so wesentlichen Einfluß auf die Regeneration des Kantons Bern ausübten, in Berührung brachten. Ihre nähere Bekanntschaft und freundschaftlicher Umgang trug Vieles zur Verannehmlichung und Fruchtbarmachung seines Lebens und Wirkens in Burgdorf bei. Durch sie gelangte seine wissenschaftliche Gediegenheit, die Hoheit seiner Gesinnung, der Ernst und die Energie seiner Bestrebungen zu immer allgemeinerer Anerkennung, Um so erfolgreicher konnte er nun für Verbesserung des gesammten städtischen Schulwesens wirken. Mit dem steigenden allgemeinen Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, stieg seine Schaffensfreudigkeit und warf sich auch auf andere Gebiete der Volkswohlfahrt. Er sammelte zunächst die Kräfte der Männer zu Werken der Armenhülfe in einer von ihm gegründeten gemeinnützigen Gesellschaft (1821), die sofort eine der ersten schweizerischen Ersparnißcassen für Unbemittelte ins Leben rief, und stiftete einen Frauenverein zu unmittelbarer Ausübung der Wohlthätigkeit in Pflege armer Kranken und zur Führung von Armenarbeitsschulen. Der gedruckte Bericht der gemeinnützigen Gesellschaft in Burgdorf vom Jahr 1835 (verfaßt von Pfarrer Kuhn, dem Volksdichter), der in seiner Einleitung des Stifters der Gesellschaft in Liebe und Treue gedenkt, sagt von ihm: „Hopf war der Mann zu Rath, That, Kraft und Ausdauer. So wie er unsere Gesellschaft ins Leben rief, so war er fort und fort bis zu seinem Tode auch gleichsam das Lebensprincip, das Herz derselben" und fährt dann im Weitern fort: „Obschon stets mit einer Menge von Arbeiten und Geschäften umgeben und rastlos auch außer seinen Schulstunden thätig, fand er doch noch immer seine Augenblicke zum geselligen Leben und dann war er einer der heitersten, angenehmsten Gesellschafter. So wie aber die Last seiner Arbeiten ihn nie mürrisch erscheinen ließ, so hinderte ihn das gesellige Leben nie an rastlosem Fleiße und er kehrte ebenso fröhlich aus dem Freundeskreise zur ernsten Arbeit zurück, als er aus seinem Arbeitszimmer in denselben getreten war." Es erfolgte auch sein Eintritt in die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft. Die gedruckten Verhandlungen der Gesellschaft aus dem Ende der Zwanzigerjahre geben reiches Zeugniß von seiner Betheiligung an ihren Arbeiten. So strebten Geist und Gemüth über die Schranken seiner nächsten Berufsthätigkeit hinaus. Weil aber Denkarbeit ein unabweisbares Bedürfniß für seine Seele war, so warf er sich mit aller Kraft auf das gründliche Studium der Volks- und Staatswirthschaft. In

den letzten Jahren seines kurzen Lebens zog sich seine Hauptthätigkeit auf eine wissenschaftliche Bearbeitung derselben zusammen. Eine große Masse von Vorarbeiten zu dem Werke, das er herauszugeben gedachte, war bereits vorhanden, — als ihn mitten in der vollsten Thätigkeit und weitsehendsten Plänen ein nervöses Gallenfieber, Folge von Ueberanstrengung, ergriff, dem er nach wenigen Wochen im Alter von 46 Jahren, 7 Monaten, am 22. Oktober 1830 erlag.

Sein Wirken in Burgdorf ist am Klarsten aus der Zuschrift zu ermessen, welche der Stadtrath von Burgdorf an die Hinterlassenen zu ihrer Tröstung erließ und aus der andern, mit welcher derselbe dem Burgerrath von Thun Kenntniß von dem Hinschied seines edeln Mitbürgers gab. Hopf.

Hans Georg Nägeli.

1773—1836.

Hans Georg Nägeli ward am 26. Mai 1773 im Pfarrhause der großen und stattlichen Gemeinde Wetzikon, im Osten des Kantons Zürich, geboren; dort war sein Vater Pfarrer und Decan. Was er später auf ihn sang:

Wol kannst du sagen, daß dein Loos
aufs Lieblichste dir fiel!
Wie blüh'n dir, der Natur im Schooß,
der reinen Freuden viel!

das galt von ihm selber. Bei weiser und liebevoller, wenn auch strenger Erziehung, umgeben von einer schönen Natur, durch den hochgebildeten, weitherzigen Vater unterrichtet, im freundlichen gesunden Verkehr mit der derben, aber gutmüthigen Dorfjugend wuchs der Knabe kräftig auf. Er war bei den jugendlichen Spielen ihr Hauptmann; das Wichtigste bei den kriegerischen Aufzügen blieb freilich das lustig ausgerüstete Musikcorps. Denn neben der lateinischen Sprache, welche er (nachdem der Versuch, den fähigen Knaben in Zürich unterrichten zu lassen, an dem tiefen Heimweh nach dem Landleben gescheitert war) bei seinem Vater erlernte, ward er zeitig in die Musik eingeführt. Wie hätte diese edelste aller Künste nicht ihn umwehen sollen an dem Orte, in dem Hause, wo seines Vaters Vorgänger, Johannes Schmidlin (gest. 1772), so manch schönes Lied geschaffen und zum lebendigen Eigenthum seiner Gemeinde gemacht hatte? So wuchs der Knabe recht eigentlich in der Musik auf, am Clavier wie im Gesange; seit 1790 bildete er sich in Zürich vollends musicalisch aus. Die damalige Schwierigkeit, sich

gute Musik zu verschaffen, wie z. B. die Werke des großen Tonmeisters Joh. Seb. Bach, ließ ihn schon 1791 den Versuch wagen, eine musicalische Leihbibliothek in Zürich zu gründen, die erste der Schweiz. Sie gedieh gut. Frühzeitig begann nun auch der musicalische Schaffenstrieb. Zu seinen ersten Leistungen gehört das allbekannte: „Freut euch des Lebens", für welches Lied Nägeli selbst aber nie höhern Anspruch als den auf vervollständigende Mitarbeit erhob. Zunächst strebte er die Uebung im Chorgesange zu fördern; denn die Singkunst erkannte er als ein wesentliches Mittel zur würdigern Gestaltung des Volkslebens. Es zeigt sich darin schon frühe das in ihm tief gegründete Streben für Hebung der Volkswohlfahrt durch Förderung der Volksbildung und durch Veredelung der Volkssitte mittelst des Volksgesanges. Da wirkt der Volkssänger auch als Volkserzieher. Schon im Jahr 1805 gründete Nägeli einen gemischten Chor, der schnell zunahm. War dieser an sich nicht eben eine neue Erscheinung, wie denn seit Beginn des 17. Jahrhunderts in den Landgemeinden deren schon einzelne bestanden hatten, so war dagegen neu der Kinderchor, in welchem die bedeutenden Fortschritte der Knaben und Mädchen freudiges Erstaunen weckten.

An welchem Singstoffe konnte aber Nägeli seine Chöre bilden? Allerdings hatte er bei weitem nicht die reiche Auswahl, welche wir heute, nicht immer zum Vortheil unsers Gesanglebens, besitzen; dagegen würde man irren, wenn man meinen wollte, jene Zeit sei gar so arm gewesen. Wol aber drängte es ihn, seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verschaffen, und so schuf er Cantaten, Motetten, Rundgesänge, Chorlieder, für den jugendlichen Chor zwei- und dreistimmige Lieder, vermuthlich die ersten, welche ohne Begleitung gesetzt worden sind. Ein Harfenchor, den der vielseitige und begeisterte Musiker aus begabten Schülerinnen bildete, muß Aug und Ohr gleichmäßig erfreut haben. Nägeli trat mit seinem sich stets erweiternden Singinstitut seit 1812 regelmäßig in öffentlichen Aufführungen großer Vocalmusik auf. Chöre der besten ältern Componisten, Graun, auch Gluck, Schulze, Kunzen, Stadler, Stölzel, Beethoven, wechselten mit Compositionen Nägelis ab. Als eine noch neue, von Nägeli geschaffene Kunstgattung erklangen damals die blos für Singstimmen ohne Instrumentalbegleitung gesetzten Männerchöre. Viele auswärtige Musikfreunde, berühmte Componisten und Virtuosen lauschten mit Aufmerksamkeit den Vorträgen. Ueber Zweck und Wesen der Anstalt gab Nägeli im Jahr 1816 in seiner „Einladungsschrift an die Freunde des zürcherischen Singinstitutes" Auskunft. In Luthers Wort: „Die Noten machen den Text lebendig" sah er Grundgesetz und Ziel des Gesanges. Darum will er von den Werken der Tonkunst nur solche wählen, die diesem Gesetze entsprechen; er selber will nur solche Noten setzen, die den Text lebendig machen, darum aber auch Texte, die des Lebendig-

machens durch Noten nicht werth sind, vermeiden. Nun aber müssen die Noten, damit sie ins Leben dringen und Leben wecken, auch von recht Vielen gesungen werden, in Luthers einfachem Gesetze liegt also die Pflege des Chorgesanges, die Aufgabe ist eine gesellige, der Rundgesang erschien ihm als das „Centrum der geselligen Kunst". Diese Kunstgattung zu erweitern und zu fördern gab er 12 Hefte seiner „Teutonia" heraus. Leider löste sich das Singinstitut durch ein Zusammentreffen widriger Verhältnisse im Jahr 1824 auf; es war ein fruchtbarer Keim gewesen, aus dem neue Saaten aufwuchsen.

Nägelis Bestrebungen hatten das Auge manches bieder Strebenden auf ihn gezogen, so auch Pestalozzis. Bei diesem weilte Michael Traugott Pfeiffer. Am 5. November 1771 zu Sulzfeld im damaligen Fürstenthum Würzburg geboren, war dieser treffliche Musikkenner nach mancherlei Wechselfällen, wie die Stürme der Revolution sie hervorrufen konnten, von Pestalozzis Ruf angezogen, zu diesem Meister gegangen und weilte zwei Jahre bei ihm in Burgdorf. Durch ihn und Nägeli hoffte Pestalozzi seine Erziehungsgrundsätze auch in den Gesangunterricht und durch diesen mächtigen Hebel ins Volksleben einzuführen, und lud im Jahr 1809 beide zu solchem Werke ein. Wie hätte der begeisterte Nägeli nicht mit hoher Freude diesem Rufe folgen sollen? Mit Pestalozzi, Krüsi, Niederer, Muralt und Pfeiffer besprach er die Angelegenheit in Iferten. Das wäre für einen geistvollen Künstler ein würdiger Gegenstand, der feurige Nägeli mit dem blitzenden Auge und der hohen ideenvollen Stirne, der freundlich lauschende und sinnig lächelnde Pestalozzi, der aufglüht, wenn er erkennt, welch edeln Herold für seine Liebesbestrebungen er in richtig gepflegter Gesangbildung finden könnte! Voll Hochachtung gegen den Meister und seine Jünger kehrte er heim, und begann nun seine Arbeit. In einem Dorfe zwischen Zürich und Lenzburg traf er oft Sonntags mit Pfeiffer zusammen und schon 1810 erschien in seinem eigenen Verlage die „Gesangbildungslehre nach pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Mich. Tr. Pfeiffer, methodisch bearbeitet von Hans G. Nägeli". Letzterer hatte in einer besondern Abhandlung die befolgten Grundsätze wissenschaftlich beleuchtet, wie er nachher durch einen Auszug die Hauptzüge den Lehrern auf dem Lande klar zu machen suchte. Das Werk ward ergänzt durch die „Gesangbildungslehre für den Männerchor" im Jahr 1817 mit zahlreichen Liedern, endlich durch die „Chorgesangschule" im Jahr 1821. Die Kritik hat letztgenanntes Werk ein „treffliches, jedem Director eines Chores unentbehrliches Werk" genannt.

Der Gesang- und Musikunterricht hat seit jener Zeit vielfach neue Wege eingeschlagen, wir haben darüber nicht zu rechten; wol aber behalten die goldenen Worte der Vorrede noch ihr volles Recht, wenn sie z. B. sagt:

„Musik ist uns für Sinn und Seele, für Leben und Liebe, für Tugend und Gottseligkeit ein so kräftiges, so heilbringendes Bildungsmittel, daß wir es auf die Jugend nicht anders als mit Gewissenhaftigkeit und Würde, mit Eifer und Beharrlichkeit angewandt wissen möchten. Der Musiklehrer erkenne diesen seinen Beruf von der edelsten Seite. — Er mache sich die Tonkunst in ihrem Wesen und ihren Wirkungen oft zum Gegenstand seiner Beobachtungen und seines Nachdenkens. Er bilde sich nicht ein, diesen Gegenstand so leicht erschöpft zu haben oder erschöpfen zu können; derselbe ist in der That unerschöpflich. Am leichtesten sieht dies der Lehrer ein, der daneben noch andere Bildungsfächer zu behandeln hat. Durch kein anderes menschliches Wissen und Können wird wohl das Kind von seiner sinnlichen und seiner geistigen Seite so tief und lebhaft ergriffen und so mannigfaltig beschäftigt; sein Gemüth erhält hier eine mit dem körperlichen Wachsthum fortlaufende, immer neue Nahrung und Stärkung. Durch keine andere Kunst wird ihm sein geselliges Verhältniß zu seinen Mitschülern auf eine so wohlthätige Art zum Bewußtsein gebracht.“ In solch ernster, gründlicher und eindringender Weise behandelten diese Männer, Nägeli ganz besonders, den Gesangunterricht. Dürfen wir uns wundern, wenn sie schöner Erfolge sich freuen konnten?

Seit jener Begegnung mit Pestalozzi blieb Nägeli sein unentwegt treuer Freund, und stand mehrmals für ihn ein. Es erregte sowol seine Wehmuth als seinen Unwillen, wenn er sah oder auch sehen zu müssen glaubte, daß Pestalozzis Bestrebungen für das Volk bei Gelehrten nur kalte Aufnahme fanden. Darin war er ja eben mit Pestalozzi innerlichst verwandt, „den Lichtfunken der Geistescultur“, wie er im Jahr 1813 in einer kleinen Schrift sich ausdrückte, „zum Heile unsers bildsamen Volkes anzuwenden“. Sein Vortrag, den er 1830 in Winterthur über die Charakteristik Pestalozzis hielt, zeugt nicht nur für sein feines Verständniß, sondern ebenso sehr für seine innere Uebereinstimmung mit dem großen Idealisten voll reinster Herzlichkeit und überwallender Menschenliebe. War denn Nägeli anders? Nur daß bei ihm die Tonwelt es war, mit deren herrlichen Mitteln er bildend und erziehend wirkte, deren reiche Gaben er ausgoß, um das gesammte Leben zu verklären. Und beide lauschten zart und sinnig auf die Pulsschläge der unentstellten Menschennatur, und Naturwahrheit blieb ihnen das hohe Ziel, das sichere Mittel zum Zwecke. Welch ein gesundes allmäliges Fortschreiten in den Uebungen seiner Gesangbildungslehre, wie natürlich entwickelt er die Elemente der Rhythmik, prüft dann die Stimme, deren Organ, Klang, Umfang, baut auf- und absteigend den Tetrachord und die Tonleiter auf, schreitet von der Melodik ebenso naturgemäß zur Dynamik, verbindet die Tonelemente wie nachher den Gesangston mit dem Worte, vergleicht

Tongewicht mit dem Wortgewicht, bis allmälig das Lied, dann das musicalische Kunstwerk ersteht.

Nägelis ganze Natur war auf die hochwichtigen Fragen der Volkserziehung von vornherein angelegt und durch seine Verbindung mit Pestalozzi vollends darauf hingelenkt. So finden wir ihn denn als einen Vorkämpfer besserer Volksbildung schon zu einer Zeit, von der die schönen Zeilen Uhlands galten:

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
untröstlich ists noch allerwärts,
doch sah ich manches Auge flammen
und klopfen hört' ich manches Herz.

Der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in Bern reichte Nägeli, als sie im September 1829 die Frage behandelte, ob Seminarien oder Musterschulen die vorzüglichern Anstalten seien für Lehrerbildung, ein Gutachten ein, welches als der originellste der eingelaufenen 19 Beiträge in den Verhandlungen vollständig abgedruckt wurde. In 119 Thesen hatte der ideenreiche Mann seine umfassenden Gedanken über das gesammte Schulwesen zusammengestellt. Um aus dem vielen Anziehenden, das zwar oft der heutigen Einsicht selbstverständlich erscheint, damals aber mehrfach ebenso kühn wie neu war, nur Einzelnes herauszuheben, erinnern wir an seine treffende Schätzung der verschiedenen Lehrfächer, des Religionsunterrichtes als des „wichtigsten Bildungselementes", welches aber „in verkehrter Anwendung desto schädlicher wirkt", des Rechnungsfaches, das „als Heilmittel auch in die verkehrteste Schulordnung etwas Ordnung bringt", an die Nothwendigkeit der Erwerbung technischer Fertigkeiten. Für Ausbildung von Lehrern wie für Hebung der Schulen empfahl er die Verwendung „guter Wanderlehrer". Und vollends griff er, noch ohne eine rechte Bundesverfassung und ohne einen besondern Schulartikel, hinaus ins Gesammtvaterland, wenn er behufs einer volksthümlichen Schulverbesserung vorschlug, alljährlich einmal sollten sich „die Notabeln unter den Anhängern der pestalozzischen Schulbildung versammeln, um einen pädagogischen Congreß zu bilden, zu deren öffentlichen Verhandlungen jeder schweizerische Schulmann freien Zutritt habe". Wie völlig und innig stimmte Nägeli mit Pestalozzi überein, mit welch feuriger, ächter Begeisterung hatte er die Sache der Volksbildung erfaßt!

Darum trat er, obschon nun bereits 57 Jahre alt, bei der politischen Bewegung der Dreißigerjahre mit jugendlicher Rüstigkeit auf den Plan. Sein „pädagogisches Memorial", welches er damals der Verfassungscommission einreichte, zeugt laut dafür und bietet großes Interesse, sofern man seine Vorschläge mit dem damals und seither Erreichten und Geschaffenen vergleicht. Hatte er in diesem Memorial von 1831 die Volksschule behandelt,

so besprach er 1832 in dem „Umriß der Erziehungsaufgabe" das ganze Gebiet der Jugendbildung, und nicht alle Mitglieder von Erziehungsbehörden haben so gründlich und treffend ihre Befähigung nachgewiesen wie Nägeli in diesen 104 Seiten. Denn er war in den Zürcher Erziehungsrath gewählt worden. Da redet er von dem Anspruch eines jeden Menschen auf vollständige Bildung, wenn auch ungenügende Anlagen und der Mangel der nöthigen Mittel oftmals auf die Fülle des Inhaltes zu verzichten drängen. Sorgsam theilt er den Altersstufen ihre Aufgabe zu, die elementare, reale, ideale Bildung. Er verlangt eine Fortbildungsschule mit wenigstens zwei halben Tagen wöchentlich bis zur Confirmation. Ueber Errichtung und Ausbau höherer Bildungsanstalten sagt er Treffliches; wir können hier unmöglich darauf eintreten und sagen nur, seine Schriften sind noch heute eine nicht erschöpfte Fundgrube fruchtbarer Gedanken.

In dem neu bestellten Erziehungsrathe, dem außer Nägeli z. B. Thomas Scherr, Melch. Hirzel, Kaspar v. Orelli, Dr. Keller angehörten, arbeitete Nägeli mit Feuereifer. Scherr erzählt, wie Nägeli oft, so namentlich in der Seminarfrage, sein heftiger Gegner war, aber stets in der Sache, nie mit persönlicher Leidenschaft. Nägeli erwies sich in den Verhandlungen stark durch seinen weiten Blick, fruchtbar anregend durch seinen idealen Schwung; allein in praktischen Vorschlägen war er schwächer, den Weg zur Ausführung seiner Gedanken anzugeben war nicht seine Sache. Er selber fand ihn um seiner vorherrschenden Idealität willen nicht; Andere fanden ihn nicht, weil diese Sätze und Gedanken durch ihre Neuheit zunächst ihr Erstaunen weckten, obschon sich dabei oft erfüllte, was der Herausgeber von Nägelis Reden: „Das Recht aus dem Standpunkte der Cultur" im Vorworte sagt: „Das paradox Gehaltene hat schon mehr als einmal sich zuletzt als Wahrheit geltend gemacht, freilich nicht ohne heftigen Widerstand derjenigen, deren Reichthum dadurch in Asche verwandelt wurde".

Haben wir bisher, wenn auch nur in kurzen Zügen, nachzuweisen gesucht, welchen weit umfassenden und tief greifenden Einfluß Nägeli auf die Neugestaltung unsers Schulwesens im engern und weitern Vaterland übte, so müssen wir seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Volksgesanges noch wenigstens insoweit schildern, als sie der Veredelung und Gesittung des Volkslebens gedient hat; was kann und soll denn die Schule selbst Höheres erstreben?

Es war seltsam, ist aber doch eine nicht eben seltene Erscheinung, daß der Mann, dessen Leistungen man auswärts so vielfach und willig anerkannte, in seiner Vaterstadt sich seine Geltung, sozusagen, jeden Fuß breit erkämpfen mußte. Wol hatte ein einsichtiger Mann vermocht, aus Zürichs Knabenschulen eine Privatclasse zu sammeln, in welcher der Gesangunterricht nach Nägelis

Methode ertheilt ward. Als aber Nägeli selber im Jahr 1815 die Stelle eines Cantors (Musiklehrers) in Zürich erhielt, allerdings nicht ohne daß der im Auslande schon hoch geschätzte Meister vor den „Schulherren" eine „Prüfung" bestehen mußte, in Folge deren man nicht anders konnte als ihn zu wählen, sprach man dennoch die Erwartung aus, er werde seine pestalozzische Lehrmethode nicht in der Schule anwenden. Nur der weitblickende und weitherzige Linth-Escher beruhigte ihn: „Unterrichten Sie, wie Sie wollen; nehmen Sie nur Ihr Buch nicht mit in die Schule!" Weit mehr aber als in den Schranken der engen Schulordnung mußte ein so feuriger Geist wirken in der freien Bewegung des Volkslebens selbst. Durch die Gesangbildungslehre für den Männerchor traten Männerchöre ins Leben, und wie diese, so empfingen auch die gemischten Chöre, deren viele früher schon bestanden hatten, aus Nägelis Liedern neue Nahrung und Kraft. Appenzell besaß frühe schon Singgesellschaften, Pfarrer Weißhaupt in Trogen und Pfarrer Zürcher in Wolfhalden waren eifrige Förderer; die „Antlitzgesellschaft" in St. Gallen bestand schon seit 1620. Im Glarnerlande, z. B. in Niederurnen, herrschte fröhliches Gesangesleben. Das Toggenburg war durch Pfarrer Kranich auf dem Hemberg, das Emmenthal durch Pfarrer Funk in Burgdorf für dasselbe geweckt worden. Am Zürchersee wirkten Pfarrer Pestalozzi in Richterswyl und der Kreislehrer Dändliker in Stäfa gleichen Sinnes. In Zürich hatte seit Zwinglis Todesfeier am 11. Oktober 1818 ein Studentengesangverein bestanden, der Männerchöre, Nägelis Lieder und Rundgesänge sang und erst 1827 sich auflöste, aber nach förmlichem Beschlusse und in feierlicher Weise. Denn man erkannte den Anbruch einer neuen Zeit. Als am Abend des 11. September 1826 Musikfreunde aus Zürich vom Sängerfeste in Wädenswyl heimkehrten, brachten alle den Wunsch mit sich, auch in der Stadt einen Männergesangverein zu gründen. Mit seinem ganzen Feuer ergriff Nägeli diesen Gedanken; Montags den 2. Oktober 1826 fanden sich 76 Männer sehr verschiedener Stände und Berufsarten zusammen; mit Betonung nennt das Protokoll sie „Stifter des Sängervereins". Welch idealer Schwung liegt in Nägelis Statutenentwurf! Als ersten Zweck nennen sie den einer „wöchentlichen kunstgeselligen Abendunterhaltung", zielen dann aber auf „Weckung des Schönheitssinnes" hin, wodurch auch „der vaterländische Gemeinsinn belebt und die bürgerliche Vereinigung fester geschlossen werden könne und solle", indem „die ächte Kunst so leicht und natürlich zum Schönen das Gute fügt". Der Verein sollte „volksthümlich" sein und „sich an die einfachsten Chorlieder halten". Diese aber sollte er „kunstgerecht singen lernen". Dadurch erst machte sich das „bildende Element des Gesanges" geltend. Von dem Kerne der bessern Sänger aus sollte dieser bildende Einfluß auf die Menge wirken. Jedoch sollte damit kein Solo- oder Kunst-

gesang geschaffen werden, der die erste Eigenschaft, die Volksthümlichkeit, überwuchern könnte; die „Chorgesänge bilden die höchste Stufe", nur durch sie vermochte der Verein das Element der „Großartigkeit", wie Nägeli es nannte, die Möglichkeit eines überwältigenden tiefen Eindruckes auf Herz und Gemüth zu erreichen. Darum sollte der Verein durch öffentliches Auftreten, durch Sängerfeste u. dgl. eine öffentliche Stellung zu erringen trachten und ein Mittel werden zur Hebung des Volkslebens.

Das sind die Grundgedanken jenes Statutenentwurfes, vielleicht des idealsten, der je einem Gesangvereine vorlag. Am Ende des Jahres 1826 zählte der Männerchor 154 Sänger, die vornehmsten Geschlechter waren darin vertreten. Am 19. April 1827 führte Nägeli im Großmünster eine Kirchenmusik auf, wie er sie nannte; im nämlichen Jahre folgten noch zwei solcher Feste, deren letztes vom 19. Dezember gleich am 21. wiederholt werden mußte. Der Raum gestattet hier nicht, den raschen Aufschwung dieses Volksgesanglebens im Kanton Zürich und außerhalb desselben zu schildern. Wenn man ihn aber nach Umfang und Tiefe wie nach seiner ganzen Art und Weise erkennt, so sagt man sich auch, welch eine gewaltige Macht er übte auf den politischen Umschwung sowol als auf die Gesittung des Volkslebens.

Gleich im Jahr 1828 stiftete Nägeli auch einen Frauenverein, wie dann einen gemischten. Auch ihnen und den zahllosen Vereinen ähnlicher Art schuf er, zumal in seinen Chorliedern, vortrefflichen Gesangstoff.

Und wie hätte ihm die hohe Bedeutung des kirchlichen Chorals, als der obersten Stufe edeln Volksgesanges, entgehen können? Darum gab er sein Gesangbuch heraus mit 100 Chorälen, deren manche durch innige Melodie und klare, reine, natürliche Stimmführung sich in dem Kirchengesang völlig eingelebt haben, aber auch fortwährend, sofern man sie richtig zu singen weiß und sich bemüht, Vorbilder für edle Ausführung der Kirchengesänge bleiben. Sie haben weite Verbreitung gefunden.

Um unsers besondern Zweckes willen müssen wir Nägelis Verhältniß zur schweizerischen Musikgesellschaft, seine Verbindungen mit dem Auslande, seine persönliche Wirksamkeit in verschiedenen Städten Deutschlands und Frankreichs übergehen, können auch nur hindeuten auf die außerordentliche Fruchtbarkeit seiner Composition. Von großer Wirkung waren vornehmlich seine Cantus-Firmus-Chöre, deren Grundlage, die Choralmelodie, er als fünfte Stimme einem Knabenchor zutheilte. Seine Motetten für Männerchor sind unsterbliche Schöpfungen.

Eine Erkältung brach dieses thätige Leben rasch am frühen Morgen des 26. Dezember 1836. Am 1. Juni 1837 ehrte ihn Zürich durch eine erhebende musicalische Todtenfeier in der Fraumünsterkirche.

Das war Hans Georg Nägeli. Wahrlich, auch hier aber gilt das schöne Wort: Er ist gestorben und lebet noch! Er hatte ein Feuer angezündet, das hell loderte, kundige Hände schürten es; Mitstrebende und Schüler bauten weiter. Sofern auch sie kein Geringes beigetragen haben zur Förderung der Volksbildung und Volksgesittung, muß wenigstens der Bedeutendern kurz gedacht werden.

Es fehlt leider in dem Lande, das sich eines lebendigen und einflußreichen Volksgesanges mit vollem Rechte rühmen darf, an einer auf Quellen ruhenden geschichtlichen Darstellung seines Werdens und Wesens, und hier vergönnt uns die besondere Aufgabe der Darstellung nur wenig Raum. Darum sei nur erinnert an die regen Bestrebungen von Pfarrer Weißhaupt und Tobler in Appenzell A.-Rh., Kuhn und Wyß in Bern, Bäbler und Brunner in Glarus u. s. f., und mit einigen Zeilen werde drei anderer Männer gedacht, deren Wirksamkeit eine sehr bedeutende gewesen ist. Es sind diese Ferd. Fürchtegott Huber in St. Gallen, geb. 31. Oktober 1791, gest. 10. Januar 1863, ferner Hans Ulrich Wehrli von Höngg bei Zürich, geb. 13. Januar 1794, gestorben am Neujahrstage 1839, und Joh. Rud. Weber von Wetzikon (Zürich), geb. 29. September 1819, gest. 22. September 1875 in Beatenberg am Thunersee während eines Curaufenthaltes.

Huber, vornehmlich in Stuttgart ausgebildet, wandte sich, obschon seiner Kunst nach allen Seiten hin gewachsen, mit seiner Neigung und mit großem Geschick dem Volksliede zu, das auch Karl Maria von Weber ihm empfohlen hatte; Zumsteeg, Kreutzer, Silcher, Kocher und Frech förderten ihn aufs beste, seit 1816 wirkte er acht Jahre lang bei Fellenberg in Hofwyl. Dort und in Bern componirte er seine besten Volkslieder, kaum sang jemand sie schöner als er selber mit seinem klaren Tenor. Später diente er seiner Vaterstadt mit seinen edeln Gaben, auch den ersten Turnunterricht führte er hier ein. Herzliche Freundlichkeit und biedere Geradheit zierten diesen Mann. Er schuf in erster Linie schweizerische Volkslieder für eine Singstimme, sogenannte Kuhreihen, sodann Schweizerlieder für vier Männerstimmen und Lieder für gemischten Chor, welche — man denke nur an: „Luegit vo Berg und Thal", „I de Flüehne ist mis Lebe", „So weiß ich nun, Gottlob! wohin" — fortwährend um ihrer tiefen Herzlichkeit willen hoch geschätzt sind. In Vereinen, durch Rath und That hat Huber der Verbreitung würdigen Volksgesanges und seiner Veredelung große Dienste geleistet.

Hans Ulrich Wehrli wuchs, nahe bei der Kirche zu Höngg geboren, unter höchst bescheidenen Verhältnissen auf. Er erlernte und trieb das Glaserhandwerk. Aber immer wieder zog es ihn zu seinem alten Clavier, da suchte er nach den Grundlagen der Harmonie, welche er, unterstützt durch einen reichen

Musikfreund bei Zürich und im Umgange mit Nägeli kennen lernte. Von dem kleinen, in seiner Heimat gebildeten Orchester weg kam er nun in Zürich zu größern Verbindungen, gründete gemeinsam mit Nägeli den Limmatthalgesangverein, der 1828 mit 174 Männerstimmen, und schon am Ostermontag 1829 als großer gemischter Verein seine Lieder in der Kirche zu Höngg sang. In diesem schönen feurigen Gesangleben flammte Wehrlis Talent auf; er hat manch edles Lied geschaffen, sowol für gemischten Chor: „Umsonst suchst du des Guten Quelle“, „O Frühlingspracht“, „Hin zu dem traulichen Kreise“, als auch für Männerchor, in welcher Gattung sein Sempacher Schlachtlied: „Laßt hören aus alter Zeit“, das Muster eines vaterländischen Volksliedes, seinen Namen noch lang erhalten wird. Unter seinen Cantusfirmus-Chören befinden sich mehrere von hoher Schönheit. Der schwere Kampf ums Dasein brach seine Lebenskraft frühe.

Joh. Rud. Weber stammte aus Wetzikon, wo in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zumal durch Schmidlin geweckt, ein überaus reges Gesangsleben blühte. Der Bruder unsers Hs. Georg Nägeli, damals Pfarrer in Wetzikon, aufs eifrigste bemüht, seine Bestrebungen zu fördern, nahm sich des begabten Knaben freudig an; dieser selbst benutzte den Unterricht gewissenhaft und pilgerte schon 1832 mit den ersten Früchten seines Fleißes, zwei-, drei-, selbst vierstimmigen Liedern, nach Zürich zu Nägeli, der ihm von da an stets ein treuer Rathgeber blieb. Im Zürcher Lehrerseminar zu Küßnach, wo er 1835 eintrat und Thomas Scherr ihn am meisten anzog, bearbeitete er eine musicalische Grammatik. An seiner Lehrstelle in Hirslanden wirkte er seit 1837 so erfolgreich für den Gesang, daß ihm 1839 der Erziehungsrath ein Stipendium von 400 alten Franken anbot behufs seiner musicalischen Ausbildung in Deutschland. Silcher in Tübingen, Frech am Seminar in Eßlingen wurden seine Lehrer. Seine „43 Lieder für den Gesangunterricht“ verbreiteten sich in mehr als 100,000 Exemplaren. Die ungünstigern Verhältnisse seines Heimatkantons führten den Heimkehrenden zunächst in eine Erziehungsanstalt zu Wangen im Kanton Bern und schon im April 1842 ins Lehrerseminar in Münchenbuchsee. Hier hat er, besonders neben Grunholzer, ebenso kundig als erfolgreich gewirkt. Seine „Gesanglehre“, seine Liedersammlungen für die Volksschule, seine „religiösen Gesänge für Männerchor“, fast mehr noch die Gestaltung, welche er dem bernischen Volksgesangwesen gab, bezeugen dies; seit 1847 war er nicht blos der Director des Kantonalvereins, sondern recht eigentlich seine Seele. Der politische Umschwung im Jahr 1852 konnte ihn wie seine freisinnigen Collegen wol vom Seminar entfernen, allein Webers Name und Thätigkeit sicherte ihm in der neu gegründeten Privatmusikschule und Clavierhandlung zu Bern eine lohnende Existenz; im Jahr 1860 trat er neu in seine Stellung am Seminar ein,

gleichzeitig begann seine umfassende Wirksamkeit für die eidgenössischen Sängerfeste, denen er als Mitglied, oft als Präsident des Kampfgerichtes, beiwohnte. Seit 1861 leitete er das von ihm gegründete „Sängerblatt“. Für Bern und für eine Reihe von Kantonen hat er die obligatorischen Gesanglehrmittel ausgearbeitet, hat mehrmals besondere Curse für Heranbildung von Gesangsleitern ins Leben gerufen und geleitet, auch die Verbesserung des Kirchengesanges ins Auge gefaßt und immerfort bei all seinen Bemühungen den sittlichenden Einfluß des Volksgesanges betont. Den Ehrennamen „Sängervater“ haben die dankbaren Sänger ihm nach Verdienst gegeben.

Während wir diese Bilder zeichneten, ist abermals ein Schweizersänger dahin geschieden, der die Bestrebungen Nägelis mit allen Mitteln eines großen Talentes und einer glücklichen persönlichen Thätigkeit in alle Gauen unsers Vaterlandes getragen und diesem wichtigen Zweige unsers Volkslebens in hervorragender Weise gedient hat. Es ist der Musikdirector Ignaz Heim. Er starb in Zürich am 3. Dezember 1880. In seinen reichen Liedersammlungen, wie in den Erinnerungen an seinen gemüthvollen persönlichen Umgang lebt er in der Sängerwelt fort. H. Weber.

Die Pestalozzianer im Augustinerkloster zu Kreuzlingen.

[Quellen: C. Kuhn: Thurgovia sacra II. — J. A. Pupikofer: Thurg. Neujahrsblatt 1838. — Handschriftl. Mittheilungen von C. v. Kleiser, Stiftsdecan in Kreuzlingen und von H. Gust. Sulzberger, Pfarrer.]

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnete sich das Stift der regulierten Chorherren in Kreuzlingen durch eine ganze Reihe hervorragender Männer aus. Der Conventuale Bruno Kyble verfaßte ein großes Werk über Kirchenrecht unter dem Titel: Febronius abbreviatus (Frankfurt 1785), worin er die Lehren des Weihbischofs von Trier von der beschränkten Macht des Papstes mit einem Aufwand von großer Gelehrsamkeit bekämpfte. Sein Zeit- und Tischgenosse Wilhelm Wilhelm, geboren zu Mengen 1735, gab einen Abriß der Philosophie (Ichnographia philosophiæ Creuzlinganæ) und mehrere theologische Werke heraus, und entwickelte darin freisinnige Ansichten, z. B. Zweifel an der Macht des Teufels und Versuche zur natürlichen Erklärung des Alten Testaments, was seine Versetzung auf die Pfarrei Hirschlatt zur Folge hatte. Doch auch hier blieb er wissenschaftlich thätig und verfaßte eine Naturtheologie, worin er die Größe und Herr-

lichkeit Gottes in den Werken der Natur nachwies und mit beredten Worten verkündigte. Er wurde später als Lehrer der Theologie an die Universität Freiburg berufen und starb daselbst 1789.

Noch mehr im Sinne der Aufklärung wirkte der Abt Anton Lutz, geboren zu Höffingen im Schwarzwald 1737. Für einen Klosterherrn etwas weltlich angethan, machte er die Liebe zur Litteratur und zu den neu auflebenden Wissenschaften zu seiner vorherrschenden Neigung. Er ermunterte seine Conventualen, durch wissenschaftliche Arbeit sich die Achtung der Welt, ihrem Geiste Heiterkeit und Freude und dem Klosterleben eine kräftige Würze zu geben. Wilhelm rühmt von ihm, daß ihm die Tugend der erste, die Wissenschaft der zweite und der Haushalt erst der dritte Gegenstand seiner Sorge gewesen sei. Auch habe in Folge seiner Aufmunterung innerhalb weniger Jahre der eine Conventual „über die Kunst, wohl zu sterben", ein anderer „über das Leben der Heiligen Gottes", wieder ein anderer „über die Grundsätze des Kirchenrechtes", ein vierter „über die Vorherbestimmung" und er (Wilhelm) „über die Grundlagen der Theologie" geschrieben. Lutz selbst gab eine ganze Reihe philosophischer Werke heraus, wovon wir hier nur zwei erwähnen: „Zweckmäßige Ausbildungslehre für die Menschheit" (1790) und „Das einzige Mittel wider die Revolution der Sitten und Staaten" (1794). „Sorget für eine gute Erziehung des Volkes!" das war der Rath, welchen er den Fürsten und Regierungen Europas zum Schutze der bedrohten Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft zurief. Zum Besten der Landbevölkerung verlangte er einen Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, über Ackerbau, Bodenverbesserung, Culturen, Clima, Bodenkunde. Durch eine reichere Urproduction wollte er der Armut entgegenwirken und durch weise Erziehung des Volkes den Geist der Unzufriedenheit und die entfesselte Leidenschaft zur Ruhe bringen. Als gleichwol die französische Revolution immer mehr um sich griff und Viele an allem verzweifelten, äußerte sich der ehrwürdige Greis (1795) folgendermaßen: „Weil ich nach dem Gesetze des Gemeinsinns und der Offenbarung an die höchste Vorsehung glaube, mich davon ganz überzeugt fühle, ihrer weisesten Leitung alles Gute der physischen und moralischen Ereignisse unterwerfe: so ist mir dies der sicherste Hoffnungsgrund, es werde Alles noch zum Besten der ganzen Menschheit ausschlagen, sei es, daß die Lasterhaften durch ihre Geißel gezüchtigt, oder die Irregeführten auf bessere Wege geleitet, oder die Tugendlichen durch Trübsal geläutert werden." Als die Franzosen sich im Jahr 1798 im Kloster einquartierten, floh der Abt mit dem Convente nach Schwaben, und starb zu Hirschlatt am 10. Dezember 1801.

Ob diese Männer aus den Schriften und Bestrebungen Pestalozzis schon irgend welche Anregung empfangen, ist ungewiß, bei den frühern ganz un-

wahrscheinlich. Unzweifelhaft aber ist der Einfluß des pestalozzischen Geistes bei einem jüngern Conventualen desselben Klosters

Meinrad Kerler (1778—1830).

M. Kerler wurde geboren den 1. Juni 1778 in Nassenbeuren, einem kleinen Städtchen im schwäbischen Kreise des jetzigen Königreichs Baiern. Zu Neuburg und Augsburg besuchte er die Gymnasialclassen und trat dann 1797 in das Stift Kreuzlingen ein. Hier wurden seine weitern Studien zunächst durch die Kriegsereignisse und die Auswanderung des Conventes nach Süddeutschland gestört. Als die fremden Heere abgezogen waren und die helvetische Regierung dem Stifte ihren Schutz und das Recht des Fortbestandes zugesagt hatte, kehrte der Decan Jakob Rueff mit dem verwaisten Capitel (Abt Anton Lutz war eben gestorben) in die Räume des Klosters zurück, so auch Kerler. Obgleich voll Anhänglichkeit an den erwählten Beruf und an den Kreis seiner Genossen, war er keine gewöhnliche Klosternatur. Die Liebe zu den Wissenschaften, besonders Geographie und Naturkunde, war stärker in ihm als die Neigung zu frommen Uebungen und stiller Beschaulichkeit. Dazu war er mit trefflichen Geistesgaben, besonders mit einem außerordentlich starken Gedächtniß ausgerüstet, das ihm alles Lernen spielend leicht machte, und endlich hatte er ein warmes, liebevolles Herz für die Menschheit und ein wahres Bedürfniß, sich nützlich zu machen, wo und wie er konnte.

Zuerst übertrug ihm der neugewählte Abt Jakob die Christenlehre an der Gemeinde und die Aufsicht über die Kinderschule zu Kreuzlingen. Diese letztere befand sich in einem durchaus vernachlässigten Zustande, auch war zur Zeit kein Lehrer vorhanden. Bis ein solcher gefunden war, übernahm es Hr. Meinrad selbst, die Schule zu halten. Dann verlangte er von dem Stifte für den neu angestellten Lehrer eine Besoldungsaufbesserung, die auch in Naturalleistung (Weizen und Holz) bewilligt wurde.

Die Klöster hatten von der helvetischen Regierung den Wink erhalten, daß von ihnen mehr als bisher an gemeinnützigem Wirken erwartet werde, und nur unter dieser Bedingung ihr Bestand als gesichert zu betrachten sei. Mit richtigem Gefühle wandte nun das Stift Kreuzlingen seine Aufmerksamkeit den pädagogischen Bestrebungen zu, und richtete sich ein, daran thätigen Antheil zu nehmen. Mit freudiger Begeisterung übernahm Hr. Meinrad den Auftrag, nach St. Urban zu reisen, und dort in der Lehranstalt von P. Nivard Krauer die verbesserte Methode gründlich kennen zu lernen, damit er sie später in seinem Stifte praktisch verwerthen könnte. Nach einem halbjährigen Aufenthalte (1805) kehrte er zurück und legte nun als eifriger Schulfreund dem Convente den Antrag vor, sofort ein Lehrerbildungsinstitut einzurichten, worin er einen Theil des Unterrichtes selbst über-

nehmen wollte. Ungefähr gleichzeitig traten zwei neue Mitglieder in den Convent ein, welche vom gleichen Geiste beseelt waren und sich gerne bereit erklärten, das Werk zur Ausführung bringen zu helfen: Philipp Nabholz von Villingen (Baden) und Joh. Baptist Wepfer von Dießenhofen. Beide waren entschlossen, ihre Kräfte der Erziehung der Jugend zu widmen und verpflichteten sich darum zum Verbleiben im Kloster nur für die Dauer von drei Jahren. Sollte unterdessen eine Schule nicht zu Stande kommen oder wieder eingehen, so wollten sie ihren Fuß weiter setzen, und nicht auf Lebenszeit an die Stätte gebunden sein. Das Institut kam aber zu Stande, hielt 1806 seinen ersten Curs, bei welchem Kerler, Nabholz und Wepfer als Hauptlehrer wirkten, und erntete bald bei den Freunden der Volksbildung großes Lob.

Im folgenden Jahre besuchten die drei Pädagogen zu ihrer eigenen Belehrung das Institut im Rietli bei Zürich, das Rusterholz gegründet, und wo Zeller nach Pestalozzis Vorbild wirkte, und kehrten dann mit neuer Begeisterung an ihr Werk zurück. Der thurgauische Schulrath hatte ihnen für die ersten Erfolge ihrer Thätigkeit Dank und Anerkennung ausgesprochen, und sie eingeladen, ihre Arbeit noch gemeinnütziger zu machen. Es wurden nun Candidaten beider Confessionen in den neuen Lehrcurs im Kloster aufgenommen und der Unterricht in der Methodik strenger als bisher an die Grundsätze Pestalozzis und die praktischen Anweisungen Zellers angeschlossen. Nach Vollendung von zwei neuen Cursen für thurgauische Zöglinge, welche sich dem Lehrerberuf widmen wollten, kündigten 1809 Nabholz und Wepfer an, daß sie im Stifte ein größeres Institut ganz nach dem Muster desjenigen von Pestalozzi in Yverdon eröffnen werden, und alle Freunde des Schulwesens im Thurgau warteten darauf mit freudiger Spannung. Da geschah etwas ganz Unerwartetes, nämlich die freiwillige Auflösung dieses Pädagogenvereins und die gänzliche Einstellung der Lehrcurse. Der thurgauische Schulrath hatte sich bei dem letzten Examen nicht recht befriedigt gezeigt; der Lehrplan, welchen er selbst ausgearbeitet hatte, war nicht genau befolgt worden. Man fand, daß die angehenden Lehrer zu wenig an Kenntnissen gewonnen und zu viel mit der bloßen Einübung der Methode beschäftigt worden seien. In Folge dessen mahnte der Schulrath, daß man bei der Ausbildung der Candidaten doch vorzugsweise auf die nöthige Ausrüstung mit positiven Kenntnissen achten, die formalen Uebungen dagegen zurückstellen möge. Dazu kam dann noch, daß im Convente des Stiftes selbst eine Opposition gegen die Unternehmung der Pädagogen auftrat und sich immer entschiedener behauptete. Die Lehrer mußten sich größere Freiheit als die übrigen Conventsmitglieder erlauben, gewisse Ausnahmen von den Ordensregeln waren ihnen bereits gestattet worden. Die Ungleichheit der Rechte und Freiheiten drohte die Disciplin aufzulösen; was dem einen recht war, schien für

den andern billig; die Pädagogen sollten sich wieder ganz der Regel unterwerfen, oder die andern Stiftsherrn ihnen gleich gestellt werden; letzteres war offenbar unzulässig. So sahen sich die Pestalozzianer zwischen zwei Steine gepreßt; auf der einen Seite standen sie unter dem Kantonsschulrath und dieser war mit ihren Leistungen nicht völlig zufrieden, verlangte strengere Befolgung seines eigenen Lehrplans und etwelches Abgehen von Pestalozzi. Auf der andern Seite war der Convent, dem sie Gehorsam schuldeten, das Kloster, dessen Räumlichkeiten sie benützten und die Klostercasse, welche den Großtheil der für die Lehrcurse nöthigen Ausgaben deckte. Durch diese Schwierigkeiten entmuthigt, traten Nabholz und Wepfer aus dem Stifte aus, um auf freierm Boden für ihren Lebenszweck zu wirken; der erstere kehrte nach seiner Heimat Baden zurück, wurde Seminardirector in Ettlingen und später in Mörsburg, wo er nach einer tüchtigen pädagogischen Wirksamkeit in den Dreißigerjahren gestorben ist.

Vergebens hatte Meinrad Kerler zwischen den Parteien zu vermitteln gesucht. Als er das Seminar nach kurzem Bestande wie eine Seifenblase zerrinnen sah, legte er sofort dem Convent einen andern gemeinnützigen Antrag vor. Eine landwirthschaftliche Schule sollte im Stifte und auf dessen Kosten errichtet werden, um die Fortschritte des Ackerbaus, der Bodenkunde und Bodenverbesserung, den Gebrauch neuerer Geräthe und Maschinen, die Pflege des Weinstocks und des Waldes durch Anweisung und Beispiel im Volke zu verbreiten. Auf diesem neutralen Boden schien es in der That den Klostermännern eher möglich erziehend und fördernd zu wirken als auf demjenigen der Lehrerbildung, wo doch der confessionelle Eifer auf beiden Seiten nicht ganz zu unterdrücken war. Es gereicht dem Convente zur Ehre, daß er diesen Vorschlag mit Einmuth annahm und auch die nöthigen Mittel bewilligte, denselben ins Werk zu setzen. Kerler wurde nun mit dem Hausmeister des Klosters, Raschle, für einige Zeit nach Hofwyl geschickt, um dort an der Quelle einer neuen Landwirthschaft die nöthigen Vorstudien für sein Werk zu machen. Sie wurden von Fellenberg nicht nur überaus zuvorkommend aufgenommen, sondern mit Eifer in ihren Studien geleitet und unterstützt, und nicht minder in ihrem Vorsatz, der Gründung einer Ackerbauschule in Kreuzlingen, ermuthigt. So kehrten die beiden Abgeordneten nach einem Aufenthalte von sechs Monaten wieder in ihr Stift zurück, wo sofort die nöthigen Vorbereitungen zur Eröffnung der Anstalt getroffen wurden. Ein Gütercomplex wurde als Versuchsfeld angewiesen, Lehrsäle und Wohnungsräume für die Zöglinge eingerichtet und die neusten Ackergeräthe mit ziemlich erheblichen Kosten angeschafft.

Man hatte die ausgesprochene Absicht, nicht nur junge Leute im rationellen Güterbetrieb theoretisch und praktisch zu unterrichten, sondern durch

die eigene Landwirthschaft die umwohnende Bauernsame zu mannigfachen Verbesserungen anzuleiten und anzuregen. Bald erfolgten auch einzelne Anmeldungen und Aufnahmen; ebenso erschienen zahlreiche Besuche von Landwirthen, welche von den Einrichtungen und Maschinen Kenntniß nahmen. Die thurgauische Regierung, deren thätigste Kraft damals der Staatscassier C. Freienmuth war, zeigte für das Unternehmen lebhaftes Interesse und hoffte davon nicht geringen Nutzen für die ökonomische Landescultur. Das Stift zeigte sich so opferbereit, daß die Kostgelder außerordentlich billig gestellt werden konnten. Dennoch vermochte auch diese Anstalt nicht recht aufzukommen; der thurgauische Bauer war noch zu arm und ungebildet, auch wol zu mißtrauisch gegen das Neue, um weiter als bis zur bloßen neugierigen Beobachtung vorzugehen. Aus Mangel an hinreichender Betheiligung wurde nach drei Jahren diese Schule gänzlich eingestellt; fast hätte ihr Erlöschen das Herz des edlen Meinrad gebrochen. Nach einer Aeußerung von C. Freienmuth wäre es lediglich die Indolenz der Bauersame gewesen, welche das rasche Eingehen der Anstalt verschuldete; er selbst, so erklärte er den entmuthigten Conventualen, sei nie nach Kreuzlingen gekommen, ohne etwas Neues zu lernen.

In Folge dieser Erfahrungen widmete das Stift seine Lehrkräfte nun ausschließlich der Stiftsschule, welche es in dem Umfang eines Progymnasiums unterhielt, und der unermüdliche Meinrad ertheilte darin den Unterricht in Geographie und Naturgeschichte. Die Kinderschule wurde vom Kloster aufgegeben und einige Zeit ohne Lehrer, ohne Schulzimmer und Schulfonds gelassen, bis die Sorge des Staats kräftiger eintrat.

Meinrad Kerlers letzte Lebensperiode war der Landwirthschaft gewidmet. Als Oekonom des Stiftes machte er sich um die Verbesserung und den Betrieb der ziemlich umfangreichen Güter verdient; er war einer der ersten, welche den Werth der Naturwissenschaften für die Landwirthschaft erkannte. Seine Bemühungen um Hebung des Weinbaus und der Forstcultur wurden damals zu wenig beachtet. Der bekannte Naturforscher Lorenz Oken, der mit Meinrad befreundet war, hielt sich in den Zwanzigerjahren einige Zeit im Stifte zu Kreuzlingen auf und vollendete dort sein Handbuch der Naturgeschichte. Schriftliche Bemerkungen über Weinbau und Forstwirthschaft, welche der denkende Oekonom aus Erfahrung und Beobachtung gesammelt hatte, nahm der Gelehrte mit sich, um sie mit den Resultaten der Wissenschaft zu vergleichen. Ueberhaupt ließ sich M. Kerlers Geist nicht auf die Interessen seines Klosters beschränken. Er war ein eifriges Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft (1818). So erinnert das Lebensbild des trefflichen Mannes mit seiner Liebe zu den Wissenschaften, mit seinem offenen Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes und seiner unermüdlichen Thätig-

keit an die besten Zeiten des Klosterlebens. Es war ihm nicht vergönnt, von seinen Bemühungen große und augenfällige Erfolge zu sehen, dennoch ist sein edles und die Gegensätze versöhnendes Wirken im Thurgau nicht vergeblich gewesen. Er beschloß sein thätiges Leben nach längeren Leiden den 13. März 1830 in Gegenwart seines jüngern Freundes, des nachmaligen Stiftsdecan C. v. Kleiser, der ihm die letzten Dienste leistete. Drei Jahre später wurde in Kreuzlingen das vom Staat gegründete Lehrerseminar unter Wehrlis Leitung eröffnet und erhielt nachher die Räume des aufgehobenen Klosters als Wohnung angewiesen. Christinger.

Melchior Sulzberger

1761—1841

[Quellen: H. Gust. Sulzberger: Biogr. Verzeichniß der Geistlichen aller evang. Gemeinden des Kantons Thurgau. — Handschriftl. Protokolle des thurg. Schulrathes. — Thurg. Wochenblatt vom Jahr 1798 u. ff.]

wurde geboren zu Frauenfeld, der Sohn eines Buchbinders daselbst, und besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt. Nachdem er auch die dortige Lateinclasse mit bestem Erfolge absolvirt hatte, bezog er das Carolinum in Zürich, um sich dem Studium der Philosophie und Theologie zu widmen. Er bestand sein Examen und empfieng die Ordination 1784, worauf er zuerst in die pädagogische Thätigkeit eintrat. Als Hauslehrer unterrichtete er die Kinder des Gerichtsherrn Heß in Nürenstorf (Kt. Zürich) und war so geschätzt, daß sein Principal ihn so lange an sein Haus zu binden suchte, bis die Erziehung aller seiner Kinder vollendet sei. An die Pfarrstelle seiner Vaterstadt Frauenfeld berufen, setzte Sulzberger dem Rathe die Bedingung, noch vier Jahre seine Präceptorstelle behalten zu dürfen, um damit sein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Die Bedingung wurde angenommen und für diese Zeit ein Verweser (Johann Ulrich Zwingli) bestellt. Als endlich Sulzberger nach treuer Erfüllung seiner Vertragspflicht nach Hause zurückkehrte und sein Amt antrat, starb sein College in Kurzdorf, und er zog es vor, das dortige Pfarramt anzunehmen, weil es ihm Muße für wissenschaftliche Studien und pädagogisches Wirken gewährte. So wurde er denn unter der Helvetik in die oberste Erziehungsbehörde seines Kantons gewählt, und war durch wissenschaftliche Bildung, Einsicht und Arbeitswilligkeit die Seele derselben. In den überaus zahlreichen Sitzungen, wo oft von neun Mitgliedern sich nur drei einfanden, fehlte er nie, als wenn ihn etwa Krankheit

ans Haus fesselte, was selten der Fall war. Als mit Einführung der Mediationsverfassung an die Stelle des Erziehungsrathes ein Schulrath mit ungefähr gleicher Bestimmung trat, wurde Sulzberger erstes Mitglied desselben und ihm der Titel eines Schuldirectors ertheilt. Das Präsidium führte Regierungsrath Hanhart, aber die Vorbereitung der Geschäfte, die Entwürfe, Gutachten und Vorschläge lagen dem Schuldirector ob; denn es war nicht eine einzelne bestimmte Schule, welche er zu leiten hatte, sondern das in der Neubildung begriffene Schulwesen des Kantons. Zwar wurde er durch seinen Collegen Georg Kappeler, Pfarrer zu Frauenfeld, seit 1802 nach der pädagogischen Seite hin ziemlich entlastet, indem dieser das Actuariat des Schulrathes übernahm und mit großer Kraft und Hingebung in dieser Behörde wirkte. Als aber die thurgauische evangelische Landeskirche, die bis zur Revolution unter der Leitung und Aufsicht des zürcherischen Kirchenrathes gestanden, sich constituirte, wurde Sulzberger zum Antistes (Vorsteher) derselben gewählt und wandte nun seine Thätigkeit vorwiegend dem kirchlichen Gebiete zu. Doch blieb er mit den ersten Staatsmännern des Kantons, wie Regierungsrath Hanhart, Landammann Morell, Regierungsrath Freienmuth und Heinrich Kesselring in fortwährender naher Verbindung und übte auf mehrere derselben durch sein weitsichtiges, mildes und besonnenes Urtheil einen bedeutenden Einfluß. Die erste Einrichtung der thurgauischen Landeskirche und des religiösen Unterrichtes ist vorzugsweise sein Werk. Seine theologische Richtung war dem Geiste der Zeit entsprechend und rationalistisch, doch nicht oberflächlich, sondern mit einem tiefen religiösen Ernste gepaart und mit einer freundlichen Anerkennung auch für Andersdenkende, weßhalb er auch bei den Katholiken in hoher Achtung stand. Für die Bestrebungen Bornhausers und die bewegenden Gedanken der Regeneration von 1830 hatte er indeß kein Verständniß mehr, denn er war alt geworden und sah die kommenden Dinge in trübem Lichte. Die Neuerer zählten ihn daher zu der Gruppe der Aristokraten, deren Macht und Einfluß um jeden Preis gebrochen werden müsse, weil sie zwar Alles für das Volk thun wollten, aber nichts durch das Volk. Dennoch schonten sie ihn bei ihren Angriffen auf das alte Regiment so gut als immer möglich und gaben ihm Beweise, daß ihre Ehrfurcht vor seinem Charakter und seinen Verdiensten unverändert geblieben.

Mit richtigem Tacte erkannte Sulzberger beim Durchbruch der Bewegung, daß für ihn die Zeit des politischen Wirkens vorüber sei. Er zog sich im Anfang der Dreißigerjahre von allen seinen kantonalen Aemtern (Kirchenrath und Ehegericht) zurück und lebte fortan nur seiner Familie und dem Pfarramte an seiner Gemeinde. Trotz seines zarten Körpers blieb er noch zehn Jahre thätig, predigte gewöhnlich selbst und starb achtzigjährig im März

1841. Th. Bornhauser giebt ihm in einem Briefe an Mörikofer folgendes ehrende Zeugniß: „Deine Nachricht, daß es mit Herrn Antistes Sulzberger zu Ende geht, hat mich, obgleich sie mir nicht unerwartet kam, mit stiller Wehmuth erfüllt. Der Mann hat mir, wie manchem andern Thurgauer, zur Erleichterung meiner Studien freundlich Hand geboten. Ich erinnere mich der Zeit noch wol, da ich Briefe von ihm auf meiner Brust trug als Talisman gegen die Verirrungen der Jugend. Sein Andenken wird in meinem dankbaren Herzen fortleben.“ Christinger.

Georg Kappeler.

1775—1818.

[Quellen: Biographische Skizze im Gemeinnützigen Schweizer Bd. III, von Sal. Vögelin, mit ergänzenden Bemerkungen neu herausgegeben von Dr. J. A. Pupikofer in den Thurg. Beiträgen für vaterl. Geschichte I. — H. Gust. Sulzberger: Biogr. Verzeichniß der Geistlichen.]

Georg Kappeler war von vier Söhnen seines Vaters, eines einfachen Bürgers von Frauenfeld, der älteste, und zeigte schon in früher Jugend treffliche Anlagen, einen ernsten, edlen und bescheidenen Sinn. Auf den Rath seiner Lehrer und mit Zustimmung seines Vaters entschloß er sich zum Studium der Theologie, obwol er als Bürger von Frauenfeld nach dem Herkommen nur auf drei geistliche Stellen Anwartschaft hatte, die zu besetzen dem Rathe seiner Vaterstadt zustand. Dieses Bedenken konnte indessen nicht schwer ins Gewicht fallen, da die Neigung des Knaben entschieden den Wissenschaften zugieng und nöthigenfalls auch im höhern Lehramte ihre volle Befriedigung finden mochte. Nachdem er sich in der Lateinschule in Frauenfeld mit guten Vorkenntnissen ausgerüstet, fand er 1790 Aufnahme im Collegium humanitatis in Zürich. Er war von Natur schüchtern und trat als angehender Student mit großer Bescheidenheit auf. Kaum wagte er aufzublicken und sich unter seinen Mitschülern nach Freunden umzusehen. Doch bald gewann er größere Zuversicht, und durch sein schlichtes gutmüthiges Wesen auch die Zuneigung seiner Altersgenossen. Besonders innig befreundete er sich mit Salomon Vögelin, dem nachmaligen Pfarrer an der Waisenhauskirche in Zürich, der ihm auch ein biographisches Denkmal gewidmet hat.

Mit stillem emsigen Fleiße betrieb Kappeler seine Studien und that sich namentlich in den Sprachen, den philosophischen Fächern und der Physik hervor. Sein heller Kopf, seine Liebe zu den Wissenschaften und seine untadel-

hafte Lebensführung machten ihn auch bei den Professoren des Collegiums bald geachtet und beliebt. Nachdem er mit rühmlichem Ausweis die philosophischen und theologischen Curse vollendet hatte, empfieng er die Ordination in Zürich und begab sich dann zur Ausbildung in der französischen Sprache zu dem deutschen Pfarrer Stoll in Neuenburg. Es war nämlich mehr als wahrscheinlich, daß ihm in seiner Vaterstadt das Provisorat, d. h. die Stelle eines obersten Schulmeisters an der Lateinschule werde übertragen werden, wofür er auch in den neuern Sprachen gerüstet sein mußte.

Aus Neuenburg zurückgekehrt, übernahm er zuerst eine Hauslehrerstelle in einem der Zellweger'schen Häuser in Trogen, wo er sich sehr glücklich fühlte. Von hier aus lernte er den Dr. med. Aepli, nachmaligen Präsidenten des Sanitätsrathes, kennen und befreundete sich mit ihm auf Lebenszeit. Wirklich kam dann im Jahr 1797 der Ruf an das Provisorat in Frauenfeld, dem er sich jedoch nur ungern unterzog, weil ihm das geistige Leben in Trogen und St. Gallen außerordentlich lieb und werthvoll geworden war. Dennoch konnte er nicht ablehnen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, auf eine Anstellung in seiner Vaterstadt für alle Zukunft zu verzichten.

In Frauenfeld schloß sich Kappeler von ganzem Herzen den Ideen und Bestrebungen der Freiheitsfreunde an, ohne jedoch seine ruhige Klarheit und Besonnenheit dabei zu verlieren. Seinem Kanton selbständige Stellung zu erhalten, Ordnung und Bildung in demselben zu fördern, war ihm Gewissenssache geworden, der er sich mit allen Kräften hingab. Mehr als einmal fühlte er sich versucht, aus dem geistlichen Stande auszutreten und in weltlichen Beamtungen seinem Vaterlande zu dienen; doch war es wiederum sein zartes Gewissen, das ihn bestimmte, dem einmal erwählten Berufe treu zu verbleiben. Als Mitglied und Actuar der sog. Entschädigungscommission, welche die Besoldungen der Geistlichen und Provisoren im Kanton neu regulierte, hatte er Gelegenheit zu sehen, wie sehr es in den meisten Behörden noch an Bildung und hinreichender Tüchtigkeit fehlte. Gleichwohl verharrte er bei seinem Provisorate und wurde dann im Jahr 1801 von der Wahlbehörde an die erledigte Pfarrstelle zu Frauenfeld berufen.

Von da an beginnt für Kappeler eine außerordentlich große, umfassende und vielseitige Thätigkeit. Mit der Einrichtung der Mediationsverfassung wurde er in den thurgauischen Schulrath gewählt, und übernahm das Actuariat dieser Behörde. In dieser Eigenschaft fühlte er sich namentlich veranlaßt, die Methode Pestalozzis und Zellers genauer zu prüfen und den Schulfreunden seines Heimatkantons zur Kenntniß zu bringen. Es scheint, daß er sich in der Anstalt des trefflichen Heinrich Rusterholz auf dem Rietli bei Zürich in den Pestalozzischen Geist und seine Unterrichtsmethode einweihen ließ. Bald war er von der Richtigkeit derselben und ihrer großen Zukunft überzeugt,

und legte dem Erziehungsrathe seine Anträge zur Verbesserung des Volksschulwesens vor.

Das erste Erforderniß war eine bessere wissenschaftliche und pädagogische Vorbildung der Lehrer. Auf Kappelers Veranlassung wurden fast sämmtliche Primarlehrer des Kantons zu Bildungscursen einberufen und in der Anwendung der neuen Unterrichtsmethode instruiert. Er selbst übernahm (1806—9) mehr als einmal einen solchen Curs. Als sich in einem derselben u. A. auch der eifrige Schulmeister und Dachdecker Thomas Wehrli von Eschikofen einfand, wollte ihn Kappeler als einen besonders verständnißvollen Mann nach Hofwyl schicken, damit er dort in Fellenbergs Anstalt sich gründlicher ausbilde; allein Thomas folgte wegen vorgerückten Alters nur für kurze Zeit, kehrte in seine Gemeinde zurück und empfahl seinen Sohn als Nachfolger. Dieser war der spätere Seminardirector Joh. Jakob Wehrli, der alsbald noch in den Knabenjahren zuerst an Kappelers Schulmeistercursen theilnahm, und nachher in Hofwyl als Armenschullehrer jene eminente Tüchtigkeit entwickelte, die ihn unter Fellenbergs Schülern in die erste Reihe stellt.

Auf Kappelers Verwendung wurden Bildungscurse auch für katholische Lehrer im Kloster Kreuzlingen angeordnet, wo einige jüngere Conventualen, wie Nabholz und Kerler, sich mit Begeisterung der Sache annahmen. Es wurde ein Lehrplan ausgearbeitet, nach welchem die Vorbereitungscurse in Kreuzlingen wie in Frauenfeld sich richten sollten. „Ueberhaupt“, sagt Pupikofer von Kappelers Wirksamkeit in dieser Zeit, „war die Reform des Schulwesens sein Werk und er bis zu seinem Tode die Seele desselben“. In seinen letzten Lebensjahren äußerte er sich gegen seine Vertrautesten, daß er sich nur noch die Stelle eines Generalschulinspectors für ein paar Jahre wünschen möchte, um entbunden von seinen übrigen Geschäften in eigner Person eine wiederholte sorgfältige Inspection und Revision aller Schulen seines Kantons vornehmen und die eingeführte Ordnung befestigen zu können.

Als im Jahre 1811 die Stelle eines Provisors an der Lateinschule unerwartet erledigt wurde und nicht sogleich wieder besetzt werden konnte, übernahm Kappeler zu seiner bisherigen Geschäftslast einen Großtheil des sprachlichen Unterrichtes, und benützte diesen Anlaß, um einzelne begabte Schüler nicht nur tüchtig vorwärts zu bringen, sondern sie auch zum Studium der Wissenschaften und insbesondere zur Wahl des geistlichen Berufes aufzumuntern. Unter diesen befand sich auch der damals fünfzehnjährige J. A. Pupikofer. Der wohlwollende Lehrer ließ den Vater des Knaben zu sich kommen, sprach mit ihm über die Anlagen und Neigungen, sowie über die Zukunft seines Sohnes, und in der gleichen Stunde wurde der Entschluß gefaßt, ihm trotz allen ökonomischen Schwierigkeiten den Weg zum Studium zu öffnen.

Durch die Verfassung von 1815 wurden die Schul- und Kirchenangelegenheiten unter sich verbunden, aber nach den beiden Confessionen getrennt und unter zwei Administrationsräthe gestellt. Im evangelischen Administrationsrath nahm auch Kappeler wieder seinen Platz ein und besorgte abermals die Actuariatsgeschäfte. In dieser Eigenschaft entwarf er u. a. die Pläne und Verordnungen zur Prüfung der theologischen Candidaten und zeigte darin, daß er trotz seiner überwiegend praktischen Thätigkeit in den philosophischen Disciplinen noch immer wolbewandert war.

Ehrenvolle Erwähnung verdienen aber auch sein gemeinnütziges Wirken und sein feuriger Hülfseifer für die Nothleidenden und Armen im Lande. In den Jahren der Theurung und des Mißwachses, welche das zweite Dezennium des 19. Jahrhunderts so schwer heimsuchten, hatte er, wie einst Joseph in Aegypten, die erste Ahnung von der kommenden Noth und that die ersten Schritte, um ihr vorzubeugen. Als man zuerst auf seine Warnungsstimme nicht hören wollte, schaffte er selbst Vorräthe von Lebensmitteln an, die er dann in uneigennützigster Weise der Armencommission zur Verfügung stellte. Er trat auch als Mitglied in diese Commission ein, welche den Kampf mit der Hungersnoth des Landes zu führen bestimmt war, und bereiste als solches diejenigen Bezirke, wo es am schlimmsten stand, z. B. den Hinterthurgau. Durch Belehrung, Ermuthigung und werkthätige Hülfe suchte er die gesunkenen Kräfte wieder aufzurichten, veröffentlichte das Recept zu einer gesunden und kräftigen Sparsuppe, empfahl die Anwendung des Papinianischen Topfes, und suchte auf dem Wege der Verbesserung der Landwirthschaft die karge Production des Bodens zu vermehren.

In seinem Wesen und Benehmen war Kappeler nicht eben sehr zuvorkommend, eher kurz und trocken und nicht selten etwas rasch. Im Bewußtsein, das Rechte zu wollen, verschmähte er alle Complimente, und that im Umgange nur soviel, als nöthig war, um die allgemeinen Formen der Höflichkeit nicht zu verletzen. Oeffentliche Gesellschaften besuchte er nicht, theils aus Mangel an Zeit, theils aus Grundsatz. Verehelicht seit 1806 und glücklicher Vater von vier Kindern widmete er seine freien Stunden gerne dem häuslichen Kreise. Doch vergaß er seine Jugendfreunde nicht, besuchte sie bisweilen und fand im Wechselgespräche mit ihnen die beste Erholung für Geist und Gemüth.

Als Prediger hatte er das Mißgeschick, in der großen Stadtkirche ohne ganz besondere Anstrengung seiner Stimme, nicht leicht verstanden zu werden. In der kleinen Filialkirche zu Oberkirch, wo ihm monatlich einmal zu predigen oblag, wußte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer in hohem Grade zu fesseln. Bei einer Versammlung des Großen Rathes, die durch einen Gottesdienst eröffnet wurde, redete er indeß den Vertretern des Volkes einmal so stark

ins Gewissen, daß sein Vortrag allgemein verständlich wurde, was ihm einen Verweis vom Standeshaupte eintrug und die Abschaffung solcher Großraths-predigten zur Folge hatte.

Manche Enttäuschungen und schmerzliche Erfahrungen seines Berufes hatten frühe seinen heitern Jugendmuth in strengen Ernst verwandelt. Er ward geneigt, an allen Dingen die dunkle und nachtheilige Seite zuerst zu sehen, doch nicht um nun in unthätiger Melancholie das Unabänderliche kommen zu lassen, sondern um mit aller Kraft des Gedankens und der That dem Uebel entgegenzutreten und das bedrohte Gute zu retten.

Seit der Mitte des Sommers 1818, in welchem er eine ungewohnte Sehnsucht nach seinen Freunden empfand, deutete sein Aussehen auf Störung der Lebensfunctionen hin. Es scheint, daß das Uebermaß von Arbeit und die starke Sympathie mit der Noth jener Zeit die unermüdliche Kraft frühe verzehrten. Er gab, auf seine gewohnte gesunde Naturkraft vertrauend, den Warnungen seiner Freunde kein Gehör, und fuhr fort, seine Zeit der Arbeit zu widmen. Da ergriff ihn ein Nerven- und Gallenfieber und setzte seinem thätigen Leben im Alter von 43 Jahren ein unerwartet frühes Ziel. Sein treuer Freund, Salomon Vögelin, beschließt seine Lebensbeschreibung mit den gefühlvollen Worten des Dichters:

Ihm Thränen opfern werd' ich beim Blätterfall,
Ihm, wenn das Mailaub wieder den Hain umrauscht,
Bis mir des Wiedersehn's seliger Morgen tagt
Ueber des irdischen Lebens Grenzen.

Christinger.

Johann Rudolf Steinmüller.

1773—1835.

[Quellen: J. J. Schlegel: Drei Schulmänner der Ostschweiz. Zürich, Schultheß 1879. — Die nachstehend im Text erwähnten Steinmüllerschen Schriften.]

Johann Rudolf Steinmüller, der Reformator des Landschulwesens im Kanton St. Gallen, stammte aus einer ächten Lehrer- und Pfarrerfamilie in Glarus, denn die Hauschronik derselben zählt vor ihm schon drei Lehrer und zwei Pfarrer auf, die aus der Familie hervorgegangen. Er wurde den 11. März 1773 geboren und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, der anfänglich Lehrer war, später Apotheker wurde und in Glarus die Stelle eines Chorrichters bekleidete. Der junge Steinmüller genoß im väterlichen

Hause eine sorgfältige Erziehung, zeigte bei hervorragenden Anlagen eine große Lernbegierde und entwickelte sich sehr rasch. Noch im Knabenalter kam er zu seinem ebenfalls dem geistlichen Stande angehörenden mütterlichen Oheim, Pfarrer im württembergischen Gechingen, machte daselbst seine Gymnasialzeit durch und genoß nebenher Privatunterricht bei Lehrern in Tübingen. Bei seinem Abgange von Glarus stellte ihm Pfarrer Freuler das Zeugniß aus, daß er ein Knabe geweckten, lebendigen Geistes sei, den sein Vater von Jugend an in nützlichen Wissenschaften und Sprachen unterrichtet, der einen edeln, rechtschaffenen Wandel geführt und das Schlußexamen in rühmlichster Weise bestanden habe. In Gechingen wurde die Zeit wol ausgekauft; denn neben der Vorbereitung auf die akademischen Studien, die in der kurzen Zeit von drei Jahren abgethan werden mußte, hielt ihn sein Oheim bereits auch zur Aushülfe in der Winterabendschule und Kinderlehre, ja sogar zu kurzen Canzelvorträgen an. — Auch zu den theologischen Fachstudien, denen er an den Universitäten Tübingen und Basel oblag, war ihm knappe Zeit zugemessen; um so eifriger muß er sie benutzt haben, denn schon mit achtzehn Jahren, im Januar 1791, wurde er nach wohl bestandenem Examen in Basel ordinirt.

Es war für die weitere Entwicklung des jungen Mannes wol von entscheidender Bedeutung, daß er nun nicht gleich eine Pfarrstelle fand, sondern, in seine Heimat zurückgekehrt, beim Landvogt Zwicki in Glarus Hauslehrer wurde und zugleich andern Kindern aus den Familien Jenny und Trümpi Unterricht ertheilte. Dadurch gewann er eine Vorliebe für das Unterrichtswesen, die ihn zeitlebens nicht mehr verließ. Er vertiefte sich nun in die pädagogischen Schriften von Basedow, Campe, Salzmann, Rochow, Zerrenner u. A. und machte sich, so jung er war, bereits daran, nach Art der deutschen Kinderfreunde ein Schullesebuch zu verfassen, wozu ihn in erster Linie der gänzliche Mangel an solchen veranlaßte. Im Jahre 1794 wählte ihn Mühlehorn am Walensee zum Pfarrer. Er hielt aber gleich von Anfang an auch die Schule der kleinen Gemeinde, fertigte sein Schulbuchmanuscript zum Drucke und gab es unter dem Titel: „Lesebuch zur Bildung des Herzens und zur Uebung der Aufmerksamkeit" heraus. Er möchte damit, sagte er in der Vorrede, den Schulzweck befördern, eine bessere Lehrmethode erzielen und dem Lehrer seine mühsame Arbeit erleichtern. Neben Lehren und Erzählungen der h. Schrift, Liedern und Gebeten enthielt es eine Geographie der Schweiz und Europas, eine kleine Naturgeschichte des Pflanzen- und Thierreichs, Mittheilungen über den menschlichen Körper nebst Gesundheitsregeln, Belehrungen über die Seelenkräfte, die Berufs- und Lebensarten, die wichtigsten Erfindungen, die Zeitrechnung, das Briefschreiben, endlich Erzählungen geschichtlichen und belehrenden In-

haltes. Der junge Schriftsteller hatte die Genugthuung, daß seine Erstlingsarbeit vier Auflagen erlebte.

Steinmüllers Wirksamkeit in Mühlehorn war jedoch von kurzer Dauer; schon nach zwei Jahren übernahm er die benachbarte größere Berggemeinde Kerenzen und zog 1796 in das herrlich gelegene Obstalden hinauf. Auch hier hielt er die Dorfschule wieder selbst und ertheilte überdies der erwachsenen Jugend wöchentlich einen Tag Unterricht. Die freie Zeit, die dem an Bewältigung vieler Arbeit von Jugend auf gewöhnten Manne noch übrig blieb, benutzte er hier namentlich zu Gebirgswanderungen und naturgeschichtlichen Studien. Er wurde ein eifriger Sammler und scharfer Beobachter, namentlich in der Vogelwelt. Durch Monographien, die er veröffentlichte, z. B. über die Alpenkrähe, die Flüelerche und andere Alpenvögel, wurde sein Name bekannt und bald erwarb er sich angesehene Freunde, mit denen eine lebhafte Correspondenz begann, so mit Konrad Escher von der Linth, Ulysses v. Salis, Prof. Scheitlin u. A. Viele Alpenreisen führte er gemeinsam mit Escher aus.

Während den Stürmen der Revolutionszeit erhielt Steinmüller einen Ruf nach Gais in Appenzell A.-Rh. und verließ 1799 das Glarnerland. In Gais fand er bald Gelegenheit, der Hauptbeförderer eines schönen menschenfreundlichen Werkes zu werden, nämlich der großartigen Versorgung armer Kinder aus den vom zweiten Coalitionskriege heimgesuchten ostschweizerischen Gegenden in der Westschweiz, namentlich in Burgdorf, dem Emmenthal, Bern und Basel. Die erste Anregung hiezu gieng von Dr. Grimm in Burgdorf aus, der zu Prof. Fischer daselbst äußerte, er wäre geneigt, zwei arme Kinder aus den hungernden Gegenden in sein Haus aufzunehmen. Der menschenfreundliche Fischer, Schüler Salzmanns und Verehrer Pestalozzis, wandte sich sofort an Steinmüller, mit dem er bereits in pädagogischer Correspondenz stand, und gieng andere Familien in Burgdorf und weiterhin im Emmenthal ebenfalls um Aufnahme solcher unglücklicher Kinder an. Steinmüller ergriff die Sache mit der ihm eigenen Energie und mit einer edeln Wärme des Mitgefühls, wovon seine Briefe darüber an Fischer, die das helvetische Archiv in Bern aufbewahrt, Zeugniß ablegen. Im Januar 1800 gieng der erste Transport von 25 appenzellischen Kindern, unter der Führung des jungen Lehrers von Gais, Hermann Krüsi, den Steinmüller dafür gewann, nach Burgdorf ab. Weitere Transporte folgten; das Beispiel Fischers und Steinmüllers regte auch andere an, Hand anzulegen. Für die Versorgung der Kinder in Bern sorgte namentlich Helfer Gruner; im Rheinthale nahm sich der Pfarrer von Sennwald, Dr. Niederer, der Sache an; Steinmüller aber reiste zur Betreibung der Angelegenheit auch ins Glarnerland. Niederer hatte Steinmüller kurz vorher an einer Capitelsversammlung

kennen gelernt und darüber an seinen Freund Tobler, den Pestalozzianer, geschrieben: „Ich habe am Capitel einen köstlichen Schatz gefunden; es ist Steinmüller, Pfarrer in Gais, ein guter, edler Mann, voll Kenntnisse, voll Thätigkeit, feurig, wie Du, für die Erziehung." — Die Kinderversorgung nahm einen solchen Umfang an, daß bei 3000 derselben vorübergehend in der Westschweiz Aufnahme, Brot, Pflege und Unterricht fanden. Krüsi, der als Lehrer der ersten Transporte in Burgdorf blieb, wurde später Pestalozzis Mitarbeiter, ebenso Ramsauer, der sich unter den armen Kindern befand, und Niederer, der Pfarrer von Sennwald.

Für Alpenreisen und Naturstudien fand Steinmüller in Gais ein neues, lohnendes Gebiet, das Alpsteingebirge, das er mit seinem neuen Freunde Mehmel in Altstätten und in stetem Verkehr mit Escher lebhaft ausbeutete. Letzterm lieferte er oft Gemsfleisch auf den Tisch und erhielt dafür wissenschaftliche Sendungen, Kisten mit Mineralien, Bücher 2c., woran er jedesmal eine kindliche Freude hatte. Daß er sich auch die Aufklärung seiner Pfarrkinder angelegen sein ließ, beweist eine Stelle in einem Briefe an Escher: „Meine Donner- und Blitzpredigt hat gewirkt, denn nun sollen auf meine Empfehlung hin auf Kirche, Pfarrhaus und viele andere Gebäude im Dorfe Blitzableiter kommen." — Die Frucht der genannten Forschungen war das zweibändige Werk: „Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft. Winterthur 1802 und 1804. Es enthält neben Beschreibungen von Bergthälern und Alpenlandschaften, namentlich der Ostschweiz, auch Gemälde aus dem Volksleben, Schilderungen der Bewirthschaftung der Alpen, Wälder, Wiesen, Aecker, des Wein- und Obstbaues, der Bienen- und Seidenzucht, mit Rathschlägen über Verbesserungen, dann Bilder über das Wildheuen, das Leben der Aelpler, die Alpen-Auf- und Abfahrt, die Naturschönheiten des Glarner- und Appenzellerlandes, einen Reisebegleiter resp. eine sehr zuverlässige Anleitung zur Besteigung der aussichtsreichen Höhen und Gipfel der Säntiskette 2c. — In diesem Werke gab er auch die erste Anregung zur Bildung einer rheinthalischen landwirthschaftlichen und einer kantonalen naturforschenden Gesellschaft.

Die Hauptthätigkeit Steinmüllers war aber auch in Gais der Schule gewidmet. Als das helvetische Directorium die kantonalen Erziehungsräthe ins Leben rief, ehrte es ihn im Dezember 1799 mit der Wahl in den Erziehungsrath des Kantons Säntis und diese Behörde selbst ernannte ihn zum Schulinspector des Bezirks Teufen. In beiden Stellungen entwickelte er eine sehr anregende Thätigkeit. Von der Ueberzeugung durchdrungen, das erste und dringendste Bedürfniß zur Hebung des Volksschulwesens sei die Beschaffung gebildeter Lehrer, legte er dem Erziehungsrathe schon im ersten Jahre einen „Plan zur Errichtung einer

Erziehungsanstalt für angehende Landschullehrer im reformirten Theile des Kantons Säntis" vor. In seiner Eingabe sprach er sich gegen die Stapfersche Idee eines schweizerischen Lehrerseminars und, in Uebereinstimmung mit Girard, dahin aus, daß dem ersten Bedürfnisse durch Heranbildung von Lehrern in Privatinstituten und bei tüchtigen Pfarrern und Lehrern begegnet und später zu eigentlichen Lehrerseminarien übergegangen werde. Die Bildungscurse, die Steinmüller in Aussicht nahm und selbst unentgeltlich zu leiten sich anerbot, sollten je 40 Wochen dauern und der Unterricht wöchentlich an 1—2 Tagen je von 6—12 Uhr Vormittags und von 1—5 Uhr Nachmittags ertheilt werden, die übrige Zeit der Verarbeitung des Stoffes gewidmet sein. Ueber Lehrplan, Lehrmethode und Leistungen sollten vierteljährliche Prüfungen, sowie ein Schlußexamen und Rechenschaftsbericht Aufschluß geben, die Geldmittel durch einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen aufgebracht werden. Der Plan wurde vom Erziehungsrathe gutgeheißen, dem helvetischen Minister der Künste und Wissenschaften, Mohr, zur Genehmigung empfohlen und dieser zugleich ersucht, für Steinmüller, ungeachtet des Anerbietens zu unentgeltlicher Leitung, eine Gratification von mindestens 10 Louisd'or auszuwirken. Zugleich beschloß der Erziehungsrath, sich nach einem katholischen Geistlichen umzusehen, der geeignet wäre, mit katholischen Präparanden einen ähnlichen Versuch zu machen. Steinmüller war von der Unvollkommenheit einer solchen Lehrerbildung zwar selbst lebhaft überzeugt, wie noch vorhandene Briefe beweisen, aber er hielt die Zeitlage nicht dazu angethan, mit Mehrerem durchzudringen und wollte nicht das Beste den Feind des Guten werden lassen. Das Schicksal des Stapfer-Fischerschen Seminars in Burgdorf gab ihm Recht. — Der Minister der Künste und Wissenschaften bewilligte die Errichtung des Schullehrerinstituts und die Collecte und sicherte dem Unternehmen einen jährlichen Beitrag von Fr. 160 zu. Die in allen reformirten Kirchen erhobene Collecte warf fl. 1045 ab, aber Steinmüller hatte über „geheimes und öffentliches Entgegenwirken vieler Kinder der Finsterniß, die öfter noch die Larve des Lichts tragen", zu klagen. Er muß jedoch mit den 18 Aspiranten, die sich meldeten, tüchtig gearbeitet haben, denn der helvetische „Kleine Rath" sprach am Schlusse des Curses mit Schreiben vom 2. März 1802 dem Bürger Pfarrer Steinmüller, Leiter des Lehrerbildungscurses in Gais, für sein erfolgreiches Bestreben, seine pädagogischen Kenntnisse und Erfahrungen gemeinnützig zu machen, den Beifall und Dank der Regierung aus.

Ein Jahr später erschien von Steinmüller eine Aufsehen erregende Schrift: Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1803. Er beurtheilte darin Pestalozzis „Anweisung zum Buchstabiren und Lesenlehren" und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt".

Mit Pestalozzis Bestrebungen sich grundsätzlich durchaus einverstanden erklärend, fand er dagegen an der Ausführung seiner Ideen mancherlei zu tadeln und behauptete, seine Methode sei nur vorgeblich eine ganz neue und man mache zu viel Aufhebens davon. Das Princip der Anschauung sei keine neue Entdeckung, sondern schon von Comenius im „Orbis pictus“ zur Darstellung gebracht worden. Pestalozzis Pläne seien nicht praktisch, in der Studirstube entstanden und können für Privatinstitute gut sein, aber nicht für Landschulen. Es sei tadelnswerth, nichts Vorhandenes gelten zu lassen, alles niederreißen und von Grund auf neu bauen zu wollen. Die „Anweisung“ mit ihren bedeutungslosen Silben und zusammenhanglosen Wörtern und mit der Aufforderung an die Mütter, dieselben den Kindern hundertmal vorzusprechen und sie zum „Nachlallen“ zu reizen, führe eher zum Mechanismus als zum Denken und das ebenfalls empfohlene Chorsprechen sei Papageienthum. Dann wandte er sich gegen die Forderung der exaltirten Pestalozzianer, den Unterricht schon mit dem 3. oder 4. Jahre zu beginnen und ihn so zu betreiben, daß die Kinder gleichsam spielend lernen. Mit allem Eifer bekämpfte er eine solche Treibhauserziehung, warnte vor der Früh- und Viellernerei und wollte dagegen dem Lernen den Charakter ernster Denkarbeit gewahrt wissen. Die Hebung des Schulwesens hange nicht blos von der Verbesserung der Methode, sondern vor allem von guten Lehrern, dann aber auch von guten Schulgesetzen, Lehrmitteln, fleißigem Schulbesuch, genügender Unterrichtszeit, zweckentsprechendem Schulhaus mit gehöriger Ausstattung und einem hinreichenden Lehrergehalt ab. — Man erkennt hieraus sofort den Gegensatz zwischen dem Idealisten und dem Praktiker und wird den „Bemerkungen“ nicht alle Berechtigung absprechen. Leider antwortete Pestalozzi in der schweizerischen Nationalzeitung Nro 16, Jahrgang 1803 in bitterer und verletzender Weise, worauf Steinmüller in demselben Blatte eine Gegenerklärung erließ, die durch ihre ruhige Haltung für ihn einnahm. Sehr schön und für das Freundschaftsverhältniß der beiden Männer charakteristisch ist der Brief Eschers an Steinmüller über diese Angelegenheit (vergl. Schlegel p. 159), in welcher Escher bei aller Anerkennung der Richtigkeit mancher Aussetzungen Steinmüllers Pestalozzis Bestrebungen und Individualität energisch in Schutz nimmt.

Bald nach der Einführung der Mediationsverfassung, welche den Kanton St. Gallen ins Leben rief und der kurzen Wirksamkeit des Erziehungsrathes des Kantons Säntis ein Ende machte, wurde Steinmüller 1805 als Pfarrer nach Rheineck berufen, wo er nun während 30 Jahren seine Hauptwirksamkeit entfaltete. Schon im folgenden Jahre trat er in den paritätischen st. gallischen Erziehungsrath ein, wurde schnell dessen pädagogisches Haupt und blieb es, ohne je das Präsidium zu bekleiden, bis das Hereinbrechen

der Reaction 1816 dieser trefflich arbeitenden Behörde den Todesstoß gab und auch Steinmüller in den engern Kreis des gesönderten evangelischen Erziehungsrathes verwies, wo er nur noch wenige Jahre aushielt. Neben seiner einflußreichen Wirksamkeit als Erziehungsrath, in welcher Eigenschaft er namentlich wiederholt als Visitator die Bezirke bereiste, wurde er der Schöpfer des Conferenzwesens im Kanton St. Gallen, der bis zu seinem Tode die rheinthalische Conferenz vorzüglich leitete und denjenigen anderer Bezirke als Delegirter des Erziehungsrathes beiwohnte. Er gründete die evangelische Lehrer-Wittwen-, Waisen- und Alterscasse und verwaltete sie die ersten 6 Jahre allein, nachher von einer Commission unterstützt. Vor allem aber wurde er der Lehrerbildner und Verfasser der Schulbücher für den evangelischen Kantonstheil. Das in Gais eröffnete Schullehrerinstitut siedelte nämlich mit ihm nach Rheineck über und wurde dort mit Genehmigung und Unterstützung des Erziehungsrathes fortgesetzt. Für jeden einzelnen Curs arbeitete Steinmüller ein besonderes Programm aus und legte es dem Erziehungsrathe vor. Allmälig verlängerte er die Unterrichtszeit, vermehrte den Lehrstoff und zog zur Ertheilung des Unterrichts Hülfskräfte heran. Von den bereits angestellten Lehrern „ohne Vorbildung" wurden die bildungsfähigen ebenfalls zum Besuch der Curse angehalten, der übrigen entledigte man sich durch die Forderung eines Examens, vor welcher sie die Segel streichen mußten. Wie nöthig diese war und wie es unter diesem Lehrpersonale aussah, mag daraus entnommen werden, daß sich einst bei Steinmüller ein Candidat auf eine erledigte Stelle meldete, der auf die Frage, ob er lesen könne, die naive Antwort gab: „Jetzt noch nicht, aber es seien große Buben in der Schule, die werden es ihm schon zeigen." Die Hoffnung Steinmüllers, mit der Zeit ein staatliches Lehrerseminar an die Stelle seines Privatinstituts treten zu sehen, wurde durch die confessionelle Trennung des Erziehungswesens und die finanzielle Beengtheit des evangelischen Erziehungsrathes vereitelt, und Steinmüller mußte bis an sein Lebensende dem evangelischen Kantonstheile ausschließlich die Lehrer liefern, deren er in seinen zahlreichen Cursen über 800 ausbildete. Daneben wurde seine Thätigkeit auch für den katholischen Kantonstheil in Anspruch genommen, indem er schon zur Zeit des paritätischen Erziehungsrathes den Auftrag erhielt, mit den Geistlichen, welche die Leitung katholischer Präparandencurse übernahmen, Lehrstoff und Methode durchzuberathen. Zugleich war er der thätigste Schulinspector des Kantons, unter dem die evangelischen Schulen des Rheinthals den Ruf erhielten, die besten des Landes zu sein, ebenso im Erziehungsrathe über alle wichtigsten Fragen Referent, öfters erziehungsräthlicher, stets mit größter Hochachtung empfangener Visitator in andern Bezirken, und neben all dem schriftstellerisch thätig. Noch in Gais hatte er

die „Helvetische Schulmeisterbibliothek, St. Gallen 1802 bis 1804“, herausgegeben, ein Repertorium des Wissenswürdigsten für Schullehrer, enthaltend Aufsätze über alle Unterrichtsfächer der Landschulen, über Methode, Classeneintheilung, Schulzucht, sodann Materialien insbesondere für den Sprachunterricht, Berichte über Schulen, Seminarien, Conferenzen und Lehrerbibliotheken, Biographien verdienter Schulmänner, Recensionen und Schulanekdoten. Werthvolle Beiträge lieferten ihm seine Berner- und St. Gallerfreunde Gruner, Wyß, Stapfer, Fischer, Gregor Grob, Pfarrer Gresser, Zwingli u. a. — In Rheineck verfaßte er für die st. gallischen Schulen das „Sittenbüchlein“ als Lesebuch und die „Jugendbibel“ als religiöses Lehrmittel, für die aus seinen Cursen hervorgegangenen Lehrer aber den „Schullehrerunterricht“, eine Fortsetzung der Schulmeisterbibliothek, seinen Bernerfreunden Wyß und Kuhn (den Dichtern) gewidmet. Sittenbüchlein und Jugendbibel sind dem Verfasser dieser Skizze liebe Jugenderinnerungen und manche schöne Stellen daraus haften ihm jetzt noch wörtlich im Gedächtniß. Mit welchem Respecte staunten wir bei Schulvisitationen den Herrn Inspector an, der, abgesehen von seiner stattlichen, imponirenden Erscheinung, nach unserer Meinung das ganze Sittenbüchlein sammt der Jugendbibel auswendig wissen müsse, da er sie ja gemacht habe!

Man sollte meinen, die beschriebene Thätigkeit, wozu noch häufige sehr detaillirte Inspectionsberichte an den Erziehungsrath und Rechenschaftsberichte über das Institut kamen, hätte die Arbeitskraft eines Mannes ganz in Anspruch genommen und die pfarramtliche Wirksamkeit beeinträchtigen müssen. Dies war aber keineswegs der Fall; vielmehr ragte Steinmüller auch als Pfarrer und vorzüglicher Prediger so hervor, daß Rheineck ihm das Bürgerrecht schenkte und sein Bildniß noch jetzt daselbst in sehr vielen Häusern getroffen wird, die Geistlichkeit des Kantons aber ihn erst als Antistes und später als Synodalpräsidenten an ihre Spitze stellte. Dazu kamen so anerkennenswerthe Früchte seiner Muße, daß dieselben nicht unerwähnt bleiben dürfen. Von seinen ersten naturwissenschaftlichen Arbeiten und der „Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft“ war schon die Rede. Alpenreisen und naturgeschichtliche Beobachtungen und Forschungen blieben zeitlebens seine Passion und seine Erholung. Durch Selbstsammeln, Kauf und Tausch gelangte er allmälig in den Besitz eines kostbaren, reichhaltigen Naturaliencabinets, hielt sich auch wilde Thiere, namentlich Vögel, zum Zwecke der Beobachtung lebend und lieferte dann jene Monographien, z. B. über den Lämmergeier, den Alpenmauerläufer, den Steinbock 2c., die ihm nach dem Zeugniß von Tschudi und andern den Ruhm eines der hochbegabtesten und verdientesten schweizerischen

Naturforscher erwarben. In Verbindung mit U. v. Salis in Marschlins redigirte er 1806—1809 die Zeitschrift „Alpina“, die zu 4 Bänden anwuchs und die Naturgeschichte der Alpen nach allen Richtungen mit neuen Beiträgen bereicherte. Hier legte er zuerst die Resultate seiner Forschungen nieder und arbeitete zugleich an einer „Vollständigen Naturgeschichte der schweizerischen Säugethiere und Vögel“, die über manche noch dunkle Partien Licht verbreiten sollte, leider aber nicht zur Vollendung kam. Dagegen wurde nach langer Unterbrechung im Verein mit verschiedenen Mitarbeitern (Salis war inzwischen gestorben) die Alpina wieder aufgenommen und erschienen unter Steinmüllers Redaction von 1819—1821 der 5. und 6. Band des Werkes. Dieser Zweig seiner Thätigkeit trug seinen Namen noch weiter als die pädagogische Wirksamkeit und verschaffte ihm viele ehrenvolle Auszeichnungen. Aus einer ganzen Reihe von Städten giengen ihm seitens dortiger wissenschaftlicher Gesellschaften Diplome als Mitglied, Ehrenmitglied oder Correspondent zu, so von St. Gallen, Zürich, Bern, Genf, Chur, Hanau, Gotha, Karlsruhe, Marburg, Frankfurt, Gratz.

Nicht weniger stellte Steinmüller seinen ganzen Mann im Vereinsleben. Im Jahre 1819 stiftete er die kantonale landwirthschaftliche Gesellschaft, nachdem frühere Anregungen dazu in der „Beschreibung der Alpen- und Landwirthschaft“ und in einer eigenen, „Patriotischer Zuruf“ betitelten Broschüre erfolglos geblieben waren. Bis zu seinem Tode blieb er ihr thätiger Präsident und redigirte in ihrem Auftrage von 1831—1835 die „Schweizerische Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe“. Mit gleichem Eifer gehörte er der kantonalen wie der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft an und erfreute beide oft mit wissenschaftlichen Arbeiten. In der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft hatte er, besonders in den Jahren 1820—1822, wiederholt die Referate über pädagogische Fragen. Im st. gallischen „Verein für Förderung der Volksbildung“, der von 1824—1827 unter dem Präsidium Müller-Friedbergs bestand, bekleidete er das Actuariat und gab seine Verhandlungen in 3 Jahresheften heraus. Hier referirte er einmal über den „Vorschlag eines Aufrufs zur Errichtung eines Schullehrerseminars“, ein andermal über die „Mittel und Wege, wie die ökonomische Lage der Schullehrer verbessert und der heißersehnte Zeitpunkt herbeigeführt werden könnte, wo man an den Lehrer größere Forderungen zu stellen berechtigt wäre“.

Erwähnen wir noch, daß von ihm auch 2 Bände „Jahrbücher für Religion und Sitte oder für schweizerisches Schul-, Kirchen- und Armenwesen, St. Gallen 1826 und 1827, erschienen, und daß er mit Escher, Salis, Fischer, Bernold (dem Dichter, Barde von Riva genannt), J. Büel, dem er seine Schrift über Pestalozzi dedicirte, Gruner, Wyß, Kuhn,

Stalder in Escholzmatt, dem er „Beiträge zum schweizerischen Idiotikon“ lieferte, Kirchhofer in Stein am Rhein, den er in seiner „Sammlung schweizerischer Sprichwörter“ unterstützte, mit den Pestalozzianern Krüsi, Tobler und Niederer, dann mit seinen engern Landsleuten Hartmann, Scheitlin, Müller-Friedberg, Dr. Zollikofer und vielen andern einen sehr ausgedehnten Briefwechsel führte, so stehen wir mit hoher Achtung sowol vor der eminenten Arbeitskraft des Mannes als vor seiner Hingebung im Dienste der Volksbildung, der Wissenschaft und der Gemeinnützigkeit.

Aber auch ihm blieb es nicht erspart, sich von der Zeit überholt zu sehen. Bei der harten Beurtheilung, die in den Stürmen der Dreißigerjahre die Restaurationsperiode fand, mußte er manche Angriffe auf sein Lehrerbildungsinstitut, ja von Gegnern, die er sich in amtlicher Stellung durch seinen Eifer für Durchführung der schulgesetzlichen Vorschriften unter Lehrern und Ortsschulräthen gemacht, auf seine ganze Wirksamkeit erfahren. Sie verbitterten die letzten Lebensjahre des edlen Mannes um so mehr, als sich auch körperliche Leiden dazu gesellten. Doch harrte er in seiner Thätigkeit aus und entwarf noch im Herbste 1834 ein letztes Programm für einen neuen Lehrerbildungscurs, das aber nicht mehr zur Ausführung kam. Hüftrheumatismen und Zehrfieber warfen ihn aufs Krankenlager, von welchem ihn nach längern schmerzlichen Leiden der Tod am 28. Februar 1835 erlöste. Archivar Ehrenzeller in St. Gallen gab einen kurzen Nekrolog über ihn heraus, der mit den Worten schloß: „Noch hatte Steinmüller sein 62. Alters„jahr nicht erfüllt. Menschlicher Ansicht nach hätte er noch länger leben „sollen, um mit dem durch Erfahrung gemäßigten Feuer um so heller „leuchten und gediegener wirken zu können. Auf dem Friedhof in Rheineck „ruht er nun, der unermüdliche Schulmann, der liebe Vater seiner Familie, „der Tröster der Armen, der treue Freund so manches edeln Schweizers, der „treue Freund der Jugend, des Volkes, des Vaterlandes. Ach, sie haben „einen edeln Mann begraben; drum lege ich mit Rührung den Kranz auf „sein frisches Grab. Den schönsten Denkstein hat er sich durch „seine Liebeswerke im Herzen des Volkes gesetzt.“

Schelling.

Heinrich Zschokke.

1771—1848.

Es handelt sich hier nicht darum, ein vollständiges Lebensbild von Zschokke zu geben, was bereits schon in zahlreichen andern Biographien

geschehen ist, sondern lediglich hervorzuheben, was er als Jugendbildner und Volkslehrer geleistet hat. Zu Beidem trug er den ausgesprochensten Beruf in sich; und fragen wir nach dem innersten Kerngedanken, aus welchem dieses Wirken bei ihm hervorgieng, so läßt sich derselbe nicht schöner und wahrer bezeichnen, als mit seinem eigenen Wahlspruche: „Volksbildung ist Volksbefreiung!“ Darum darf ich dieses goldene Wort mit Recht als Motto an die Stirne meiner Aufzeichnungen setzen.

Zschokke, aus Magdeburg gebürtig, hatte sich als frühverwaister Knabe durch eine bittere Jugendzeit zu schlagen, bis ihm in seinem neunzehnten Jahre vom Vormunde der Besuch der Hochschule in Frankfurt an der Oder gestattet wurde. Hier in den Lehrsälen erleuchteter Lehrer und im Umgange mit lebensfrohen Genossen wachte zuerst sein innerstes Selbst auf. Mit wahrem Heißhunger nach dem besten menschlichen Wissen lag er Tag und Nacht seinen Studien ob. Nachdem so sein gesetzliches Triennium vollendet war, fragte es sich: was nun weiter? Von mehreren seiner Professoren dazu aufgefordert und weil er in sich selbst den Antrieb fühlte, die gewonnene Erkenntniß Andern mitzutheilen, wählte er den Katheder und wurde Privatdocent an der nämlichen Universität. Es war sein erstes Lehramt im Leben; er hielt zwei Jahre lang Vorlesungen über Geschichte, Naturrecht, Moralphilosophie und Aesthetik. Seine Vorträge über Letztere veröffentlichte er in der Schrift: „Ideen zur psychologischen Aesthetik. Frankfurt a. O. 1793“. Indessen wurde dem jungen, feurig-strebenden Gelehrten, welcher stets eine zahlreiche Zuhörerschaft von Studirenden um sich sammelte, bald übel vermerkt, daß er oft mit allzu keckem Freimuth wider die Irrthümer und Gebrechen der Zeit auftrat. Als er sich daher nach zweijähriger Wirksamkeit um eine Professur bewarb, wurde dies Gesuch von dem bekannten, lichtscheuen Minister v. Wöllner barsch genug zurückgewiesen.

Dieser Faustschlag, statt Zschokkes Hoffnungen zu zertrümmern, sollte ihm vielmehr zum Glücke gereichen. Denn nun riß er sich aus allen bisherigen Verhältnissen los, um in die weite Welt der Erfahrung, als in eine noch weit höher bildende Hochschule, überzugehen. Sein väterliches Erbe gestattete ihm, einige Jahre unabhängig Europa zu durchwandern; das Reiseziel war Rom. Vorerst besuchte er die bedeutendsten Städte Deutschlands; dann betrat er den 5. September 1795 zum ersten Male Schweizerboden; den folgenden Winter brachte er in Paris zu, und im Frühling darauf zog es ihn wieder nach der Schweiz zurück, wo ihn die Majestät der Gebirgsnatur und die Eigenthümlichkeit des Volkslebens so mächtig ergriffen hatte. Als er auf diesen Wanderzügen nach Chur gelangt war, wo er die Bekanntschaft des Bundespräsidenten Tscharner machte, nahm dieser sogleich die Gelegenheit wahr, den genialen, bereits schon durch einige seiner Schriftwerke

bekannt gewordenen Fremdling für Graubünden zu gewinnen. Gerade war zu jener Zeit die Directorstelle an der Bildungsanstalt für Jünglinge in Reichenau erledigt, und schon drohte der Schule der Zerfall. Die Anerbietungen Tscharners und anderer hervorragender Männer des Landes überraschten Zschokke im ersten Augenblicke; bald aber begeisterte ihn die Größe und Schönheit der Aufgabe, und nach einigen Tagen erklärte er die Annahme der ihm so ehrenvoll angetragenen Wahl; aus der Romfahrt ward nun Nichts.

So sah er sich denn plötzlich an die Spitze einer kleinen Schulrepublik von zahlreichen Lehrern, Zöglingen und Bediensteten erhoben, deren Wiederaufblühen fast ausschließlich von Einsicht und Thätigkeit des neuen Vorstehers abhieng. Mit dem ersten Blicke in die Verhältnisse erkannte er sofort, daß hier durchgreifende Reformen in dem ganzen Plane der Anstalt nothwendig seien. Der Alpenstaat Rhätiens, obwol im Herzen Europas gelegen, entbehrte dennoch viele der wichtigsten Vorbedingungen zu einer höhern Civilisation. Die uralte hochgerühmte Volksfreiheit stand in sich gelähmt und machtlos da, weil jede Thalschaft, fast jede Dorfgemeinde eine eigene Souveränität für sich in Anspruch nahm, und darum keine einheitliche Regierungsweise, keine gemeinsame Durchführung größerer Volkswerke möglich wurde. Das Schulwesen, der Straßenbau und noch so viel Andres lag tief im Argen. Selbst die bestgemeinten Vorschläge erleuchteter Patrioten vermochten nicht in die unwissenden Berggemeinden einzudringen und der dortigen Mißwirthschaft zu steuern. Dazu kamen dann noch die alten, unseligen Parteihändel, welche das Land oft schon blutig zerrissen hatten und auch jetzt noch nicht völlig zur Ruhe gekommen waren. — Es galt daher in Reichenau hauptsächlich eine Phalanx junger Leute zu bilden, welche dereinst als Vorsteher und Lehrer oder sonst einflußreiche Männer „das Salz der Erde" für diese Gebirgswelt werden konnten. Aufklärung des Geistes, körperliche Abhärtung und vor allem warme Vaterlandsliebe, welche die Herzen hoch über Parteisucht und Dorfeigennutz erhob, waren die drei Leuchtsterne, denen Zschokke bei seinem Unternehmen mit der Begeisterung voller Jugendkraft nacheilte. Die von ihm eingeführte Haus- und Studienordnung glich den schönsten antiken Vorbildern. Geistige wie körperliche Uebungen wechselten mit einander ab; namentlich blieb Tüchtigwerden der Zöglinge im Gebrauche der Sprache, mündlich und schriftlich, ein Hauptziel. Dabei ward sorgfältig vermieden, was Eitelkeit oder Interessensucht wecken konnte; der einzige Sporn zum Fleiße sollte der Alles umfassende Gedanke ans Vaterland sein. Unter sich bildeten Lehrer und Schüler eine traute Familie, in deren Kreise Jeder, der Sohn des Edelmannes wie des Bergsennen, gleichberechtigt war. In den wöchentlichen Versammlungen bildete sich schon die Landsgemeinde der Zukunft, wie in den sonntäglichen Erbauungsstunden, wobei der Director

immer selbst das geweihte Wort führte, die künftige Kirchgemeinde vorurtheilsloser Jesusjünger vor. Wer Genaueres über Leben und Treiben in der Pflanzschule von Reichenau zu erfahren wünscht, den verweise ich auf Zschokkes Aufsatz: „Erinnerungen aus Rhätien" im I. Band der „historischen Denkwürdigkeiten". Nur so viel sei hier noch beigefügt, daß der Besuch der vorher fast leeren Anstalt in Kurzem bis auf 70 Zöglinge wuchs, und daß später, nachdem Zschokke Graubünden schon längst verlassen hatte, Manche derselben, nun zu Männern geworden, ihm Briefe des herzlichsten Dankes zusandten.

Aber bei dieser Wirksamkeit innerhalb des Schlosses Reichenau blieb es nicht. Das evangelische Wort, welches vom Weltheilande meldet: „Ihn jammerte des Volkes!" klang tief auch durch das Leben Zschokkes fort. Bei Schulbesuchen, die er, öfter in Begleit einer Schaar von Zöglingen, in den Dorfschaften des Hochlandes vornahm, überzeugte er sich immer mehr von dem jämmerlichen Zustande des damaligen Unterrichtswesens. Es fehlte dafür selbst am Allernothwendigsten. Darum verfaßte er nun: „Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauche für die wißbegierige Jugend im Bündnerlande." Dasselbe enthält zuerst einen Katechismus, worin geflissentlich Alles vermieden wurde, was zumal bei der Geistlichkeit hätte Anstoß erregen können; dann folgt: eine kurze Geschichte des Vaterlandes, und eine kleine Weltbeschreibung (Gestalt und Bewegung der Erde, Sonne, Mond, Jahreszeiten, die drei Reiche der Natur, der Mensch, was zur guten Einrichtung eines Staates gehört, die Geschichte der Menschen seit Erschaffung der Welt), Alles im Volkstone gehalten. Der Erfolg dieses Schulbuches war außerordentlich; da es zu einem sehr wolfeilen Preise, ja selbst gratis ausgegeben werden konnte, weil ein Verein von edelgesinnten Freunden des Verfassers die Druckkosten bestritt, fand es bald weite Verbreitung; es wurde auch durch Matthias Conradi, Pfarrer von Andeer, ins Romanische übersetzt. Noch bis in neuere Zeit dauerte der Gebrauch dieses Buches in dortigen Schulen fort, und man darf mit Recht behaupten, das bündnerische Volk habe daran lesen gelernt.

Gleichzeitig arbeitete Zschokke noch ein anderes größeres Werk aus, welches mehr für die Gebildeten des Landes bestimmt war, aber den gleichen Zweck verfolgte: Licht zu verbreiten! Es war dies eine Geschichte von Graubünden, zuerst unter dem Titel: „Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, Zürich 1798" erschienen. Nach Zschokkes oft ausgesprochener Ueberzeugung giebt es gar keine bessere Lehrmeisterin für die Völker, als wenn sie sich selbst im Spiegel ihrer eigenen Geschichte erkennen lernen. „Nehmet diese Blätter", so ruft er den Gemeindsgenossen zu, „von der Hand eines Fremdlings als einen Beweis an, wie sehr er das freie Volk dieser

Gebirge ehrt, in welchem der großen Väter großer Geist noch unerloschen fortwaltet. Vielleicht ist nach Euerer hundertjährigen Ruhe die Zeit der Thaten wieder nahe. Leise Ahnungen verkünden es uns; schon wälzen sich die Wirbelstürme, welche Europa's Gestalt umzuwandeln drohen, zu Eueren Bergen hinan. Dann erhebt Euch in Euerer Kraft; werft einen forschenden Blick auf die Geschichte Euerer Vorwelt und laßt Einmüthigkeit herrschen an der Stätte des Parteigeistes!" Obwol heute in Folge der seitherigen tiefern Quellenerforschung jenes Geschichtswerk von neuern Arbeiten überboten sein mag, so ward es doch damals von großer Wirkung, und die Räthe Graubündens ehrten das Verdienst des Verfassers durch Schenkung des Landesbürgerrechtes.

Die düstere Weissagung, die in den oben angeführten Worten lag, erfüllte sich bälder, als man erwarten durfte. Noch im nämlichen Jahre 1798 wurde das unglückliche Alpenland zum Schlachtgefilde der Armeen Oesterreichs und der Franken-Republik, und noch weit unheilvoller ward's, als nun alle Furien des Parteihaders das Volk selbst durchtobten. Die Eltern der Zöglinge von Reichenau riefen ihre Söhne voller Angst nach Hause, und der Vorsteher selbst mußte, nach einer nur zweijährigen Thätigkeit daselbst, nun als „Patriot" verschrien, unter Lebensgefahren der Wuth aufgeregter Volksmassen entfliehen. Mit ihm retteten sich zahlreiche Andere, darunter Tscharner und der Dichter Johann Gaudenz v. Salis, in die Schweiz hinüber. Zschokke wurde von den patriotischen Gemeinden beauftragt, nach Aarau zu reisen, wo die helvetische Regierung damals ihren Sitz hatte, um dort ihr Fürsprecher in der Noth zu sein. Jedoch war es bei dem ungeheuren Wirrwarr der Dinge, welcher auch in der Schweiz herrschte, unmöglich Hülfe zu erlangen. Das einst so hochgepriesene Land der Freiheit erlag beinahe unter der blutigen Faust seiner Eroberer, der Franken, und seine obersten Behörden standen ohnmächtig da. Als die Regierung bald darauf von Aarau nach Luzern übersiedelte, folgte ihr auch Zschokke dahin. Unerwartet öffnete sich ihm hier wieder ein Kreis Gleichgesinnter, mit deren Beihülfe er doch wenigstens den Versuch wagen konnte, bessere Zustände herbeizuführen. Er gründete in jenem Winter 1798—1799 mit dem Unterrichtsminister Stapfer, Paul Usteri von Zürich, Heinrich Pestalozzi u. A. eine „litterarische Societät", die sich zum Ziele setzte: „Förderung der Aufklärung, des Gemeingeistes und der Industrie in Helvetien". Zschokke übernahm es, den Kampf wider die Leidenschaften und den Unverstand jener Tage mit der Feder anzuheben. Hier trat auch zum ersten Male der „Schweizerbote" auf, „welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Schweizerlande zugetragen und was sonst die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Er fand als ein Wort zur Zeit lebhaften Anklang,

mußte dann aber bald unter der Uebermacht der politischen Ereignisse wieder verstummen. Ein gleiches Geschick traf die Herausgabe einer andern Zeitschrift mit dem Titel: „Der helvetische Genius“, in dessen ersten Hefte der Aufsatz: „Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in der helvetischen Republik“ erschien. Was hier über den Unterricht der Kinder in den ersten Jahren, über höhere Stufen der Unterweisung, Kantonsschulen, Nationalschulen und über Beförderung der Wissenschaft überhaupt gesagt ist, waren lauter gesunde Samenkörner, von denen manche später, zum Theil erst nach Jahrzehnden fruchtbringend aufgegangen sind.

Allein zu jener Zeit (1799) verschlang die Sturmfluth, welche sich neuerdings über das Vaterland hinwälzte, noch jede Hoffnung solcher Art. Wie konnten Werke des Friedens gedeihen, wo ganz Europa an unsern Strömen und in unsern Bergklüften seine Vertilgungskämpfe schlug? Während derselben sandte die helvetische Regierung Zschokke als Regierungscommissär in die kleinen Kantone, später nach Tessin und Basel. Aus jenem Chaos wilder Zerstörungen hebt sich für unsern Zweck nur eine einzige, sonnenbeglänzte Episode hervor: das Wiederzusammentreffen Heinrich Zschokkes mit Heinrich Pestalozzi in Stans. Letzterer sammelte in dortigem Clarissinnenkloster die Waisenkinder der in den Gräueltagen vom Herbst 1798 gefallenen Nidwalder, um ihnen ein erbarmender Vater zu sein, und Zschokke unterstützte dieses Bemühen mit der Kraft seiner amtlichen Stellung und seines eigenen menschenfreundlichen Herzens.

Nach einigen Jahren kehrte zwar wieder mehr äußere Ruhe ins Land zurück, aber in manchen Gemüthern raste der Parteigeist noch immer fort. Da, als 1802 eine föderalistische Regierung ans Ruder gelangte, welche ihre Gelüste nach Wiederkehr der vor der Revolution bestandenen Herrschafts-Verhältnisse kund gab, entsagte Zschokke dem fernern helvetischen Staatsdienste. Er wollte nicht Grundsätzen huldigen, welche seiner freisinnigen Ueberzeugung schnurstracks entgegenstanden. Wohin nun? Gerne wäre er wieder in sein geliebtes Reichenau heimgegangen, allein noch immer sah es „dahinten“ allzu düster aus. Darum, als es ihm bei einer Frühlingsreise durch den Aargau besonders wohl gefiel, beschloß er, hier sein Zelt für immer aufzuschlagen. So hat er denn auch, zuerst im Schlosse Biberstein, dann später in Aarau sich ansiedelnd, seine ganze Lebenszeit bis zum Tode im schönen Aargau glücklich zugebracht. Es waren zweiundvierzig Jahre des edelsten Dienstes für Gott und Vaterland. „Die Schweiz“, pflegte er öfter zu sagen, „hat mich zu ihrem Adoptivsohne angenommen, darum bin ich ihr auch doppelt mehr Dankbarkeit schuldig, als ihre eingeborenen Kinder!“ Und in der That: er ward ein Schweizer von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen seinen Kräften!

Aus der schriftstellerischen Thätigkeit, welche Zschokke während der Periode seiner besten Manneskraft entfaltete, heben wir hier nur diejenigen Schriftwerke hervor, welche sich Volksaufklärung und Volksveredelung unmittelbar zum Ziele setzten, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß beinahe keine seiner übrigen Schriften, auch wenn sie nur in's Gebiet heiterer Dichtung gehören, der bildenden Elemente ganz entbehrt. Im „Schweizerboten", welcher von 1804 an wieder neu auftrat und unter seiner Redaction 38 Jahre fortgesetzt wurde, begann er mit einer Masse von Vorurtheilen und Mißbräuchen aufzuräumen, die noch immer in Staat und Gemeinden fortwucherten. An gutem Humor fehlte es ihm nie und selbst hinter den harmlosesten Schwänken leuchtete stets eine große Wahrheit hervor. Dies wirkte weit mehr, als wenn die Belehrungen im Predigtton gewesen wären, und der Schweizerbote wurde, zumal in jener Zeit, da die Publicistik in der Schweiz nur erst sparsame Schosse getrieben hatte, bald eines der gelesensten und beliebtesten Blätter. — Im „Boten" erschienen zuerst auch nachbenannte Erzeugnisse der Zschokkeschen Feder, welche nachher als Separat-Abdrücke große Verbreitung selbst nach Deutschland fanden: Das „Goldmacherdorf", worin gezeigt wird, wie eine ökonomisch und sittlich tief versunkene Dorfgemeinde, durch Rath und That eines braven Mannes wieder aus dem Sumpfe gerettet zur ächten Goldmacherkunst gelangen kann, nämlich zu einer glücklichen Existenz in Wohlstand und höherer Bildung; die „Branntweinpest", worin der grauenvolle Abgrund aufgedeckt wird, in welchen sich — leider noch bis heute! — eine so große Anzahl unser Mitbürger im Vaterlande durch den heillosen Alkohol-Genuß gestürzt hat; „Meister Jordan", eine Erzählung, welche nachweist, daß das Handwerk noch immer seinen goldenen Boden finde, wenn Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit in einer Arbeiterfamilie heimisch sind. — Eine gleiche Tendenz, wie die erwähnten Volksschriften, verfolgte Zschokke auch in dem Versuche eines verbesserten Kalenders (1805—1808), welcher mit populärer Belehrung und oft tief einschneidenden Witzhieben hauptsächlich gegen den krassen Aberglauben zu Felde zog, der noch fortwährend in allen dumpfen Schlupfwinkeln des Volkslebens fortspukt.

Sowie Zschokke einst seinen lieben Graubündnern ein Nosce te ipsum in der Historie ihres Landes vorgehalten, so that er es nun auch gegenüber von ganz Helvetien in seiner „Schweizerlandsgeschichte". Obwol schon Johannes Müller und Andere in dieser Beziehung Ruhmreiches geleistet hatten, so blieben doch ihre Werke, weil zu bändereich und zu kostspielig, dem gemeinen Manne kaum zugänglich. Die Mehrzahl der Schweizer kannte außer vielleicht einzelnen Zügen aus der heldenhaften Vorzeit wenig oder nichts von den spätern Jahrhunderten und den bewegenden Kräften, welche

die Jetztzeit so gestalteten, wie sie ist. Diesem oft sehr kläglichen Mangel abzuhelfen, erzählte nun Zschokke in klarer, warmer Sprache, fast wie im Bibeltone, die Schicksale der Nation vom Anfang an bis in die Dreißigerjahre unseres Jahrhunderts hinein mit allen ihren Großthaten, aber auch mit allen ihren Irrungen und Leiden. „Die Geschichte verflossener Zeiten", sagt der Verfasser, „ist ein Spiegel vom Geheimnisse des Zukünftigen. Sie soll sein ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. An ihr sollen sich alle Herzen entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande."

Wenn Zschokke in dieses Buch die ganze Inbrunst seiner patriotischen Liebe hineinlegte, so geschah es in gleicher Art mit seinen religiösen Anschauungen beim Niederschreiben der „Stunden der Andacht". Es war dies eine Wochenschrift, welche er 1809 begann und acht Jahre lang fortsetzte; jeden Sonntag erschien eine Betrachtung. Anfänglich war sie nur auf kleinere Schweizerkreise berechnet, gewann aber bald in immer neuen Auflagen eine nie geahnte Verbreitung, wie wol kaum ein anderes Schriftwerk jener Zeit, und wurde in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt. Auch in den „Stunden" begegnen wir wieder dem Volkslehrer, nur daß er hier gleichsam als Prediger in der Wüste auftritt, der, ohne je in den gewöhnlichen Canzelstyl zu verfallen, mit gehobener Sprache der unter Zweifeln ringenden Welt jene höchsten Ideale der Menschenbrust — Tugend, Gott und Unsterblichkeit — verkündet. Die Zeit war sehr empfänglich dafür; Europa hatte sich noch nicht von den Leiden der Napoleonischen Kriege erholt und bedurfte einer höhern, trostreicheren Zuflucht. Zudem begannen in gebildeten Kreisen wieder neu jene Geisteskämpfe um die Frage: Was ist Wahrheit? und so manches erschreckte Gemüth suchte nach einem festen Halt, um sich daran anzuklammern. Die Antwort, die ihnen jetzt zu Theil ward, wies auf das von Einigen schon halbvergessene, von Andern gering geschätzte Christenthum hin! Nicht auf die Dogmenklauberei, welche von den Parteihäuptern der verschiedenen Confessionen als Kampfbanner des Fanatismus emporgehalten wurden, sondern auf das Christenthum Christi selbst in seiner einfachen, heiligen Würde. Das war denn auch der innerste Grund, warum die „Stunden der Andacht" sogleich nach ihrem Erscheinen begierig ergriffen wurden und warum sie auch noch jetzt in zahlreichen Familien dieß- und jenseits des Oceans in so hohen Ehren gehalten werden!

Es erübrigt uns noch, hier Einiges nicht nur von der Wirksamkeit Zschokkes als Schriftsteller zu reden, sondern auch beizufügen, wie er mehrfach als eigentlicher Schulmann und selbst als Schulmeister auftrat. Zuerst gedenke ich jener zahlreichen jungen Leute aus verschiedenen Kantonen der Schweiz, welche er bei sich auf seinem Zimmer und auf Ausflügen in die Wälder in der Forstwissenschaft — lange Zeit sein Lieblingsstudium —

unterrichtete. Manche derselben wurden nachmals bedeutende Männer in ihrer Heimat. Zur weitern Belehrung darüber schrieb er 1801: „Die Alpenwälder“ und 1816 den „Gebirgsförster“. — Sodann nahm er sich gerne des Schulwesens in den Dörfern um Aarau an und functionirte längere Jahre als Schulinspector, wobei er sich namentlich um Einführung des „gegenseitigen Unterrichts“, einer damals (1825) neuen Erscheinung, und der Arbeitsschulen für Mädchen mit lebhaftestem Eifer bemühte. Letztere wurden auf sein Betreiben später für jede Gemeinde des Kantons gesetzlich vorgeschrieben. Auch in der Stadt Aarau selbst war er Mitglied der Schulbehörden und half zu manchem Löblichen fröhlich mit. Drei hervorragende Stiftungen daselbst haben hauptsächlich ihm das Entstehen zu verdanken: 1827 die Gewerbsschule in Aarau, nachdem es ihm gelungen war, zwei reiche Private, Oberst Georg Hunziker und Major Karl Herose von Aarau, zur Schenkung eines sehr ansehnlichen Stiftungsfonds (Fr. 125,000 a. W.) zu bestimmen; der bürgerliche Lehrverein (1819—1830) zur Heranbildung solcher Jünglinge, welche keine Universitäten besuchen konnten und doch nach höhern Lebenszielen strebten. Zschokke hielt in dieser von zahlreichen Zuhörern besuchten Volksakademie, wie sie auch genannt wurde, regelmäßige Vorträge über Schweizergeschichte, Forstwissenschaft, Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrage u. s. w. Außer ihm docirten Dr. Troxler, Wolfgang Menzel, damals Lehrer an der Bezirksschule in Aarau, der Mathematiker Bronner und manche Andere. Alle diese Professoren leisteten das Ihrige unentgeltlich; auch bezahlten die Schüler kein Schulgeld; — endlich die Taubstummenanstalt in Aarau. Sie wurde von Zschokke mit Beihülfe eines gemeinnützigen Vereins, der aargauischen Culturgesellschaft, im Jahre 1835 gegründet; er leitete sie 13 Jahre lang als Präsident und sie blieb ihm ein Lieblingskind seiner Schöpfungen bis zum Tode.

Wollte ich alle seine hier kurz skizzirten Anregungen und Leistungen auf volksbildnerischem Gebiete noch bis in ihre Einzelnheiten ausmalen, so würde mein Bericht zu ungebührlich anschwellen. Ich schließe mit einem kleinen Familien-Idyll: Zschokke war auch Schulmeister bei seinen Kindern! Mehreren derselben ertheilte er regelmäßig Unterricht in wissenschaftlichen Dingen bis zu ihrem Abgange auf Universitäten oder auf andere Berufsschulen. Und o wie unaussprechlich freundlich und milde steht sein Bild noch immer vor ihrer Erinnerung! Wie danken sie noch über seinem Grabe der treuen Hingebung, die er ihnen als der edelste Vater, den es geben konnte, weihte! Er entschlief am Morgen des 27. Juni 1848 als hochbetagter Greis; noch seine letzten Worte, die er auf dem Sterbelager sprach, waren Worte der Weisheit und des Trostes!

E. Zschokke.

Johannes Schultheß.

1763—1836.

[Quelle: Biographie von Joh. Schultheß (Verfasser Joh. Schultheß, der Sohn, Oberlehrer an der Industrieschule) in der Denkschrift der Familie Schultheß.]

Johannes Schultheß von Zürich erblickte das Licht der Welt den 28. Herbstmonat 1763. Er war der jüngste Sohn des Pfarrers J. Georg Schultheß in Mönchaltorf, der durch seine trefflichen Uebersetzungen griechischer Classiker in der wissenschaftlichen Welt einen bedeutenden Namen besaß. Wie sein älterer Bruder Georg erhielt er seine erste Bildung bis ins Jünglingsalter von seinem gelehrten Vater. Dieser längere Aufenthalt mitten unter dem Landvolke hat augenscheinlich einen bedeutenden Einfluß auf sein ganzes Wesen geübt. Hier in dem damals sehr armen Mönchaltorf lernte er das Volk, seine Zustände, Bedürfnisse, auch seine Noth kennen, und tief wurzelte in ihm die Liebe zu demselben, welche später, durch den edeln Pestalozzi noch mehr angefacht, ihn zu unablässigem, aufopferndem Wirken für das Wohl desselben begeisterte. Wol mochte die, wenn auch unter trefflicher Leitung, doch mehr selbständige Entwicklung in ihm auch jene Unabhängigkeit von fremder Autorität, jenen freien Geist des Forschens, der ein Grundzug seines Charakters ward, begründet haben.

Als er in die gelehrten Schulen Zürichs eintrat, war er seinen Mitschülern gegenüber in der Grammatik noch zurück, allen aber an historischen und geographischen Kenntnissen überlegen. Durch seinen eisernen Fleiß, der bis zum Tage seines Todes sich gleich blieb, füllte er bald die Lücken aus, wurde einer der besten seiner Classe, und erhielt zweimal Preise für die gelungene Lösung von Preisaufgaben. Kaum hatte er seine Studien in Zürich vollendet, so wurde ihm (1787) das Professorat des Hebräischen am Collegium humanitatis übertragen, welches ganz geeignet war, in ihm durch die Auslegung des Alten Testamentes zu seinen spätern theologischen Studien einen festen Grund zu legen. Im Jahre 1791 verband er sich mit Elisabetha Rahn, Tochter des Hrn. Professor Rahn, welche ihm aber schon 1798 durch den Tod entrissen ward. Ihr hat der trauernde Gatte in einem tiefe Wehmuth athmenden Liederkranze ein rührendes Denkmal gestiftet. Die verwaisten Knaben erhielten ein Jahr später, in Maria Hafner, eine zweite verständig-sorgsame Mutter, der Vater eine treue Gefährtin bis zum Grabe. — Als Johannes Schultheß 1796 Professor der alten Sprachen wurde, setzte er neben dem Studium der Classiker seine ihm so lieb gewordenen exegetischen Forschungen fort, bis er nach dem Hinschied des Canonicus Rüscheler das Professorat der Theologie und das damit verbundene Canonicat an der

Stift zum Großmünster erhielt. Von nun an widmete er seine ganze Zeit und Kraft diesem seinem Lieblingsfache.

Seine Lehrweise im Collegium war eigenthümlicher Art, nicht systematisch geordnet, sondern rein exegetisch und kritisch. Er führte die Schüler den gleichen Gang des Forschens, den er selbst gegangen war. „Er regte", wie einer seiner besten Schüler bezeugt, „durch einzelne Forschungen geistig an, und widmete Studirenden, welche Aufschluß verlangten, gerne privatim so viele Zeit, als sie nur wollten". Jugendlich frisch bis in sein höchstes Alter, jeder freien Entwicklung hold, munterte er mit Orelli die Jünglinge zum Turnen auf, freute sich ihrer litterarischen und Gesangvereine. Seiner Verwendung zumeist hatte man es zu verdanken, daß 1818 die, von Oben ungerne gesehene, Zwinglifeier im Sihlwalde stattfinden durfte, ohne welche der 1819 gestiftete Zofingerverein wol nicht ins Leben getreten wäre. So wirkte er an dem Carolinum bis zur Stiftung der Hochschule. Auch dann noch docirte er als außerordentlicher Professor der Theologie auf seinem Studirzimmer, und als selbst dies ihm versagt war, vertheilte er gedruckte Collegien, an denen er arbeitete, bis er den 10. Wintermonat 1836 heiter und ruhig hinüberschied, „wo Er, der redlich die Wahrheit gesucht, nun die vollendete ewige schauet".

J. Schultheß, als Theologe, war während mehrerer Decennien einer der bedeutenderen Vertreter der rationalen Richtung, und blieb dieser Richtung treu bis an sein Ende, jedoch in eigenthümlicher Weise. Er gieng als Theologe von der Ueberzeugung aus, Gott habe sich wie in der hl. Schrift durch sein Wort, so im Menschen durch die Vernunft geoffenbart. Diese beiden Stimmen können einander nicht widersprechen, und in ihrer Harmonie liege das Kriterium der Wahrheit. Wo aber dieselben sich zu widersprechen scheinen, liege die Ursache entweder in unrichtiger Auslegung der Bibel oder in der Unächtheit einzelner Stellen. Diese Hemmnisse suchte er dann durch gründliche Exegese, und durch äußere und innere Kritik zu beseitigen. Das was ihm nach gewissenhaftem Forschen auf diesem Wege als Wahrheit erschien, so wie die Grundbedingung alles Forschens, die Denk- und Lehrfreiheit, vertheidigte er oft in scharfer Polemik.

Man würde jedoch dem freisinnigen Forscher Unrecht thun, wenn man ihn den verneinenden Geistern beizählen wollte, die nur am Wegräumen Freude finden. Er war tief religiös. Der Glaube: „Gott ist liebender Vater aller Menschen; Christus sein Ebenbild, sein vollkommener Sohn, der uns Menschen zur wahren Kindschaft erlösen will, und darum durch seinen Kreuzestod ein Zeugniß und Siegel der Wahrheit des Evangeliums und den höchsten Beweis seiner Liebe uns gegeben hat", war ihm der positive Gehalt, der Mittelpunkt seines Christenglaubens.

Sein kindlicher Glaube an den Vater im Himmel stärkte und tröstete ihn auch in den dunkelsten Stunden seines Lebens. Als er 1830 zwei seiner Söhne dem Tode nahe glaubte, trat er mit einer herzlichen Anrede ins Collegium und wies, innig bewegt, seine Schüler darauf hin, wie man eben in solcher Lage am besten erkenne, unser höchstes Gut sei das feste Vertrauen auf die väterliche Leitung Gottes, der uns auch dann liebe, wenn er uns zu verwunden scheine.

Das reichhaltigste Organ seiner theologischen Mittheilungen an die gelehrte Welt waren die Wachlerischen theologischen Annalen und Nachrichten, deren Herausgabe er nach Eingang der frühern Redaction übernahm und einige Jahre fortsetzte. In Bezug auf das Inland schuf er sich selbst ein Organ für Theologie und Pädagogik, und gab acht Bände „Beiträge zur Kenntniß und Beförderung des Kirchen- und Schulwesens in der Schweiz (1808—1813) heraus.

Die letzte große litterarische Arbeit war die mit Melchior Schuler gemeinsam unternommene vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke und des Briefwechsels unsers Reformators Zwingli.

Der Theologe, den, bei seiner höchst einfachen Lebensweise, außer Familienfesten keine Zerstreuungen oder Vergnügungen aus seiner Studirstube wegriefen, wahrte mitten in seinen gelehrten Studien ein warmes Herz für das geistige und physische Wohl des Volks. Als Hans v. Reinhard, dessen wohlwollende Achtung gegen Joh. Schultheß sich stets gleich blieb, den 22. Oktober 1816, am Tage der Wahl desselben zum Chorherrn, vom Rathhause her in seine Wohnstube trat, um den Neugewählten zu begrüßen, sprach er unter andern die Worte: „Herr Chorherr, Sie sind ein Mann von Kopf und Herz“. So hatte der einsichtsvolle und unbefangene Bürgermeister als Präsident des Erziehungsrathes Johannes Schultheß kennen gelernt, welcher 1801 in den provisorischen, 1803 in den definitiven Erziehungsrath gewählt, als Actuar desselben, während zwölf Jahren der Träger der zürcherischen Volksschule gewesen ist. — Was er, trotz aller Hindernisse von oben und unten, für diese gewirkt, dafür finden wir ein competentes Zeugniß und offene Anerkennung in der Jubelrede (1845) des 1859 hingeschiedenen Kreislehrers Dändliker in Stäfa, welcher gegen hundert zürcherische Jünglinge zu Schullehrern gebildet hat: „Meinem seligen Freunde, Herrn Doctor und Professor Schultheß gebührt für diese Zeit (1806—1820) der Ehrenkranz der Schule. Rastlos arbeitete und wirkte er theils im Erziehungsrath, theils durch Ausarbeitung von Schriften für Lehrer und für die Schule.“

Schultheß war in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts der unermüdliche Vorkämpfer für pädagogische Reformen in Pestalozzis Sinn

im Kanton Zürich. Ihm gelang es vorerst mit Rathsherr Rusterholz auf dem Rietli[1] die erste Schullehrerbildungsanstalt in unserm Kanton zu gründen, in welche während zwei Jahren alle Lehrer des Kantons, je für einen Monat, einberufen wurden; später kam das Institut der Kreislehrer; mit diesen so wie mit den geistlichen Schulinspectoren stand er in fast täglichem schriftlichem und mündlichem Verkehr. Da es an guten Lehrmitteln fehlte, war ihm die Sorge nicht zu klein, selbst solche, allein oder mit Hülfe seiner Freunde, zu bearbeiten.

Ein neues Namenbüchlein in drei Abtheilungen mit Anleitung zum Gebrauche für den Leseunterricht, — eine neue Wandfibel mit Anleitung zum Gebrauche für den Sprachunterricht, — ein Anhang zum Katechismus oder Lehrmeister an die Stelle des sogenannten Fragstückleins für den ersten Religionsunterricht, — eine Kinderfibel des Alten Testamentes in 140 Erzählungen für die ältern Classen der Schule und für das Haus, mit Anleitung zum Gebrauche, waren ganz neue selbständige Werke seines Geistes und Fleißes. Der „Kinderfreund" (1808), womit er seinem Freunde Rusterholz ein schönes und segenreiches Denkmal errichtete, ein Buch, das in mehrern Kantonen in die Schulen eingeführt wurde und elf Auflagen erlebte, war großentheils seine Arbeit. Und um keine wesentliche Lücke in den Lehrmitteln unausgefüllt zu lassen, gab er auch mehrere Lehrmittel fürs Zifferrechnen und Kopfrechnen heraus, sowie mannigfaltigen Lehrstoff zum Handgebrauch thätiger und eifriger Lehrer im „Schulfreund"; ferner als Muster eines evangelischen Tractates zur Jugend- und Volkserbauung den „schweizerischen Christlieb" (Schicksale des Rudolf Stadler von Zürich). Mit den Freunden der Volksschule in mehreren Schweizerkantonen stand er in lebhaftem Verkehr und vertrauter Freundschaft und es ist bereits in der allgemeinen Darstellung erzählt worden, wie er, durch Pestalozzi angeregt, die schweizerische Gesellschaft für Erziehung gründete, und ihre Verhandlungen im Druck herausgab, welche auch seine Reden und Berichterstattungen als des Actuars der Gesellschaft von 1808 —1812 enthalten.

---

[1] Heinrich Rusterholz von Wädensweil (1760—1806) Rathsherr und Erziehungsrath in Zürich, vertauschte schon früh den Kaufmannsstand mit dem Erzieherberuf, für welchen er sich bei Andr. v. Salis ausbildete; zuerst wirkte er als Lehrer in Chur und erfand eine neue Methode des Lesenlernens. 1790 begründete er ein Institut auf dem Rietli bei Zürich und zog sich später zu Gunsten desselben auch von den politischen Aemtern, die ihm in Folge der Staatsumwälzung von 1798 übertragen worden, bald zurück. In Verbindung mit Prof. Johs. Schultheß begründete er, von der Regierung unterstützt, ein Normallehrerinstitut und bot für dasselbe sein Haus und seine Kräfte an, starb aber bald nachher. Näheres s. Lutz, Nekrolog, S. 445.

Die Vaterstadt verdankt ihm hauptsächlich die Gründung der Bürgerschule 1802, welche, ursprünglich nach seinem Plan organisirt, längere Zeit von ihm als Vorsteher geleitet wurde.

Wie sein Bruder Georg, nahm auch er an allen gemeinnützigen Bestrebungen thätigen Antheil. Die vaterstädtische Gesellschaft für Beförderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit, deren Mitglied er war, hatte durch freiwillige Beiträge (1795) die Armenschule gestiftet. Johannes Schultheß war einer der Aufseher derselben, und ertheilte selbst, nebst zweien seiner Freunde, darin Unterricht. Seine erste und später auch die zweite Gattin beaufsichtigten die Arbeitsschule. Da aber bei Anbruch der Revolution politische Zwietracht den Verein aufgelöst hatte, so übernahm Schultheß mit seiner Gattin allein die Sorge für die Schule und sicherte während eines halben Jahres ihren Bestand, bis er 1800 sie der Hülfsgesellschaft, welcher er bald nach ihrer Gründung als Mitglied beigetreten, übergeben konnte. Er war Dr. Hirzels vertrauter Freund, redigirte 1815—1817 die von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „der gemeinnützige Schweizer" und schrieb neun Neujahrsstücke der Hülfsgesellschaft, welche, ganz für die Jugend berechnet, in ihren Gemüthern die Gefühle des Mitleids und der Menschenliebe wecken mußten.

Sein Haus war oft ein Asyl für Verfolgte und Bedrängte. Auf seine Anregung hin genossen 1822 die nach Zürich geflüchteten Griechen durch Karl Heinrich Schweizer, später Pfarrer in Bubikon, einen sonntäglichen Gottesdienst in ihrer Sprache. Den Freunden blieb er treu; treu dem edeln Pestalozzi.

Als zwei seiner Brüder nacheinander starben, nahm er zwei ihrer Kinder auf und erzog sie mit den sechs eigenen. Den Seinen war er ein liebreicher Vater; fröhlich mit den Fröhlichen und trauernd mit den Trauernden.

O. Hz.

Karl August Zeller

1774—1846

ist ein Württemberger und hat den größten Theil seiner Lebenswirksamkeit Deutschland gewidmet; aber in einer Darstellung der Ausbreitung des Pestalozzianismus in der Schweiz darf ihm wol auch ein Plätzchen gewidmet werden.

Für seinen Lebensgang sind wir in der glücklichen Lage, auf die eingehende Biographie von Hegler in der pädagogischen Encyclopädie von

Schmid Bd. X, S. 692, verweisen zu können. Es genügt hier in Kürze anzuführen, daß Karl August Zeller, der ältere Bruder des Begründers der Anstalt Beuggen, als junger Prediger in Brünn 1798—1803 eine Handwerkerschule begründete, in der nach und nach 300 Erwachsene Unterricht erhielten, dann von Pestalozzis Ruf angezogen, nach Burgdorf pilgerte, als Hofmeister eines jungen deutschen Barons, der in Tübingen studirte, an letzterem Orte eine Armenschule ins Leben rief und durch diese Bestrebungen mit der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, die auf dem nämlichen Gebiete sich große Verdienste erworben, in nähere Beziehungen trat. Wie er dann nach ganz kurzer Wirksamkeit als Prediger und Gymnasiallehrer in St. Gallen dazu kam, für die pestalozzische Methode in der Schweiz 1806—1808 eine Aufsehen erregende Wirksamkeit zu entfalten, mag er im Folgenden selbst erzählen.

Wir fügen hier gleich bei, daß Zeller, nachdem er die Schweiz wieder verlassen, zunächst nach Württemberg sich wandte, dann aber als Missionär der Methode in Preußen auftrat, getragen von der Gunst der königlichen Familie in origineller, oft bizarrer Art anregend, unstät bald da bald dort ansetzend, vielfach als Charlatan verschrien und behandelt, im Grunde aber eine durchaus ehrliche und für das Wirken im Sinne Pestalozzis idealistisch begeisterte Persönlichkeit. In späterer Zeit (1834) kehrte er nach seiner Heimat Württemberg zurück, begründete daselbst in der Nähe von Weinsberg, in dem aufgehobenen Kloster Lichtenstern eine Knabenrettungsanstalt, der er bis 1837 vorstand und zog sich dann mit seiner Familie nach Stuttgart zurück, woselbst er, bis in die letzten Jahre stetsfort praktisch anregend und litterarisch thätig, am 23. März 1846 starb.

Zeller hat unter dem Titel „Stürme und Windstillen meines Lebens“ eine Selbstbiographie in Form einer Chronik handschriftlich hinterlassen, deren Original uns von dem gegenwärtigen Besitzer freundlichst zur Benutzung überlassen wurde und der wir den nachfolgenden, nach Inhalt und Form für den Verfasser charakteristischen Abriß über seine Thätigkeit in der Schweiz entheben.

„Zürich. Vom Mai 1806 bis November 1807. Eine Nachricht in der allgemeinen Zeitung über das unerhörte Unternehmen eines Rathsherrn Rusterholz in Zürich, welcher den bereits genehmigten Plan ausführen wollte, alle Volksschullehrer des Kantons noch einmal zu unterrichten, bewegt mich, St. Gallen zu verlassen, um ihn und seine Mittel kennen zu lernen. Ich finde ihn auf dem Sterbebette und muß ihm geloben, sein Werk zu übernehmen und mit Gottes Hülfe zu vollenden. Geßner setzt es bei der Regierung durch, der „Altpfarrer Zeller“ wird (unbesoldeter) Director des Normalinstituts und schreibt die nöthigen Lehrmittel, die auf Staatskosten gedruckt und vertheilt werden. Erster Cursus mit 30 Lehrern im Juni,

zweiter mit 30 im Juli, dritter mit 30 im September. Im August waren die Stadtlehrer unterrichtet worden. Jede Abtheilung ward von den Staatsbehörden in einer Kirche geprüft. — Im März 1807 schickte die Regierung von Luzern einen katholischen Geistlichen, der zur Leitung einer ähnlichen Anstalt sich befähigen sollte, nach Zürich. Ein Gleiches that Wessenberg für den Kanton Thurgau und schickte drei Chorherren des Augustiner Chorherrenstiftes Kreuzlingen bei Constanz. Im Mai kamen wieder 30 Lehrer, im Juni 30, im August 30, im September die im Jahre 1806 unterrichteten 90 Schulmeister. Im Juli schrieb ich auf Verlangen meiner Fürstin über die von den Landesgeistlichen berichteten Resultate dieser Schulmeisterschulen, wurde von der siebenstündigen Tagesarbeit körperlich und von bösen Zungen und Federn gemüthlich angegriffen entlassen, und reiste, auch in meinen Finanzen zurückgekommen, im November zu Pestalozzi.

„Iferten, Neuchâtel, Hofwyl. Vom November 1807 bis bis Oktober 1808. Ich überwinterte in Iferten und wurde von Letzterem für das Institut real militar Pestalozziano bestimmt. Der Sturz des Friedensfürsten verhütete aber die Ausführung des Planes. Den Herren de Montmollin und Rougemont in Neuchâtel bekannt geworden, bearbeitete ich ihrem Wunsche gemäß den französischen Sprachunterricht, ward eingeladen, Vorträge darüber zu halten und meine Gedanken über die innere Einrichtung des von Pourtales gestifteten Hospitals zu Papier zu bringen. Ich werde indeß nach Zofingen berufen, als Director der Schulen daselbst und Schulrath des Kreises, gehe aber zuvor nach Hofwyl zu Fellenberg, da drängt mir eines Morgens ein zwanzigjähriger Jüngling 50 Carolins mit der Bitte auf, auch für seine Berner Schulmeister einen Lehrcurs zu halten. Die Berner Regierung legt 30 Carolins zu und giebt Zelten her. Fellenberg giebt 1 Stunde, ein Kreuzlinger 1, die übrigen 6 ich. Es kommen 40 Schulmeister, worunter 1 Solothurner und 1 Freiburger. Später wird auch 1 Franzos aufgenommen, als (angeblicher) Schullehrer. Er unterzeichnet aber seinen ausführlichen Bericht im Moniteur mit „Le Général X X X“. In der fünften Woche dieses Curses besucht der König von Württemberg Hofwyl, erblickt die Zelten, geht drauf zu und bleibt von 7 Uhr Morgens bis Mittag bei den Schullehrern sitzen, erklärt, daß aus der Anstellung in Zofingen nichts werden könne und daß ich dem Vaterlande dienen müßte. Eine Cantate, aufgeführt von den Hofwyler Taglöhnern, macht dem Könige große Freude. Acht Tage später wurde diese Schullehrerschule in der Kirche zu Münchenbuchsee von der obersten Behörde geprüft, und ich schied mit blutendem Herzen, weil körperlich angegriffen von der täglich sechsstündigen Arbeit unter freiem Himmel, von meinen Schweizer-Freunden und Hoffnungen. Im Nonnenkloster Münsterlingen am Bodensee, das meine

Kreuzlingerschüler in eine Töchterschule umgeschaffen hatten, erhielt ich das Schreiben des württembergischen Kultministerii, daß ich zum Schulinspector in Heilbronn ernannt sei, mit einer Zulage aus der königlich Schatulle, zur Gleichstellung des Gehalts mit dem in Zofingen aufgegebenen".

O. Hz.

Johann Jakob Dändliker.

1780—1859.

[Quellen: Autobiographie in der „Festrede des Herrn Reallehrers Dändliker in Stäfa bei seiner Jubelfeier den 25. September 1845". Stäfa 1846. — Nekrologe in der Leichenrede des Herrn Pfr. Grob in Stäfa und in den Zeitungen von 1859. — Dändlikers Nachlaß, und Traditionen der Familie [1]. — Meyer von Knonau, der Kanton Zürich, Bd. II, S. 17 und 76. — Lüthy, Geschichte des Kantons Zürich von 1794—1830, S. 493.]

Johann Jakob Dändliker von Stäfa, Kanton Zürich, gehört zu jenen Schulmännern an der Schwelle der alten und neuen Zeit, die, theils durch eigenes Denken und Arbeiten, theils durch Pestalozzis Anregungen zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Schulreform gekommen und mit aller Energie für Hebung der Lehrer- und der Volksbildung thätig gewesen sind.

Geboren den 13. August 1780, hatte Dändliker wol eine sorgfältige häusliche Erziehung, aber nur eine sehr mangelhafte und ungenügende Schulbildung genossen. Früh regte sich in ihm der Trieb, sich selbst weiter zu bilden und auch Andere zu lehren. Die elende Schule jener Zeit des Verfalls der alten Institutionen bot dem aufstrebenden Jüngling keine Anregung. Mit Schmerz und Abschen blickte er später auf diese Periode zurück und konnte nicht begreifen, wie man jene Zeit als eine „gute" preisen und lieben könne. Da stellte er sich auf sich selbst, und wie so manche Geister der Heimatgemeinde und der Seegegenden im 18. Jahrhundert, verschaffte er sich durch eigene Thätigkeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln eine weit über das gewöhnliche Maß hinaus reichende Bildung. — Seine hervorragende Fähigkeit bewirkte dann, daß er schon im 9. Altersjahre ersucht wurde, Andere privatim im Lesen und Schreiben zu unterrichten. „Lehrend

[1] Manche Züge und Striche zu diesem Bilde verdanke ich den schriftlichen Mittheilungen von Dändlikers Schwiegersohn, Secundarlehrer Ott in Männedorf, sowie einige chronologische Nachweise den Mittheilungen von Herrn Secundarlehrer Bodmer in Stäfa.

mußte ich lernen", sagt er später, „und bald gieng in Erfüllung, was als Jugendspiel ahnend mich beschäftigte". 1795 wurde die Schulgenossenschaft Uerikon (oberhalb Stäfa) auf den fünfzehnjährigen begabten Privatlehrer aufmerksam und wollte ihn an ihre Schule berufen. Allein der Pfarrer machte Schwierigkeiten und beharrte darauf, daß der Gewählte erst in Zürich vor dem aus geistlichen Herren bestehenden „Examinatoren-Convent" die Prüfung bestehe. Die geringe Leistung, die vorgeschrieben war — Lesen, Schreiben, Buchstabiren, Singen einer Psalmmelodie, Beantwortung von Fragen aus dem Katechismus — absolvirte er glänzend, und nachdem er durch den Pfarrer mündlich von diesem Resultat Kunde erhalten, ward er als Lehrer installirt. Mit heiligem Eifer warf er sich auf diesen Beruf eines Schulmeisters; aber er fühlte sich noch nicht vollkommen befähigt, suchte Lücken seiner Bildung noch auszufüllen und nahm deshalb nebenbei Privatstunden bei dem Pfarrvicar Nägeli zu Stäfa (später Pfarrer zu Wetzikon). Da kamen die traurigen Zeiten des Einbruchs der Franzosen, des zweiten Coalitionskrieges, der politischen Parteiungen und Kämpfe. „Die Schule lag darnieder unter dem Druck der Zeiten, und kaum war es dem Lehrer möglich, sein Brot zu verdienen". Dändliker quittirte 1800 seine Stellung und zog sich als Privatlehrer zurück; er wollte unabhängig seinen eigenen Weg gehen.

Da wurde er aufmerksam auf die Umgestaltung des Schul- und Erziehungswesens durch den großen Pestalozzi. Je mehr er las und hörte von diesem herrlichen Pädagogen, desto lebhafter ward sein Verlangen, den Mann zu sehen und zu hören. Endlich gieng er nach Burgdorf. Nur sechs Wochen konnte er dort weilen; aber diese sechs Wochen wirkten so tief und nachhaltig, als ob es sechs Jahre gewesen wären. Pestalozzis Methode, für die er als Autodidact besondere Empfänglichkeit besaß, machte er sich ganz zu eigen, und der Verbreitung und Förderung derselben war von nun an sein Leben gewidmet. Dies hat ihm einen dauernden Namen in der zürcherischen und schweizerischen Schulgeschichte verschafft.

Nach Stäfa zurückgekommen errichtete er „mit Muth und Begeisterung" (1801 oder 1802) eine Privatschule, in welcher er nach der „neuen Methode" lehrte, und hatte die Freude, daß ihm bald (1803 oder 1804) die öffentliche Schule auf Kirchbühl-Stäfa übergeben ward.

Diese Schule auf Kirchbühl war unter Dändlikers Leitung die erste und einige Zeit einzige Pestalozzischule im Kanton Zürich. Wer im Kanton Zürich diese Richtung kennen lernen wollte, mußte nach Stäfa gehen. Dändliker erhielt daher häufige Besuche. Doch diese neue Richtung ward vielfach bekrittelt und angefochten, sogar im Erziehungsrathe. Die neue Schule ward schließlich im Erziehungsrathe nur geduldet, doch

nicht anerkannt, und Dändliker hatte eine unangenehme Stellung. Nach und nach fand aber sein Wirken Anklang und lebhafte Förderung hauptsächlich durch den nachmaligen Antistes Geßner, Pfarrer am Fraumünster und Mitglied des Erziehungsrathes. Es kamen einst auch Landammann Reinhard, Präsident des Erziehungsrathes, „nebst einigen achtbaren Eidgenossen", besuchten die Schule Dändlikers, und ertheilten ihre „volle Zustimmung". Die Haltung Zürichs zur neuen Schulrichtung ward günstiger. Welche Freude auch für Pestalozzi! Auf einer Versammlung von Schulfreunden zu Lenzburg soll Pestalozzi auf Dändliker zugeeilt sein, ihn umhalst und ausgerufen haben: „Dändliker, Du, Du hast mir im Kanton Zürich meine Ehre gerettet!"

Ein neuer Umschwung kam: die Lehrerbildung wurde gehoben. Dändliker besuchte den Lehrcurs für Schulmeister, den 1809 Pfarrer Reutlinger in Rüti, in Fortsetzung des Werkes von Rusterholz auf dem Rietli in Zürich, ertheilte, und 1819 ward Dändliker selbst von der Erziehungsbehörde als Instructor der Lehrer eines Kreises (Kreislehrer) bezeichnet. Aus Dändlikers „Kreisschule" sind dann bis 1830 im Ganzen hundert Schulamtscandidaten hervorgegangen. Noch heute leben einige dieser einstigen Zöglinge und gedenken mit großer Liebe und ungetheilter Freude ihres einstigen Lehrers und seiner ausgezeichneten Lehrbegabung.

Zur gleichen Zeit wirkte Dändliker bahnbrechend auf einem anderen Gebiete, das mit dem Schulleben innig verbunden ist: im Gesangswesen. Er war einer der eifrigsten Förderer der neu aufkommenden Nägelischen Gesangsmethode, die aber mit eben so vielen Vorurtheilen noch zu ringen hatte, wie die pestalozzische Erziehungsmethode. Dändliker hat mit Erfolg Nägelis Principien zu verwirklichen geholfen, und der sangesfreudige Sinn jener Zeit war in ihm so recht verkörpert.

Da kam der große Umschwung der Dreißigerjahre, der Ruf nach Schulverbesserung am Tage von Uster (22. November 1830) und die gründliche Neugestaltung des ganzen zürcherischen Schulwesens.

Dändliker arbeitete an dieser Umgestaltung rüstig mit. Er ward zum Mitglied des neuen Erziehungsrathes gewählt und half an der Seite eines Nägeli, Orelli, Hirzel das Seminar und die neue Volksschule schaffen. Daß das neue Lehrerseminar ihn aus seiner Stellung als Kreislehrer verdrängte, trübte nicht im Mindesten seine Freude an dem neuen Werk, wie er denn stets mit der größten Uneigennützigkeit jeden Fortschritt und jede Verbesserung begrüßte, auch wenn sie von Anderen kamen.

Nachdem er vor dem peinlichen Sturm-Jahr 1839 wegen Ueberladung mit Arbeit seine Entlassung aus dem Erziehungsrathe genommen, widmete er sich in seiner Stellung als Reallehrer ganz dem engeren Wirkungskreise

seiner Heimatgemeinde. In dieser war er von Anbeginn seines öffentlichen Auftretens ein thätiges, gemeinnütziges Glied. Er war Gründer und Dirigent des Männerchors, Buchhalter der Ersparnißcassa, die er 1818 selbst hatte gründen helfen, nahm sich des Armenwesens an, wirkte in der Bezirksschulpflege, und übte noch reiche private Wohlthätigkeit. Die Heimatgemeinde hat ihm denn auch 1845 bei seinem fünfzigjährigen Lehrer-Jubiläum die schönsten und erhebendsten Beweise dankbarer Anhänglichkeit gegeben; der Männerchor ehrte ihn durch das Geschenk eines silbernen Bechers. Die Jubiläumsrede, in welcher der fünfundsechzigjährige Pädagoge in herzlich-gemüthlicher Weise alle Erlebnisse seines inhaltreichen, an so großartige Wendungen der Schule und Culturentwicklung anknüpfenden Lebens darlegte, mahnend und aufmunternd die hohen und schönen Ziele der Erziehung zeichnete, ist ein schönes Denkmal tüchtiger treuherziger Gesinnung und außergewöhnlichen Strebens eines Schulmeisters älterer Zeiten. Nie war er befangen in alten Vorurtheilen und klagte nie griesgrämig über Verderbniß der neuen Zeit. — In der Absicht, zur rechten Zeit jüngeren Kräften Platz zu machen, trat er schon dritthalb Jahre nach dem oben erwähnten Fest, 1848, physisch und geistig noch ziemlich gesund und kräftig, vom Schuldienst zurück. Er starb im Mai 1859.

Dändlikers ganze Art als Erzieher und Mensch war eine urwüchsige, durch und durch frisch-natürliche. Als Gemüthsmensch war er von warmer, inniger Religiosität ergriffen, wie er dies in einer Reihe hinterlassener Poesien bewies. Aber der Verstand that dieser Richtung Maß an; ein gesunder und rationeller Sinn ließ ihn jede Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit verabscheuen. Er huldigte rückhaltlos dem Freisinn, wie er denn in dem „Straußenhandel" von 1839 zu der Fortschrittspartei hielt. Immer strebte er, um seinen Unterricht zu beleben, nach neuer geistiger Nahrung durch Lectüre, durch Studien und besonders durch Ferienreisen. Ernst, ruhig und gemessen in seinem ganzen Thun, entbehrte er doch nicht jenes herzlichen, liebevollen Wesens, das erst den rechten Erzieher ausmacht, und in der harmonischen Vereinigung dieser Eigenschaften lag das Geheimniß seiner Popularität.

Der oberste Grundsatz, nach welchem er lehrte und wirkte, war der, daß der Volksschullehrer nicht bloßer Stundengeber, sondern Erzieher sei, daß Pflege des Gemüths, Veredlung des Willens auf der Stufe der Volksschule ebenso wichtig sei, wie die Ausbildung des Verstandes. Doch stets betonte er, daß die häusliche Erziehung die Grundlage sein müsse, daß ohne sie die Schulbildung illusorisch wäre. „Die Schulbildung", sagt er in der Jubiläumsrede, „könnte besser sein, sie könnte noch mehr, o sie könnte Unbegreifliches leisten, wenn die häusliche Erziehung mehr der Schule sich anschlösse. Haus

und Schule, sie sollten, sie müssen Hand in Hand gehen, wenn die Bildung und Erziehung der Kinder gerathen, wenn sie zur Freude der Eltern gedeihen soll." — Im Sinne der pestalozzischen Richtung gieng er im Unterricht stets vom Naheliegenden, von der Anschauung aus, wußte mit außerordentlicher Klarheit inductiv die Begriffe zu entwickeln und die Schüler nach sokratischer Methode das selbst finden zu lassen, worauf er hinzielte. So vermochte er seine Schüler mächtig anzuregen und innerlich zu ergreifen. Dutzende dieser Schüler haben gefühlt, was Einer derselben schrieb: „Es sei mir vergönnt, diesem Lehrer öffentlich meinen Dank auszusprechen für die zu jener Zeit seltene Schulbildung, die ich durch ihn erhielt und für die besondere Mühe, die er sich gab, meine Geisteskräfte zu entwickeln. Dieser wackere Schulmann bleibt mir stets in liebevollem Andenken."

Die Vorzüge des praktischen Schulmannes, des klaren und gewandten Methodikers, des entschiedenen und consequenten Pestalozzianers verkörpert besonders sein so berühmt gewordenes, noch vor der Schulreform der Dreißigerjahre erschienenes Rechenbuch: „Das Zifferrechnen mit neuen bewährten Vortheilen des Ansatzes und der Berechnung in vereinfachter Methode für das gemeine Leben sowol als für die Schulen, 2 Theile, Zürich, 1827 und 1828." Dies Buch hat viel zur Methodisirung und darum Hebung des Rechenunterrichtes und zur Popularisirung der Rechenkunst beigetragen; noch heute lassen sich Stimmen unter den Lehrern vernehmen, die dies Rechenbuch als vorzüglich rühmen.

In gleicher Weise methodisch streng, in geschlossener harmonischer Stufenfolge, praktisch einfach und klar, und durchaus auf Basis der Anschauung entwickelt, ist seine „Deutsche Sprachlehre für Volksschulen in geordneten Denk-, Sprech- und Schreibübungen, veranschaulicht durch Tabellen, mit einer Anleitung für den Lehrer" (Zürich, 1833).

Dändlikers Nachkommen bewahren ein wohlgelungenes, in farbigem Wachsrelief ausgeführtes Portrait desselben. Ueber dieses schreibt ein trefflicher Lehrer, der Dändliker nahe stand[1]: „So oft ich Dändlikers Bild mit Pestalozzi's Portrait vergleiche, erscheinen sie mir, wie die Bilder von ähnlichen Brüdern. Hier wie dort die gleiche Unansehnlichkeit der Züge. Aber aus den Gesichtern leuchtet die gleiche Freundlichkeit, Milde und Güte heraus; besonders aus den strahlenden Augen. Beide imponirten nicht durch ihre leibliche Erscheinung, gewannen aber Aller Herzen durch ihre verständige Rede, ihren sanften Blick. Beide waren ächte Kinderfreunde, deren größte Lust es war, durch Verbreitung von Kenntnissen und Fertigkeiten, durch Pflanzung guter Sitte Glück und Segen zu stiften."

C. Dändliker.

[1] J. C. Ott in Männedorf.

Johann Samuel Ith.

1747—1813.

[Quellen: Lutz, moderne Biographien. — Berner Taschenbuch 1853.]

Ith war einer der gelehrtesten Berner seiner Zeit. Von Beruf Theologe und seit 1799 erster Pfarrer am Münster und Decan der bernischen Classe der Geistlichen, besaß er zugleich eine hohe und sorgfältig gepflegte, philosophische und philologische Bildung, versah die Stelle eines Oberbibliothekars, zeitweise auch diejenige eines Professors der griechischen Sprache, und ward 1805 zum Curator der bernischen Akademie ernannt. In allen diesen Gebieten ist er auch litterarisch thätig gewesen. Die helvetische Regierung wählte ihn 1798 zum Minister der Künste und Wissenschaften, er schlug aber aus, worauf die Wahl der Behörde auf Stapfer fiel. Mit Pestalozzi befreundet, wirkte er für Anerkennung seiner pädagogischen Verdienste durch den aus seiner Feder geflossenen „amtlichen Bericht über die pestalozzische Anstalt und die neue Lehrmethode in derselben" 1802 und bekleidete von 1800 bis zu seinem Tode die Stellung eines Präsidenten des kantonalen Kirchenrathes, dem zugleich die Oberleitung des bernischen Erziehungswesens zustand.

O. Hz.

Philipp Emanuel v. Fellenberg.

1771—1844.

[Litteratur: Fellenbergs Veröffentlichungen: Landwirthschaftliche Blätter 1808 1817; Pädagogische Blätter 1841; Geschichtliche und staatswirthschaftliche Blätter 1841; Mittheilungsblätter (in zwanglosen Nummern); daneben eine Reihe von Gelegenheitsschriften. — Zahlreiche Veröffentlichungen über Fellenberg und Hofwyl von Th. Müller, Crud, Pictet, Villevieille, Scheitlin, Rengger u. A. — E. Rochholz, Gespräche über Em. v. Fellenberg und seine Zeit 1834. — Scheidler, die Lebensfrage der europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl 1839. — W. Hamm, Em. v. Fellenbergs Leben und Wirken 1845. — L. Lauterburg, Biographie von Fellenberg im Berner Taschenbuch von 1855, S. 200 ff. — K. R. Pabst, der Veteran von Hofwyl (Biographie Th. Müllers) 3 Bde., Aarau 1861—63, bis jetzt das vorzüglichste Werk, um sich über Fellenbergs Bestrebungen und Charakter zu orientiren. — Dr. F. R. Schöni, der Stifter von Hofwyl. Leben und Wirken Fellenbergs. Jubiläumsschrift 1871. — O. Hunziker, Ph. E. v. Fellenberg, der Stifter von Hofwyl, in der schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1871; id., Pestalozzi und

Fellenberg, Langensalza 1879. — Die nachfolgende Darstellung ist im Wesentlichen aus des Verfassers Arbeit vom Jahr 1871 zusammengezogen, mit einigen Zusätzen, die er theils der seither erneuten Beschäftigung mit dem Gegenstand, theils handschriftlichen Mittheilungen, die ihm Hr. Institutsvorsteher Wiget in Rorschach freundlichst zur Verfügung stellte, entnommen hat.]

Philipp Emanuel v. Fellenberg ist in Bern geboren, den 27., nach andern Angaben den 15. Juni 1771. Sein Vater war Daniel Fellenberg, Professor der Rechte, 1779—85 Landvogt von Schenkenberg. 1786 Präsident der helvetischen Gesellschaft in Schinznach, dessen schon mehrfach in diesen Blättern (Bd. I, S. 133, 193) Erwähnung geschehen ist, seine Mutter eine Enkelin des holländischen Admirals Kornelius und eine Urenkelin des berühmten Seehelden Van Tromp, von dem manche Trophäen als Heiligthümer in der Familie aufbewahrt wurden. Vater und Mutter wirkten einträchtig dahin, für alles Gute und Große in der Seele des Knaben Begeisterung zu wecken und dieselbe vor Trübung durch Standesvorurtheile zu bewahren. Namentlich die Mutter scheint großen Einfluß auf die Gemüthsrichtung des Knaben ausgeübt zu haben. Er vergaß es ihr nie, wie sie ihn einst in jüngern Jahren mit eigener Lebensgefahr vor dem Sturz in die reißende Aare gerettet hatte. Einst sah der noch nicht zehnjährige Knabe die Mutter weinend in einer Fensternische stehen und fragte sie um die Ursache ihrer Betrübniß; nach langem Bitten erklärte ihm die vortreffliche Frau, daß die Nordamerikaner in großer Bedrängniß nach dem Verlust einer Schlacht seien, zugleich setzte sie ihm das Wesen des Freiheitskampfes derselben auseinander und begeisterte den Knaben dadurch in hohem Grade. Einige Jahre später nahm sie ihn zu einem Besuch der Irrenanstalt Königsfelden mit, und heimgekehrt ließ sie ihn nach einer feierlichen Anrede niederknieen und geloben, stets den Unglücklichen beizustehen; hierauf kniete sie selbst nieder und rief Gott um Segen für solches Streben ihres Sohnes an. Dem Einfluß der Eltern gieng auf Wildenstein derjenige seines Hauslehrers, des jungen Albrecht Rengger von Brugg (des spätern helvetischen Ministers), zur Seite, der von bedeutender und nachhaltiger Wirkung auf Fellenbergs Entwicklung war. Ebenso lernte Fellenberg bereits in jungen Jahren Pestalozzi kennen, da derselbe öfters vom Neuhof nach Wildenstein zu Fellenbergs Vater herüberkam, der aus seiner Hochachtung für den äußerlich so vernachlässigt auftretenden Mann vor dem Knaben kein Hehl machte.

In Folge des Abganges Renggers zur Universität Göttingen 1785 kam Fellenberg in das damals berühmte Pfeffel'sche Institut nach Kolmar, wo aber bei den durch die Blindheit des Vorstehers nothwendig sich erzeugenden Uebelständen sein Aufenthalt nicht lange dauerte. Nach Bern zurückgekehrt wandte sich der damals fünfzehnjährige Fellenberg, begeistert durch eine Rede

seines Vaters als Präsidenten der helvetischen Gesellschaft (1786) „über die nothwendige Verbesserung der Nationalerziehung“ mit großem Eifer dem Studium dieses Gebietes zu. Von schwerer Krankheit in Folge allzu angestrengter Arbeit genesen, beschloß er, fortan die einfachste Lebensweise zu führen und alle entbehrlichen Bedürfnisse zu meiden, was er auch sein ganzes Leben hindurch treu befolgte. Nach Vollendung seiner Ausbildung in der Heimat unternahm er eine größere Reise durch die ganze Schweiz; später besuchte er deutsche Universitäten, studirte namentlich in Tübingen Rechtswissenschaft, welche er aber bald auf Anrathen des berühmten Lehrers Hofacker selbst mit politischen und philosophischen Studien vertauschte. Vorzüglich vertiefte er sich in die Lehrsätze der Kantischen Philosophie, welche auch auf sein ganzes Leben einen bemerkbaren Einfluß ausübte. Um seine durch angestrengte Arbeit aufs neue angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, fieng er seine Wanderungen durch die Schweiz und Deutschland aufs neue an. Auf diesen Reisen im In- und Ausland, die er meist zu Fuß, den Tornister auf dem Rücken ausführte, suchte er die sittlichen und materiellen Zustände des Volkes genau zu erforschen; längere Zeit verweilte er bisweilen in Familien von Landleuten, an deren häuslichen und ländlichen Beschäftigungen er Theil nahm. Die französische Revolution war unterdessen ausgebrochen. Fellenberg begab sich nach Robespierres Sturz (27. Juli 1794) noch in demselben Jahre nach Paris, um die politische Lage kennen zu lernen und wo möglich seinem Vaterlande zu nützen. Er zog aus dem Besuche dortiger Bildungsanstalten und dem Umgange mit ausgezeichneten Männern wie Sieyès, Grégoire, reichen Gewinn. Namentlich begeisterten ihn die Vorträge des letztern in den Sitzungen des Comite für den öffentlichen Unterricht, welchen beizuwohnen er nie versäumte. Was Fellenberg in politischen Dingen wahrnahm, ließ ihn das spätere Schicksal seiner Heimat voraussehen. Vergeblich mahnte er nach seiner Rückkehr öffentlich und privatim zu Reformen; als dann die Tage der Noth kamen, sah man ihn begeistert als Jägerofficier das Volk zu den Waffen rufen; im Emmenthal und Entlibuch suchte er den Landsturm zu organisiren und den Franzosen entgegenzuführen, wobei er von Mißtrauischgesinnten selbst Mißhandlung litt. Mittlerweile fiel Bern in Feindeshand (5. März 1798) und Fellenberg floh, vom französischen Agenten Mengaud als der fünfte auf die Proscriptionsliste gesetzt, unter Lebensgefahr nach Deutschland. Schon traf er Einleitungen zu seiner Uebersiedlung nach Amerika, als es seinen Angehörigen gelang, die verhängte Aechtung aufzuheben. Kaum zu Hause eingetroffen, wurde er, weil in Paris bekannt, auserkoren, den dahingesandten helvetischen Bevollmächtigten Zeltner als Secretär zu begleiten. Er kehrte jedoch bald wieder heim, und erhielt dann, als die Siege des Erzherzogs Karl unruhige Auftritte auch im Kanton

Bern hervorriefen, als Regierungscommissär den Auftrag, mit Freiwilligen in den unruhigen Gegenden des Siebenthals die Entwaffnung vorzunehmen, für dessen glückliche Vollziehung ihm der angelegentlichste Dank der Regierung ausgesprochen ward. Hierauf zog er sich von der politischen Laufbahn ganz zurück[1] und kaufte noch im Jahr 1799 um die Summe von circa 225,000 Fr. den Wylhof in der Gemeinde Münchenbuchsee, den er in „Hofwyl" umtaufte und in den nächsten Jahren, die ihm noch zu seiner eigenen praktischen und theoretischen Ausbildung als Landwirth dienten, mit großen Kosten und Anstrengungen verbesserte.

Fragen wir nun nach dem innern Werden Fellenbergs bis zur Zeit, da er seine Projecte zu realisiren beginnt: so treten aus den angeführten Zügen seiner heranwachsenden Jugend deutlich genug die Umrisse seiner innern Entwicklung hervor: Wir sehen ihn von frühester Jugend in einer Umgebung, die der damaligen Aristokratie angehörig, doch in nicht geringem Maße die philanthropische Schwärmerei des 18. Jahrhunderts theilt und deren Ideale als Lebensaufgabe in die glühende Seele des Knaben senkt; von frühester Jugend an wird er mit Ehrfurcht vor Pestalozzi und seinen Lebenszielen erfüllt und wächst auf im Anschauen seiner Bestrebungen und in persönlichem Verkehr mit demselben; von frühester Jugend lebt in ihm ein unbeugsamer Wille, eine Thatkraft, die das Jugendgelübde — ein christliches Gegenbild von Hannibals Schwur — nicht unerfüllt lassen wird. Und nun studirt er Erziehungswissenschaft und Kant, geht auf Reisen zur Bereicherung seiner Menschenkenntnisse und sucht im Leben mit dem Volke die Schäden des Volkslebens zu erkennen; er liest die pädagogische Litteratur der Philanthropisten, und wol auch jene, den Anbruch einer durchgreifenden Förderung des Menschenwohls verkündenden, Aufsätze, die einst Kant zur Empfehlung der Philanthropine, zunächst desjenigen in Dessau, geschrieben[2]. Was aber weder in der eben damals zerfallenden Anstalt zu Dessau, noch durch irgend einen ihrer Absenker zur vollen Realität geworden war, konnte es nicht in der Zukunft noch seine Verwirklichung finden, wenn nicht durch Basedow, so vielleicht durch Fellenberg, wenn nicht in Dessau, so doch auf Hofwyl? Sei es bewußt oder unbewußt geschehen, in That und Wahrheit hat Fellenberg in Hofwyl das angestrebt, was schon einige Jahrzehende früher Kants Ideal gewesen ist.

Indessen war Fellenberg keineswegs dazu angethan, mit diesen Bestrebungen innerhalb der Ziele des Philanthropinismus, der sich mit seinen

---

[1] Er hatte sich schon im Jahre 1796 mit einer Fräulein von Tscharner verheiratet, aus welcher Ehe 12 Kinder hervorgiengen; Gattin und Kinder unterstützten Fellenberg mit Hingebung in der Verwirklichung seiner großartigen Lebenspläne.

[2] Sie finden sich in Kants sämmtlichen Werken, ed. Hartenstein, im 2. Band; besonders charakteristisch ist der Aufsatz „an das gemeine Wesen", ib. S. 457—460.

Erziehungsversuchen mehr an die begüterten Classen hielt, zu bleiben. Seine Mutter hatte ihn einst geloben lassen, der Unglücklichen sich anzunehmen, und noch der Greis Fellenberg hat als seine liebste Losung unter eines seiner Bildnisse geschrieben: „Den Reichen gebricht es selten an Hülfe; stehe du den Armen und Verlassenen bei“.

Fellenberg, als reicher, junger Bernerpatricier aufgewachsen, als welcher er noch den regierenden Kreisen der vorrevolutionären Welt angehörte, faßte die Erziehung durchaus aus dem Gesichtspunkt der Völkerbeglückung; Erziehung war ihm die unerläßliche Bedingung für Volksglück und Staatswohl. Es mochte ihm das Wort Rochows vorschweben: „Ein Landesherr, der die wichtige Wahrheit glaubt, daß im Ackerbau die Grundkraft des Staates liegt, wird mit den besten Edicten zur Verbesserung tauben Ohren predigen, wenn er nicht für die bessere Einrichtung der Schulen zur Bildung der Gemüther in der Jugend durch Unterricht in den nützlichsten ökonomischen Kenntnissen Sorge trägt“ [1].

Aber mehr noch; was Fellenberg 1794 in Paris sah, was er 1798 selber an und von seinen Landsleuten erfuhr, das öffnete seinem Blick die großen socialen Gefahren für den ganzen geselligen Bestand der Gegenwart. Hier nun einzustehen, durch Erziehung Bildung und mit der Bildung geistigen und leiblichen Wohlstand im Volke zu verbreiten; die verschiedenen Schichten der Bevölkerung, Arme und Reiche aus der gegenseitigen Entfremdung und Verbitterung zum Bewußtsein zu führen, daß sie als Glieder Einer großen Volks- und Menschheitsfamilie einander zu helfen, nicht einander aufzureiben bestimmt seien: das erschien ihm als die Aufgabe seiner Zeit, die er mit unerschütterlicher Begeisterung auf sich nahm und festhielt.

Hören wir ihn selber über das, was er gewollt hat: „Hofwyl hat vor 20 Jahren“ — so sprach sich Fellenberg 1819 gegen seine Mitarbeiter aus — „die Bestimmung erhalten, der zunehmenden Verderbniß dieser Zeit einen starken Damm entgegenzusetzen und unter uns der ewigen Wahrheit, dem ewigen Rechte, der göttlichen Natur im Menschen wieder zu dem Leben zu verhelfen, durch das der höchste Zweck der Menschheit erreicht werden sollte. Eine durchgreifende Berichtigung der vorherrschenden Begriffe über die Bestimmung des Menschen in seinen gemeinsamen Verhältnissen, eine wirksame Einleitung zuverlässiger, sittlicher, religiöser und wissenschaftlicher Bildung, sowie die Verbreitung wohlthätiger und veredelnder Kunst lagen mir zu dem vorhabenden Zweck vorzüglich am Herzen. Aber, was sollte gegen den über die Völker dieser Zeit ergossenen Strom des Verderbens ein Punkt wie Hofwyl? Ich dachte mir, vermittelst Archimedes Punkt müßte nicht nur in

[1] Schmidt, Gesch. d. Päd. III. 649.

der physischen Weltordnung, sondern auch in der sittlichen viel zu bewirken sein! Ich zählte darauf, daß, wäre solch ein Punkt bei dem gegenwärtigen Zustande der Welt nur einmal recht erprobt und anerkannt als Freistätte wahrhaft menschenfreundlichen und heilbringenden Wirkens, so würden bald verwandte Kräfte zu hinlänglicher Masse sich zusammenthun, in solch einem der Erringung des vorgesetzten großen und heiligen Zweckes geweihten Wirkungskreise. — Ich stellte mir vor, ein Typus wohlthätiger Volksbildung, wäre er einmal mit voller Wirksamkeit thatsächlich, wenn schon nur im Kleinen, dargestellt, müßte gleichwol überwältigend auf die Vielvermögenden dieser Tage zum Besten der Völker einwirken, und ich versprach mir, besonders in den Kindern der ärmsten und verachtetsten Mitglieder der Gesellschaft, uns einst einen Hebel zubereitet zu sehen, vermittelst dessen die Bildung ganzer Völkermassen mit ihrer intellectuellen und industriellen Entwicklung würde gehoben werden können.

„Ich stellte mir vor, durch eine zuverlässige Erziehung der Kinder begüterter und einflußreicher Eltern zu recht würdiger, frommer, hochherziger und weiter Charakterbildung im Gebiete der Sittlichkeit, der Wissenschaft und der Kunst müsse es uns gelingen, den Völkern Väter und Führer zu erziehen, deren angelegentlichste Aufgabe es sein würde, die bei uns vor ihren Augen eingeleitete Volksbildung vollenden und verbreiten zu helfen und das gesunkene Vaterland mit Allem, was es in dieser Zeit verherrlichen kann, auferstehen zu machen.

„Ich hielt mich für überzeugt, daß vermittelst der angedeuteten Ergreifung der beiden Extreme der Gesellschaft durch Erziehung zur Sittlichkeit, Religiosität, Wissenschaft und Kunst eine heillose Loslassung der Leidenschaft, die uns durch ihre Gewaltthätigkeit in mannigfaches Verderben zu stürzen droht, würde vermieden und ein Zustand der menschlichen Gesellschaft erlangt werden können, der jedem Mitgliede derselben viel besser als was jetzt besteht, zu der Erreichung seiner Bestimmung zu verhelfen vermöchte."

So ist denn Fellenberg nicht blos der Philanthropist, sondern geradezu der Philanthrope, der die Bestrebungen der Philanthropisten mit denjenigen Rochows und seiner Gesinnungsgenossen vereinigend ein höheres Ganze schuf, das beides umfaßte und eben so sehr dazu angethan war, in universaler Weise den Bedürfnissen der Regeneration des Völkerlebens zu dienen, wie es bis ins Detail hinein von seiner Persönlichkeit beherrscht und ein Abbild seiner großartig angelegten und kraftvoll ausgeprägten Individualität war.

* * *

Das System der Hofwyler Anstalten sollte — nach Th. Müllers „Notizen" — in seiner Vollendung alle der Bildung bedürftigen Alters-

stufen umfassen, also schon für die Kinderwelt ein angemessener Tummelplatz der Beschäftigung und Entwicklung der noch schlummernden Keime des geistigen Lebens eröffnet werden. Ueber dieser Kinderschule sollten sich dann die für das vorgerücktere Alter berechneten, nach den Hauptstufen der Gesellschaft geschiedenen Erziehungsanstalten gleichsam wie drei Säulen neben einander erheben:

a) für die untern Stände der Gesellschaft, für die Kinder der Unbemittelten und Armen eine auf Landbau und Technik gegründete Industrie- oder Arbeitsschule;
b) für den Kern des Volkes, die mittlern Stände, eine den Bedürfnissen derselben möglichst entsprechende Realschule;
c) für die Söhne der mit äußern Glücksgütern besonders ausgestatteten Classen eine nicht blos geistige Ausbildung allein, sondern vorzüglich auch sittlich-religiöse Veredlung anstrebende möglichst umfassende wissenschaftliche Elementar-Erziehungsanstalt.

Für alle diese rein pädagogischen Anstalten sollte sich nun in dem rationell betriebenen Landbau ein gemeinsamer Verknüpfungspunkt darstellen, und als Schlußstein der gesammten Combination dieser pädagogisch-agrarischen Anstalten eine Normalschule für Lehrerbildung, besonders zur Bildung von Volkslehrern, angestrebt werden, die begeistert von den in Hofwyl angestrebten Zwecken und durchdrungen von der zu ihrer Erreichung erprobten Methode, nun selbst in ihrem künftigen Lehramte das Segensvolle der Hofwyler Anstalten zu vervielfältigen trachteten.

Wenden wir uns nun den einzelnen Anstalten Fellenbergs zu, so tritt uns als die zuerst angestrebte entgegen:

1. Die Armenschule. Vor der Reichennoth schien Fellenberg die Armennoth der Abhülfe bedürftig. „Eine thatsächliche ebensowol als grundsätzliche theoretische Reform der physischen, intellectuellen, sittlich-religiösen und industriellen Erziehung der Unvermöglichsten von unsern hülfsbedürftigen Mitmenschen einzuleiten, ward schon vor Ende des verflossenen Jahrhunderts den Unternehmungen von Hofwyl als erste von denselben zu lösende Aufgabe vorgesetzt. Ihr Stifter hielt damals die Schicksale der allerärmsten Mitglieder der Gesellschaft für die erbarmenswerthesten. Er stellte sich immerdar vor, durch ihre Verbesserung könne man dazu gelangen, auch den Reichen besser zu helfen ... Die ungeheure Mehrheit, welche die Armen in der menschlichen Gesellschaft darstellen, erregte zudem in ihm schwere Bekümmerniß für das künftige Wohlergehen der civilisirten Welt, besonders auf den Fall, daß die so heillos leidenden Menschen massenhaft unter üble Leitung gerathen würden, wie dies in den Schreckenszeiten Frankreichs geschehen ist ... Aus diesen Prämissen und aus sorgfältiger Durchforschung der pestalozzischen

Versuche, den Kindern der Armen zu helfen, giengen diejenigen von Hofwyl hervor." Aber Fellenbergs Versuche blieben zuerst fruchtlos; erst 1810, als er in Wehrli den rechten Mann gefunden, gelang das Experiment. Die Aufgabe, die sich Fellenberg dabei stellte, war, den Beweis zu leisten, daß eine solche Armenerziehungsanstalt sich ganz oder nahezu selbst erhalte, so daß für die Gründung solcher Anstalten die gefährlichste Klippe philanthropischer Unternehmungen, die Kosten des Unterhaltes, außer Betracht fallen würde; erst bei einer solchen Gestaltung, schien es ihm, sei diesem Gegenmittel gegen den Pauperismus die volle Wirksamkeit und die Fähigkeit zu allgemeiner Verbreitung gesichert. Daraus ergab sich von selbst, daß die Arbeit und zwar die landwirthschaftliche Arbeit wie zur Erzielung des Lebensunterhaltes, so auch als wesentliches Erziehungsmittel mit dem Unterricht verbunden werden müsse, daß der Unterricht zumeist als Gelegenheitsunterricht während der Arbeit und in der durch diese freigelassenen Mußezeit die geistigen Kräfte der jungen Leute für die Arbeit zu wecken, sie dazu zu bringen habe, denkend zu arbeiten; und daß auf diesem Wege der körperlichen und geistigen Uebung die sittliche Hebung der Zöglinge am besten und nachhaltigsten erreicht werde. Wie im Laufe der Zeit diese Armenschule mehr und mehr zu einer Armenlehrer-Bildungsanstalt emporwuchs, wird in der Biographie Wehrlis erzählt werden.

2. Das höhere landwirthschaftliche Institut, 1807 gegründet, 1809 mit bestimmter Organisation eröffnet, in welchem Fellenberg selbst im Verein mit andern zum Theil berühmten Männern (Scheibe, Albrecht, Hasse, Straub) theoretisch und praktisch unterrichtete, hatte sich lange Zeit des ausgezeichnetsten Beifalls und eines großen Besuches zu erfreuen, ward aber schon 1820 als selbständiges Institut aufgelöst, nicht wegen Mangel an Theilnahme, sondern im Gegentheil des allzu großen Zudranges wegen, welcher den Gang der übrigen Erziehungsanstalten zu stören drohte. Im Anschluß an seine landwirthschaftlichen Anstalten hielt Fellenberg 1807 und 1810 große landwirthschaftliche Feste zur Hebung des Interesses für diesen Culturzweig auf Hofwyl ab, die ersten Feste dieser Art in Europa.

3. In Verbindung mit der Musterwirthschaft von Hofwyl bestanden Werkstätten für Anfertigung landwirthschaftlicher Geräthe, für die zum Theil auf Hofwyl selbst wesentliche Verbesserungen erfunden wurden. Diese Werkstätten bilden einen Zweig der Fellenbergischen Handwerkerbildungsanstalt, deren völliger Ausgestaltung auf der Rütti der Tod Fellenbergs zuvorkam.

4. Die wissenschaftliche Erziehungsanstalt für höhere Stände. „Die nächste Veranlassung zur Gründung der höhern wissenschaftlichen Erziehungsanstalt 1808 lag für Fellenberg in dem Bedürfniß, seinen

eigenen Söhnen die seiner Idee entsprechende allgemeine Bildung unter seinen Augen ertheilen zu lassen. Auch umfaßte diese Anstalt in den ersten Jahren nicht mehr als 12—15 meist ausländische Zöglinge.

Nach und nach trat aber die wissenschaftliche Erziehungsanstalt an Bedeutung in die Stelle des zurückgesetzten landwirthschaftlichen Institutes. Ihre Blüthezeit fällt in die Zwanzigerjahre. Allein an ihr waren für mehr als 100 Zöglinge über 30 Lehrer angestellt. Fellenberg scheute keine Mühe und keine Kosten, von allen Seiten her ausgezeichnete Lehrkräfte herbeizuziehen[1]. Selten ließ er es geschehen, daß Classen mehr als 5 Schüler zählten, damit eine individuelle Behandlung der Zöglinge nicht unmöglich werde. Nicht gern übertrug Fellenberg einem Lehrer mehr als 16 Lehrstunden; für die übrige Zeit besaß jeder Lehrer völlige Freiheit; Fellenberg wollte, daß seine Lehrer, um stets frische Lust zum Unterrichte zu behalten, schöne Muße zu eignen Studien hätten. Einzelne Lehrer wurden ausschließlich für die praktische Erziehung und Aufsicht, die Andern ausschließlich für den Unterricht verwendet. Der wissenschaftliche Unterricht umfaßte alle humanistischen und realistischen Fächer, welche in öffentlichen Gymnasien gelehrt werden[2].

Was die Philanthropine auszeichnete, bot Hofwyl in erhöhtem Maßstab: den Sinn für die Leibesübungen — jeden Tag wurde wenigstens eine Stunde geturnt, 1818 ward die große Reitschule gebaut, für Badanstalten war ohne Rücksicht auf die Kosten in trefflicher Weise gesorgt — wie für die Freiheit individueller Entwicklung.

So läßt sich denn auch begreifen, daß trotz mancher Unvollkommenheit, die Hofwyl als Privatanstalt überhaupt und aus speciellen Gründen anhafteten, — der oft rasche Wechsel unter den Lehrern wie unter den Zöglingen, der Zusammenfluß von Zöglingen aus aller Herren Länder und aus den verschiedensten Nationen, die Rücksicht auf Prinzen und andere Goldvögel, der man sich doch nicht ganz entschlagen konnte, die häufig hervor-

---

[1] Von den bedeutenden Namen unter den Anstaltslehrern nennt Hamm S. 20: Griepenkerl, Lippe, Briegleb, Schacht, W. Huber, Fr. Kortüm, Dr. Theodor Müller, Bischoff, F. Weber, Opitz, Hertel, Weißenborn, Wittich, R. Rauchenstein, Urlichs, Franke, Mönnich, Desberger, Fischer, Vorberg, Henne, Weigele, Hirzel, Fleischer (später in Hohenheim) u. a. Papst II, 181 fügt neben einzelnen der Genannten für die Zwanzigerjahre noch die Namen des Geographen Vollrath Hofmann, des Dialektikers Fr. Jos. Zimmermann, des Naturhistorikers Schmid hinzu.

[1] Aus der Reproduction, die Wiget (in Ziller, Jahrbüchern für wissenschaftliche Pädagogik) von den wichtigsten Actenstücken über den Unterrichtsplan giebt, geht nicht nur mit Klarheit hervor, daß die wissenschaftliche Erziehungsanstalt unter Griepenkerls Leitung auf den Herbartschen Erziehungsgrundsätzen aufbaute, sondern auch, daß Fellenberg selbst mit großem Verständniß sich in die Ideengänge Herbarts hineingelebt und mit Wärme für sie eintrat.

tretende herrische und heftige Gemüthsstimmung Fellenbergs und die Reibereien unter den Lehrern, der Mangel eines völlig einheitlichen festgegliederten Lehrplanes — gerade die tüchtigsten Lehrer gerne in Hofwyl weilten und ihm auch später in der Ferne treue Anhänglichkeit und eine freundliche Erinnerung bewahrten. „Wer Fellenberg", sagt der Biograph Th. Müllers, „mit den von ihm verkündigten und thatsächlich erstrebten Ideen aufzufassen befähigt und geneigt war und ernstlich sich in sein Leben hineinzuleben trachtete, was freilich eine nicht geringe Selbstverläugnung erforderte, der folgte ihm auch getreu und wirkte freudig mit. Denn er sah, daß es sich hier in allem Ernste um die Verfolgung eines der schönsten und edelsten Lebenszwecke handelte, daß Menschenbildung hier nicht blos ein laut tönendes Wort war. Wer mit wahrer Liebe zu seinem Beruf nach Hofwyl kam, und mit ungetrübtem Auge das dortige Leben anschaute, der gewahrte bald, daß der Grundton desselben nicht der alltägliche war, daß er sich in einer Atmosphäre bewegte, die ihn immer mehr zu idealem Streben zu erheben geeignet war und ihm die reichste Gelegenheit bot zu einer vielseitigen Entwicklung und Bethätigung seiner Kräfte."

Einen bedenklichen Stoß erhielt die Blüthe der wissenschaftlichen Anstalt durch ärgerliche Auftritte der Widersetzlichkeit von Zöglingen im Februar 1834, als die in Folge politischer Vorgänge vermehrte Gereiztheit Fellenbergs sich in Behandlung der jungen Leute fühlbar machte und ein gewissenloser Lehrer diese zum Ungehorsam hetzte. Die „tolle Woche" Hofwyls gieng zwar ohne dauernde Mißklänge zu hinterlassen vorüber und nach Entlassung des aufwieglerischen Lehrers nahm das ganze Hofwylerleben wieder seinen regelmäßigen und ruhigen Gang; aber eine der nächsten Folgen der Meuterei war, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen entweder durch Fellenberg von Hofwyl fortgeschickt oder von ihren Eltern zurückgezogen wurde, so daß im nächsten Jahr die höhere wissenschaftliche Anstalt nur noch gegen 40 zählte, und wenn auch in den nächsten zwei Jahren durch besonders angelegentliche Empfehlung derselben in Amerika die Frequenz wieder auf 60 stieg, so erhielt sie sich doch nur kurze Zeit auf dieser Höhe und sank von da an ziemlich stetig bis auf etwa 30 herab. Doch ist diese Anstalt diejenige gewesen, welche alle übrigen Hofwyleranstalten überlebend erst am 23. März 1848 als die letzte Anstalt Hofwyls von den Fellenbergischen Erben geschlossen worden ist.

5. Erst spät, aber mit ungeschwächter Thatkraft gieng Fellenberg an die Aufgabe, das Mittelglied zwischen den beiden Extremen, Reich und Arm, die für den Mittelstand bestimmte Realschule einzuführen. Es geschah das 1828. In dem folgenden Jahrzehend trat diese Neuschöpfung, die ebenfalls rasch in Blüthe kam, in den Vordergrund und zählte Ende der

Dreißigerjahre über 100 Schüler, meist Schweizer. Die Fächer waren die einer Industrieschule der Neuzeit angemessenen. Auch die Realschule überlebte den Stifter von Hofwyl und wurde erst zu Ostern 1846 aufgelöst.

6. Neben allen diesen Anstalten stand unter der speciellen Leitung der Frau v. Fellenberg 12 Jahre lang (in den Zwanziger- und der ersten Hälfte der Dreißigerjahre) eine Mädchenerziehungsanstalt, in welcher eine bedeutende Zahl Mädchen aus den allerärmsten Familien der umliegenden Dorfschaften zweckmäßigen Unterricht, und namentlich Bildung in der Haushaltungskunst erhielt. Späterhin wurde dieser Unterricht in den Dörfern selbst ertheilt, und die Schulreorganisation der Dreißigerjahre löste durch staatliche Anhandnahme diese Privatbestrebungen Hofwyls ab. Wie sehr aber auch dieser Zweig der Hofwyler Bildungsanstalten in das organische Ganze derselben einzugreifen bestimmt war, ergiebt sich daraus, daß Fellenberg durch diese Armenschule für Mädchen Armenkinder-Mütter zu bilden wünschte, die einst mit den zu Hofwyl gebildeten Armenkinder-Vätern ehelich verbunden und auf den umliegenden Lehengütern angesiedelt, ein Netz von Armenerziehungsanstalten über den ganzen Kanton Bern und weiterhin verbreiten helfen sollten, vermittelst dessen allmälig hülflosen und erziehungsbedürftigen Armenkindern des Staates nach dem gleichen Rettungssystem zu helfen gewesen wäre.

7. Noch in seinen letzten Jahren gründete Fellenberg auf Hofwyl eine Kleinkinderschule, die indeß mit dem Tode des Stifters 1844 eingegangen zu sein scheint.

8. Zum Schluße erwähnen wir die von Fellenberg in den Jahren 1808 und 1809 und dann wieder in den Dreißigerjahren (mit dreimonatlicher Dauer) auf eigene Kosten eingerichteten Normalcurse für Volksschullehrer, von welch' letztern mehrere Jahre hindurch eine bedeutende Anzahl (bis auf 100) in den Sommerwochen nach Hofwyl pilgerten, um dort die Lücken ihrer Kenntnisse auszubessern und neue Anregung für ihren Beruf zu erhalten. Waren diese Curse in den ersten Jahren ein wohlthätiger Ersatz für die noch gänzlich mangelnden Seminarien, so führte sie Fellenberg auch noch nach Gründung des Lehrerseminars im benachbarten Münchenbuchsee, und wegen dessen Direction mit den kantonalen Erziehungsbehörden zerfallen, zum Trotz als Concurrenz mehrere Jahre hindurch fort, bis sie endlich eingiengen, weil der Nutzen derselben mit den gewaltigen Kosten, die Fellenberg dadurch erwuchsen, außer Verhältniß stand; aber daß er als Privatmann dem staatlichen Unterrichtswesen Jahre hindurch Concurrenz machen könne, wenn er wolle, das hat Fellenberg allerdings gezeigt.

* * *

Der Mann nun, dem dieser einzig in seiner Art dastehende Erziehungsstaat sein Dasein verdankte, „war noch in seinem hohen Alter eine imposante Gestalt, wie er immer ein schöner und stattlicher Mann war. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, ebensoweit entfernt von Schimmer wie von Vernachlässigung. Sein Profil war ein scharfes, ausgezeichnetes, seine blitzenden Augen schienen in der Seele des ihm Gegenüberstehenden lesen zu wollen, auf seiner hohen Stirne thronte die Kraft des erfassenden Geistes. Straff und stramm in seiner Haltung, rasch in seinen Bewegungen eilte er mit gleicher Lebhaftigkeit durch seine Felder, wie er noch in seinen letzten Tagen mit jugendlicher Gewandheit die wildesten Pferde tummelte. Seine Stimme tönte frisch und sonor; seine Unterhaltung war anziehend und gewinnend, sein Benehmen in der Gesellschaft würdevoll und angemessen. Er war ein Mann des Verstandes und zwar eines früh gereiften, durchdringenden . . . Eine ungeheure Willenskraft, eine eiserne Beharrlichkeit unterstützten namhaft seine großen Pläne. Er war ein scharfer Denker; seine Productivität war jedoch mehr combinirend als schaffend. In hohem Grad besaß er das Talent der Organisation, wie er überhaupt dem Leben hauptsächlich die praktische Seite abzugewinnen suchte. Von allen Aeußerlichkeiten sich befreiend, war er keinem Zwang der Gewohnheit unterworfen."

Was Fellenberg zu dem befähigte, was er geworden ist und geleistet hat, das war seine Energie und sein Glaube an die Verwirklichung des Ideals, der ihn nimmer verlassen hat. „Wir leben", so schrieb er am Eingang seines Wirkens im Jahr 1807, „in einem Zeitalter, in dem blos leidende Verdienste nichts mehr gelten; nur unser Vermögen, nur hohe Kraft und Thätigkeit bestimmen unser und der Nachwelt Loos. Das beste wird demjenigen zu Theil, der seine physischen, intellectuellen und moralischen Kräfte in Harmonie zur höchsten Behülflichkeit und Wirksamkeit treibt. Was von Einzelnen wahr ist, das ist es noch mehr von ganzen Gesellschaften und Völkern. Diejenigen, welche dahin gekommen sind, ohne Ausnahme das ausführbar zu erkennen, was Alles im Gebiete menschlicher Wirksamkeit liegt, denen ist Alles möglich, was nicht mathematisch unmöglich ist."

Und am Spätabend seines Lebens, als er die volle Summe seiner Leistungen überzählen konnte, schloß er einen öffentlichen Aufruf an alle Menschenfreunde mit den Worten: „Es frägt sich nur, ob solche Unternehmungen rein und entschieden auf die höhern und ewigen Zwecke der sittlichen Weltordnung ausgehen, ohne sich um das Wandelbare, Vergängliche, Materielle mehr zu bekümmern, als Gottes Schöpfungen dies durch die Gesetze, welche ihre wesentlichen Verhältnisse ordnen, dem Menschengeschlechte zu thun erlauben; so kann es nicht fehlen, daß auch die materiellen Bedingungen eines erwünschten Erfolgs sich finden, wie Sonne, Mond und

Sterne zur Erreichung der Endzwecke des göttlichen Willens niemals gebrechen: da gilt allerdings im vollsten Maße das göttliche Wort des Heilandes, der da sagte, daß der Glaube Berge versetzt. Es geschieht freilich auch und nur zu häufig, daß angebliche ideale, nach einseitiger Ausbildung der Phantasie vorgenommene Bestrebungen durch ihre Abweichungen von der natürlichen Ordnung der Dinge, die Gott festgesetzt hat, zu gänzlichem Mißlingen menschlicher Unternehmungen und insbesondere zu ökonomischem Ruin führen; aber mit soliden, wahrhaft idealen, keineswegs einseitig aufgefaßten Bestrebungen, die keine der wesentlichen Bedingungen des besten Erfolges in der Welt der Erscheinungen vernachlässigen, die dem Menschengeschlecht zur Erstrebung seiner Bestimmung angewiesen ist, verhält sich dies ganz anders. Da erhebt das höhere Bewußtsein, daß es sich um die Lösung einer von Gott gegebenen Aufgabe handelt, über alle entgegentretenden Hindernisse — da wird der Muth zur Besiegung aller möglichen Gegensätze gestählt, — da begeistert auf Leben und Tod die Ueberzeugung, daß früh oder spät, auf die eine oder die andere Weise der Zweck, um den es zu thun ist, erreicht werden wird.

Daß dieser „Mann von römischem Willen und eiserner Consequenz in dessen Durchführung" bei aller Begeisterung für die Gesellschaftsrettung der Menschheit nicht in kosmopolitischen Träumereien sich verloren; daß er vielmehr den Sinn für das Positive, Bestimmte, sich bewahrt und dessen Macht auf die Gemüther in Vaterlandsliebe und Religiosität richtig gewürdigt, das erscheint als eine einfache Folgerung aus dem Grundcharakter seines Wesens. Darin liegt auch ein in seinem ganzen Werden begründeter Unterschied Fellenbergs von den Philanthropisten. Nicht zwar, als ob Fellenberg irgendwie der romantisch-mystischen oder confessionell orthodoxen Richtung in religiösen Dingen sich verwandt gefühlt; sein Christenthum war und blieb insofern das Christenthum der Aufklärung, als ihm die Dogmen (wenn er sie auch nicht in kritischer Zersetzung angriff und für den Abschluß des Religionsunterrichtes bei seinen Zöglingen confessionellen Unterricht eintreten ließ) Nebensache, das Wirken im Geiste Jesu die Hauptsache, und Christus zwar „der göttliche Stifter unserer Kirche", aber nicht minder „der musterhafteste Erzieher des Menschengeschlechtes" war. Aber seine gelegentlich heftig hervortretende Opposition gegen die „Priesterkaste" trug nicht das Gepräge der religiösen Negation, sondern die religiösen Ideen, Gott, Unsterblichkeit, Vorbild und Lehre Jesu waren für ihn wirklich reales Fundament, auf das sich sein inneres Leben aufbaute und mit dem sich in individueller Weise Alles verflocht, was Ideal seines Lebens war; als solches Fundament traten denn auch die religiösen Beziehungen in Betonung eines ächten praktischen Christenthums in das Anstaltsleben ein, gaben ihm in kurzen täglichen und

regelmäßigen sonntäglichen Andachten die Weihe, und Fellenberg selbst hat „religiöse Vorträge“ in diesem Sinn gehalten, die seinen Zöglingen in einfacher und von wahrer Begeisterung durchglühter Sprache die sittlich-religiösen Ideen ans Herz zu legen strebten. Aus diesem Gesichtspunkte suchte er selbst die confessionellen Verschiedenheiten bei den Zöglingen nicht sowol zu verwischen, als bei den letztern eben dadurch einen Wetteifer für Bethätigung wahren Christenthums zu erregen.

Eine ähnliche positive und starke Stütze für sein pädagogisches Wirken wie für seine eigene Begeisterung fand Fellenberg in der Hervorhebung des nationalen Bewußtseins und der Vaterlandsliebe. Scharf hat sich Fellenberg gegen alle Kirchthurmspolitik, gegen den Kantönligeist ausgesprochen; seine Ansicht von der internationalen Mission der Eidgenossenschaft, als der Burg der Freiheit im Herzen von Europa, steht dann freilich in einer Weise dem Grundsatz passiver Neutralität gegenüber, die bei einem praktischen Staatsmann kaum sich rechtfertigen ließe: und es läßt sich sogar fragen, ob Fellenberg nicht zu Zeiten von einer schweizerischen Nationalität gänzlich Abstand genommen und an ihre Stelle die Zusammengehörigkeit des deutschen Geistes gesetzt habe. Doch erweist sich auch in dieser Beziehung Fellenberg als der Mann, der bei aller Größe und kosmopolitischen Abzweckung seiner Lebensaufgabe einem verschwimmenden Kosmopolitismus gegenüber auf dem realen Boden des Bewußtseins seiner Zeit erwachsen, mit den realen Factoren seiner Zeit zu rechnen verstand.

Und noch nach einer andern Seite zeigt sich dieser nämliche Sinn für die realen Factoren: in der finanziellen Berechnung und Combination, die seinen Anstalten zu Grunde liegt. Jene Treue im Kleinen, die des einzelnen Strohhalmes achtet und ihn nicht nutzlos verderben läßt; jene Virtuosität, welche die Goldgrube der wissenschaftlichen Erziehungsanstalt für den ganzen Erziehungsstaat auszubeuten versteht, bildet einen wundersamen Contrast mit der finanziellen Unordnung in Pestalozzis Anstalt in Iferten. Auch darin nicht weniger als auf jenen idealen Gebieten zeigt sich des Mannes Größe, der den Lohn und Ruhm seines arbeitvollen Lebens allein darein gesetzt hat, als „Stifter von Hofwyl“ eine mustergültige und lebenskräftige Erziehungsanstalt geschaffen zu haben und dadurch seinem Vaterlande zu seiner providentiellen Bestimmung als Hort geistiger und socialer Regeneration der Völker zu verhelfen.

Nur der unwandelbaren Begeisterung Fellenbergs für sein Lebensideal, gepaart mit dieser auf die realen Factoren der geistigen und materiellen Welt gerichteten Energie, konnte es gelingen, alle Schwierigkeiten siegreich niederzukämpfen, die nicht zu geringem Theil aus seiner eigenen Individualität erwachsend sein Lebenswerk bedrohten. Denn der in sich geschlossene Charakter

Fellenbergs versagte ihm das erste Erforderniß eines Erziehers: sich in eine fremde Individualität hinein zu denken; wenn er selber pädagogisch eingreifen wollte, hat er, der die Menschen nach der eigenen Kraft und der ihm innewohnenden Begeisterung für das Ideal bemaß, selten die rechte Saite angeschlagen und oft mehr Schaden angerichtet, als genützt; auch sein Lehrtalent ist nicht unbestritten gewesen, er war keineswegs zum praktischen Lehrer gemacht; es gieng ihm die nöthige Ruhe und Kaltblütigkeit ab, auch fehlte es ihm an pädagogischen Detailkenntnissen, die Discussion einer Lehrerversammlung in gedeihlicher Weise zu leiten; den Lehrern erschien er oft als Despot und es brauchte manchmal für sie nicht geringe Selbstüberwindung, sich über jähe Ausbrüche seiner Laune hinwegzusetzen; und wie das nicht selten bei Naturen der Fall ist, die einem Ideal sich ganz und gar zu eigen gegeben und von der Größe und Nothwendigkeit des vorgesetzten Lebenszieles durchdrungen sind, sie stehen in Gefahr, der raschen Erreichung dieses Zieles zu liebe einer an Fanatismus streifenden Rücksichtslosigkeit zu verfallen und den gefährlichen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, nicht immer mit der nöthigen Strenge zu meiden. Man kann bei der Einsicht in diese Schattenseiten von Fellenbergs autokratischer Natur, die, für sich allein betrachtet ihm die Leitung eines pädagogischen Institutes nach Bitzius scharfem Urtheil geradezu zu verschließen schienen, nur staunend die Größe des Gegengewichtes erwägen, das in seiner mächtigen Persönlichkeit und der Großartigkeit seines Wollens liegend im Stande war, all' diese ungünstigen Einflüsse zu paralysieren. Die Existenz Hofwyls beruhte auf der Persönlichkeit seines Stifters, dessen Vorzüge und Unvollkommenheiten sich in der Geschichte seiner Anstalten abspiegeln.

Das hat denn auch Fellenberg selbst von Anfang seines Wirkens an gefühlt, daß er sein Werk nur dann als über seinen Tod hinaus gesichert betrachten könne, wenn es ihm gelinge, dasselbe von seiner Persönlichkeit abzulösen, und in dem erfolglosen Ringen nach diesem Ziel liegt ein wahrhaft tragisches Moment.

Wie gesagt, diese seine Versuche gehen schon auf den Anfang seines Wirkens zurück. Sie äußern sich in doppelter Weise: je nach der jeweiligen Sachlage entweder in der Bereitwilligkeit, auf eine Association (so mit Pestalozzi, Fichte) einzugehen, oder aber die Anstalten dem Staate zu übergeben.

Der günstigste Moment, durch Uebergabe an den Staat die Fortdauer seiner Anstalten zu sichern und ihnen als Grundlage für das bernische Unterrichtswesen eine wahrhaft schöpferische Stellung anzuweisen, schien vorhanden, als in Folge der Julirevolution von 1830 auch im Kanton Bern die freisinnige Partei ans Ruder kam und Fellenberg, der den freiern Anschauungen „in den Bevorrechtigungsperioden unwandelbar treu" geblieben

war, in den Behörden Sitz und Einfluß erhielt, als die Regierung 1832 den Normalcurs für Volksschullehrer gegen den Willen des neugewählten Seminardirectors Langhans nach Hofwyl verlegte, dessen Lehrkräfte und Räumlichkeiten Fellenberg der Regierung zu diesem Zwecke zu unentgeltlicher Verfügung angeboten; — und da endlich der Große Rath zu Ende des Jahres 1833 Fellenberg zu seinem Präsidenten wählte, so richtete derselbe in der Meinung, daß mit der höchsten Würde des Landes in ihm der Stifter von Hofwyl habe geehrt und sein Streben auf dem Felde der Erziehung anerkannt werden wollen, „Anfangs 1834 zur Zeit, da er als Landammann der Republik vorstand", ein Sendschreiben an den Großen Rath, in welchem er seine politisch-socialen Reformgedanken auseinandersetzte und die Nothwendigkeit eines Hofwyl nachgebildeten Organismus der Nationalerziehung betonte. Um hiefür die höchste Landesbehörde um so sicherer zu gewinnen, gab er derselben die förmliche Erklärung ab, „daß er zu den angegebenen Zwecken mit unbedingter Zustimmung seiner Kinder in sehr erfreulichem Flor aller Zweige seiner Anstalten als unentgeltliche Gabe Alles niederlege, was er zur Versicherung seiner Wohlfahrt in Hofwyl erbauet habe [1]. Die Schätzung seiner Landgüter, die er als Grundlage seiner Schenkung der Republik abzutreten haben werde, vertraue er unbedingt der Gerechtigkeitsliebe und der Billigkeit der höchsten Landesbehörden an." Dabei behielt er sich freilich vor, daß für die Zukunft der Hofwyler Anstalten eine durchaus wol combinirte Organisation als Garantie für die Zweckmäßigkeit ihres inneren Ganges und ihres Verkehrs mit den verschiedensten Bestandtheilen der Republik ausgemittelt und festgesetzt und in einer an anderm Orte von ihm bezeichneten Weise eine gewissenhaft sorgfältige Auswahl des zugehörigen Personals vorgenommen werde. — „Auf den Fall, daß es seinen Widersachern gelingen würde, auch diese seine Erklärung in übeln Verdacht zu bringen, als wäre sie irgend einer andern, als der ausgesprochenen Absicht beizumessen, verpflichtete er sich sammt den Seinigen, sich von Hofwyl zurückzuziehen, sobald die höchste Landesbehörde dies für die beabsichtigten Ergebnisse seiner Bestrebungen für zuträglich halten möchte: fände sie aber, daß seine und der Seinigen Gegenwart dem Erfolg des angegebenen Vorhabens fernerhin zuträglich sein möchte, so würden sie gerne fortfahren, den höchsten Vaterlandsinteressen in ihrem bisherigen Wirkungskreise unentgeltlich zu dienen, wie dies seit 34 Jahren geschehen sei."

Um dieses Project auch im Bewußtsein weiterer Kreise zu fördern, erschien gleichzeitig aus der Feder des getreusten Mitarbeiters Fellenbergs,

[1] Dieses Anerbieten bezog sich auf Gebäulichkeiten, deren Ausführung weit über 200,000 alte Schweizerfranken gekostet hatte. Pabst, III. 68.

Theodor Müller, eine Druckschrift: „Hofwyl in seiner Bedeutung als schweizerisches Nationalinstitut.“

Aber der Hoffnung folgte die grausamste Enttäuschung. Fellenberg war viel zu selbständig, um je einer Parteiparole zu folgen, oder den vom Staat an die Spitze des Erziehungswesens gestellten Männern sich mit seinem in voller Starrheit festgehaltenen Ideale unterzuordnen, er war viel zu leidenschaftlich, um in parlamentarischer Discussion etwas auszurichten, und seine Leidenschaftlichkeit hatte ihn schon vor der Erhebung zur Würde eines Landammanns in dem ärgerlichen Streit mit Seminardirector Langhans und in seinen Angriffen auf die Priesterkaste über alles Maß der Billigkeit hinausgeführt, und ihm daher viele und heftige Feindschaft zugezogen. Und als nun gar bei der übermenschlichen Mühe, die Landammannstelle neben der Direction von Hofwyl auszufüllen, bei seiner unvermeidlichen täglichen Abwesenheit von Hofwyl und der gereizten Stimmung, in die er durch die auf ihn gerichteten Angriffe gerieth, auch in Hofwyl der Geist der Unbotmäßigkeit um sich griff, und jene Hofwyler-Revolution ausbrach, die gierig benutzten Stoff zu neuen Angriffen darbot, und als anderseits seine Unfähigkeit, die Behörde zu präsidieren, sich so augenscheinlich erwies, daß er schon nach wenigen Wochen sich veranlaßt fand, die Würde eines Landammanns niederzulegen: da hatten seine Gegner gewonnenes Spiel und vergalten ihm nun auch ihrerseits durch eine fortgesetzte Reihe von Kränkungen redlich und reichlich, was er ihnen gegenüber verbrochen. Im Großen Rathe selbst wurden Fellenbergs Anträge als Ergebnisse fixer Ideen und romantischer Phantasiegebilde dargestellt und ein Mitglied erklärte ihn in einer Sitzung geradezu für wahnsinnig. Daß aber bei diesem Umschwung der Stimmung von einer staatlichen Uebernahme von Hofwyl nicht mehr die Rede sein konnte, liegt auf der Hand. „Nachdem sein hierauf bezügliches Anerbieten vom 14. Dezember 1833 Jahre lang keiner Antwort gewürdigt worden war, richtete er am 6. Mai 1837 an den Großen Rath der Republik Bern eine „Mahnung“, in welcher er demselben aufs Neue seine Hofwyler Gebäude als eine unentgeltliche Gabe seiner Vaterlandsliebe unter dem alleinigen Beding antrug, daß die Erreichung der wohlthätigen Zwecke der Hofwyler-Anstalten über sein Grab hinaus auch den kommenden Generationen zugesichert werden möge.“ Trotz allen Bemühungen Fellenbergs aber faßte der Große Rath am 14. Februar 1838 den Beschluß: „ohne die wolgemeinten Absichten des Herrn von Fellenberg zu verkennen, und unter Verdankung derselben auf seine Anträge in Betreff der Abtretung der Hofwyler-Anstalten an den Staat nicht einzugehen.“

Diese endgültige Vernichtung seiner Lieblingshoffnung hinderte indeß Fellenberg keineswegs, mit der alten Kraft auf Hofwyl weiter zu arbeiten.

Jeder Widerstand, auf den er stieß, diente nur dazu, seine Thatkraft zu verdoppeln. Ein „Aufruf der Direction der Hofwyler-Unternehmungen an alle Menschenfreunde“ erschien, um die Bildung einer Association für Uebernahme seiner Anstalten aufs Neue anzuregen; und gleichzeitig nahm die Errichtung der landwirthschaftlichen Anstalt auf der Rütti Fellenbergs Kraft im Sommer 1844 in erhöhtem Maße in Anspruch. Alle Tage, so oft nicht dringende Geschäfte ihn abhielten, ritt Fellenberg hinaus auf die Rütti, um Feldarbeiten und Neubauten zu besichtigen. Dabei scheute er kein Unwetter und bestieg am liebsten sein wildestes Pferd, welches er mit Leichtigkeit bändigte und lenkte. Der 73jährige Greis zeigte in Blick, Haltung und Bewegung noch eine so jugendlich frische Kraft und Rüstigkeit, daß man ihm das höchste Alter zu weissagen geneigt war. Aber seine Lebenstage waren bereits gezählt, und allzu großes Vertrauen auf sein körperliches Vermögen beschleunigte sein Ende. Auf einem bei schneidendem Nordwind unternommenen scharfen Ritte nach Bern zog er sich eine Erkältung zu, welche ihn gleich nach seiner Heimkehr am 2. November aufs Krankenlager warf. Das katarrhalische Fieber, mit welchem sein Siechthum begann, verschlimmerte sich bald zu einer Lungenentzündung. Am 14. erschien sein Zustand bereits hoffnungslos; auch soll er selbst zu seiner Umgebung gesagt haben: „Ich werde wol einen andern Weg gehen müssen.“ Tags darauf schien Besserung einzutreten; aber vom 18. an ward sein Zustand anhaltend schlimmer, Sprache und Bewußtsein schwanden, und in der Nacht vom 20. auf den 21. November 1844, gegen halb ein Uhr, war er schmerzlos dahingeschieden. In den Gesichtszügen des Todten offenbarte sich neben dem starken Gepräge der Kraft ein schöner Ausdruck von Milde und Freundlichkeit. Erst am 5. Dezember fand das Leichenbegängniß unter großer Theilnahme in feierlicher Weise zu Hofwyl statt, wo sein Stifter in einer Familiengruft ruht.

Der Versuch der Lehrer, im Einverständniß mit der Familie Fellenberg und unter der Leitung des ältesten Sohnes des Verstorbenen die Hofwyler-Anstalten weiterzuführen, entsprach in seinem Verlaufe den anfänglich gehegten Erwartungen nicht: wir haben bereits gemeldet, daß schon zu Ostern 1848 die letzte der Hofwyler-Anstalten nach Beschluß des Familienrathes aufgehoben wurde.

* * *

Wenden wir unsern Blick von dem Zusammensinken der Fellenbergischen Schöpfungen ab und fragen uns: Ist Fellenberg dadurch thatsächlich widerlegt und sein Wirken ein irriges gewesen?

Man sagt gewöhnlich: es hat so kommen müssen, weil Hofwyl auf Fellenbergs Persönlichkeit beruhte und mit seinem Hinschied ihm die Grundlage seiner Existenz entzogen wurde.

Diese Antwort reicht aber nur so weit aus, als sie Hofwyl selbst betrifft; aber sie erklärt nicht die Thatsache, daß die von Fellenberg angestrebte Organisation des Erziehungswesens, deren Ausdruck der Erziehungsstaat von Hofwyl war, seither nirgends und von Niemanden wieder aufgenommen, der von ihm gebahnte Weg öde gelassen worden. Denn es mag wol eine Erscheinungsform der neuentdeckten Wahrheit in Trümmer gehen: ist die Idee wirklich eine wahre, so ist sie auch ewig und wird sich allen Hindernissen zum Trotz stets aufs Neue wieder Bahn brechen.

Sehen wir näher zu, so enthüllt sich uns das Räthsel. Der Gedanke gesonderter Ständeerziehung, wie er auf Hofwyl ausgeprägt war, so wohlthätig wirkend und verständig, ja so selbstverständlich er bei den socialen Verhältnissen der ersten drei Jahrzehende unseres Jahrhunderts und für die Generation, die dem 18. Jahrhundert entsprossen ist, erscheinen mußte, dieser Gedanke ist von der mit der Julirevolution neuerwachten demokratischen Entwicklung auf dem socialen Gebiete wie auf dem Felde des Erziehungswesens überholt worden.

Nicht daß die Erziehungsanstalten für Reich und Arm räumlich neben einander gestellt wurden, ist die Schwäche Hofwyls, und Fellenberg hat wol Recht gehabt, wenn er in dieser äußern Annäherung geradezu einen Fortschritt gesehen; aber daß nach grundsätzlicher Norm (die freilich bei Fellenberg Einzelausnahmen nicht ausschloß) die wissenschaftliche Anstalt nur den Reichen offen stehen, dem Armen aber, gleichviel welches seine Talente, in der Regel nur die mit der Erziehung zur Handarbeit verflochtene Bildung zu Theil werden sollte, das ist es, was dem modernen Bewußtsein widerstrebt.

Bringt die in den Dreißigerjahren sich vollziehende Anbahnung demokratischer Entwicklung eine für die den Hofwyler-Anstalten zu Grunde liegenden Ideen verhängnißvolle Wendung mit sich, so ist es vollends für das Schicksal der Fellenbergischen Bestrebungen entscheidend gewesen, daß es dem Stifter von Hofwyl nicht gelang, seine Anstalten dem neuzuschaffenden Organismus des staatlichen Erziehungswesens einzuverleiben.

Und es darf wahrlich als ein großer Verlust betrachtet werden, daß es nicht gelang, Hofwyl eine tiefergreifende Einwirkung auf das moderne Erziehungswesen zu sichern. Die über den Ständeunterschied hinübergreifenden gemeinsamen Erziehungsgrundsätze der Hofwyler-Anstalten sind durchaus gesund; und mehr als das: was Hofwyl vor Allem aus auszeichnet, ist der Versuch einer ineinandergreifenden Organisation des Erziehungswesens, welche der Zeit nach die Entwicklung von der Kinderschule an bis zum Ein-

tritt in das Jünglingsalter, und der Verschiedenheit der Ziele nach die Anstalten für die Ausbildung zum Beruf des gewöhnlichen Handarbeiters wie die der wissenschaftlichen Ausbildung, in eine höhere Einheit zusammenfaßt und nach einheitlichen Gesichtspunkten des staatlichen und des Menschheitslebens gestaltet. In Durchführung dieses Gedankens (wenn auch in der vergänglichen Form der gesonderten Standeserziehung), welcher aber eine in den gewöhnlichen Verhältnissen der Gegenwart nicht gegebene Allmacht des staatlichen und menschlichen Gesichtspunktes für das ganze Gebiet der Erziehung voraussetzt, ist Fellenberg seiner Zeit vorausgeeilt; diesem Kern seiner Bestrebungen nach dürfte er der Vorkämpfer, wie Fichte der Prophet, einer der Zukunft vorbehaltenen Entwicklung gewesen sein.

Nach diesen Erwägungen wird es nicht schwer fallen, die Antwort auf die Frage zu finden, wie weit Fellenbergs Wirken ein irriges gewesen und ob das Zusammensinken seiner Schöpfungen ihn thatsächlich widerlege.

Wenn wir zu allem Gesagten nun noch hinzunehmen

1) die unmittelbaren Folgen seines Wirkens in der Erziehung von zusammen über 2000 Knaben und Jünglingen;

2) die Anregungen, welche von den einzelnen Gliedern des Hofwyler-Organismus fast auf alle Gebiete des Erziehungswesens in persönlicher Vermittlung übergegangen sind: die Gründung der Rettungsanstalten, der landwirthschaftlichen Anstalten und Akademien, den hebenden und begeisternden Einfluß, den ein längerer oder kürzerer Aufenthalt in Hofwyl auf eine namhafte Zahl von hervorragenden Lehrern wissenschaftlicher Anstalten des In- und Auslandes ausgeübt hat — und daneben die mächtige Einwirkung des Vorbildes von Hofwyl auf rationellen Ausbau der Landwirthschaft und die richtige Werthung ihrer socialen Bedeutung im Bewußtsein der Völker; —

wenn wir ferner bedenken, daß all das die Frucht der Wirksamkeit Eines Menschenlebens gewesen ist;

so werden wir, unbeirrt durch die Schattenseiten, die auch dieses Menschenleben aufzuweisen hat, getrost in das Wort des sterbenden Veteranen von Hofwyl, Theodor Müller, einstimmen:

„Man mag sagen, was man will, Emanuel Fellenberg war doch ein großer Mann.“ O. Hz.

Joh. Jakob Wehrli.

1790—1855.

[Quellen: J. A. Pupikofer, Leben und Wirken von J. J. Wehrli, als Erzieher und Seminardirector. Frauenfeld 1857. — O. Hunziker, J. J. Wehrli, in der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1870. — J. J. Schlegel, Drei Schulmänner der Ostschweiz. Zürich 1879.

Die nachfolgende Darstellung beruht (mit den nöthigen Kürzungen und Modificationen) auf der Arbeit des Verfassers vom Jahr 1870.]

Johann Jakob Wehrli wurde den 6. November 1790 in Eschikofen an der Thur geboren. Sein Vater war seit seinem 17. Jahr daselbst Schulmeister, ein sehr verständiger, ernster und anspruchsloser Mann, der mit ganzer Seele an seiner Schule hieng und, soweit es gehen mochte, an seiner eigenen Weiterbildung auch in spätern Jahren arbeitete, seine Mutter eine brave, stille, fromme Frau. Schon früh mußte der junge Wehrli neben der Schule im Haus und auf dem Felde mithelfen. „Es mag vielleicht weniger Erziehungsgrundsatz als Erwerbsstreben gewesen sein, da meine Eltern ihren Haushalt mit sehr geringen Mitteln anfangen mußten. Viele Jahre bezog der Vater für zwanzig Wochen Schule 22 Gulden. Später wurde die Schulzeit um zwei Wochen verlängert, wo dann für 22 Wochen 30 Gulden bezahlt wurden ... Neben der Schule bearbeitete er seinen Antheil Gemeinde- und etwas vom Großvater erhaltenen eigenen Boden, und bei schlechtem Wetter sowie im Winter verdiente er Einiges durch Weben. Vor 10 Uhr Abends kam er selten vom Keller herauf zum Feierabend. So jung ich war, lernte ich doch schon manche leichte Arbeiten verrichten, wodurch der Vater schon etwas länger im Webekeller und die Mutter länger beim Spinnen verweilen konnte ... Unendlich größer aber war der Gewinn dieser frühen Handarbeiten für meine ganze Lebenszeit. Ich gewann an körperlichen Kräften, Aug' und Hand hatten Uebung, Blick und Schick wurden mir dadurch eigen, die Glieder gewandt, die Hände anstellig, und die Scheu, welche sonst so Manche vor derlei Arbeiten haben, wurde bei mir zur Lust. Nächst dem Beistande Gottes verdanke ich es vorzüglich dieser praktischen Erziehung, daß ich auf meiner Lebensbahn auch im Stande war, im Fache der Erziehung mein Schärflein auf den Altar des Vaterlandes zu legen."

Da sich in dem vierzehnjährigen Knaben die Lust regte, selber Schulmeister zu werden, wurde er von seinem Vater für einige Sommer in die Stadtschule nach Frauenfeld geschickt. Wichtiger für seine Ausbildung war es, daß er 1807 an einem sechswöchentlichen Fortbildungscurs für Landschulmeister ebendaselbst theilnehmen konnte. Was er bruchstückweise durch seinen

Vater von der pestalozzischen Methode vernommen, wurde ihm hier mehr Ganzes und klarer. Hier lernte er die pestalozzische Einheits- und Bruchtabelle kennen, wurde leidenschaftlich dafür eingenommen und häufig kam es vor, daß er sie mit schwächern Lehrern einüben mußte. Wenn er indeß beim Abschluß dieses Curses seine Lust für den Lehrerberuf entschieden und gesichert glaubte, so lag darin eine Selbsttäuschung. Denn als seine Gemeindsgenossen bei seiner Rückkehr von Frauenfeld in ihn drangen, den von seinem Großvater ausgeübten Beruf eines Dachdeckers in der Heimatgemeinde weiterhin zu versehen, so gieng er nicht nur vorläufig darauf ein, sondern war auch auf dem Punkte, dieser Beschäftigung zu lieb die Schulmeisterei ganz aufzugeben. Da wurde ihm vom Erziehungsrathe für den Winter von 1807—8 die Leitung einer kleinen Schule im Bezirk Tobel angetragen und der bestimmten Einwirkung seines Vaters gelang es, ihn zur Annahme dieses Auftrages und damit wenigstens zu einem Versuche im Gebiet des Lehrerberufes zu bestimmen. Daß dieser Versuch recht befriedigend ausfiel, hielt ihn dann endgültig bei seinem ersten Entschlusse, Schulmeister zu werden, fest.

In den Sommer 1809 fällt die erste Berührung seiner Familie mit Hofwyl. Fellenberg wandte sich nämlich, da die bernische Regierung den Lehrern ihres Kantons verboten hatte, an dem von ihm für bernische Lehrer eingerichteten Fortbildungscurse weiterhin Theil zu nehmen, an die Regierungen der übrigen deutschen Kantone, um von ihnen bildungsfähige Lehrer für einen allgemein schweizerischen Fortbildungscurs zu erhalten. Neben andern Kantonen entsprach auch der Thurgau dem Anerbieten Fellenbergs, indem er ebenfalls einen Lehrer nach Hofwyl abordnete und dazu den Vater Wehrli ausersah. Dieser benützte den Curs in Hofwyl acht volle Wochen mit Gewissenhaftigkeit und großer Freude. So begeistert er indeß von demselben zurückkam, hatte er sich zu alt und zu wenig gebildet gefühlt, um Fellenbergs Bestrebungen richtig aufzufassen, und dies Herrn Fellenberg offenherzig mit der Bemerkung gesagt: sein Sohn würde hier viel eher am Platze sein. „Sendet ihn auf einige Zeit her", soll Fellenberg sogleich erwiedert haben, und der Vater: dieses Jahr sei es nicht mehr möglich, aber auf künftigen Sommer ließe ich es gerne geschehen. So reiste denn der zwanzigjährige Schulmeister, nachdem er über den Winter noch seine frühere Schule versehen, am 27. März 1810 nach Hofwyl ab. Bei der Wehmuth, die der bevorstehende Abschied mit sich gebracht, war indeß ausgemacht worden, daß er Hofwyl nur auf einige Wochen besuchen, nicht aber bleiben und eine Stelle annehmen solle.

Dieser Entschluß hielt nun freilich vor dem Einflusse, den Hofwyl auf den jungen Mann ausübte, nicht Stand. Nicht daß die Liebe zur Heimat und zu den Seinigen durch die Entfernung ausgelöscht worden, nur traten

ihre Ansprüche gegenüber der Lebensaufgabe, die sich in Hofwyl für ihn selbst eröffnete, in zweite Linie zurück, und der Vater, mit dem er einen beständigen und gänzlich offenherzigen Briefwechsel unterhielt, war damit einverstanden. Fellenbergs That ist es, die Fähigkeit Wehrlis zum Beruf des Armenlehrers erkannt, ihn veranlaßt und angeleitet zu haben, sich in diesen Beruf hineinzuleben und zu seiner Erfüllung sich vollends zu befähigen.

Nachdem Wehrli sich ein paar Wochen in Hofwyl eingelebt, übergab ihm Fellenberg zum Versuch in Unterrichtung und Arbeitleitung fünfundzwanzig Taglöhnerkinder. Als er sah, wie gut dem jungen Mann die Verbindung gewisser Unterrichtsgegenstände mit dem Arbeitsfleiße gelang, „schien er“, erzählt Wehrli, „vor Freude fast außer sich zu kommen und klopfte mir einmal auf die Schulter, sprechend: Es geht, mein Freund; nun wollen wir mit der Armenschule beginnen.“

Indeß, es gieng noch nicht so schnell und ungehindert. Der erste Anfang mit der Armenschule, zu dem man Kinder aus der Umgebung nahm, mißlang eben deshalb, da sich bei diesen Kindern die Einflüsterungen ihrer Umgebung und ihrer Eltern geltend machten. Fellenberg sah sich darum gezwungen, diese Schaar wieder zu entlassen und das Material verwahrloster Kinder für seine Schule aus der Ferne zu beziehen. Zu Anfang Juni 1810 kam der erste Zögling, ein Luzerner, an und am Ende des Jahres zählte die Anstalt schon 7 Zöglinge aus 6 verschiedenen Kantonen. Die Auswahl der Zöglinge war nach Fellenbergs ausdrücklicher Aussage, so zu sagen „blindlings einem höhern Anordner der Dinge überlassen; es waren von der Polizei aufgegriffene Bettler, mit Krätze und Scropheln behaftete Serblinge, ausgehungerte Jammergestalten, welche die Züge eines auszehrenden Elends im Antlitz trugen; lügnerische, streitsüchtige Strolche, die ihren frühern Versorgern entlaufen waren; schmutzige Gassenjungen, voller Läuse; durch Affenzucht verhätschelte, arbeitsscheue Näscher; nebenher dann auch wieder Kinder ehrbarer Haushaltungen, gut geartete, aber verlassene Waisen.“ Wehrli schilbert die von Fellenberg ihm angewiesene Stellung und Tagesordnung in folgender Weise: „Ich war ihr Vater. Ich war den ganzen Tag ohne Unterbrechung bei ihnen, und wenn ich auch etwas später als sie zu Bette gieng, so blieb ich doch im Schlafzimmer und am Morgen stand ich mit ihnen auf. Von den 24 Tagesstunden fielen auf den Schlaf 9—10 und zum Wachen 14—15 Stunden. Von diesen 14—15 Wach- und Tagesstunden fielen 5—6 auf Essens-, Zubereitungs-, Erholungs- und Unterrichtszeit“ (die übrigen auf landwirthschaftliche Arbeit).

Aufs beste gieng Wehrli in Fellenbergs strenge Anforderungen ein. „Wenn ich mit den Knaben die Liedchen sang, deren ich schon einige — zum Auswendigsingen — eingeübt hatte, bald während der Arbeit auf

dem Felde, bald nach der Arbeit am Schlusse des Tages vor dem Hause, — dann waren wir ganz froh und glücklich. Ich sage „wir", denn damals wie auch später noch lange, theilte ich mit den Zöglingen Alles, Arbeit, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Spiel — Alles, so daß man mich häufig für einen Zögling ansah. Selbst zum Behälter meiner Kleider hatte ich auch nur ein Banktrögli wie die Zöglinge."

„Im Jahr 1811 wuchs die Zahl der Zöglinge auf 13 an; gegen Ende Dezembers kam der vierzehnte. Obschon meine Arbeit, meine Sorgen, meine Wachsamkeit u. s. w. über Alle sich häufte, so machte mir die Vermehrung doch Freude. So verschieden an Charakter, an Vorkenntnissen, an physischer Kraft, an Alter u. s. w., sie waren, so verschieden ich sie daher auch behandeln mußte, so bildeten wir doch zusammen schon eine Familie, als wenn wir einander von Jugend auf angehört hätten. Ein noch nicht gar 6 Jahre alter hatte noch keine Schule besucht und war physisch so zurück, daß ich ihm nicht nur Vater und Lehrer, sondern noch Mutter sein mußte; ein anderer, schon nahezu 14 Jahre alt, Vagabund, kannte noch keinen Buchstaben, den mußte ich auch noch lesen lehren; fast alle waren in den nothwendigsten Schulkenntnissen auffallend, einige sehr zurück — aber keiner war unter ihnen, der nicht ordentliche Anlagen hatte."

In diesem Geiste tragender, dienender Liebe, völliger Hingabe an das große Werk, unermüdlicher Arbeit und Sorge von früh bis spät, gedieh die Armenschule unter Wehrlis Leitung zu immer reicherer Entfaltung und zog mit der Zeit auch die Aufmerksamkeit und Anerkennung der Außenwelt auf sich. Im Jahr 1813 war die Anzahl der Zöglinge bereits auf 26 gestiegen.

Zwei Grundsätze waren es, die der Wehrlischule in Hofwyl ihre Gestaltung vorzeichneten. Fellenberg hoffte es dazu zu bringen, daß solche Armenerziehungsanstalten sich selbst erhalten und dadurch der Welt den Weg zeigen sollten, wie dem Krebsschaden des Proletariates allenthalben ohne große Opfer gesteuert werden könnte. Nach Fellenbergs Angabe kam der Zögling in den drei ersten Jahren im Durchschnitt jährlich auf 83 Franken zu stehen und diese Unkosten sollten dadurch aufgehoben werden, daß der Zögling verpflichtet wurde, bis zum 20. Jahr ohne Lohn in der Anstalt zu bleiben, eine Bestimmung, die dann freilich sich als nicht ausführbar bewies. Auch andre nach dem Muster von Hofwyl gegründete Anstalten giengen später von diesem Grundsatz der Selbsterhaltung aus, es zeigte sich aber immer mehr, daß seine reine Durchführung nicht im Bereich der Möglichkeit liege.

Diese Tendenz, die Anstalt sich möglichst durch sich selber erhalten zu lassen, führte dann von selbst dahin, daß der Unterricht gegenüber der Arbeit zurücktreten und zum größten Theil in diese verflochten werden mußte. Eigent-

liche Unterrichtsstunden gab es täglich nur 2—4, je nach der Jahreszeit. Anschaulich spricht sich über diese Eigenthümlichkeit der Wehrlischule der Bericht aus, welchen der vormalige helvetische Minister Rengger Namens einer von Fellenberg erbetenen eidgenössischen Prüfungscommission im Jahr 1813 ausarbeitete. „Wenn wir von den Resultaten des Unterrichtes sprechen, so vergesse man ja nicht, daß hier nicht sowol von einer Lehranstalt, als von einer Arbeitsanstalt die Rede ist; daß der eigentliche Unterricht gewissermaßen nur als Nebensache und die Arbeit als Hauptsache betrieben, und was die Zöglinge lernen, den größten Theil des Jahres hindurch in zwei Stunden des Tages von ihnen erlernt wird. Dieser Anordnung, vermittelst welcher der Unterricht nie bis zur Ermüdung fortgesetzt wird, sondern vielmehr zur Erholung von der körperlichen Arbeit gereicht, ist es denn hauptsächlich zuzuschreiben, daß man bei den Zöglingen durchaus nichts von der in Schulen so gewöhnlichen Zerstreutheit, Unachtsamkeit und Schläfrigkeit bemerkt, daß sie mit Lust und Liebe lernen, und daß das erste Element der Erziehung, ohne welches weder ein richtiges Auffassen der äußeren Eindrücke, noch ein hinreichendes Einprägen des Aufgefaßten möglich ist, die Aufmerksamkeit, hier in einem hohen Grade herrscht. Wenn man am Ende des Tages die Zöglinge mit gespannter Aufmerksamkeit und lebhaftem, sich auf allen Gesichtern ausdrückenden Interesse einer unterrichtenden Lectüre zuhören sieht, so sollte man nicht vermuthen, daß dies dieselben Kinder seien, die den Tag über zehn Stunden auf dem Felde gearbeitet haben. Allein nicht zufrieden, ihre Wißbegierde in den gemeinschaftlichen Lehrstunden zu befriedigen, bitten die ältern Zöglinge oft um die Erlaubniß, während die Uebrigen schlafen gehen, noch eine Stunde mit ihren Büchern oder mit ihren Schreibtafeln zu wachen. — Doch wir haben Unrecht zu sagen, daß der Unterricht nur zwei Stunden des Tages ertheilt werde; er wird vielmehr zu allen Stunden des Tages ertheilt; bei den Mahlzeiten wie auf dem Felde und auf dem Felde wie bei den Spielen.“

In der Wehrlischule zu Hofwyl galt nämlich das Princip des Gelegenheitsunterrichtes als Regel. Die mündliche Unterhaltung des Lehrers mit den Schülern und der Zöglinge unter einander sollte nicht unnützes Geplauder, sondern ein stetes Lehren und Lernen sein, daher sollte auch bei der körperlichen Arbeit nebenbei noch unterrichtet werden. Auf dem Arbeitsfelde, wenn die Hände und Füße mit den mechanischen Thätigkeiten des Landbaues beschäftigt waren, erzählte Wehrli, selbst arbeitend, seinen neben ihm arbeitenden Kindern belehrende Geschichten, ließ sie Rechnungsaufgaben lösen, erklärte ihnen die Naturbestandtheile des Bodens und der Gesteine, zeigte ihnen den Unterschied zwischen den Culturpflanzen und Unkrautarten, ihren Nutzen und Schaden, brachte die Regeln der Schönheit und Ordnung

aus der Zeichnungskunst und Geometrie bei Anlegung der Pflanzenreihen, Absteckung der Pflanzenbeete zur Anschauung und Anwendung, redete von der Natur der Luft, des Wassers, des Regens, des Schnees, des Reifs, der Wärme, des Sonnenscheins und ihrem Einflusse auf die Gewächse u. s. w. Auf diese Weise gelangten die Wehrliknaben zu einer Menge von Anschauungen und Kenntnissen und lernten die Gegenstände viel unmittelbarer betrachten als das bei dem blos lehrhaften Unterrichte im Schulzimmer möglich gewesen wäre; und indem solcher freier Unterricht ein Gelegenheitsunterricht war, nämlich bei Gelegenheit der durch die Arbeit herbeigeführten Veranlassung und mit Bezug auf den in Arbeit liegenden Gegenstand gegeben wurde, lernten die Zöglinge Wehrlis zugleich denkend arbeiten.

Was Wehrli zu seiner Stellung als Armenlehrer befähigte, war nicht überragende Genialität; aber in ihm waren durch glückliche Naturanlagen diejenigen Eigenschaften vereinigt, welche dem Lehrer und Erzieher nothwendig sind: Fassungskraft, klarer Verstand, Gemüthlichkeit, Mittheilungsgabe, Beharrlichkeit, kindliche Herzenseinfalt. Einer seiner Schüler auf Hofwyl, ebenfalls Erzieher, berichtet über den Meister folgendermaßen: Wehrli war nicht ein Mann der Wissenschaft, sondern der That. Er war vorzugsweise Autodidakt, aber deshalb keineswegs arm an Kenntnissen. Hat er auch nie die Lehrstühle einer Facultät gesehen, so hat er dennoch eifrig am Born der Wissenschaft getrunken ... Was man Wissenschaftlichkeit zu nennen pflegt, war allerdings ihm nicht eigen; dafür war aber sein Wissen auch nicht blos eine Sammlung trockener, wenig verstandener Theorien, sondern wirkliche Sachkenntniß, klare Anschauung, von Geist und Leben durchdrungen. Sein Lernen und Wissen stand mit der Praxis in derjenigen Wahlverwandtschaft, die ihm jede neue geistige Erwerbung zum vollen Eigenthum machte und dadurch ihn befähigte, aus seinem Schatze auch Andern reichlich mitzutheilen. — Wehrlis einfacher klarer Unterricht, sagt derselbe Zögling, fand bald in aller Herzen Eingang. Die Zöglinge lauschten seinen Worten mit ungetheilter Lust, und diesem Umstande dürfte jene so oft bewunderte Begeisterung seiner Schüler beizumessen sein, die sie ins spätere Berufsleben mit hinüber genommen haben.

Unter Wehrlis Leitung blühte die Armenschule 23 Jahre lang (1810—33) als erstes vom In- und Ausland als gelungen erklärtes Musterbeispiel dieser Art. Die von ihm erzielte Entwicklung der Zöglinge, namentlich in sittlicher Beziehung, übertrafen alle Erwartungen in dem Maße, daß selbst Pestalozzi erstaunte bei der Wahrnehmung, wie ein junger Mann, der nie sein unmittelbarer Schüler gewesen war, seinen Gedanken so glücklich erfaßt und ausgeführt habe, und Augenzeugen erklärten: daß sie wenige Menschen kennen gelernt haben, welche sie so ganz an ihrer Stelle gefunden hätten, als Wehrli an der Spitze der Armenschule auf Hofwyl.

Indessen war die Wehrlischule (die „landwirthschaftliche Industrieschule", wie Fellenberg sie nannte) unter Wehrlis Leitung und durch das ihr von ihm aufgedrückte Gepräge etwas anderes geworden, als dieser ihr Name besagte. Nicht die mannigfaltige industrielle Beschäftigung oder der Zweck der landwirthschaftlichen Industrie bestimmte den Charakter der Wehrli-Anstalt, sie war eine den vollen Zweck der allgemeinen Menschenbildung anstrebende, nur vorzugsweise auf die von der Landwirthschaft dargebotenen Erziehungsmittel basirte Armenanstalt geworden; und nur dadurch war es ihr auch gelungen, das Vorurtheil zu widerlegen, daß eine solche Erziehungsanstalt ausschließlich nur in Hofwyl Bestand haben könne.

Es wurden ihr daher schon von 1813 an von andern Orten und Kantonen junge Leute übergeben, um sie zu Armenlehrern zu bilden; namentlich seit den Nothjahren im zweiten Jahrzehend unsers Jahrhunderts erwachte vielerorts das Bestreben, nach dem Vorbild von Hofwyl Armenerziehungsanstalten einzurichten; in Hofwyl gebildet traten die Erzieher für den Bläsihof im Kanton Zürich, die Armenschule in Carras bei Genf, die Linthcolonie, die Schurtanne bei Trogen u. s. w. in die Nachfolge Wehrlis ein; selbst in andern Erdtheilen fand die Anstalt Anerkennung und Nachahmung. Bei dem dadurch hervorgerufenen Zuströmen von Armenlehrerzöglingen nach Hofwyl trat aber in der Wehrlischule der specielle Zweck der Armenrettung gegenüber der Armenlehrerbildung mehr in den Hintergrund. Die Armenschule ward, theilweise wenigstens, zum Mittel, die Lehrerbildung zum Zweck. Indem bei Aufnahme neuer Armenschüler eigentlich verdorbene Kinder nicht mehr berücksichtigt, die Wehrlischule zu einer Erziehungsanstalt für die arme und arbeitende Classe umgestaltet, ihr ausgedehntere Räumlichkeiten im Hause, jedem Schüler ein Gärtchen zu selbsteigner Pflege übergeben wurde, blieb zwar das bisherige Erziehungssystem dasselbe, wurde aber zugleich der Vortheil erreicht, daß sie sich besser dazu eignete, Vorbereitungsanstalt für künftige Erzieher zu sein. In dieser Gestalt nahm nun die Ausweitung der Wehrlischule ihren stetigen Fortgang; aus 40 Schülern im Jahr 1821 waren zu Ende der Zwanzigerjahre 90 geworden, und beim Abgang Wehrlis von Hofwyl (1832) belief sich die Gesammtzahl der von ihm seit Gründung der Anstalt erzogenen jungen Leute auf 275.

Es begreift sich, daß bei der Steigerung der Schülerzahl manche erschwerende Umstände für die Erziehung sich geltend machten. Dazu kam, daß die von Fellenberg aufgestellte Forderung, die Zöglinge sollten bis zum 20. Jahr in der Anstalt verbleiben und so die Erziehungskosten abverdienen, bei dem Selbständigkeitstrieb der jungen Leute und den Einflüsterungen und dem Spott von Außen nur mit Mühe aufrecht erhalten werden konnte. Es zeichnet nun ebensowol die Anhänglichkeit der Zöglinge an Wehrli als seine

erzieherische Weisheit, wie beide Theile diese Schwierigkeit zu überwinden mit Erfolg versuchten, und ich würde nicht glauben diesen Abschnitt schließen zu dürfen, ohne noch der durch jene Verhältnisse veranlaßten Ereignisse zu gedenken.

Es fallen dieselben ins Jahr 1821, als mehrere der von Wehrli in den ersten Jahren aufgenommenen Knaben bereits majorenn geworden und selbst die Liebe zu Wehrli in den Herzen der jungen Leute den Einwirkungen von Außen nicht mehr Stand zu halten vermochte. Dies sahen und erwogen die sittlich gereifteren, voraus die zu Armenerziehern bestimmten Jünglinge. Angesichts der gefahrdrohenden Lage schlossen sie einen Bund, ihrem Lehrer und Freunde durch eine disciplinarische Organisation der Anstalt Hülfe zu bieten. „Sechs der ältesten traten zusammen, schlugen Hand in Hand, formten einen Bund, mir treulich zu helfen und alles fernere Unwesen, das sie gewahr werden könnten, in der Wurzel zu ersticken, die Ehre der Anstalt zu wahren u. s. w. Das machten sie den andern Knaben bekannt und ließen eine Abstimmung vornehmen, ob sie als Aelteste, als Helfer und Beförderer alles Edlern anerkannt werden wollen und Gehorsam erwarten dürften. Das Stimmenmehr fiel günstig aus, oder vielmehr auf allen Stimmzeddeln fand sich ein einstimmiges Ja. So bildete sich denn ein Vereinsrath von 11 Mitgliedern, der nun alle 8 Tage sich versammelt, die, welche sich verfehlt haben, zurecht weiset, allerlei gute Verordnungen berathet und festsetzt u. s. w. Ich selbst bin Schreiber des Vereinsrathes ... Nun erziehen, belehren, ermahnen sich die Knaben selbst gegenseitig; die ältern sorgen für die jüngern und diese erweisen Jenen Gehorsam und Achtung.“ Es wurde eine förmliche Pflegbrüderschaft eingerichtet, der gemäß jeder Zögling, so lange er noch nicht das 15. Altersjahr erreicht hat, der genauen Aufsicht eines ältern als Pflegebruders untergeben wurde. Die gesammte Ordnung des Hauses wurde unter die Aufsicht eines vom ganzen Verein mit Stimmenmehrheit aus seiner Mitte gewählten Hausverwalters gestellt und ihm ein Hausverwaltungsrath von drei Mitgliedern zur Seite gegeben. Alle die unzähligen kleinen Hausgeschäfte wurden von diesem in bestimmter Ordnung vertheilt; jeder Knabe erhielt sein besonderes kleines Amt. Selbst Wehrli hat, ohne sich von seiner Autorität etwas zu vergeben, sich von der Austheilung dieser Aemter, welche von Zeit zu Zeit wechselten, nicht ausgenommen, und Fellenberg wußte diese von den Zöglingen selbst entworfene und in Ausführung gebrachte Anstaltsverfassung so unbefangen zu würdigen, daß er dem Vereinsrathe sogar die Entscheidung überließ, ob das Vergehen eines Zöglings mit Ausstoßung und Entfernung zu bestrafen sei.

Diese bleibende, auf Selbstregierung basirte Organisation des Anstaltslebens, eine Republik im Kleinen, ist wol die beste Bewährung des gesunden

Sinns, den Wehrli seinen Zöglingen einzupflanzen wußte, und seiner pädagogischen Umsicht, mit der er die Selbstbethätigung der Zöglinge zu ertragen und zum Wohl des Ganzen und Aller zu verwenden verstand.

Durch solche Organisation und die Beihülfe der ältern Lehrerzöglinge wurde es Wehrli nun auch möglich, Fellenberg bei einem andern Plane Hand zu bieten, den derselbe gegen Ende der Zwanzigerjahre ins Leben führte, nämlich der Errichtung einer Erziehungsanstalt für den Mittelstand (Mittelschule), bei der Wehrli einige Fächer übernahm; daneben aber behielt letzterer die Leitung der Armenschule bei, und es wurden wesentlich unter seiner Leitung Normalclassen für Schullehrerbildung und im Sommer die Fortbildungscurse für im Amte stehende Lehrer fortgesetzt.

Erst im Jahr 1829 kam Wehrli unter der Anhäufung der Geschäfte und der Hingabe für die Anstalt dazu, sich einen eigenen Herd zu gründen. Fellenberg hatte schon lang daran getrieben, ihn zu diesem Schritte zu bewegen; ein früheres Verlöbniß mit einer Verwandten des Stifters von Hofwyl hatte sich aber wieder gelöst. Da stand Wehrli — es war am Weihnachtabend 1828 — sinnend am Fenster und dachte, wie es doch gut wäre, wenn seine Kinder eine Mutter und er in seinem Wirken eine Gehülfin hätte; in dem Augenblicke gieng eine Wittwe mit ihren Kindern, eine der Haushälterinnen von Hofwyl, über den Hof; durch seine Seele zog der Gedanke, ob wol diese von der Vorsehung ihm bestimmt sei. Und als er durch längere Beobachtung sich überzeugt, daß sie nicht nur zu arbeiten verstehe, sondern auch zum Wirken in thätiger Liebe tüchtig sei, reichte er ihr die Hand. Wie „Vater Wehrli" dem Herzen seiner Kinder unvergeßlich blieb, so ist nicht minder „Mutter Wehrli" — gegenwärtig in hohem Greisenalter stehend — in segensreichem Andenken bei denselben geblieben, als die verständige, umsichtige und sorgsame Hausfrau, die liebevolle Pflegerin der Zöglinge ihres Mannes.

Indem indeß jene Lehrerbildungscurse auf Hofwyl, von denen wir oben gesprochen, die in der Wehrlischule eingeführte Lehrweise als Norm betrachteten und auf die Volksschule zu übertragen suchten, hatte Wehrli seine specielle Aufgabe nicht nur erreicht, sondern er war selbst bereits darüber hinausgeschritten; war er nicht mehr blos Armenerzieher, sondern wieder, was er Anfangs sein wollte, Schulmeister, nur auf höherer Stufe, nämlich Lehrerbildner. Seine Aufgabe als Armenerzieher war gelöst. Das sittliche Element der Armenerziehung war mit dem bis dahin vorherrschend intellectuellen Elemente in Verbindung getreten, und stellte ihm eine neue Aufgabe, die Volksschule als bürgerlich praktische Erziehungsanstalt darzustellen. Was er in Hofwyl als Armenerzieher angefangen, konnten und sollten seine Zöglinge fortsetzen, erhalten, weiter den Umständen gemäß ausbilden; sein innerer

Beruf trieb ihn, als Bildner von Volksschullehrern einen ausgedehntern Wirkungskreis zu suchen; und nur seine Anhänglichkeit an Fellenberg und die ihm so theuer gewordenen Erziehungsanstalten Hofwyls, konnten ihn noch zurückhalten, die gesammelten Ersparnisse zur Begründung einer eignen Erziehungsanstalt zu verwenden, um die ihn erfüllende Idee einer volksmäßigen Erziehung in vollendeter Wirklichkeit darzustellen. Da ergieng der Ruf an ihn, die Leitung des neu zu gründenden thurgauischen Lehrerseminars in Kreuzlingen zu übernehmen, und diesem Rufe folgend, nahm Wehrli im Herbstmonat 1833 von seinem lieben Hofwyl Abschied.

* * *

„Ich habe in Hofwyl die Erfahrung gemacht", schreibt Wehrli, „daß ein Volksschullehrer nicht blos durch Bücher und Dinte, sondern auch durchs Leben gebildet werden muß, wenn er erziehend und kräftig auf die ihm anvertraute Jugend wirken will. Wir haben in Hofwyl so manchen wackern Lehrer durch die Arbeits- und Unterrichtsweise der Armenschule gebildet; in Kreuzlingen soll es der Hauptsache nach ebenso sein. Dann werden wir auch tüchtige erziehende Schullehrer erhalten."

Das neue Seminar in Kreuzlingen, zunächst in ein kleines Schloßgebäude am See verlegt, hatte die Aufgabe, die bereits angestellten, noch bildungsfähigen Schullehrer während der Sommerszeit durch Fortbildungscurse zu besserer Schulführung anzuleiten, so daß in einem Zeitraum von sechs Jahren sämmtliche Schullehrer einen oder zwei solcher Seminarcurse durchlaufen haben würden; dann aber sollten auch in zweijährigen Unterrichtscursen junge Schullehrer in genügender Anzahl herangebildet werden. Um diese beiden Zwecke zu erreichen, setzte der Staat einen Credit von jährlich 4000 Gulden aus und zwar zunächst auf sechs Jahre.

Um das für Wehrli als Seminardirector Charakteristische hervorzuheben, haben wir es in unserer Darstellung begreiflicherweise nur mit seiner Thätigkeit für Heranbildung neuer Lehrer zu thun. Gleich hier wollen wir nun auch beifügen, daß das Seminar, das in den ersten sechs Jahren die Probe glänzend bestanden, nach Ablauf derselben fortgesetzt und durch Hinzufügung eines dritten Jahrescurses im Jahr 1841 erweitert wurde. Im ersten Jahrzehend hatte es, da mehrere Kantone (die erst später eigne Seminare gründeten oder in größerer Nähe entstehende benützten) ihre Zöglinge nach Kreuzlingen sandten, eine wesentlich über die Grenzen des Kantons hinausreichende Bedeutung und oft mehr als 70 Schüler.

In Bezug auf den Lehrerberuf, zu dem Wehrli seine Zöglinge anleitete, hielt er an der Grundanschauung fest, daß der Schullehrer nicht blos Lehrer

sein soll, sondern Erzieher, und zwar Gehülfe der häuslichen Erziehung, daher sein Schulunterricht überall und jederzeit an das praktische Bedürfniß sich anschließen soll. Das Ideal einer Landschule war ihm die mit Garten und Gemüsefeld umgebene und mit einer Werkstätte versehene Schule, so daß der Lehrer neben dem Unterrichte im Zimmer oder vielmehr mit demselben abwechselnd, die Kinder anleiten könnte, denkend zu arbeiten und arbeitend zu denken, körperlich und geistig sich zu üben und zu erholen, schwächern und weniger gewandten Mitschülern dienstfertig nachzuhelfen.

Daraus ergab sich ihm nun für das Seminar nothwendig Folgendes:

1) Der Lehrer mußte zum Erzieher erst selbst erzogen werden: Wehrli machte zur Bedingung der Uebernahme der Stelle, daß das Seminar als Convict eingerichtet und ihm die Führung des Convictes übertragen werde.

2) Im Seminarunterricht wurde das Hauptgewicht nicht auf die wissenschaftliche Bereicherung der Zöglinge mit Unterrichtsstoff, sondern auf die Methodik gelegt.

3) Die Beschäftigung mit Landbau und den Anfängen technischer Fertigkeiten wurde als integrirender Theil der Lehrerbildung angesehen.

Mit welcher väterlichen Liebe Wehrli einst in Hofwyl unter seinen Zöglingen gewaltet, ist uns noch in Erinnerung; eben dieses väterliche Walten wird von ihm nun nach Kreuzlingen übertragen. Auch hier bekam fast jeder Zögling wieder sein Aemtchen in Haus oder Feld. Täglich zwischen 8 und 9 Uhr vor dem Schlafengehen fand sich die ganze Schaar der Zöglinge zur Abendversammlung ein. Es war das die Stunde sittlich-religiöser Prüfung. Was den Tag über Auffallendes, Gutes oder Böses vorgefallen und vom Hausvater beobachtet worden war, wurde da mit seinen Pflegesöhnen besprochen, mit einem Ernst und mit einer Milde, die Jedem ans Herz griff. Und wenn der Vater mit heiterm Auge den vollendeten Tag und sein Werk lobte und Gott dafür dankte, und seinen Söhnen ein „Schlafet wohl" zurief, so galt ihnen das als ein himmlisches Segenswort.

Erkrankte ein Zögling, so nahm ihn die Hausmutter in ihre Pflege. Wol bekannt mit allen Schmerzlinderungsmitteln und geübt in der Krankenbehandlung erwies sie sich als zartfühlende Pflegemutter, unermüdlich bei Tage und in der Nacht.

So gestaltete sich das Seminarleben zu einem wahren Familienleben, das sittlich veredelnd auf die große Mehrzahl der Zöglinge einwirkte. Spät, oft fast zu spät trug er bei der Aufsichtscommission auf Entfernung der Unverbesserlichen an. Die Unverbesserlichkeit eines Menschen einzugestehen, widerstrebte seinen pädagogischen Ansichten und seinem Gemüthe.

Es war indeß ein Hauswesen einfachster Art, dem der Armenschule in Hofwyl nicht unähnlich, an das die Zöglinge sich zu gewöhnen hatten. Es wurde täglich nur dreimal gespeist. Cafe für den Morgen blieb auf einzelne festliche Tage beschränkt, der Mittagstisch brachte wöchentlich nur 3—4 Male Fleisch, selten ein Kellergetränk.

Mag man auch mit Recht gegenwärtig Manches anders ansehen als damals, und namentlich die Ernährungsfrage bei solchen Anstalten im Sinne der Nothwendigkeit einer reichern namentlich Fleischkost gelöst sehen, das war das Große und ist das bleibend Große an dem patriarchalischen Haushalte in Kreuzlingen, daß die Zöglinge, vom Vorbild Wehrlis begeistert, die äußere Behaglichkeit gerne entbehren lernten und so früh zu der Selbstentsagung angeleitet wurden, welche bezüglich der äußern Verhältnisse jedem Menschen fürs ganze Leben zu gute kommt.

Es entsprach auch völlig der Auffassung, welche Wehrli von seiner Stelle hatte, daß er zähe daran festhielt, den Religionsunterricht selbst zu ertheilen. Auf den Religionsunterricht legte Wehrli von jeher großes Gewicht. Ob er aber Rationalist oder Supernaturalist war, Gegensätze in welchen die damaligen Religionsstreitigkeiten fast ausschließlich sich bewegten, hätte er selbst bei aller seiner Einfachheit und Klarheit kaum beantworten können. Ihm erschien die Welt als das große Vaterhaus Gottes und die ganze Natur als eine Offenbarung seiner Macht, Weisheit und Güte; aber auch die Nothwendigkeit der Arbeit nicht als ein Fluch, oder als eine Strafe, sondern als eine segensreiche Einrichtung Gottes. Die Vorschrift „bete und arbeite" machte sich überhaupt bei Wehrli auch in Bezug auf die Religion so durchgreifend geltend, daß bei ihm Frömmigkeit und Arbeitsfreudigkeit zwei Dinge waren, die ohne einander gar nicht bestehen können, aber doch nur so lange zusammen bestehen können, als die Liebe sie mit einander verbindet. Den künftigen Lehrern ihre Aufgabe im Lichte der Religion zeigen, den biblischen Stoff für ihr eigenes Leben fruchtbar machen zu können, das war für Wehrli, als Vater seiner Zöglinge, Herzensbedürfniß. „Auch ihr sollt Apostel sein bei euern künftigen Schülern und in euern Gemeinden", dies war die gewöhnliche Nutzanwendung, die Wehrli bei solcher Bibellectüre machte und die auch, wenigstens momentan, ihres Eindrucks nicht verfehlte.

Das von Wehrlis Gemüthsinnigkeit getragene väterliche Verhältniß zu seinen Zöglingen suchte er auch über die Zeit des Seminars hinaus mit denselben in Leben und Wirksamkeit zu erhalten. So erließ er im Jahr 1840 „ein väterliches Wort" an seine ehemaligen Seminarzöglinge, die jetzt schon als Lehrer in mehrern Kantonen amteten. Aus dem Detail dieser Anleitung zur Selbstprüfung für Lehrer, welches seinen Sinn für die Treue im Kleinen bekundete, treten der pädagogischen Perlen viele hervor; es ist die ganze

Begeisterung Wehrlis für sein Schulideal, die aus diesem „Worte“ spricht. Nur wenige Sätze aus dem einen Bogen füllenden Aufsatz zur Probe.

„Bin ich mir bewußt, daß der Lehrer mehr leistet durch das was er ist, als durch das was er sagt?“

„Halte ich strenge darauf, daß auch das Aeußere meiner Schule einen bildenden Einfluß auf die Kinder ausübe?“

„Ist mein Unterricht ein entwickelnder organischer, oder zielt er mehr auf geistige Dressur?“

„In welchem Fach ich auch immer unterrichte, vergesse ich nie die Regeln:

a) Nie zu viel auf einmal!
b) Alles was ich lehre sei wahr und klar, und Alles was die Schüler zu machen haben, sollen sie ächt und recht machen!
c) Nicht blos der Lehrer, sondern auch die Schüler sollen sprechen!
d) Die Schüler sollen Rechenschaft über das Gelernte und Eingeübte geben können!
e) Wiederholung ist die Seele des Unterrichts!“

„Und leiste ich schließlich selbst thatsächlich den Beweis, daß in Fleiß und Arbeitsamkeit die höchste bürgerliche Tugend besteht?“

Tritt nach dem Bisherigen die erziehende Thätigkeit Wehrlis in seinem häuslichen und freien Verkehr mit seinen Zöglingen allüberall in erste Linie, so ist es nur consequent, daß für Wehrli auch der Seminar**unterricht** seinen obersten Zweck darin hatte, tüchtige Lehrer, nicht Gelehrte zu erziehen. Das entsprach ja auch unmittelbar dem ganzen Wesen und der Vergangenheit Wehrlis. Er selbst war kein Gelehrter, aber ein Mann, der klaren Blick und das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Nicht scharf scheidende Logik und neue wissenschaftlich durchdachte Entdeckungen der Speculation waren seine Sache, sondern aus gemüthvollem Erfassen des Erzieherberufs hervorgegangene praktische Anleitung zu diesem Beruf. Demgemäß folgt er in seiner Pädagogik bei Anordnung und Formulirung der Definitionen hervorragenden Pädagogen, mit deren Werken er sich fleißig bekannt machte; eigenthümlich ist aber meistens die Ausführung der einzelnen Theile oder die Ausfüllung des gegebenen Rahmens.

So kam es denn auch, daß der Unterricht in den andern Fächern wesentlich von dem sonst in Lehrerseminarien befolgten abwich. Wehrli hielt sich an der Beobachtung, daß der als Lehrer in das praktische Leben eintretende Zögling des Seminars in derselben Weise zu unterrichten pflege, wie er selbst unterrichtet worden sei. Er glaubte daher die Seminarzöglinge so unterrichten zu sollen, wie sie selbst einst ihre Schulkinder zu unterrichten hätten. Er nahm mit ihnen gerade von Anfang an die Fibel, den Schreib-

unterricht, die Zahlenlehre u. s. w. ganz in gleicher Weise durch, wie wenn er es mit Kindern des ersten Schuljahres zu thun hätte, nur mit dem Unterschiede, daß er überall die Gründe eines solchen Unterrichtsverfahrens hervorhob. Diese Vorführung und Durchführung der einzelnen Unterrichtsfächer schloß hiemit zugleich die Methodik ein. Zur Vervollständigung dieser praktischen Befähigung der Zöglinge dienten häufige Schulbesuche mit den ältern Zöglingen in benachbarten Schulen und die Errichtung einer eigenen Seminarschule.

Eine mit dieser Auffassung zusammenhängende Eigenthümlichkeit des von Wehrli dirigirten Seminars war auch die Anstellung von Hülfslehrern aus der Zahl der Zöglinge statt wissenschaftlich gebildeter Fachlehrer. Sich auf solche Weise zu helfen nöthigte einestheils die Beschränktheit pecuniärer Mittel; anderntheils aber war gerade dieser Umstand der Durchführung jener Principien förderlich, von welchen Wehrli das Gelingen seines Werkes hoffte. Indem er zwei bis drei Jahre lang während der Dauer eines vollständigen Curses seine Schüler zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte er die geeignetsten und vertrauenswürdigsten zu Mitarbeitern auswählen, ihnen bei eintretenden jüngern Classen einen Theil des Unterrichts und der Aufsicht übergeben, Anleitung zu eigner weiterer Ausbildung ertheilen und nach Maßgabe ihrer Fortschritte ältere Classen zuweisen. Bei diesen jungen Leuten zeigte sich dabei in der Regel die Hingebung, der Wetteifer in der Fortbildung und die Beharrlichkeit bei der Leitung der ihnen anvertrauten Classen in einem Maße, wie bei Lehrern, die anderwärts ihre Bildung und Vorbereitung erhalten hätten, nicht erwartet werden durfte. Diese Hülfslehrer wurden indessen in der Regel nach 3—4 Jahren wieder entlassen, um sich als Secundarlehrer auszubilden, und brachten dann in die Secundarschulen die Befähigung, ihren Unterricht den aus der Primarschule mitgebrachten Vorkenntnissen ihrer Schüler mit größerer Leichtigkeit anpassen zu können.

In die Hauptaufgabe theilte sich Wehrli indeß schon vom 2. Semester seines Aufenthalts in Kreuzlingen an mit einem wissenschaftlich gebildeten Fachlehrer, der deutsche Sprache, Geographie und Geschichte übernahm und in Wehrlis Methode eingieng.

Neben dem Unterricht war für Wehrli die Feldgärtnerei, der Landbau, ein integrirender Theil des Seminarlebens; nicht blos wegen seines körperstärkenden und gemüthbildenden Einflusses; auch nicht darum allein, weil die Vorstufe in Wehrlis eigener Bildung eine Verbindung von Landarbeit und Schule gewesen; sondern mit klarem Bewußtsein wurde als Hauptbindemittel zwischen Schule und Leben in einem größtentheils agricolen Kanton die Lust und der Sinn für den Landbau in den künftigen Volksschullehrern geweckt und gehegt.

„Auf dem Lande die Kinder der Landleute sich anvertraut wissen, und nur geringe Kenntnisse von der Beschaffenheit und Wartung der Pflanzen und Thiere haben; den Boden kaum kennen, aus welchem die Pflanze wächst; den Rettig für Bohnen und die Erbsen für Kartoffeln ansehen und überhaupt keinen Sinn, keinen Wahrnehmungsgeist für das landbauliche Leben haben; bei Wohnungen, Gärten und Feldern vorbeigehen, ohne einen richtigen Blick auf dieselben zu haben; von der Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen im ersten und allgemeinsten Menschenberufe nur geringe Begriffe haben, der Naturkunde nicht eine Richtung zu geben wissen, daß sie die Landkinder geistig anregt, mit Kenntnissen bereichert, durch die sie für die Bebauung des Bodens und Erziehung der Pflanzen freudig belebt und bethätigt werden müssen, — ein solcher Lehrer leistet wenig, — gar zu wenig. — Der Schulunterricht, vorzüglich auf dem Lande, muß mit dem Leben verbunden werden. Die Wissenschaft darf sich da am wenigsten von ihm absperren; beide müssen mit einander sich im schönsten Ehebunde vereinigen. Erst dann, wenn der Landschullehrer einen solchen Unterricht geben kann, einen solchen Geist unter seine Kinder zu bringen weiß, erst dann, sage ich, paßt er in die Landschule, paßt er mit seinem Sinne für Landwirthschaft, diesem vermittelnden Element, zu den Landleuten“ [1].

Es zeugt für Wehrlis klaren Sinn, daß er, wie dem Landbau als praktischem Anschluß der Schulen ans Leben in agricolen Landtheilen, so auch dem Zeichnungsunterricht als Anschluß an das Berufsleben des Handwerkers warm das Wort redete und ihm lange bevor er in den Volksschulunterricht aufgenommen wurde, im Seminarunterricht eine Stelle einräumte. „Der Zeichnungsunterricht“ sagt er unter Anderm in seiner Eröffnungsrede vom Jahr 1839, „sollte allgemein eingeführt werden. Handwerker und Landwirthe, kurz alle Berufsstände gewinnen durch ihn. Es ist fast unbegreiflich, daß dieser so überaus wichtige Unterricht bisher noch nicht mehr unter das Volk und die Landschulen eingedrungen ist und daß er sogar jetzt noch nicht allgemein die Würdigung findet, die er verdient.“

* * *

[1] Wehrli hat diese dem Lehrer, gestellte Aufgabe in Verbindung mit der Landwirthschaft zu bleiben und auf diese fördernd und hebend einzuwirken, selber aufs schönste erfüllt. Es genüge hier nur anzudeuten, daß aus der Seminarschule unter seiner Pflege 1839 die kantonale landwirthschaftliche Anstalt hervorgegangen; ferner daß 1843 die landwirthschaftliche Armenerziehungsanstalt Bernrain, sowie schon 1835 die kantonale landwirthschaftliche Gesellschaft (der „Bauernverein“ wie Wehrli sie gerne nannte), in dem von ihm gepflegten Geist und unter seiner Mitwirkung gegründet wurden; daß er nicht blos der Präsident, sondern auch die Seele des landwirthschaftlichen Festes in Bürglen 1846 war, welches ihn auf dem Höhepunkte seines Wirkens und Strebens zeigt.

Als Wehrli nach Aufhebung des Stifts Kreuzlingen mit dem Seminar aus dem kleinen Schloßgebäude am Seeufer in das großartige Stiftsgebäude übersiedelte und in ihm den sechszigsten Geburtstag festlich begieng, war auch schon für ihn der Lebensabend herangenaht. Bereits hatten sich Lungenblutungen gezeigt und war eine Abnahme der Kräfte ihm fühlbar geworden. Gleichzeitig hatte die Erstarkung und Einwurzelung der Schule im Volk, größtentheils Wehrlis Werk, zur Folge, daß man jetzt daran denken konnte und mußte, auch den Lehrern eine weitere wissenschaftliche Bildung zu geben, als sie das Seminar in Kreuzlingen, von andern ähnlichen Anstalten überholt, darbot. Unter der Lehrerschaft gab sich eine Mißstimmung kund, daß Wehrli dem Drängen derselben nach Aufbesserung ihrer Stellung nicht mit der nämlichen Energie Vorschub leistete, mit der Dr. Scherr für die zürcherischen Lehrer eingestanden war. Wehrlis Lehrmittel wurden vielfach denjenigen Scherrs gegenüber angefeindet. Als daher im Jahr 1852 der Erziehungsrath neu und zumeist aus andern Männern als bisher bestellt wurde, fand Wehrli auch für sich die Zeit gekommen, von seiner Stelle zurückzutreten. Man hatte bisher es unterlassen, dem Seminar eine definitive Gestaltung zu geben, da man seine Einrichtung aufs innigste und unauflöslichste mit Wehrlis Persönlichkeit verwoben und von ihr getragen wußte. Jetzt mußte er im Seminar eine Umgestaltung gewärtigen, die ihm unmöglich zusagen konnte. Indeß ließ er sich doch bewegen, die Leitung desselben noch bis Frühjahr 1853 fortzusetzen.

Der Neujahrstag 1853 brachte ihm 40 alte Zöglinge aus verschiedenen Kantonen nach Kreuzlingen mit einer Dankadresse von mehr als 400 seiner ehemaligen Schüler. In ehrenvoller Weise wurde ihm für sein zwanzigjähriges Wirken die Anerkennung und der Dank des Großen Rathes zu Theil. Mit wehmüthigen Gefühlen schied Wehrli im Mai 1853 vom Seminar, um zu seinem Schwiegersohn nach dem Guggenbühl (in der Gemeinde Andwyl) überzusiedeln.

Bald aber war auch dieser Schmerz überwunden. Mit jugendlicher Freude konnte er der erst jetzt nach einem Leben voll Mühe und Arbeit gewonnenen Freiheit und des ungehemmten Naturgenusses sich freuen. Wie aber hätte der Mann, dessen Leben Arbeit und Erziehungsthätigkeit war, ruhen können? Auf dem Guggenbühl rief er eine landwirthschaftliche Mittelschule ins Leben, die unter seiner Leitung fröhlich aufblühte; seine Muße benutzte er dazu, seine Lebenserfahrungen aufzuzeichnen.

Doch nicht war ihm mehr ein längeres Wirken beschieden. Eine Erkältung im Sommer 1853 zog ihm eine heftige Brustentzündung zu; vergeblich unterzog er sich im Nachjahr einer Kur in Weißenburg; das Wiedersehen vieler frühern Zöglinge, die Beweise rührender Anhänglichkeit, die ihm

von mehreren derselben auf der Reise dahin zu Theil wurden, sowie ein Besuch in der Bächtelenanstalt bei Bern waren seine letzte große Freude. Er erholte sich nicht mehr. Am 15. März 1855 schlummerte er sanft zur ewigen Ruhe ein.

Auf dem Kirchhof der Filialkirche Andwyl bezeichnet ein bescheidener Marmor Wehrlis Grabstätte durch seinen Denkspruch: Bete und arbeite!

* * *

Bleibend und unvergänglich ist Wehrlis Bedeutung für die Armenerziehung. Hier gebührt ihm im Danke der Nachwelt eine Ehrenstelle neben den großen Volkserziehern seiner Zeit, deren Namen in alle Welt gedrungen, Pestalozzi und Fellenberg. Sein Verdienst ist es, daß die Ueberzeugung Gemeingut geworden, die er schon im Jahre 1824 seinem Vater gegenüber aussprach: „Spende Brot, spende Geld, spende Kleider an die Armen; du hast ihnen nur so lange wohlgethan, bis sie ihr Brot gegessen, das Geld verbraucht, die Kleider zerrissen haben. Aber erziehe sie, lehre sie arbeiten, lehre sie der menschlichen Gesellschaft nützlich werden; dann hast du sie mit bleibenden Reichthümern ausgestattet; sie sind für ihr ganzes Leben durch deine Wohlthat glücklich. Um dies zu werden, müssen sie arbeiten lernen, indem sie arbeiten, tragen sie an die Erziehungskosten etwas ab —, und so kann man mit kleinem Aufwand ein großer Wohlthäter werden und das ist wahrlich mehr werth als mit großem Aufwande ein kleiner Wohlthäter sein."

Nicht so unbestritten dürfte auf den ersten Anblick sein, daß auch sein Verdienst als Lehrerbildner für die Volksschule ein bleibendes ist, wenn schon die Folgerichtigkeit seiner ganzen Handlungsweise zugegeben wird. In Wehrlis Rücktritt vom Seminar ist selbst ein Anflug des Gefühls: „Unter der Erde liegt schon meine Zeit." Es ist wahr: in mancher Beziehung ist Wehrlis Wirksamkeit in dieser Beziehung von den Zeitbedürfnissen überholt. Und doch ists genauer besehen nicht also mit dem Kerne von Wehrlis Wirken am Seminar, wenn auch die zufällige, durch Wehrlis Vergangenheit und autodidaktisch erarbeitete eigne Bildung gegebene Form der Zeit nicht mehr Schritt halten mag. Manches ist seit 20 Jahren gefördert, erreicht, was Wehrli erst anstrebte; aber wenn wir sehen, was Wehrlis Wirken beseelt, so ist es gerade das, was unsere Zeit eben jetzt von der Schule in erhöhtem Maße fordert: daß im Lehrerberuf die erziehende Thätigkeit immer mehr Grundlage, in der Lehrerbildung die Einführung in die Methode Ziel und integrirender Abschluß, in der Schule die stete Beziehung aufs Leben belebender Mittelpunkt werde. Und so darf wol Wehrlis Bild auch der Jetzt-

zeit aufs Neue als ein Vorbild vor Augen gestellt und von ihm ausgesprochen werden:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

O. Hz.

Grégoire Girard.

1765—1850.

Le fondateur d'une Ecole est plus grand que le conquérant d'une province.

Jean de Muller.

Il faut dans l'Education unir l'esprit d'un homme au cœur maternel.

G. Girard.

Le Père Girard est regardé avec raison comme le plus grand éducateur que la Suisse ait produit après Pestalozzi.

Il y avait encore en lui un représentant de ce christianisme élevé qui comptait pour interprètes en Allemagne et en Italie deux autres illustres prêtres catholiques et amis du célèbre moine, Henri de Wessenberg et Raphaël Lambruschini.

Jean-Baptiste Girard (il ne prit le nom de Grégoire que, plus tard, en entrant en religion) était né à Fribourg sur la Sarine, le 17 décembre 1765. Il était le 7ième de 15 enfants, nés de l'union d'une dame patricienne, Barbe de Landerset, avec le marchand drapier François Girard. Pendant tout le cours de sa longue vie, ce n'était jamais qu'avec attendrissement que le P. Girard parlait de cette bonne mère qui avait nourri de son lait tous ses enfants et qui par son humeur gaie et sereine, unie à un jugement sain, devait avoir une si heureuse influence sur tout son entourage et notamment sur le petit Jean.

Lorsque ce dernier fut en âge de prendre des leçons, on lui donna pour précepteur un élève du collège des Jésuites. Un jour, en lui expliquant le catéchisme, le précepteur du petit Jean lui dit que tous les protestants étaient damnés. L'enfant aimait beaucoup une brave femme des environs de Morat qui fournissait de légumes la maison Girard et qui ne manquait jamais de mettre en réserve pour lui, dans sa corbeille un fruit ou un raisin choisi. Il demanda avec anxiété à son maître si la bonne femme de Morat serait aussi damnée. Sur la

réponse affirmative du précepteur, le petit Jean se mit à fondre en larmes. Mais Madame Girard étant survenue dans l'intervalle, rassura son fils en lui disant: „Ton précepteur a tort; le bon Dieu ne damne „pas les bonnes gens.“

„L'oracle avait parlé (nous dit le P. Girard lui-même dans ses „souvenirs)[1]. La théologie de ma mère est restée la mienne en dépit „de tous les raisonnements“.

Un peu plus tard Jean Girard aidait sa mère à instruire ses frères. Il faisait ainsi en petit et à son insu un apprentissage précoce de cet enseignement mutuel qu'il devait pratiquer, un jour, en grand et avec tant d'éclat.

De l'âge de 10 à 16 ans, Girard fréquenta le collège des Jésuites de sa ville natale. La rhétorique achevée, il se décida tout-à-coup soit pour soulager ses parents, soit pour satisfaire ses goûts studieux, à entrer dans l'ordre des Cordeliers. Ces derniers l'envoyèrent faire son noviciat et continuer ses classes à Lucerne. De là, il fut encore envoyé dans d'autres couvents que l'ordre avait à Offenbourg et à Ueberlingen sur le lac de Constance, où il débuta dans l'enseignement comme professeur au Gymnase de cette ville. Il passa ensuite quatre ans au cloître des Franciscains de Wurzbourg en Franconie. Quatre années décisives pour la vie et les doctrines du cordelier fribourgeois! Il en reconnaissait lui-même toute la portée, quand il écrivait trente ans plus tard à son ami Wessenberg: *„J'ai reçu mon éducation en Allemagne“*[2].

Wurzbourg était alors la capitale d'une de ces principautés ecclésiastiques, comme il y en avait tant en Allemagne. Mais le prince-évêque de ce pays François-Louis D'Erthal était un prélat comme il y en avait peu. Son administration a été l'âge d'or de la Franconie, au point de vue des lumières, de la science et de la prospérité publique.

En recevant au pied des autels les ordres mineurs et le baiser de paix du magnanime prélat, Girard se sentit enflammé d'un généreux désir de suivre son exemple et de l'imiter autant qu'il serait en lui, à sa rentrée dans sa terre natale.

Aux études de philosophie, de théologie et de droit ecclésiastique qui l'occupaient à Wurzbourg, le jeune Franciscain suisse alliait celles

---

[1] *Souvenirs du P. Girard* publiés dans l'Emulation, journal littéraire et d'utilité publique qui paraissait à Fribourg de 1841 à 43 et de 1851 à 56, sous la direction de l'auteur de ces lignes.

[2] „Ich habe meine Bildung in Deutschland erhalten“.

des langues grecque, latine et allemande qu'il parvint à parler et à écrire avec une rare élégance et même mieux que le français qu'il ne sût écrire que plus tard, bien que ce fut sa langue maternelle.

Sur les bords du Mein, Girard puisa les principes de ce catholicisme gallican ou joséphiste mitigé, qui règnaient alors dans une grande partie du haut clergé allemand et qui le dirigèrent pendant tout le reste de sa vie.

De retour à Fribourg en 1789, le jeune moine eut le bonheur de se trouver dans une certaine communion d'idées avec un cousin plus âgé que lui d'onze ans, le chanoine et archidiacre Fontaine, l'homme le plus éminent du clergé du diocèse et qui a laissé à Fribourg tant de traces de son patriotisme et de son dévouement au bien public, aux lumières et à l'instruction populaire. Mais à peine revenu d'Allemagne, Girard était signalé par une orthodoxie ombrageuse comme une tête dangereuse, imbue des mauvaises doctrines d'outre-Rhin. Il participait de la suspicion qui s'attachait à Fontaine que son enthousiasme pour la révolution française faisait suspecter de Jacobinisme. L'étude de la philosophie de Kant à laquelle se livrait avec ardeur le moine franciscain n'était pas faite pour diminuer les craintes d'une orthodoxie jalouse. Heureusement pour ces deux prêtres éclairés, qu'ils trouvèrent un protecteur dans l'aimable et spirituel prélat qui occupait alors le siège épiscopal de Lausanne, Mgr. de Lenzbourg, des mains du quel Girard avait reçu l'ordre de la prêtrise à son retour dans sa ville natale (1788). Quoique voué comme ses confrères du cloître aux soins du ministère évangélique et à la prédication qu'il cultivait avec succès, Girard se sentait déjà spécialement attiré vers l'objet qui devait être la *great attraction* de toute sa vie, l'éducation publique. Sur ce terrain encore, il se rencontrait en communauté de vues et d'aspirations avec le Chanoine Fontaine. Ce dernier ayant été appelé par le célèbre ministre des arts et des sciences, Albert Stapfer à présider le Conseil d'éducation créé dans le canton de Fribourg comme dans tous les autres en 1799, Fontaine et Girard formèrent le plan d'une réorganisation complète de l'instruction publique et qui en aurait embrassé tous les degrés, de l'école élémentaire jusqu'à l'académie par laquelle ils se proposaient de remplacer le Collège suranné de St-Michel, fondé par les Jésuites en 1581 et que dirigeaient encore dans le même esprit et avec moins de savoir, ses professeurs ecclésiastiques. L'enseignement de la théologie lui-même devait subir les modifications réclamées par les besoins des temps et les progrès de la science. Stapfer qui de son côté rêvait une sorte de Haute école pour toute la Suisse

ayant fait appel à tous les hommes compétents pour avoir leur avis sur l'organisation à donner à cette *Ecole Centrale,* Girard y répondit par un projet remarquable et qui suggéra au Ministre le désir d'attacher à son bureau comme archiviste le cordelier fribourgeois alors âgé de 34 ans.

Bientôt après, les fonctions délicates d'aumônier du gouvernement helvétique étaient confiées au P. Girard. Et grâce au tact admirable et à l'esprit de conciliation dont il avait fait preuve dans ses rapports avec les pasteurs reformés, l'aumônier du gouvernement unitaire obtenait du gouvernement du canton de Berne, rétabli par l'Acte de Médiation, la reconnaissance officielle du culte catholique proscrit dans le chef-lieu *depuis près de trois siècles.*

Le séjour de cinq ans que fit Grégoire Girard sur les bords de l'Aar ne fut pas perdu pour la pédagogie. L'école de Pestalozzi à Berthoud attirait beaucoup de visiteurs. Le curé de Berne s'y rendit avec son ami Fontaine, venu de Fribourg exprès, pour voir fonctionner les méthodes nouvelles et en faire l'application à son pays natal et aux écoles du chef-lieu, dont on songeait déjà alors à donner la direction au P. Girard. Ce projet toutefois ne put s'effectuer qu'en septembre 1804 où le cordelier fribourgeois fut rappelé dans son cloître et chargé, avec l'aide de quelques-uns de ses confrères, du relèvement des écoles primaires françaises que les efforts du chanoine Fontaine et d'autres amis de l'instruction avaient en vain cherché à tirer de leur décadence intellectuelle et morale.

Ici commencent la mémorable activité pédagogique du cordelier fribourgeois et la grande lutte contre l'ignorance qui, à quelques intermittences près, et sauf les heures nécessaires données au ministère sacerdotal, devaient pendant l'espace de près de 19 ans, occuper les jours et même une partie des nuits du courageux champion de la lumière et de l'éducation populaire.

Les écoles primaires de la ville de Fribourg se traînaient misérables dans des locaux plus tristes encore. Maîtres indignes ou peu capables, rétribués plus mal que des domestiques ordinaires, enseignement routinier sans gradation, sans plan, absence totale de réglement, de contrôle sérieux, livres scolaires sans valeur, discipline mauvaise, en dépit des voies de fait et de châtiments corporels douloureux et dégradants; tel était l'étable d'Augias que le P. Girard et quelques-uns de ses confrères les plus instruits du cloître s'étaient chargés de nettoyer; opération qui demandait un bras d'Hercule, pour ne pas aboutir au travail de Sisyphe. Encore si tout le monde eût compris l'utilité

de l'œuvre et le dévouement des vaillants ouvriers qui l'avaient entreprise! Mais dans le public et même au sein du clergé et de la magistrature, il ne manquait pas de gens chagrins qui voyaient de mauvais œil la réforme commencée et qui cherchaient à l'entraver de toutes les façons. On feignait aussi de s'apitoyer sur le sort des anciens maîtres qu'il avait fallu mettre à la retraite et qui cependant n'avaient été congédiés qu'avec une indemnité convenable. Et cependant par une modestie extrême, comme s'il eut voulu par avance émousser les traits de l'envie, Grégoire Girard avait pris pour son lot les plus petits des élèves et s'effaçait ainsi derrière ses confrères. Mais le moment vint bientôt où celui qui était l'âme de l'école dut prendre en mains le gouvernail pour ne pas laisser péricliter l'œuvre commencée, et accepter le titre de *Sous-Préfet de l'école française.* Et ce fut encore en faisant donner celui de Sous-Préfet de l'école allemande au religieux d'un autre ordre qui en était l'instituteur principal, sous la direction effective du P. Girard. Fribourg avait des écoles de filles confiées aux religieuses Ursulines, Girard parvint également à imprimer une impulsion nouvelle à cette institution et à y faire pénétrer petit à petit les méthodes rationelles qu'il avait introduites à l'école française. Au bout de quelque temps, s'étant convaincu que ses confrères cordeliers ne considéraient l'enseignement public que comme un fardeau pénible ou une occupation accessoire, il les fit remplacer avec leur consentement par des maîtres laïcs, capables. L'un d'eux sortait de l'école de Pestalozzi à Berthoud où l'avaient fait envoyer Girard et Fontaine. Un autre alla suivre les cours que l'habile pédagogue Wurtembergois Zeller donnait à Hofwyl, chez Fellenberg.

Mais, loin de se reposer sur les emprunts faits à la pédagogie de ses voisins, le P. Girard travaillait à doter les écoles confiées à ses soins de ce qui leur manquait en fait de méthodes et de moyens d'enseignement. Il composait des tableaux de lecture, des manuels pour chaque branche d'études, substituait les exercices d'intelligence aux récitations machinales, la forme simultanée qui occupe tous les élèves à la fois à l'instruction individuelle qui ne s'adressait qu'à un élève en particulier. L'enseignement religieux et moral subissait une réforme analogue. La lettre du cathéchisme faisait place à une exposition orale et vivante. Sans abolir les châtiments corporels dont ses collaborateurs avaient contracté la déplorable habitude, Girard ne négligeait rien pour en inspirer le dégoût à son entourage par l'emploi constant de la persuasion et par la communicative éloquence avec laquelle il commentait devant l'école réunie les paroles du divin maître: *Laissez venir à moi*

les petits enfants. Dans le principe, il avait fallu user d'un peu de contraints pour amener certaines familles à envoyer leurs enfants à l'école et le Sous-Préfet de l'école française n'avait pas reculé devant quelques moyens de rigueur pour obtenir une fréquentation régulière des classes et rendre l'école *obligatoire* comme il l'avait vu fonctionner en Allemagne. Mais ensuite les élèves y accouraient d'eux-mêmes avec un empressement extraordinaire et il n'était pas rare d'en voir un grand nombre attendre à la porte du cloître le vénéré directeur dont l'apparition réjouissait leurs cœurs et épanouissait leurs visages. Et comment n'auraient-ils par respecté et aimé l'homme de cœur qui non content de leur rompre le pain de la parole et de l'instruction en classe, trouvait encore du temps pour leur faire faire des promenades scolaires et les régaler de petits pains qu'ils payait sur les insignifiants honoraires d'un louis par an qu'il recevait de la caisse communale?

A la différence de Pestalozzi qui estimait l'émulation un ressort dangereux pour la conscience et banissait toute récompense de son école, le cordelier fribourgeois avait cru pouvoir sans détriment pour la morale, conserver la distribution des prix en usage. Il donna même une solennité touchante à cette cérémonie pour intéresser les familles et le public au progrès de l'école. Les discours que le Père Grégoire prononçait chaque année à la distribution des prix ne forment pas la moindre partie de son œuvre pédagogique et feront avec les extraits de ses souvenirs le principal attrait de la biographie détaillée que l'auteur de ces lignes a préparée de ce grand homme. Mais la prospérité croissante des petites écoles où les élèves se comptaient par centaines, excitaient l'envie de quelques hommes et en inquiétaient d'autres qui voyaient dans ce progrès de l'instruction populaire un double péril pour l'orthodoxie et pour la société civile, où comme le disait un chanoine inspecteur d'école, on risquait fort de manquer un jour de journaliers, de chaudronniers, de ramoneurs etc. Les doctrines libérales du P. Girard et le choix qu'il avait fait pour être donnés en prix de certains ouvrages où l'on recommandait la tolérance ou le respect des convictions religieuses d'autrui, alarmèrent aussi les amis des Jésuites et leur firent craindre qu'il fallut renoncer à rappeler dans le pays cet ordre dont la restauration éventuelle faisait toute leur joie et toute leur espérance pour l'avenir.

C'est déjà par des raisons analogues que le P. Girard, bien que jugé digne d'être élevé à la plus haute dignité de son ordre en Suisse (celle de Provincial) avait été écarté du siège épiscopal de Lausanne vacant en 1803 et qu'il le fut également en 1814 à la

mort du capucin obscur que le Landammann d'Affry avait fait revêtir par le pape Pie VII de la dignité épiscopale. Le noble et spirituel magistrat comptait cependant parmi les meilleurs amis du pédagogue et ce fut sur sa proposition que la Diète suisse, réunie à Fribourg, le 18 novembre 1809, choisit Girard avec le mathématicien Trechsel et le conseiller Abel Mérian de Bâle, pour examiner l'Institut de Pestalozzi à Yverdon et en faire rapport à la haute assemblée. La visite eut lieu quelques semaines après et Girard désigné par ses collègues comme rédacteur, livrait son travail à la diète réunie à Berne en juin 1810.

Le *Rapport* de Girard sur *l'Institut d'Yverdon* dont nous ne pouvons parler ici qu'en passant est un monument remarquable de la pensée élevée et de la sagacité pédagogique du moine fribourgeois. Admirateur sincère de Pestalozzi, il était loin de l'être au même degré de quelques-uns ses collaborateurs, Niederer et Schmid surtout; il hasardait des critiques qui firent accuser les commissaires de partialité par les maîtres et par les partisans outrés de l'institution. Pestalozzi lui-même se plaignit en des termes amers. La santé de Girard déjà ébranlée par l'excès du travail, reçut de ces récriminations une rude atteinte, à laquelle la mort du Landammann d'Affry son protecteur vint ajouter encore. Il fut sur le point, de dire adieu pour toujours à cette école, à la création et au développement de laquelle il s'était consacré avec tant d'amour. Mais ému par les larmes des familles et les supplications de magistrats et de prêtres éclairés, Fontaine en tête, le P. Girard dont la santé s'était rétablie dans l'intervalle revint de sa détermination et jura même solennellement à ses concitoyens de vieillir au service de leurs enfants.

La résistance que rencontrait la réforme de l'école populaire n'avait fait que de confirmer Girard et ses amis du clergé et de la magistrature dans la pensée que le progrès dans ce domaine ne s'accomplirait que s'il n'etait accompagné d'un grand réveil de l'esprit public et d'un développement du progrès matériel et moral sous toutes ses formes. Ce fut là l'origine de la société économique fondée le 9 janvier 1813 et qui était une sorte *d'Institut Cantonal* divisé en 6 classes et composé de 40 membres effectifs pris à Fribourg même parmi les hommes les plus éclairés, et de 30 membres correspondants, choisis parmi les curés et notables de la campagne.

L'activité remarquable déployée par la société économique et son influence sur le canton de Fribourg ont été décrites ailleurs avec

détails par l'auteur de ces lignes[1]. Nous n'en relevons en passant que le trait le plus saillant, le *rétablissement du Conseil d'Education* créé sous le régime unitaire et que l'evêque Guisolan avait fait supprimer en 1804, au grand chagrin de Girard et de Fontaine qui en avait été l'âme. Le projet d'une Académie ou Université catholique n'avait pas cessé non plus d'occuper ces deux ecclésiastiques hors ligne et les patriciens les plus éclairés, Jean de Montenach, Justin d'Appenthel et François de Kuenlin. Mais ce dessein ne leur faisait pas perdre de vue l'instruction populaire. Elle reçut même en 1815 et 16, une impulsion puissante de l'introduction de l'enseignement mutuel et de la construction du beau bâtiment de l'école primaire, élevé d'après les dessins du P. Girard, architecte habile autant que savant pédagogue. Doué d'une voix mélodieuse et d'un sentiment profond de la musique, le P. Grégoire cherchait aussi à en propager le goût par l'exécution répété des oratorios de Haydn dans l'église de son cloître. Impossible dans le court espace dont nous disposons ici de tracer un tableau tant soit peu fidèle des grandes choses accomplies à Fribourg dans l'époque mémorable de 1815 à 1823. Impossible encore de dépeindre en détails la transformation qui s'opérait dans l'esprit de la jeunesse et dans les habitudes de la population elle-même, où un zèle du bien public tel que le pays n'en connaissait plus depuis deux cent ans se réveillait avec cet amour du travail et ce souci de l'industrie, qui avaient fait la richesse et la joie des Fribourgeois au 15ième siècle et au commencement du 16ième [2]. En ce qui concerne spécialement les écoles populaires de Fribourg le progrès était si marqué qu'on accourait de tous les cantons voisins pour étudier les méthodes, et que des *Girardines,* (on nommait ainsi les écoles dirigées d'après les principes de l'illustre pédagogue) s'établissaient à Berne, Lausanne, Neuchâtel, Zurich, Bâle, Genève. Des hommes d'école et des personnes de distinction de plusieurs pays de l'Europe venaient également puiser des directions et des lumières dans les leçons et les entretiens de l'homme de génie qui honorait Fribourg et que la Suisse entière pouvait saluer avec enthousiasme comme sa plus pure gloire avec son immortel devancier zuricois, Pestalozzi. Car si ce dernier l'emportait peut-être par l'originalité, le feu de l'inspiration et la poésie du sentiment, le premier lui était cer-

---

[1] Alex. Daguet, *Notice historique sur la Société Economique de Fribourg depuis sa fondation le 9 Janvier 1813 jusqu'à ce jour.* 1863. Marchand Fribourg, 104 p.

[2] *Fribourg centre industriel au Moyen Age.* Emulation de 1864 (article de Daguet.) Fribourg Joseph Schmid.

tainement supérieur pour le tact pratique, administratif, la sagesse et la modération en toute chose. Voués de cœur et d'âme à la même mission religieuse et humanitaire, ils ne différaient que dans les moyens et l'application. Ainsi ce que Pestalozzi demandait à la science des nombres, son émule de Fribourg l'attendait essentiellement de l'étude de la langue considérée avec raison comme un instrument plus éducatif, plus universel et plus approprié à devenir une gymnastique de l'esprit. Girard s'étonnait aussi que Pestalozzi, voulant faire revivre les beaux temps de l'ancienne Grèce, n'eût pas fait une place à côté de la géométrie à la logique populaire dont l'étude a tant d'importance pour la pensée et la vie.

Tout en proclamant la supériorité de l'entendement et de la raison, le pédagogue fribourgeois trouvait injuste le dédain excessif que Pestalozzi faisait de la mémoire et de ces exercices qui en formant le goût, ornent l'esprit et ont tant de valeur pour la culture de l'idéal. L'enseignement de la géographie où l'on s'arrêtait si longtemps à l'étude des bassins qu'on ne parvenait jamais à celle des états était signalée comme défectueuse. Il regardait aussi comme une lacune regrettable l'absence à l'institut d'Yverdon d'un cours de méthode ou de pédagogie. „Les métiers les plus simples, disait Girard, demandent une préparation et l'art de former l'enfance n'en demanderait pas?“ Mais une école normale sans école d'application n'était pour l'éducateur de Fribourg qu'une école de médecine sans clinique, ou une chimie sans laboratoire.

L'enseignement religieux, tel qu'il se donnait à Yverdon, ne satisfaisait pas entièrement non plus le chrétien évangélique qui ne comprenait la foi qu'unie à la charité et à la raison, mais qui aurait voulu y trouver une foi vivante et positive au Christ révélé. La Bible cependant, c'est Girard qui nous l'apprend, était entre les mains de tous les élèves, ce que le moine fribourgeois déclarait ne pas être à sa place dans une instruction philosophique et où l'on ne voulait rien de positif. Dans cette répugnance de Girard pour la remise de la Bible entière entre les mains de la jeunesse, on a voulu voir moins l'opinion du philosophe ou du pédagogue que les préventions naturelles au moine catholique. Catholique, il l'était certainement, bien que noté tour à tour de Kantisme, d'hérésie, de schisme, par les partisans outrés de l'alliance du trône et de l'autel.

En 1817 cependant, rien ne faisait présager la chute prochaine de l'Ecole de Fribourg. Jamais, au contraire, elle n'avait brillé d'un plus vif éclat. Les visiteurs de distinction affluaient. C'etait en premier lieu, le fameux docteur écossais André Bell l'inventeur ou rénovateur

plutôt de l'enseignement mutuel, heureux de retrouver le système qu'il avait inauguré à Madras, bien qu'avec des variantes considérables. Un visiteur non moins illustre et plus intéressant encore était Pestalozzi lui-même, maintenant tout-à-fait réconcilié avec son ami de Fribourg. Pestalozzi comme on sait (et c'est encore là une différence essentielle entre les deux pédagogues suisses) n'aimait pas l'enseignement mutuel et n'employait que le mode magistral dans ses institutions. Mais en voyant fonctionner avec tant d'entrain et de vie, les 27 cercles gradués dont se composait l'école de Fribourg, il se montra ravi et se tournant vers le chanoine Fontaine qui l'accompagnait dans sa visite et qui nous raconte le fait: „Votre Girard opère des miracles, avec la boue il fait de l'or“ [1].

Bell ne se montrait par moins enthousiaste et appliquait au P. Girard ce vers expressif emprunté à Shakespeare dans son drame de Romeo et Juilette:

„Holy Franciscan friar, brodher, heil!
„Salut! saint frère franciscain, frère, salut!

Mais c'est ce moment même, c'est-à-dire celui de l'apogée de l'école de Fribourg que choisissaient ses ennemis pour faire éclater l'orage qui grondait depuis longtemps sur la tête du Réformateur de l'instruction populaire et qui aspirait à étendre plus haut et plus loin le cercle de son activité *dangereuse*. Le nouvel évêque Jenny, bien qu'ancien élève du Collège germanique de Rome avait paru d'abord applaudir aux efforts du moine Cordelier et à l'emploi de l'enseignement mutuel. Mais mécontent de l'influence que prenait le P. Girard et du rétablissement du conseil d'éducation, œuvre de ce dernier et de Fontaine, il travaillait avec Testaferrata au rétablissement des Jésuites et l'obtenait du Grand Conseil le 15 septembre 1818, après une discussion des plus orageuses et en dépit de tous les arguments du principal orateur de l'opposition, Pierre de Landerset. Une protestation solennelle de 6 membres du conseil d'état (sur 13) et qui se terminait par ces mots, tristement prophétiques: *l'Union est détruite à jamais*, fut supprimée par la Censure.

Les Jésuites, *ces Pères de la ruse* comme les appelait le P. Girard, une fois reçus à Fribourg, il était facile de prévoir que l'école rivale ne serait pas longtemps tolérée. Bientôt l'évêque Jenny, condamnant ce qu'il avait approuvé l'année précédente, demandait la

[1] Lettre adressée par Fontaine à l'évêque Jenny en 1827 pour l'engager à rappeler le P. Girard à Fribourg.

suppression de la méthode mutuelle comme immorale et irréligieuse. Et après 4 années de luttes, il l'obtenait également du Grand Conseil le 4 juin 1823, après de nouveaux débats plus orageux encore que ceux de 1818, et où Pierre de Landerset déployait de nouveau et inutilement comme en 1818 sa courageuse éloquence. Une nouvelle institution due à l'initiative du P. Girard en 1819, l'ouverture d'un cours de répétition pour les régents ou instituteurs de la campagne, prélude de l'établissement d'une école normale, était venu ajouter un nouveau grief à ceux de ses adversaires et leur faire craindre que le *mauvais esprit* qui animait une grande partie de la population du chef-lieu ne se répandît dans les communes rurales. Déjà affectés douloureusement par le rappel des Jésuites, la plupart des habitants de Fribourg ne purent voir sans colère et sans désespoir la ruine de ce qu'ils considéraient à la fois, comme le plus bel ornement de leur cité et comme la plus sûre base de sa prospérité future. Une agitation extraordinaire s'empara des esprits. Une collision paraissait imminente, lorsque l'on apprit que la majorité du Conseil d'état de Fribourg était parvenue à s'assurer l'appui d'une intervention armée de Berne, pour le cas où une révolution éclaterait dans la ville. Le P. Girard lui-même ne voulant pas servir de drapeau dans la lutte des partis, se décida à quitter Fribourg et se retira à Lucerne dans le cloître où il avait fait son noviciat plus de 40 ans auparavant; il en avait alors 59.

Dans l'exil volontaire auquel il se condamnait, Girard espérait trouver son *Tusculum* où il pourrait se livrer en paix à ces études philosophiques qu'il n'avait jamais abandonnées et auxquelles il s'était même livré avec ardeur de 1813 à 1815, où il avait fait un cours complet de cette science aux novices de son couvent. Ces leçons restées manuscrites sont rédigées dans ce beau latin à la Salluste qui se laisse lire avec plus de plaisir que tout ce qu'a écrit ce religieux en allemand et en français. Mais le gouvernement de Lucerne n'entendait pas laisser sans emploi les talents pédagogiques de Girard.

Il voulut en faire profiter son canton et ceux de la Suisse centrale dont la ville de la Reuss se considérait plus ou moins comme la métropole intellectuelle. On parvint aisément à faire accepter à Girard les fonctions gratuites de Directeur de l'école des pauvres qui lui rappelait la famille qu'il avait perdue à Fribourg. Mais ce n'est que plus tard et après beaucoup d'hésitation qu'il consentit à accepter un siège au conseil d'éducation et la chaire de philosophie autour de laquelle se pressèrent bientôt un grand nombre d'auditeurs des cantons catholiques. Les cahiers autographiés de ses cours ont paru à Lucerne; ils sont

rédigés en langue allemande et différent du tout au tout des grands travaux restés manuscrits, au cloître de Fribourg.

Mais l'instruction populaire tenait toujours le premier rang dans les affections de l'ami de la jeunesse. Preuve en sont les beaux mémoires qu'il a composées pour la société suisse d'utilité publique sous les titres suivants: *De la valeur morale de l'enseignement mutuel — Essais sur les divers formes d'enseignement et leur valeur pour l'éducation de la jeunesse — Projet pour la formation de maîtres d'école dans la Suisse alpestre.* Ce dernier mémoire avait été rédigé pour la société suisse d'utilité publique qui se réunit à Zurich, sous la présidence d'Usteri, en septembre 1826, et y fut lu en séance publique par l'auteur lui-même. Cet écrit sur les écoles alpestres nous montre l'action de Girard, s'étendant jusque dans les Waldstætten. Par sa forme dialoguée et la beauté idéale des pensées, cet écrit rappelle d'ailleurs certains entretiens de Platon où de son maître Socrate avec les destinées duquel le philosophe fribourgeois a plus d'une analogie. Car à Lucerne comme à Fribourg, on voit la persécution s'acharner sur Girard. Le général de son ordre, à l'instigation des zélateurs lui adresse de Rome de vifs reproches sur ses relations avec les protestants. On lui fait un crime d'être consulté à l'envi, comme un oracle, par les gouvernements de Bâle, Schaffhouse, Argovie, Berne, Soleure, qui étaient alors en train de réorganiser leur système d'instruction publique. A Lucerne même bien que protégé par les chefs de l'Etat, Edouard Pfyffer et Am Rhyn, Girard se trouvait dans une situation souvent assez difficile et qui le devint particulièrement au fort de la crise politico-religieuse provoquée par la fameuse Conférence de Baden, en janvier 1834. Fribourgeois de cœur, la Père Grégoire ne s'était d'ailleurs jamais considéré comme définitivement fixé à Lucerne. Il méditait déjà depuis longtemps son retour sur les bords de la Sarine qu'il n'avait quittés qu'avec déchirement de cœur. C'était déjà probablement en prévision d'un retour éventuel dans sa ville natale, qu'étant encore à Lucerne, il avait publié en 1827 en français son *Explication du Plan de Fribourg,* première leçon de géographie et qui était en même temps une introduction à l'étude de l'histoire et de l'instruction civique, livre admirable et véritable modèle d'écrit populaire! Les évènements politiques de 1830 avaient ajourné son projet de départ. Mais en octobre 1834 toutes les instances des Lucernois pour le retenir demeurent infructueuses. Il rentre à Fribourg, mais avec l'intention bien arrêtée de n'y accepter aucune fonction publique et d'y passer le reste de ses jours dans ces loisirs studieux auxquels il avait en vain aspiré jusqu'alors et qu'espérait

retrouver dans sa ville natale le vénérable éducateur, alors âgé de 69 ans.

Ici commence la quatrième et dernière période de la longue carrière du Cordelier fribourgeois.

C'est aussi la période la plus paisible et la plus honorée de sa vie; elle ressemble à ces beaux couchers de soleil qui suivent parfois des journées orageuses. Les hostilités ont cessé, l'admiration à gagné ses anciens ennemis ou les a réduits au silence.

Mais c'eût été bien mal connaître le P. Grégoire que de penser que les studieux loisirs auxquels il comptait se livrer dans sa cellule n'auraient pour résultat que des travaux de cabinet ou de pure spéculation, accessibles seulement à un petit nombre d'esprits d'élite. C'est à son œuvre éducative encore qu'il aspirait à donner un couronnement en mettant la dernière main à un grand ouvrage sur l'enseignement de la langue dont il attendait une action salutaire pour l'éducation de la jeunesse et, par une illusion généreuse, l'avenir de l'humanité toute entière.

Déjà en 1828, l'illustre pédagogue écrivait à son meilleur ami, M. François Naville de Genève, auteur lui-même d'un remarquable traité *sur l'éducation publique: „Ces leçons de langue sont l'idéal de ma vie, le vœu de mon cœur, ma dette sacrée envers la jeunesse.“* Il n'était pas ici question comme on le pense bien d'une simple grammaire comme celle que le Préfet de l'école française avait publiée en 1820, ni même d'un cours de langue dans le sens restreint de ce mot. Il s'agissait d'une véritable gymnastique de l'intelligence et qui était en même temps un cours de logique et de morale, le tout sous une forme progressive, méthodique, socratique, propre à faire marcher de front la force pensante et l'amour du bien avec la connaissance raisonnée du langage écrit et parlé. La conception de l'œuvre remontait au temps où Girard avait introduit l'enseignement mutuel, et c'était même pour être appliqué à cette forme d'enseignement que la première rédaction en avait été faite. Mais voyant l'enseignement mutuel condamné par le clergé en France comme en Suisse et abandonné par les pédagogues eux-mêmes il en avait changé toute l'économie pour l'adapter à l'enseignement magistral, au grand chagrin de son ami Naville qui ne retrouvait plus dans ce remaniement tous les mérites de la rédaction primitive.

Quoique tout entier au travail qu'il envisageait comme son legs à la postérité et à ses semblables, le vénérable éducateur, dans le désir d'être encore utile à ces derniers d'une autre manière, se laissa arracher plusieurs fois à son grand œuvre et à sa cellule chère.

Ce fut d'abord pour se rendre aux vœux de la société suisse d'utilité publique qui demandait un rapport sur les écoles normales de la Suisse occidentale, Lausanne, Munchenbuchsée, Hauterive etc.

Ce fut ensuite pour prendre une part active à une discussion de la même société concernant le fléau du crétinisme. Le Congrès des Naturalistes s'étant réuni à Fribourg, en 1840, pour discuter cette question qui intéressait à la fois l'éducation et l'humanité souffrante, le P. Girard fut appelé à l'honneur de la présider et prononça le 24 août un remarquable discours intitulé: *Parallèle entre la philosophie et la physique* qui a paru *en brochure de 24 pages.*

Le nom de l'éducateur fribourgeois était depuis longtemps connu à Paris de toutes les personnes qui s'occupaient d'éducation et de sciences morales. En 1838, à la suite d'une visite que lui fit le philosophe Cousin, ancien ministre de l'instruction publique, la croix de la légion d'honneur avait été décernée à l'illustre cordelier. En 1844, quand parut l'introduction à son cours de langue sous le titre d'*Enseignement régulier de la Langue maternelle* et qui était comme la philosophie de l'ouvrage, l'Académie française sur le rapport de M. Villemain, ancien ministre et secrétaire perpétuel de l'académie française, accorda à l'auteur un prix de 6000 francs. La publication de cet ouvrage préliminaire devait être suivie de celle des 6 volumes qui forment le Cours de Langue proprement dit et qui se succédèrent en effet assez rapidement. Le dernier vit le jour en 1848, c'est-à-dire au moment de la chute du Sonderbund.

La politique n'était pas l'affaire du P. Girard. Il ne s'en était jamais préoccupé que dans les moments critiques où il pressentait un danger imminent pour la patrie ou pour des institutions qui lui étaient chères. En 1846, voyant venir la tempête, il avait essayé de la conjurer en ce qui concernait le canton de Fribourg, en arrachant au chef du parti ultramontain modéré, l'avoyer Déglise, la promesse de se prononcer en Grand Conseil contre l'adhésion au Sonderbund. Mais le lendemain de son entrevue avec le moine patriote, cédant à des considérations moins désintéressées, ce haut magistrat manquait à la parole donnée et votait avec les ligueurs. Girard eut la douleur d'assister aux désastres de 1847, suivis des proscriptions et des mesures fiscales dont le régime de 1845 avait donnée l'exemple au radicalisme. „C'est là la justice des révolutions", disait le P. Girard à ses amis et admirateurs de la Toscane qui l'avaient félicité par une lettre rendue publique, de la chute de la ligue séparée, et de l'expulsion des Jésuites.

Tout en étant l'adversaire déclaré du système de 1848 et malgré son âge très-avancé, le généreux octogénaire ne crut pas devoir refuser son concours à la réorganisation de l'instruction publique, entreprise par le nouveau régime. Il accepta même la présidence de la commission chargée d'élaborer une loi nouvelle. Elle eut de nombreuses séances dans la cellule même du P. Girard. Mais l'illustre religieux ne parvint pas à obtenir du Conseil d'état le maintien du Collége de St-Michel et du Lycée sur leurs anciennes bases classiques et en opposition au projet d'Ecole cantonale que son auteur (A. Daguet) avait cependant cru devoir retirer par déférence pour un maître chéri et vénéré.

Le dernier volume du Cours de Langue, cet idéal de sa vie, ayant paru cette même année 1848, le grand homme d'école avait terminé sa mission terrestre et pouvait dire avec Siméon: „Seigneur, vous pouvez laisser mourir en paix votre serviteur".

La maladie qui minait, depuis quelque temps la forte constitution de Girard, le retenait dans sa chambre sans obscurcir sa belle intelligence. Quand elle le cloua plus tard sur son lit de douleur, il ne perdit rien de sa sérénité. Il regardait seulement avec plus d'amour l'image du crucifié, qui l'avait souvent soutenu aux jours de l'affliction et qui devait le consoler encore aux approches de sa dernière heure, qui sonna le 6 mars 1850, à 8 heures et demie du matin.

Quelques instants après, le Grand Conseil étant réuni en session ordinaire, décrétait sur la proposition d'A. Daguet, député de la ville de Fribourg, que le P. Girard avait bien mérité de la Patrie et que le portrait de ce bienfaiteur de la jeunesse et de l'humanité serait placé dans toutes les écoles du canton.

A ce témoignage de la reconnaissance publique, le Grand Conseil en joignait un autre plus solennel en décidant qu'une statue en bronze lui serait élevée par souscription sur la principale place de la cité qu'il avait illustrée par son génie et ses vertus.

Cette statue a été inaugurée avec éclat le 23 juillet 1860.

Sur une des faces du monument se lit une inscription portant ces mots.

Au Père du peuple fribourgeois,
Au Bienfaiteur de la jeunesse,
Au Philosophe chrétien,
Au Moine patriote,
Ses élèves et ses admirateurs de tous les pays.

Les changements politiques qui ont lieu dans le canton de Fribourg pendant ces vingt dernières années ont respecté la statue de Girard;

en revanche, on chercherait vainement dans la plupart des écoles fribourgeoises le portrait lithographié et le Cours de Langue de l'immortel pédagogue, méconnu après sa mort comme il l'a été si souvent pendant sa vie.

Alexandre Daguet.

Franz Joseph Stalder.

1757—1833.

[Quelle: Präsidialrede von Dr. Fr. Dula, im Jahrbuch der luzern. Kantonallehrerconferenz 1858.]

Franz Joseph Stalder, aus einer alten bürgerlichen Familie der Stadt Luzern, ist geboren den 14. September 1757. Ohne andere Unterrichtsanstalten als diejenigen seiner Vaterstadt besucht zu haben, erlangte er 1780 die priesterliche Würde, ward 1785 Pfarrer in Romoos und 1792 Pfarrer zu Escholzmatt.

Stalder besaß eine zu damaliger Zeit nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung. Geistreich und arbeitslustig fand er in seinem praktischen Wirkungskreise, so bedeutend dieser auch war, nicht Alles was seine Zeit und Thätigkeit ausfüllte. Mit großem Eifer studierte er die Geschichte, die Volkswirthschaft, Sitten und Gebräuche der Entlebucher, in deren Mitte er nun wirkte. Die Früchte dieser Studien: „Fragmente über das Entlebuch" (2 Theile, Zürich 1797 und 1798) sind noch immer eine Zierde der geschichtlichen Ethnographie unsers Vaterlandes. — 1806 und 1812 erschien von ihm „der Versuch eines schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen untermischt" und 1816 „die schweizerische Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germanischen Dialekten", Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, von denen namentlich die erstere die Anerkennung der größten Autoritäten fand und unvergessen bleiben wird, so lange es eine historische und vergleichende Wissenschaft der deutschen Sprache giebt.

Seinem persönlichen Auftreten ward nachgerühmt, daß er liebevoll und herzlich im Umgang mit Jedermann, anregend und stets heiter und frisch in dem oft gesuchten Kreise der Geselligkeit war. Die Predigten, welche er in den Jahren 1792 und 1799 am Fest der Sempacherschlacht hielt, erwarben ihm mit Recht den Ruf eines trefflichen Redners und geben bis in unsere Tage hinein offenes und wahres Zeugniß von der frommen, freien und warmen Gesinnung des Mannes und von seiner begeisterten Anhänglichkeit an das Vaterland. Diese trieb ihn auch an, die Männer aufzusuchen,

welche fühlten und dachten wie er, und so sehen wir ihn dann öfters außer den Grenzen des Kantons in den Versammlungen der helvetischen Gesellschaft, unter deren Mitgliedern er seine vertrauten Freunde zählte, und welche ihn so hoch schätzte, daß sie ihn dreimal, 1794, 1809, 1810 zu ihrem Präsidenten wählte.

Er war es nun auch, der von der helvetischen Staatsumwälzung an während der Zeit der Helvetik, der Mediation und bis in diejenige der Restauration hinein das neu sich gestaltende und allmälig unter den verschiedensten Hemmnissen und Schwierigkeiten sich entwickelnde Schulwesen des Entlebuch leitete. Will' man sich von eben diesen Hemmnissen und Schwierigkeiten eines Schulinspectorates damaliger Zeit, besonders während der Helvetik, einen Begriff machen, so bieten Stalders Briefe und amtliche Berichte, die Dr. Dula in der als Quelle citirten Rede zu einer einheitlichen und anschaulichen Darstellung verwoben hat, ein höchst instructives Einzelbild. Der passive Widerstand der Mehrzahl der Geistlichen war dabei noch weniger bedenklich als das Verhalten der Ortsbehörden; am meisten Aerger und Verdruß machten ihm (Bericht von 1802) diese „unthätigen, starrsinnigen, uncultivierten eigennützigen Munizipalitäten des Landes", die mit Ausnahme derjenigen von Escholzmatt gar nichts auf den Verordnungen der Regierung hinsichtlich des Schulwesens hielten, aller Warnungen nichts achteten und den Inspector nur als ein elendes ohnmächtiges Werkzeug einer provisorischen Regierung ansahen. „Ueberdrüssig", schreibt er, „der unbeschreiblichen Unthätigkeit sowol als der gesetzwidrigen Willkür der Municipalitäten würde ich schon lange das Amt eines Schulinspectors niedergelegt haben, wenn mich nicht der Gedanke tröstete: eine künftige definitive Verfassung werde auch genug Kraft haben, willkürliche Behörden zur Ordnung, zum Gehorsam und zur Achtung der Gesetze zu weisen."

Gegenüber dieser Apathie und Antipathie hatte Stalder zunächst die Unermüdlichkeit seiner Thätigkeit einzusetzen, von der auch seine Berichte Zeugniß geben. „Wer einmal", schreibt er in einem Briefe aus den nachfolgenden Jahren, „des Namens eines Inspectors würdig sein will, muß selbst allen Schulen seiner Inspectur nachgehen und dieselben in Augenschein nehmen, muß mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören, was daselbst gut und fehlerhaft ist, was etwa mangelt und was und wie es zu verbessern sei; und nur die rastlosen Bemühungen eines Inspectors können (unter Voraussetzung der thätigen Beihülfe und Unterstützung von Seiten einer h. Regierung) die Vorsteher einer Gemeinde, sowie die hochw. Herren Pfarrer, wenn sie etwa ihrer Pflicht vergäßen, zu ihrer Schuldigkeit aufmuntern und erwecken." Und noch in seinem letzten Berichte, 1818, urtheilte er unter manigfach besser gewordenen Verhältnissen: „Mehr als die Aus-

theilung der Prämien hat im Entlebuch ein feierlicher Besuch des Oberschulinspectors einen wohlthätigen Einfluß auf den Fortgang der Kinder sowol als auf den Fleiß des Lehrers selbst. Ein solcher Besuch ist für die Kinder durchgehends ein wahrer Freudentag. Dieser öffentlichen Prüfung wohnen jederzeit der Ortspfarrer und einige Ortsvorgesetzte, öfters auch Väter und Mütter der Kinder bei. Ein Wort des Lobes für die Fleißigen, ein Wort des Mißfallens mit einem guten Zuspruche begleitet für die Unfleißigen, macht überaus große Wirkung."

Aber noch ein anderes Mittel hatte Stalder zur Hand, das ebensosehr seinem psychologischen Verständniß als seinem kinderfreundlichen Sinn Ehre macht, nämlich durch Inanspruchnahme des kindlichen Interesses und Wetteifers selbst die Schulen zu heben. Und die Art, wie er das that, bildet ein so freundliches Lichtbild in der trüben Zeit der helvetischen Schulgeschichte, daß wir ihn darüber selbst ausführlich erzählen lassen wollen.

„Diese Woche", berichtet er in einem Briefe vom 1. Februar 1799, „genoß ich eine herzige Scene. Der Schulmeister J. Franz von Schüpfheim kam verflossenen Dienstag mit 20 Kindern hieher, um der hiesigen Schule einen Besuch abzustatten und eine öffentliche Prüfung mit seinen Zöglingen vorzunehmen. Knaben und Mädchen im feierlichen Putze brachten ihre Büchlein mit und freueten sich innig, eine Probe ihres Fleißes in Gegenwart von mehr als 70 Kindern ablegen zu können. Mein Bürger Vicar Graf, der aus reinem Patriotismus die Schulmeisterstelle ohne Entgelt vertritt, und ich prüften die Kinder im Lesen, und der Schulmeister von Schüpfen wies uns ihre Handschriften vor, und gewiß, wir mußten dem Lehrer sowol als den Kindern das rühmlichste Zeugniß beilegen. Nach der Prüfung ließ ich jedem Kinde anderthalb Gläschen Wein sammt einem Stücklein Brod darreichen; da war's ein neuer Jubel; froh putschten die Kleinen ihre Gläser aneinander und der ganze Schwarm rief mit Einer Stimme laut auf: Es lebe der Bürger Pfarrer und der Bürger Schulmeister Graf! Wir Schüpfer sind noch gute Patrioten! Nach einer kleinen Stunde trennten sich die Schüpfer Kinder von den unserigen und Einige von uns begleiteten sie eine Strecke weit. Nun erwacht in hiesigen Kindern ein neuer Ehrstolz und beim ersten guten Wetter werden auch die Escholzmatter Kinder, an der Spitze ihre Schulmeister, eine Wallfahrt nach Schüpfen unternehmen."

Am 28. Januar [1801?] machte anläßlich der Schulvisitation in Escholzmatt die Schuljugend von Flühli einen freundschaftlichen Nachbarbesuch daselbst. Die Escholzmatter giengen ihnen zum Willkommen entgegen und die Gemeindebehörde bewirthete die Gäste. Nach der öffentlichen Prüfung, die zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, wurden die Kinder von Flühli

einquartiert und des andern Morgens nach dem Gottesdienste von den Escholzmattern eine weite Strecke Wegs zurückbegleitet.

Als Fortsetzung dieser Zusammenkünfte wurde Stalders Schulbesuch in Flühli am 5. Februar 1802 zu einem Kinderfeste zweier Gemeinden. „Meine Schulkinder hatten vernommen, daß ich auf diesen Tag die Schule in Flühli zu besuchen gesinnt sei, und alsbald drangen sie in mich, mich dahin begleiten zu können. Es war die angenehmste Winterwitterung; jeder meiner drei Schulmeister wählte eine gewisse Anzahl Kinder aus und 40 Kinder sammt drei Schullehrern und ich fuhren am frühen Morgen weg. Eine Viertelstunde vor dem Dörfchen bewillkommneten uns schon einige abgeschickte Schulkinder von Flühli. Im Dorfe empfieng uns der wackere Bürger Pfarrer Renggli, der Mitstifter dieser neuen Pfarrgemeinde, und mein theurer Freund, der brave Schulmeister und ein paar Mitglieder der Munizipalität. Eine große Menge Volkes harrete unser und alle Schulkinder im festlichen Anzug. Flugs wurden meine Kinder von denen in Flühli aufs freundschaftlichste ins Wirthshaus geführt und die Munizipalität ließ den Escholzmatter Schulkindern und meinen Schulmeistern ein frugales Mittagessen auf Gemeindskosten aufstellen. Nach demselben fieng die öffentliche Prüfung unter einer dichtgepfropften Volksmenge an. Drei Schulknaben von Flühli hielten jeder eine kleine Anrede; die erste an mich als Schulinspector, worin sie eine herzliche Freude über mein Hieherkommen äußerten und für all die Mühe, Liebe und Sorgfalt innigst dankten; die zweite an die Bürger Schulmeister von Escholzmatt, worin vorzüglich all das Gute gerühmt wurde, das sie beim letzten Schulbesuche genossen, und die dritte an die Schulkinder in Escholzmatt. Dieser Tag, hieß es zu Ende der letzten Anrede, soll das Band der Liebe und Freundschaft unter uns (Kindern) auf ewig knüpfen, und wann wir uns einst als Greise begegnen und einander die Hände drücken, so soll der Gedanke in uns aufleben: ich hab dich beim Schulbesuche in Escholzmatt oder Flühli zuerst kennen gelernt. Dann fieng die Prüfung, oder besser gesagt, der liebliche Wettstreit unter den Kindern zweier verschiedenen Gemeinden an; zuerst kam die Reihe an meine, dann an die Kinder von Flühli; und ich mußte allen Kindern das öffentliche Zeugniß abstatten, daß sie zu meiner und aller anwesenden Zuhörer Verwunderung ihr aufgetragenes Tagwerk recht gut vollbracht haben, sowie den Bürger Schullehrern, daß sie dafür weder Mühe noch Arbeit scheueten. Nachdem die Kinder hierauf noch eine Weile sich mit einander ergötzt hatten, nahm man von einander Abschied, und auf den Abend kehrten wir Alle wieder nach Hause, froh und vergnügt."

Trotz alledem gestalteten sich die Verhältnisse der Schule gegen das Ende der Helvetik so unerquicklich, daß Stalder 1803 von der Stelle eines

Inspectors zurücktrat und seine Thätigkeit für die Schule auf seine große Pfarrgemeinde concentrirte. Aber schon 1804 tritt er als Schulinspector des Entlebuchs wieder auf den Plan und verharrt nun in dieser Thätigkeit weitere siebzehn Jahre. Das Resultat seines Wirkens war, daß das Entlebuch, dessen Schulwesen 1798 fast gleich Null, theilweise sogar unter Null gestanden, in die neuere Zeit in einem Zustande eintrat, der demjenigen der übrigen Kantonstheile zum mindesten ebenbürtig war.

Am 15. Juli 1821 reichte er seine Entlassung als Inspector ein, und nach Verfluß eines Jahres verließ der ehrwürdige Greis die Stätte seines langjährigen Wirkens, indem er Besitz von seinem Canonicat in Beromünster nahm, welches ihm bereits im Jahre 1819 verliehen worden war. Dort starb er im Jahre 1833, im 76. seines Alters. O. Hr.

Eduard Pfyffer.

1782—1834.

[Quellen: Verhandlungen der landwirthschaftlichen Gesellschaft des Kantons Luzern 1835. — Jahrbuch der luzernischen Kantonallehrerconferenz IV, 1860 u. X u. XI, 1865 u. 66. — Blätter der gemeinnützigen Gesellschaft der Section Luzern II, 1857. — Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1835, 2. Abtheilung und 1825. — Auszüge aus Archivalien. — Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft vom Jahr 1826.

Ueber Th. Müller, dessen Lebensbild hier eingeflochten ist, dienen als Quellen: Pfyffer, Nekrolog von Th. Müller. Gelesen in der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal 1826. — P. Usteri, Nekrolog in der Eröffnungsrede der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1826 (auch in Usteris „kleinen gesammelten Schriften", Aarau 1832. S. 338 ff. aufgenommen.)]

In Folge des Beschlusses des Directoriums der helvetischen einen und untheilbaren Republik vom 24. Juli 1798 wurde in jedem Kantone ein Erziehungsrath aufgestellt. Bei der feierlichen Einsetzung dieser Behörde in Luzern hielt deren Mitglied, Stadtpfarrer Thaddäus Müller[1] eine Anrede, in welcher er sich über den Zustand des Volksschulwesens also aussprach: „Wir wurden durch die Bürger Inspectoren, an die wir zweckmäßige, das ganze Landschulwesen umfassende Fragen gethan hatten, in den Stand gesetzt, die

[1] Geb. 1763, gest. 1826; von 1789—1796 Lehrer am Gymnasium, von 1796 an Stadtpfarrer.

ganze Uebersicht der Landschulen des Kantons Luzern dem helvetischen Vollziehungsdirectorium vorzulegen. Aber das Resultat der Uebersicht ist traurig: Schulen ohne Schulgebäude, Lehrer ohne Lust zu lehren und ohne Geschicklichkeit und Besoldung; eine Lehrart ohne Uebereinstimmung und nach den verkehrtesten Methoden; Unterricht ohne Lehrbücher oder aus Lehrbüchern voll Fehlerhaftigkeit und Unvernunft; Unzulänglichkeit der Schulen ihrer Zahl nach; Unzulänglichkeit des Unterrichts seiner Dauer nach; — mit einem Wort, eine gänzliche Versunkenheit des Zustandes der Landschulen" [1].

Die Aufgabe, den Kampf mit dieser Menge von Hindernissen und Schwierigkeiten aufzunehmen und einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen, fiel Müller'n zu, dem einzigen Manne im Erziehungsrathe, der über Fragen des öffentlichen Unterrichts viel gelesen und richtige Begriffe sich gebildet hatte. Ihm wurde das Inspectorat aller Schulen und im Jahr 1806 das Referat beim Erziehungsrathe übertragen, welches er bis zum Jahr 1815 versah. Seinen Bestrebungen kamen die Verordnungen des helvetischen Directoriums vom Jahr 1800 an zu Hülfe, laut welchen in jeder Gemeinde eine Schule errichtet werden sollte, der Schulzwang ausgesprochen, Maßregeln zu Handhabung des Schulbesuches in Aussicht genommen, ein Minimum der Lehrerbesoldung festgesetzt, Anfang und Ende der Schulzeit bestimmt und endlich die Einführung obligatorischer Lehrmittel vorgeschrieben wurden.

Thaddäus Müller entwickelte in seiner Amtsführung als Referent eine bewundernswerthe Thätigkeit neben seinen vielen Geschäften, welche ihn als Pfarrer der großen Stadtgemeinde in Anspruch nahmen. Er entwarf die zur Organisation des Schulwesens erlassenen Reglemente während der Mediationsperiode, betreffend die Inspection, den Bau von Schulhäusern, den Modus der Anstellung und Entlassung der Lehrer, die Einrichtungen des Seminars (in St. Urban bis 1806, dann in Ruswil, Willisau und von 1812 an in Luzern), die Einführung von freiwilligen Sonn- und Feiertagsschulen u. s. w. Unter seiner besondern Mitwirkung kam das Gesetz über das kantonale Schulwesen im Jahr 1806 zu Stande, das bis 1830 in Kraft blieb.

Nach dem Berichte des Erziehungsrathes vom Jahr 1812 besaß der Kanton 147 Gemeindeschulen, in welchen 11,300 Kinder den Elementarunterricht genossen; über 50 neue Schulhäuser standen in Gemeinden, wo früher nicht einmal eine eigene Schulstube zu finden war.

„Was guter beharrlicher Wille vermag, bewährte sich auch hier, und den kräftigen Bestrebungen Müllers verdanken wir ausschließlich die Errichtung und Ingangbringung des Landschulwesens im Kanton Luzern, welches in der Folge freilich manche Verbesserung, Ausdehnung und Vervollständigung

[1] Vergl. I, 246, II, 29.

erhalten haben mag; aber immerhin bleibt Müllern das Verdienst, daß er die Bahn brach, auf welcher seine Nachfolger fortschritten."

Diese Worte sprach sein Freund, Staatsrath Eduard Pfyffer in seinem „Nekrolog von Th. Müller, vorgelesen in der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal, den 26. April 1826". Und der so sprach, war eben im eigentlichen und eminenten Sinne der Nachfolger des Dahingeschiedenen auf dem Gebiete des Schulwesens.

Eduard Pfyffer war der Sohn des Franz Ludwig Pfyffer, Hauptmanns der päpstlichen Schweizergarde in Rom. Geboren am 13. Weinmonat 1782 genoß er seine erste Erziehung im väterlichen Hause. Das Jahr 1793 brachte er in Luzern bei einem Oheim zu und besuchte die sogenannte Rudiment (unterste Gymnasialclasse). Wieder nach Rom zurückgekehrt, blieb er daselbst, bis 1798 nach Abschaffung der päpstlichen Regierung durch die Franken sein Vater nach der Heimat zurückzog. Als 17jähriger Jüngling bekleidete Eduard Pfyffer unter der helvetischen Regierung ein Jahr lang bis Ende 1801 die Stelle eines Kriegscommissärs des Districts Luzern, begab sich aber bald mit seinem Vater wieder nach Rom, wo Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Nach Luzern zurückgekehrt widmete er sich dem Selbststudium und der Lectüre. Leichte Fassungskraft und vortreffliches Gedächtniß waren ihm eigen; er sprach fertig italienisch und französisch und verstand die lateinische Sprache.

Vom Jahre 1803 an widmete sich Pfyffer als Advocat der Rechtspraxis und erwarb sich durch seine Beredsamkeit und die fleißige und umsichtige Besorgung der ihm übertragenen Geschäfte allgemeines Zutrauen.

Der Sturz der Mediationsverfassung und der daherige Umschwung der Dinge im Kanton Luzern führte ihn gegen seinen Willen in die neue Regierung („täglicher Rath" genannt), als deren Mitglied er 1817 in den Erziehungsrath gewählt wurde, welcher ihn zu seinem Referenten bestellte. Dadurch erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Schulwesen, das unmittelbar unter ihm stand und bald seinen wohlthätigen Einfluß empfand. Durch häufige Schulbesuche, directen Verkehr mit den Lehrern und eingeforderte Berichte erhielt er genaue Kenntniß von dem Stande jeder Schule. Dabei lernte er viele Bedürfnisse und Mängel kennen, deren Abhülfe um so mehr die unermüdete Thätigkeit eines solchen Mannes erforderte, je mehr Hindernisse dabei sich zeigten. Die Lehrer behandelte er mit Achtung und Liebe, munterte sie auf mannigfache Weise zu treuer Pflichterfüllung auf und wurde von Allen als wahrer Vater geliebt und verehrt, aber auch wenn es nöthig war, gefürchtet. Die bessern Lehrer wurden als sogenannte Musterlehrer bezeichnet, deren Unterricht wenigstens ein Jahr lang diejenigen mußten genossen haben, welche in das Schullehrerseminar zu Luzern treten

wollten. Dieses erhielt tüchtigere Lehrer und eine neue Organisation mit drei Cursen. In den Mädchenschulen in Luzern führte er verschiedene Verbesserungen ein. Auch der höhern Lehranstalt (Gymnasium und Lyceum) nahm er sich mit großem Eifer an und in Folge seines Einflusses wurde Dr. Troxler als Professor der Philosophie an dieselbe berufen. Auf sein Betreiben entstunden die ersten Secundarschulen auf dem Lande, in Hitzkirch, Sursee, Sempach, Reiden und Schötz.

So wirkte Eduard Pfyffer stets dem Grundsatze gemäß, den er im Großen Rathe 1828 in den Worten aussprach, welche seine Freunde später unter sein Bildniß setzten: „Alle Menschen haben das gleiche Recht, sich aus dem irdischen Schlamme immer mehr zu ihrer Bestimmung emporzuschwingen, sich geistig immer mehr auszubilden. Darum ist die erste, die heiligste Pflicht jeder Regierung, dem ihrer Obsorge anvertrauten Volke die Möglichkeit geistiger Ausbildung zu verschaffen, mit andern Worten, für zweckmäßige Einrichtung des Schulwesens besorgt zu sein."

Um die Bildung der Lehrer zu heben, veranstaltete Pfyffer Lehrerconferenzen und schaffte auf eigene Kosten eine Lesebibliothek für dieselben an, die sie unentgeltlich benutzen konnten. Allein jetzt unternahm im Jahr 1822 ein großer Theil der Geistlichkeit den schon lange geplanten Angriff gegen ihn, indem die Capitelsvorsteher eine weitläufige Denkschrift bei der Regierung einreichten, worin der Referent wegen der veranstalteten Conferenzen angeklagt und beschuldigt wurde, daß er den Schullehrern ketzerische Bücher zum Lesen gegeben habe.

In diesem Memorial (welches der bischöfliche Commissär eine „wahrhaft apostolische Denkschrift" nannte) werden allervorderst die Schullehrer als Männer dargestellt, die „sich weder durch Talent noch Fähigkeiten über die Gemeinheit erheben und nicht im Stande sind, das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden, die nicht in die Classe der Gelehrten gehören; die sich vom Volke durch nichts unterscheiden, als daß sie richtiger lesen, schreiben und rechnen können, allenfalls verstehen was sie lesen, und geschickt sind, das Gelesene durch Erklären wieder an Mann zu bringen. Solchen räsonniersüchtigen unwissenden Leuten", fährt das Memorial fort, „werden nun durch den Referenten Bücher theils geschenkt, theils zum Lesen aus der schon berührten Bibliothek abgereicht, die keine Gelegenheit außer Acht lassen, nicht nur die katholische Kirche, ihre Dogmen und ihre Verfassung feindselig und hämisch zu erklären, sondern jedes Glaubensbekenntniß bei Seite setzend, alle geoffenbarte Religion verläugnen und ungescheut Unglaube predigen." Dann werden als solche Schriftsteller bezeichnet: Hein's Angelegenheiten des Volksschulwesens, Steffani's bairischer Schulfreund, Schlez's Dorfschule, Wagners System der Erziehung und endlich Zschokkes „berüchtigte" Schweizerlands-

geschichte, von der gesagt wurde, daß sie aufs neue den katholischen Glauben und die Kirche auf die frechste Weise entstelle und verächtlich mache.

„Was kann aber das Ziel und Ende einer solchen Leseanstalt sein, als, nachdem man das Verderbniß des Irr- und Unglaubens in die Schullehrer gebracht hat, dasselbe durch diese wichtige Menschenclasse vollends an das ganze Volk zu bringen? Das ganze Volk soll unkatholisch werden, ja wol ungläubig. Nicht nur aus den Tabernakeln soll Christus verstoßen werden, was schon die Reformatoren des 16. Jahrhunderts gethan, sondern aus jeglichem Herzen soll seine Gottheit, und aus jeglichem Munde seine göttliche Lehre weichen. Soweit haben es die neuesten Reformationshelden und namentlich die angeführten Schriftsteller gebracht, soweit soll durch sie vermittelst der Schullehrer das ganze Volk durch eine solche Aufklärerei gebracht werden! Hat der Referent einmal die Kosten und Mühe darauf verwendet, so will er ganz gewiß, daß die Bibliothek auch benutzt und gelesen werde; er will, daß die Schullehrer nach den darin enthaltenen Lehrmeinungen sich bilden und der erhaltenen Bildung gemäß wirken. Wozu sonst eine Büchersammlung für Schullehrer?"

Nachdem die Capitelsvorsteher schließlich erklärt hatten, daß die Klerisei bei solchem schonungslosen Eingreifen in das Heiligthum der Menschheit nicht länger schweigen könne und dürfe, drohten sie am Ende noch, sie werden bei fruchtlos gebliebenen Privatermahnungen der vom Gifte angesteckten Schullehrer offen von der Canzel herab gegen solche Schulen und ihre Lehrer sprechen und Eltern und Vorsteher vor ihnen warnen, als gegen eine verpestete Anstalt, in der die Kinder nur zeitliches und ewiges Verderben holen u. s. w.

Gegen diese leidenschaftliche Anklage vertheidigte sich Eduard Pfyffer mit einer Ruhe, Würde und Mäßigung, welche nur das Bewußtsein eines schuldlosen edlen Handelns und das Vertrauen auf ein ewiges Recht eingeben können, in einer an die Regierung und den Erziehungsrath eingereichten denkwürdigen Zuschrift. Es wies den Anklägern nach, daß die meisten ihrer Klagen von selbst wegfallen, da schon vor Einreichung ihrer Klage die anstößigen Bücher seien entfernt worden, was ihnen laut eigenem Geständniß durch den Commissarius zur Kenntniß gekommen sei. Er bewies aus den angeklagten Schriften, daß Hein kein Socinianer, sondern ein enthusiastischer Verehrer des Christenthums sei, und daß die Herrn wol nur einige Recensionen im „Katholiken" nachgelesen, die Werke aber selbst nicht durchgangen hätten. Sogar die Schriften von Schlez, die durchaus nichts Anstößiges enthalten, habe er dennoch entfernt, um sich keinen Angriffen auszusetzen.

Wagners System der Erziehung werde er nicht entfernen und ebenso wenig des Schweizerlandes Geschichte von Zschokke, indem darin die Kirchen-

trennung sogar mit mehr Schonung behandelt sei, als selbst in des verewigten Seckelmeister Balthasars Schriften geschehen. Kenntniß der Geschichte des Vaterlandes sei für die Lehrer etwas unentbehrliches; nur dann, wenn jeder Schweizer, sei er Städter oder Bauer, wisse, was seine Väter für Freiheit und Vaterland gelitten, wie harte Kämpfe sie dafür bestanden, werde auch er Freiheit und Vaterland zu schätzen wissen, und für die Erhaltung dieser theuersten Güter weder Opfer noch Gefahren scheuen. Umsonst werden wir unsere Zeughäuser füllen, umsonst mit großen Anstrengungen unsere Militäreinrichtungen vervollkommnen, wenn nicht Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande unsere Jugend durchglühe.

Ungeachtet dessen ertheilte der tägliche Rath, der die hohe Geistlichkeit nicht abweisen wollte, dem Hrn. Eduard Pfyffer das hoheitliche Mißfallen, trug dem Erziehungsrathe eine nochmalige Durchsicht und Säuberung der Lehrerbibliothek auf und verbot alle Schullehrerconferenzen als gefährliche Zusammenkünfte; doch durfte Pfyffer die also von Ketzerei gesäuberte Bibliothek, die sein Eigenthum war, wieder an die Schullehrer ausleihen.

Das Ganze endete mit einer Zuschrift des bischöflichen Commissarius Namens der Capitelsvorsteher und der Kantonsgeistlichkeit an den h. täglichen Rath, worin für die an den Tag gelegte landesväterliche Sorgfalt für das Volkserziehungswesen des Kantons unterthänigst gedankt wurde.

Für all' diese Kränkungen wurde Eduard Pfyffer durch die lebhafte Theilnahme aller vernünftigen Bürger, sowie durch sein eigenes frohes Bewußtsein entschädigt. Und wie jene Kränkungen ihn nicht vermochten, von seinem einmal angestrebten Ziele sich zu entfernen, also munterte der allgemeine Beifall seiner Mitbürger ihn auf, ungescheut, jedoch immer mit der erforderlichen Umsicht und Klugheit die Fortschritte im Erziehungswesen zu bethätigen.

Die Lehrer des ganzen Kantons schätzten nach wie vor Pfyffer als ihren Beschützer und Rathgeber in allen Verhältnissen. Sie alle waren seine Freunde; er kannte alle persönlich, besuchte die Schulen von allen, um sich selbst und mit eigenen Augen von ihren Leistungen und dem Stande der Schulen zu überzeugen. Jeder Lehrer eröffnete ihm seine Wünsche, Kümmernisse und Beschwerden; ihre speciellsten Verhältnisse blieben ihm kein Geheimniß. Dabei hob sich das Primarschulwesen sichtbar von Jahr zu Jahr; die Früchte des dreijährigen Seminarcurses fiengen an wahrnehmbar zu werden und die Schule gewann immer mehr Freunde; doch fehlte es auch nicht an wiederholten Angriffen und Verdächtigungen, worüber sich Pfyffer in der Versammlung der landwirthschaftlichen Gesellschaft von 1828 unter Anderm also äußerte: „Lasset immerhin Menschen gegen Vernunft und Bildung kläffen, die so gerne die alte gute Zeit der Vorrechte, Unwissenheit und Rohheit

zurückwünschen. Sie mögen uns mit Recht ärgern, aber sie sollen uns nicht irre machen. Vielleicht wären sie im Stande, augenblicklich das Fortschreiten der Menschheit zu stören, aber nie würden sie selbes aufzuhalten und zu hindern vermögend sein. Denn einmal steht es mit der Civilisation und der Entwickelung der menschlichen Kräfte auf einem Punkte, daß keine Rückschritte denkbar sind, und früher oder später das rollende Rad diejenigen zermalmen wird, die unklug genug dasselbe aufzuhalten versuchen."

Als Präsident der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1825 kam Pfyffer in seiner Eröffnungsrede auf die Volksschule zu sprechen und auf ihre Vergangenheit und Zukunft. „Vor der Revolution stand die Schweiz in Ansehung des Volksschulunterrichtes nicht höher, als dermalen die südlichen Länder unseres Welttheils stehen und der kräftige Antrieb, den dieser Unterricht in mehreren Staaten Deutschlands früher erhielt, theilte sich unserm Vaterlande erst später mit. Es war unter den Schauern unserer Staatsumwälzung, daß sich erst in der Schweiz das Volksschulwesen hob, welches in den darauf folgenden glücklichen 10 Jahren der Mediationsregierung sich weiter vervollkommnete. Fast überall — ich nehme vielleicht die Kantone Tessin und Wallis aus — existiren in allen Gemeinden stehende Schulen, fast überall verpflichten die Gesetze die Kinder zum Besuch derselben, fast überall ist für den Unterhalt der Lehrer hier reichlicher, dort kärglicher gesorgt, fast überall bestehen mehr oder weniger vollständige Anleitungen, nach denen der Unterricht betrieben wird. Die wohlthätigen Wirkungen fangen an fühlbar zu werden und jetzt schon ist der Zustand einer Schule der richtigste Barometer des sittlichen und ökonomischen Wohlstandes einer Gemeinde." Ueber die in der Versammlung zu discutirende Frage: Was ist bereits für den Unterricht und die Fortbildung der Schullehrer gethan worden und mit welchem Erfolge? bemerkte Pfyffer: „Die Frage ist wichtig, zumal von der Tüchtigkeit der Lehrer mehr wie von keiner Methode das Gedeihen einer Schule abhängt. Die Methode ist eine bloße Form; der Lehrer muß in dieselbe Leben zu bringen wissen. Der Buchstabe ist todt, aber der Geist ist lebendig. Damit der Lehrer aber leiste, was von ihm gefordert wird, muß er seinem Fache gewachsen sein und dieses ist ihm nur möglich, wenn er sich hiezu gehörig vorbereitet und gebildet hat." Er empfiehlt hierauf vorsichtige Auswahl derjenigen jungen Leute, welche sich dem Lehrerberufe zu widmen gedenken, vorläufige Beschäftigung derselben als Gehülfen erfahrener tüchtiger Lehrer (in sogenannten Musterschulen), Besuch zweckmäßig eingerichteter Seminarien, Fortbildung durch geregelte, wohlgewählte Lectüre und gemeinsame Besprechungen der Schulangelegenheiten in Conferenzen. Schließlich machte der Redner auf die Nothwendigkeit aufmerksam, für bessere Vorbereitung zu gewerblichen Berufen „Bürgerschulen" zu errichten.

Auf Pfyffers Anregung erstanden 1829 auch die vor 6 Jahren durch den täglichen Rath verbotenen Lehrerconferenzen wieder unter einer neuen Form als pädagogische Section der damals blühenden landwirthschaftlichen Gesellschaft, die Pfyffer früher hatte begründen helfen. Das Seminar unter der trefflichen Leitung N. Rietschis, welcher dem Referenten treu zur Seite stand, hatte bereits eine größere Zahl besser gebildeter Lehrer an die Schulen abgegeben; das Interesse des Volkes für die Sache der Jugendbildung war überall erwacht. Die Bestrebungen Pfyffers wurden durch gleichgesinnte Freunde in den Landesbehörden kräftig unterstützt und so bereitete sich nach und nach das treffliche Schulgesetz vor, welches nach der Verfassungsabänderung vom Jahre 1829 im darauf folgenden Maimonat erschien und dem Wirken seines verdienstvollen Urhebers die Krone aufsetzte. Es ordnete zum ersten Mal alle Bildungsanstalten des Staates in ein organisches Ganzes zusammen, es stellte Schulcommissionen für die acht Schulkreise auf und vertheilte die Aufsicht und Obsorge für die Schulen, die bisher meistens in den Händen der Geistlichen gelegen hatte, unter die Verständigen und Gebildeten jedes Berufes; es verbesserte die Stellung der Lehrer durch Erhöhung der Besoldung und Anweisung einer freien Wohnung; es erweiterte die Bildungscurse am Seminar und setzte Wiederholungscurse für die Lehrer an; es ordnete die Einführung obligatorischer Lehrmittel an, rief in den verschiedenen Gegenden des Kantons 15 Secundarschulen ins Leben und traf zweckmäßige Bestimmungen für die Lateinschulen auf dem Lande und die höheren Lehranstalten in der Hauptstadt. — Ein „Vollziehungsbeschluß in Betreff des Primar- und Secundarschulwesens", welcher die Vorschriften des Gesetzes näher ausführte, folgte schon nach drei Monaten (14. August 1830) und vollendete die Organisation des gesammten Schulwesens, welche in dieser Art noch kein anderer Kanton aufzuweisen hatte.

Im Jahr 1832 wurde Pfyffer zum Schultheißen erwählt, wodurch er Präsident des eidgenössischen Staatsrathes und der Tagsatzung wurde. Von nun an nahm seine Thätigkeit eine mehr allgemeine eidgenössische Richtung. Zwar hatte er schon früher als Gesandter mehrere Male den Stand Luzern vertreten; auch hatte er lange schon thätigen Antheil an vaterländischen Vereinen genommen. Im Jahr 1826 präsidirte er die helvetische Gesellschaft in Schinznach, im Jahr 1825 die Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in Luzern. Jetzt trat er recht eigentlich an die Spitze der Eidgenossenschaft und leitete in der schwierigen Zeit der Basler- und Schwyzer-Wirren die Geschäfte der Tagsatzung mit der Gewandtheit des erfahrensten Staatsmannes.

Von dem gemeineidgenössischen Geschäftskreise wieder seinem Kanton zurückgegeben, widmete sich Pfyffer in seiner frühern Stellung als Referent

im Erziehungsrathe neuerdings mit gewohntem Eifer dem Schulwesen, wie nicht minder der Fürsorge für das Armen- und Vormundschaftswesen. Vom Jahr 1821 an bis zu seinem Ende bekleidete er zudem noch die mühevolle Stelle eines Polizeidirectors des Kantons.

Aber das Ende des Mannes kam unerwartet schnell. Er starb an Entzündung der Gehirnhäute auf einer Geschäftsreise in Olten den 11. Dezember 1834 im 53. Lebensjahr.

Wir schließen diese Skizze mit den Worten, mit welchen der Kleine Rath in seiner Botschaft vom 13. Dezember dem Großen Rathe officielle Nachricht von dem Todesfalle gab. „Ihm vorzüglich verdankt das Landschulwesen das Gedeihen und den Fortschritt, welchen es seit frühern Jahren gemacht hat. Er sah lebendig und klar ein, daß ein republikanisches Volk nur dann den Werth und die Bedeutung seiner Freiheit zu schätzen wisse, wenn es über den alltäglichen Bedürfnissen noch ein höheres Gut kenne, daß es nur dann die Güter der Freiheit und Rechtsgleichheit zu genießen verstehe, wenn es die Leidenschaften und Vorurtheile der Vernunft und Einsicht zu opfern gelernt habe; denn er wußte, daß es schwer ist, frei zu sein. Mit besonnener Standhaftigkeit dachte darum der Verewigte darauf, das Reich der Vorurtheile, das seit langer Zeit in unserm Vaterlande Boden gefaßt, nach und nach zu zerstören und den vaterländischen Boden von seiner Herrschaft zu befreien. Er suchte ihm einen unsichtbaren Damm durch Weckung geistigen Lebens, durch Auszeichnung von Talenten, durch Beförderung tüchtiger Lehrer entgegenzusetzen. Allein er sah auch ein, daß ein offener Kampf mit diesem aus fremder Erde herübergepflanzten Reiche der Vorurtheile müsse ausgefochten werden. Er eröffnete diesen Kampf, Andere traten muthig in die Bahn. Der Sieg kann wol kaum ausbleiben; allein die Besonnenheit und Klugheit des Verewigten werden oft noch zurückgewünscht werden."

Fr. Dula.

Franz Odermatt

1794—1870

erblickte gegen Ende des letzten Jahrhunderts in Stans das Licht der Welt. Seine Erinnerungen reichten zurück auf jenen unvergeßlichen 9. September 1798, da er an der Hand seiner frommen Mutter, die auf dem andern Arm sein jüngeres Schwesterchen trug, dem schonungslosen Schwerte der Franzosen durch die Flucht entkam. Die gute Frau rettete ihre theuersten Schätze und überließ der Brandfackel der Krieger ihre ganze Habe. — Ungeachtet der drückenden Zeit wußten die Eltern den früherwachenden geistigen Anlagen

des Knaben zur Entwicklung zu verhelfen. Im Sturmschritt eilte er durch Schul- und Gymnasialclassen und besuchte schon im 15. Altersjahr die philosophische Classe in Luzern. Verschiedene Mißgeschicke im Geschäftsleben seines Vaters wollten den Wohlstand des Hauses nicht auf eine befriedigende Stufe kommen lassen, und riefen den jungen Franz von den Bildungsschulen der Gelehrten zu einem gewerblichen Berufe. Allein ein einträglicher Beruf war in diesen Zeiten der Noth nicht leicht zu finden. Doch muthig griff er nach jedem Zweig, der, wenn auch nur einen kargen, doch ehrenhaften Lohn darbot.

Unter sochen Umständen nahm er sich der sehr herabgekommenen Volksschule an, allein die Gemeinde hatte ihm nichts zu bieten als die einzige überfüllte Schulstube und eine äußerst geringe Besoldung, weil das Schulgut nur einem Jahreszins von Fr. 135 abwarf. Mit einem alten Lehrgehülfen, der unter Pestalozzi einige Monate ausgeholfen, legte er 1816 Hand an die Hebung der Schule. Nach zehn mühevollen Jahren verließ er die Schulstube, wurde aber 1827 in den Schulrath berufen. Zwei Jahre später erschien das erste Schulgesetz von Nidwalden, welches eine neue Schulbehörde, den Kantonsschulrath und eine Oberaufsicht, das Inspectorat, ins Leben rief. Dieser Fortschritt im pädagogischen Gebiete war vorzüglich sein Werk. Neuerungen werden gewöhnlich angefeindet. Die folgenden Jahre brachten dem Schulrathe manchen harten Kampf, Verkennung und Kränkungen aller Art, allein Obermatt hielt ungeachtet häufiger beruflichen Arbeiten als Familienvater, Rechtsanwalt und erster Landschreiber 19 volle Jahre als Schulrath und Rechnungsführer aus. Der liberalen Richtung angehörend, wurde er eine kurze Zeit in einseitiger, undankbarer Beurtheilung seiner Verdienste 1846 zurückgesetzt; allein unser kleines Land konnte einen seiner tüchtigsten und unbestritten seinen rastlosesten Mann nicht lange vermissen. Er wurde zum Präsidenten unserer höchsten richterlichen Instanz berufen. Die Schulgemeinde fand 1853 sich neuerdings veranlaßt, den Gerichtspräsidenten an die Spitze des Schulrathes zu wählen.

Mit erneuter Thätigkeit nahm er wieder seine Stelle ein, sparte keine Mühe den Schulfond zu heben, die Lehrmittel zu verbessern und die Lehrerstellen zu vermehren; er machte sogar selbst eine Rundreise im Schulkreise, um alle pflichtigen Kinder, die aus Noth oder Nachläßigkeit der Eltern der Schule entzogen waren, in dieser zu sammeln. In seinem Greisenalter hat er wiederum 15 Jahre lang fleißigen Antheil an den Sitzungen genommen und mit seinen gereiften Erfahrungen und weisen Räthen zur Hebung der Schulen mitgewirkt, als ein Mann mit einem aufrichtigen Herzen, das nur für das Gute, Edle und Wahre schlug, und mit einem erprobten Verstande, der dazu die richtigen Mittel zu wählen wußte. Er starb den 3. Januar 1870.

v. Deschwanden.

Franz Xaver Dominik Brandenberg.

1774—1824.

[Quelle: Dessen Leben und Wirken von Prof. H. Al. Keiser als Programm zum „Jahresbericht der kantonalen Industrieschule in Zug, 1870–71."]

Franz Xaver Dominik Brandenberg wurde den 4. August 1774 in Zug geboren, zeigte schon in den Primar- und Gymnasialclassen seiner Vaterstadt große Lernbegierde und bedeutende Fortschritte und begann 1793 seine theologischen Studien an der Universität Dillingen in Baiern unter Zimmer und Sailer. Letzterer übte auf ihn, wie auf die meisten Studirenden, einen wohlthätigen Einfluß, wurde jedoch schon im folgenden Jahre durch Intriguen von der Anstalt entfernt. Ueber die Absetzung seines edeln Lehrers mit Schmerz erfüllt, vollendete der junge Brandenberg die theologischen Fächer im niedlichen Städtchen an der Donau, erweiterte durch Umgang mit einem der vorzüglicheren Oekonomen Baierns, mit dem Verwalter Benno Scharl im Schlosse zu Grünbach, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und machte nach Ablauf des Schuljahres 1797 ein Repetitorium der gesammten Theologie bei Sailer durch, dem sein Freund, der Pfleger bei dem Herrschaftsgerichte des Malteser-Großpriorates zu Ebersberg, E. Th. Beck, ein willkommenes Asyl geboten hatte. An der Primizfeier des lieben Schülers, 18. März 1798, hielt der gemüthliche Lehrer die Predigt und entließ denselben mit den prophetischen Abschiedsworten: „Guter Brandenberg, dein reger Geist und dein gefühlvolles Herz werden Deinen Lebensweg mit vielen Dornen besäen."

Während die Franzosen in die Schweiz einbrachen, kam Brandenberg in der Charwoche nach Zug. Daselbst herrschten traurige Wirren; das mit Sensen und Prügeln bewaffnete Landvolk bestürmte die Rathsherren in der Stadt und läutete am Charfreitage Sturm, wo sonst seit Jahrhunderten die Glocken geschwiegen hatten. Die Landsgemeinde vom 19. April endete mit einer blutigen Schlägerei. Den 24. April eilten die Zuger aus allen Gemeinden mit 11 Fahnen unter Oberstlieutenant Andermatt nach dem Freienamt; aber in einem Gefechte bei Hägglingen von den Franzosen geschlagen, kehrten sie schon den 27. April entmuthigt in den Heimatkanton zurück. Zwei Tage darauf zog der Feind unter General Jordy in die Stadt ein, die nun über ein Jahr unter Truppendurchmärschen und Requisitionen litt. Darum konnte sie für Hebung der Schule wenig thun, weßhalb Brandenberg sie verlassen und sich wieder den Studien gewidmet zu haben scheint. Bleibend

ließ er sich erst 1800 in seiner Heimatgemeinde nieder, als die Municipalität und die Gemeindekammer mit der Schulorganisation Ernst machten und folgende Commissionsvorschläge annahmen: 1. Alle Lehrerstellen sind als aufgehoben und vacant erklärt. 2. Drei neue Lehrer werden gewählt, darunter Brandenberg. 3. Diese drei sollen unverzüglich den Schulplan entwerfen und das Nöthige vorschlagen. 4. Jeder dieser Professoren erhält 36 Louisd'or Lehrgehalt.

Man theilte nun das Gymnasium in drei lateinische Hauptclassen. Brandenberg übernahm die mittlere derselben (I. und II. Syntax) und den 2., seit 1802 auch den 1. Curs Französisch, und gemeinschaftlich mit einem andern Lehrer die untere Lateinclasse nebst der Präfectur. Nach dem Zeugnisse der Schulcommission vom 3. November versah er dieses Amt „mit besonderer Geschicklichkeit und einem Nutzen, der unverkennbar ist", während er gleichzeitig die Mädchenschule im Kloster bei Maria Opferung völlig reorganisirte und die Lehrerinnen in der Pädagogik unterrichtete. Im Jahre 1803 übertrug man ihm auch die Professur der Rhetorik, ohne daß man ihn nur im Geringsten entlastet hätte. Wiederholt und ernstlich drang die Schulcommission auf Anstellung neuer Lehrkräfte; wirklich stellte der Stadtrath einen zweiten und endlich einen dritten tüchtigen Lehrer „an dem auszehrenden Gymnasi" an, das einzig durch „die rastlosen Arbeiten und den ganz unverdrossenen Schuleifer des Hrn. Präfecten Xaver Brandenbergs" vor dem Zusammensturze gerettet worden war. Bei der Preisaustheilung 1804 hielt der unermüdet arbeitende Präfect eine später im Druck erschienene Rede über die Frage: „In welchem Verhältnisse stehen Staat und Schule gegen einander?" Stadt- und Erziehungsrath sprachen dem Redner den vollsten Dank aus. 1803—4 gab er den Unterricht in den drei obern Lateinclassen und im 2. und 3. Curs Französisch so, daß ihm die Schulcommission reiches Lob spendete. Das folgende Schuljahr fand in Zug eine siebenclassige Lateinschule mit 35 Zöglingen; unter Brandenberg standen die drei obern Curse: II. und I. Rhetorik und große Syntax. „In Betracht der ausgezeichneten Schulverdienste" erhöhte die Stadt sein Einkommen durch Berufung auf die Konradspfründe. Und als er die Schüler für Aufführung eines Theaterstückes einübte, überschickte ihm die Schulcommission zum Zeichen ihrer Anerkennung 10 Neuthaler mit einem ehrenden Begleitschreiben. Seine Bestrebungen für die Kalligraphie unterstützte sie durch Anschaffung der von Roschi entworfenen 40 Tableaux, drang dagegen weder mit der Errichtung einer projectirten Zeichnungsschule, noch mit dem Wunsche betreffend Anstellung eines vierten Lateinlehrers durch. Weil sie aber den Präfecten durch die Arbeiten für Hebung der Knaben- und Mädchenschule und für Reorganisation der Stadtbibliothek zu sehr beansprucht fand, nahm sie ihm die große Syntax ab.

Die dadurch gewonnene Muße benützte Brandenberg zur Herausgabe von Schulbüchern. Im Jahre 1807 erschien ein „lateinisches Buchstabir- und Lesebüchlein mit Sprüchen etc.“, 1808 „Sammlung der nützlichen und nothwendigen Kenntnisse aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Landwirthschaft“. Erziehungsrath und Stadtschulcommission sprachen sich über das letztere Werk anerkennend aus, führten beide Büchlein in den Schulen ein und bedachten den Verfasser mit Geschenken. Der „Schweizerbote“ nennt es „eines der nützlichsten Lehr- und Lesebücher“. Nun folgten: „Lesebüchlein mit lehrreichen Erzählungen zum Gebrauche der deutschen Schulen“; „Neu eingerichtetes Namen- und Buchstabirbüchlein für die erste Classe“; „Buchstabenkenntniß“; „Anleitung zum Schönschreiben“; „Grundlehren der deutschen Sprache ... nebst einer Anleitung zum Briefschreiben und andern nützlichen Aufsätzen“; „Christkatholische Religionslehre für die studirende Jugend in den obern Classen am Gymnasium ...“ Der „Schweizerbote“ findet die Lesebüchlein „sehr zweckmäßig eingerichtet“, empfiehlt den benachbarten Gegenden die Schulen in Zug und fügt bei: „Vorzüglich macht sich durch seinen Fleiß und Eifer unser Herr Präfect Brandenberg sehr um das Gymnasium und die lernbegierige Jugend verdient“. Ebenso günstig lauten die amtlichen Berichte des Erziehungsrathes von 1806—8. Noch den 23. November 1808 schreibt der Erziehungsrath an Brandenberg, der mehrere Jahre selbst Mitglied dieser Behörde, auch Schulinspector für Cham, Hünenberg und Risch war: „Der Erziehungsrath genoß die ganze Dauer seiner verfassungsmäßigen Existenz des hohen Vergnügens, Zeuge Ihrer unermüdeten Anstrengungen in Bildung und Vervollkommnung der heimatlichen Lehranstalten zu sein. Wir glaubten Ihre Delicatesse zu beleidigen, wenn wir hier alle Ihre Verdienste um das Lehrwesen unseres Kantons aufzählten; allein das, was Sie für Bildung der bisher ganz verwahrlosten weiblichen Jugend in der Töchterschule bei Maria Opferung [1] thaten, Ihre rastlose Thätigkeit in Unterweisung der Lehrerinnen sowol als der Zöglinge, Ihre das ganze Institut belebende und umfassende Aufsicht können von uns nicht ohne die rühmlichste Anpreisung übergangen werden. Doch die allgemeine Stimme des Publicums, daß die weibliche Jugend sich ohne Schullohn Kenntnisse erwerbe, die sie vorher mit schwerem Gelde kaum erlernen konnte, wird Ihrer anspruchslosen Seele das reinste, angenehmste Lob sein. Das Vaterland verdankt Ihnen diese Schöpfung, jede verbesserte Lehrmethode, Ihnen verdanken wir die Aussicht in eine frohe Zukunft.“

---

[1] Die Leistungen dieser Schule fanden auch auswärts Anerkennung. So gab J. C. Fäsi, Pfarrer in Riffersweyl, Kt. Zürich, 1811 eine eingehende „Nachricht von der Töchterschule im Frauenkloster bei Zug“ heraus.

Leider sollte die Freude über diese verdiente Anerkennung nicht lange dauern. Brandenbergs Aeußerungen über die den Schülern ertheilten Preisaufgaben veranlaßten 1810 nach einer stürmischen Sitzung den Rücktritt der Schulcommission, die ihre Geschäfte nur unter Bedingungen wieder aufnahm, die dem Präfecten wehe thun mußten. Auch kränkte es ihn, daß die Behörde barsch gegen die Vorsteherin des Klosters verfuhr, weil diese die sogenannten „Kosttöchter" nicht zu den monatlichen Prüfungen anhalten, für dieselben keine Preise mehr annehmen und die Preisvertheilung in der Klosterkirche nicht mehr gestatten wollte. Ein von ihm angekündigter Vacanztag bot der Schulcommission Gelegenheit, ihm den Unwillen zu bezeugen. Sie enthob ihn der üblichen Eröffnungsrede an der Preisaustheilung. Bald beklagte man sich über sein Lehrverfahren und über den schlechten Fortgang seiner Schüler in der Algebra und in den classischen Studien; auch später hieß es, in seiner Classe gehe es schlecht im Latein und im Französischen und fehle das Zifferrechnen ganz. Unzufrieden „über die vernachläßigte Schul- und Kirchendisciplin, über den allzu auffallenden Unfleiß und rohes Betragen der Schüler und Nichtachtung der Schulstatuten ab Seiten der Lehrer" begab sich die Schulcommission in corpore auf das Schulhaus, um „jedem Lehrer einzeln das Treffende vorzuhalten". Wol sprechen die folgenden Berichte sich besser aus; im Jahre 1820 wird „das Töchterinstitut bei Maria Opferung als musterhaft im Detail" geschildert und im folgenden Jahre „der Wolehrwürdigen Frau Mutter, dem Hochw. Hr. Präfect und den würdigsten Lehrerinnen insgesammt, allen für Ihr edles Bestreben am Wohl der gesammten Bürgerschaft durch Ihre schöne Anstalt ... verbindlichster Dank und Zufriedenheit" bezeugt und auch der Fortgang in der Rhetorik als befriedigend bezeichnet. Aber schon 1821 wiederholt der Schulrath gegen Brandenberg die Klage betreffend „Lauigkeit in Pflichterfüllung" und die Mahnung „mit Freude, Liebe und Unverdrossenheit an dem hohen Ziele der Erziehung zu arbeiten und mit dem Schulrathe einmüthig mitwirken zu helfen". Auch ein Rapport vom nächsten Jahr urtheilt ungünstig über seine Classe, während die Berichte von 1822 und vom 17. April 1823 besser lauten. Endlich brach die schmerzlichste Prüfung über ihn herein. In der Schulcommissionssitzung vom 23. Juni 1823 erklärte Rathsherr Polizeidirector Dr. Med. Stadlin: „Da Hr. Präfect Brandenberg in seinen Amtsverrichtungen als Präfect schon Jahre lang Lauigkeit, Trägheit, Gleichgültigkeit oder wol gar verachtenden Ungehorsam sich gegen die Beschlüsse und Verordnungen der Schulcommission zu Schulden kommen lasse, sei dem Stadtrathe anzutragen, den Lehrer I. und II. Rhetorik, Xaver Brandenberg von der Präfectur zu entfernen und diese dem Hrn. Sechser und Lehrer Utiger zu übertragen". Umsonst betraute die Vorsteherin des Frauenklosters den gebeugten Mann, wie

bisher, mit der Oberleitung des Töchterinstitutes; die Schulcommission wollte „keine andere Aufsicht und Leitung der weiblichen Gemeinds- oder Bürgerschulen, als die vom Rathe aus bestimmte“ anerkennen. Geschwächt durch seine vielen Arbeiten im Dienste der Jugendbildung, starb der strebsame Schulmann den 15. Januar 1824 aus Gram über die schnöde Zurücksetzung. Die Leiche des uneigennützigen, liebevollen Menschen, des guten, freundlichen Lehrers, des anregenden, eifrigen und verdienten Schulmannes und des ungeheuchelt frommen Priesters begleiteten die schulpflichtigen Knaben und Mädchen mit ihren Lehrern, die Geistlichkeit und eine große Anzahl Bürger und Bürgerinnen unter Thränen der Dankbarkeit zur letzten Ruhestätte.

J. Staub.

Johann Melchior Schuler.

1779—1859.

[Quellen: Nekrolog in der Glarner-Zeitung und hinterlassene Briefe und Manuscripte. — Schulers gedruckte Schriften. [1]]

Johann Melchior Schuler wurde den 10. März 1779 als erster Sohn zweiter Ehe des Kamerarius Fridolin Schuler, Diakon in Mollis, geboren. Seinen Unterricht erhielt er von seinem Vater, der als langjähriger Leiter einer von ihm gegründeten Lateinschule eine ausreichende Lehrpraxis besaß, um seinen Sohn selbst zum akademischen Studium vorzubilden. Schon im März 1796 gieng der kaum siebenzehnjährige Jüngling nach Schaffhausen über, um sich daselbst als Studiosus der Theologie immatriculiren zu lassen.

[1] Von Schuler ist veröffentlicht worden: 1) Thaten und Sitten der alten Eidgenossen 1809 (für die vaterländische Jugend). Dasselbe II. Aufl. 1831. Dasselbe III. Aufl. 1839. 2) Dasselbe Werk, für das Volk bearbeitet, 1838 in 2 Bänden. III. Aufl. 1842/57 in 7 Bdn. 3) „Die unglaubliche Größe des Elends im Schooße unsers Vaterlandes“ 1813. 4) Die Linth-Thäler. 1814. 5) Predigten: a. Das Andenken Zwinglis. Synodalpredigt 1807. b. Das neue Gesangbuch. 1808. c. Prüfung unserer Freiheit — Landsgemeindepredigt 1814. 6) Huldreich Zwingli. Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. 1818. 7) Vertheidigung der Reformationsfeier. 1820. 8) Vortrag über die Kirchenverfassung. 1832. 9) Urkundliche Darstellung des gesammten Schulwesens im Kt. Aargau. 1834. 10) Vaterländische Erzählungen. 1836. 11) Geschichte des Landes Glarus. 1836. 12) dito Schulausgabe. 1837. 13) Lesebuch für Schweizerkinder von 10—14 Jahren. 3 Bdchn. 1837. 14) Huldrici Zwinglii opera. Comp. editio prima curantibus M. Schuler et Joh. Schulthessio. Tur. 1828—42.

Sein Kostherr, Pfarrer Joh. Kaspar Hurter in Schlatt, charakterisirt ihn als einen sehr lebhaften jungen Mann von vorzüglichen Anlagen, der aber doch soweit von jugendlichem Leichtsinn entfernt sei, daß er jedem guten Rath willig Gehör gebe und ein tüchtiger Mann zu werden verspreche. Leider konnte er seine Studien nicht ganz vollenden, um alsdann in geordneter Weise das theologische Examen zu absolviren. Es kam das ereignißvolle Jahr 1798, dessen Kriegslärm bis in die stillen Hörsäle der akademischen Jugend hineindrang und am 30. April dieses Jahres treffen wir den feurigen Jüngling auf den Anhöhen von Wollerau, wo er, als Feldprediger unter dem Banner seines Heimatkantons stehend, seine Landesbrüder zum muthigen Kampfe gegen die Franzosen anfeuert. Dieses unmittelbare Erleben all der Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse, welche auch für das Glarnervolk so namenloses Elend im Gefolge hatten, weckte in ihm zuerst jenen glühenden Franzosenhaß, dem er später in seinen Geschichtswerken einen prägnanten Ausdruck lieh und von dem er sich auch im spätesten Alter nicht freizumachen vermochte. Trotz der Unruhe jener Tage fand er indessen doch Zeit, seine Examenarbeiten fertig zu bringen, und es fanden dieselben von Seiten der Examinatoren so großen Beifall, daß er, ohne sich noch persönlich zur Prüfung stellen zu müssen, im Juni 1798 ins Ministerium des Kantons Schaffhausen aufgenommen wurde. Im April des folgenden Jahres wurde er sodann von der Verwaltungskammer in Schaffhausen zum Pfarrer von Siblingen ernannt. Nach sechsjährigem, segensreichem Wirken daselbst wurde in seinem Heimatkanton die Pfarrei Kerenzen vakant, und als von da aus ein Ruf an ihn ergieng, folgte er demselben mit Freuden.

In Kerenzen öffnete sich ihm nun ein reiches Arbeitsfeld. Vor allem galt es, der Armennoth zu steuern. Die Kriegsjahre hatten so unsäglich viel Armuth im ganzen Lande geschaffen, daß auch besser situirte Gemeinden wie Kerenzen auf Mittel und Wege denken mußten, wie den vielen Armen nachhaltige Hülfe geboten werden könne. Schuler suchte nun besonders dahin zu wirken, daß Gemeindeland auf eine bestimmte Zeit an Arme vertheilt werde, damit sie für ihre Lebensbedürfnisse sorgen könnten. Es kostete einen langen, harten Kampf, bis die widerstrebenden Elemente in der Gemeinde für das Project gewonnen waren, und Schuler sagt selbst: „Manch Anderer hätte den Muth verloren; aber ich war zeitlebens ein harter, viereckiger Quader und fürchtete mich nicht sobald. Meine Absicht war gut und wohl des Verdrusses werth". — Im Stillen nur suchte er vorerst das Schulwesen der ihm anvertrauten Gemeinde zu fördern. Als er aber im Jahre 1811 in den damals neu geschaffenen kantonalen Schulrath als Mitglied gewählt wurde, da begann er auf diesem Gebiete eine Thätigkeit zu entfalten, welche, so wenig Anerkennung sie auch ihm selber einbrachte, für die künftige Ent-

wicklung der Schule in seinem Heimatkanton geradezu als bahnbrechend bezeichnet werden muß. Der Schulrath suchte sich vor allem einen klaren Einblick in die bestehenden Schulverhältnisse zu verschaffen und da war es eben Schuler, der nach einer Rundreise durch alle Gemeinden des Kantons einen getreuen und einläßlichen Bericht über die glarnerischen Schulen abfaßte. Derselbe liegt heute noch im Manuscript vor und, was ihn als ersten Bericht dieser Art auszeichnet, ist der Umstand, daß Schuler nicht blos die thatsächlichen Verhältnisse aufs genaueste darlegt, sondern auch den Ursachen nachforscht, welche diese Verhältnisse in den verschiedenen Gemeinden herbeigeführt haben. Wenn es ihm nicht schon früher klar geworden wäre, so hätte er sich bei diesem Gang durch die Schulen davon überzeugt, daß der Hauptfehler im glarnerischen Schulwesen in dem Mangel an tüchtigen Lehrkräften bestand, und das Hauptziel, das Schuler von da an ins Auge faßte, war, dahin zu wirken, daß von der kantonalen Behörde aus Schritte gethan würden, um für Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte zu sorgen. In einer besondern Schrift, die ebenfalls nur im Manuscript vorhanden ist, legte er dar, worin eine den Bedürfnissen entsprechende „Schulmeisterbildung" zu bestehen habe und was über die positiven Kenntnisse hinaus bezüglich Methode und Schulzucht vom Schulmeister gefordert werden müsse. Er dringt dann besonders darauf, daß eine Anzahl junger Männer, durch finanzielle Beihülfe der Gemeinden und des Schulrathes aufgemuntert, zu einem Bildungscurs herbeigezogen werden möchten, in welchem sie nicht blos theoretisch mit den Grundsätzen einer in Pestalozzis Geist ausgebildeten Methode vertraut würden, sondern sofort auch in einer richtig geleiteten Musterschule in die Anwendung dieser Methode, in die eigentliche Schulpraxis eingeführt würden. Als das beste Mittel zur Verwirklichung dieses Gedankens empfiehlt er den Besuch der Musterschule von Pfarrer Reutlinger in Rüti, Kanton Zürich, einer Schule, aus welcher schon eine Reihe der tüchtigsten Lehrkräfte des Kantons Zürich hervorgegangen seien. Für den Fall, daß dieser Vorschlag nicht durchführbar sein sollte, räth Schuler, es möchte der erwähnte Curs in einer wohlorganisirten Schule des Kantons Glarus unter Leitung eines tüchtigen Schulmannes abgehalten werden. Die kantonale Behörde entschied sich für das Letztere. Der Leiter des Curses war bald gefunden: es konnte kein anderer als Schuler selbst sein. Vier Monate hindurch, vom 1. Dezember 1812 bis 30. März 1813, ertheilte er zehn Lehrern, die bereits in Amt und Würden gestanden, täglich nicht weniger als zehn Stunden Unterricht in Lesen und Schreiben, Grammatik und Orthographie, Kopf- und Zifferrechnen, Schönschreiben und Gesang und Niemand stand ihm dabei hülfreich zur Seite, als der Lehrer seiner Gemeinde, den er selbst mit der pestalozzischen Methode vertraut gemacht hatte. Bei der äußerst mangelhaften Vor-

bildung seiner Jünglinge hatte er, innert enger gezogener Grenzen, jene doppelte Aufgabe zu lösen, die auch den heutigen Seminarien noch nicht erspart ist, seine Zöglinge vorerst selbst mit den nöthigen Kenntnissen auszurüsten, um sie dann erst zur richtigen Verwerthung derselben in der Volksschule anzuleiten. Mit welchem Eifer und Erfolg er gearbeitet, davon zeugte nicht blos die dankbare Anerkennung und Verehrung, womit seine Zöglinge ihm zeitlebens zugethan blieben, sondern auch die Leistungen, welche dieselben in der Folgezeit zu Tage zu fördern fähig waren. Von Seiten der Behörde wurde ihm nichts als eine etwas kühle Verdankung zu Theil und vom Volke, dem sein eifriges Streben geweiht war, hatte er nur Verwünschungen wegen der Neuerungen, denen er den Weg bahnen wollte, einzuernten.

Doch, es sollte dies nicht die einzige Erfahrung davon sein, daß auch das redlichste und uneigennützigste Streben verkannt und angefochten wird, wenn es traditionell gewordenen Anschauungen entgegentritt. Im gleichen Jahre 1813 erschien, von Schuler verfaßt und von der zürcherischen Hülfsgesellschaft befürwortet, die Flugschrift: „Die unglaubliche Größe des Elends im Schooße unseres Vaterlandes". Die Offenheit und Unerschrockenheit, womit Schuler in dieser Schrift die socialen Schäden bloslegte, wurde außerhalb des Kantons überall anerkannt und that große Wirkung; im Heimatkantone dagegen erregte sie bis in die höchsten Kreise hinauf Unwillen und Erbitterung. „Man muß die unsaubere Wäsche nicht aushängen" hieß es. Noch im folgenden Jahre, als Schuler an der Landsgemeinde die Predigt halten sollte, ließ der Rath die Mahnung an ihn ergehen, er solle in seiner Predigt doch ja nichts vom Armenwesen sagen. Schuler aber antwortete einfach: „Was ich sagen will, ist schon geschrieben, und was geschrieben ist, werde ich sagen."

Durch diese und manche andere unliebsamen Erfahrungen, welche Schuler namentlich in seiner Gemeinde durchzumachen hatte, wurde ihm allerdings sein Wirken im Heimatkanton vergällt und gerne benutzte er die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, in einem andern Kantone seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Im Januar 1815 gieng er als Pfarrer nach Mönthal über; in dieser Stellung konnte er zugleich als Lehrer an der Bezirksschule in Brugg wirken. Da war er in seinem Elemente. Er konnte wieder der Schule seine Kraft weihen und der Aargau, der Schulers Thätigkeit auf diesem Gebiete zu schätzen wußte, ist ihm fortan zur zweiten Heimat geworden. Im Mönthal, in Bözberg, wohin er 1817 übersiedelte, in Erlinsbach, wohin er zehn Jahre später als Seelsorger berufen wurde, — überall hat er sich als warmen Freund und Förderer der Schule bewährt und ist ihm auch Gelegenheit geboten worden, in den Schulbehörden von Gemeinde und Bezirk, seit 1828 auch als Mitglied der obersten Erziehungsbehörde des Kan-

tons seine reiche Erfahrung im Schulwesen zu verwerthen und ein gewichtiges Wort zur Entwicklung und Neugestaltung der Schule mitzureden. Er wurde in dieser Stellung vor allem der Begründer einer genauen Statistik des aargauischen Schulwesens.

Bekundete er im Schooße der Behörden sein organisatorisches Talent, so hat er doch noch auf anderm Wege viel fruchtbarer und auf viel weitere Kreise hinaus gewirkt mittelst einer Thätigkeit, für welche er einen ganz besondern Beruf in sich fühlte. Die Liebe zur Schule, zu den Kindern seines Volkes hat ihn zum Schriftsteller gemacht, und seine Neigung zu geschichtlicher Forschung wies ihm den Weg, auf welchem er sein schriftstellerisches Talent entwickeln sollte. Schon 1809 verfaßte er „die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen“ für die vaterländische Jugend, ein Buch, das weit über die Grenzen seines Heimatkantons in den Schulen Eingang fand und nach 22 Jahren in zweiter, acht Jahre später in dritter Auflage erschien; letztere war dann, namentlich in „zweiter Ausgabe“ 1842—57, für einen weitern Leserkreis berechnet. Ebenfalls für den Gebrauch des Schülers gab derselbe Verfasser im Jahr 1836 die kurzgefaßten, in Auswahl und Stil dem Verständniß des Kindes angepaßten „Vaterländischen Erzählungen“ heraus. Es schwebte ihm dabei wol als Ziel vor, dem Schüler einen Stoff zu bieten, der vom Lehrer für den Sprachunterricht verwerthet werden könne. Diesen Zweck faßte er aber noch bestimmter ins Auge, als er im darauf folgenden Jahre drei Bändchen unter dem Titel „Lesebuch für Schweizerkinder von 10—14 Jahren“ erscheinen ließ, in denen neben erzählendem und geschichtlichem Stoff auch Materialien für Sprech- und Denkübungen geboten waren, so daß diese Büchlein so recht den Uebergang zur Praxis der neuen Volksschule bezeichnen. Manch werthvolle Gabe hatte Schuler der jungen Welt auch schon in den „Neujahrsblättern“ der Brugger Culturgesellschaft (1819—29) geliefert und auch sein „Huldreich Zwingli“ gieng aus demselben Bestreben hervor, der Jugend, diesmal der reifern, ein Stück Geschichte, ein Lebensbild vorzuführen, das anregend und begeisternd auf dieselbe wirken konnte. Und zum Beweise endlich, daß er auch in seiner zweiten Heimat seines engern Vaterlandes trotz aller bittern Erfahrungen nicht vergessen konnte, schenkte er demselben 1836 seine auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende „Geschichte des Landes Glarus“, in welcher zum ersten Mal die neuere Zeitgeschichte eine klare und den Thatsachen entsprechende Darstellung fand. Und damit auch die Jugend nicht leer ausgehe, besorgte er zu gleicher Zeit einen Auszug für den Schulgebrauch. Nehmen wir hinzu, daß Schuler außerdem Mitherausgeber von Zwinglis Werken (1828—42) war, daß er fortwährend von neuem durchforschte, was sich von Quellen zur Schweizergeschichte ihm darbot, so gewinnen wir einen

Einblick in die rastlose Thätigkeit eines Mannes, der mit aller ihm verliehenen Kraft dem Vaterlande zu dienen bestrebt war. Forschend, arbeitend bis zum letzten Augenblick, starb er 1859.

Heer.

Pfarrer Jakob Heer.[1]

1784—1864.

Wie in der Schweiz überhaupt, so war auch im Kanton Glarus keine Zeit fruchtbarer für die Entwicklung des Volksschulwesens als die Dreißigerjahre des laufenden Jahrhunderts. Mit dem wiedererwachenden politischen Leben, mit dem Drange nach Befreiung von all den Fesseln, welche die Vollberechtigung des einzelnen Bürgers beeinträchtigten, brach sich auch im Volke mehr und mehr das Bewußtsein Bahn, daß die beste Garantie für die Erhaltung seiner Freiheitsrechte eine Schule sei, welche dem einzelnen Bürger mittelst naturgemäßer Entwicklung seiner Geisteskräfte auch zur Selbständigkeit in politischen Dingen verhelfe. Die Schule begann im Volke selber Wurzel zu fassen und es bedurfte nur der Pionniere, welche von edler Begeisterung getragen und unverzagt vorangiengen, um den lange Zeit brach gelegenen und eigentlich nie recht aufgepflügten Boden zu bearbeiten. Unter denjenigen nun, welche, ihres innern Berufes wie ihrer Ziele klar bewußt, solche Pionnierdienste versahen, steht in den vordersten Reihen der Mann, dessen Lebensgang wir hier mit wenigen Strichen skizziren möchten.

Jakob Heer ist am 12. April 1784 in Kerenzen als der zweite Sohn des dortigen Pfarrers Samuel Heer geboren. Er wurde von seinem Vater erzogen und unterrichtet bis zu dessen Tode im Frühjahr 1796. Im Herbst desselben Jahres nahm ihn sein gelehrter Oheim Heinrich Heer, welcher der Gemeinde Buchs, Kanton St. Gallen, als Seelsorger vorstand, bei sich auf und ertheilte ihm Unterricht in Latein und Griechisch. Jakob verlebte dort

---

[1] Heers gedruckte Schriften sind folgende:

1) Plan zur Stiftung eines Vereins von Freunden des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens. 1832.
2) Das Volksschulwesen in Demokratien. 2 Bdchn. 1832/33.
3) Lehrbuch des Denkrechnens. 3 Thle. 1836/39. II. und III. Aufl. 1841. — 1857/58.
4) Schulblätter, allgem. schweiz. 1835—39 (als Mitarbeiter).
5) Rede bei der Pestalozzifeier in Wädensweil. 1846.

zwei seiner glücklichsten Jugendjahre. Seine Mutter und mütterlichen Verwandten bestimmten ihn zum Handelsstand. Er kehrte daher im Juni 1798 nach Glarus zurück, um das Französische zu erlernen. Neben dieser Sprache, in welcher der Oheim mütterlicherseits ihn unterrichtete, trieb er mit großem Eifer das Rechnen. Einen Lehrer in diesem Fach hat er nie gehabt; es stand ihm nur das Lehrbuch von Girtanner zu Gebote. Schon damals genügte ihm das mechanische Rechnen nicht; er suchte sich vielmehr über alle Operationen Rechenschaft zu geben, sie klar zu durchdenken. Aber kaum zum Besitz der nothwendigsten Kenntnisse in den beiden Fächern gelangt, mußte er, ein Knabe von $14^1/_2$ Jahren, vom Lernen schon zum Lehren übergehen. Im Spätherbst 1799 nämlich kam er als Hauslehrer zu Kirchenvogt Trümpi im Mühlethal, wo er vier mit ihm fast im gleichen Alter stehende Zöglinge im Französischen und im Rechnen zu unterrichten hatte. Von deutschem Sprachunterricht wußte man damals noch nichts.

Der junge Präceptor verharrte indessen nur drei Vierteljahre in dieser Stellung. Der Oheim von Buchs war nämlich unterdessen als Pfarrer nach Kerenzen berufen worden und eben damit in seine unmittelbare Nähe gerückt. Dieser Umstand war es wesentlich, der ihn zu einer ernstlichen Wiedererwägung seiner durch mütterlichen Spruch bereits entschiedenen Berufswahl veranlaßte, und er gelangte zu dem festen Entschluß, er wolle Theologie studiren. Die Gründe, die ihn dazu bestimmten, legte er seinen Verwandten in einer Art Memorial vor, das von einer für sein Alter nicht gewöhnlichen Reife des Urtheils zeugt. Dasselbe hatte denn auch die Wirkung, daß die Verwandten ihm ihre Zustimmung nicht versagten, und, wie von einem Alp befreit, kehrte er wieder bei seinem lieben Onkel Heinrich ein, um sich daselbst während drei Vierteljahren auf die Universität vorzubereiten. Schon im April 1801 wurde er in Basel als Studiosus der Theologie immatriculirt und ein Brief aus jener Zeit giebt uns ebensowol von seinem Fleiß und Eifer im Studium, sowie auch davon Zeugniß, daß er sich trotz seiner Jugend gegenüber allem, was ihm im Hörsaal geboten wurde, sein eigenes Urtheil vorbehielt. Indem er auf die Professoren zu sprechen kommt, äußert er unter anderm: „In Rücksicht auf die Orthodoxie sind alle noch sehr strenge — die neue berüchtigte Kant'sche Philosophie hat noch keinen Einfluß auf dies System der baslerischen Theologen — es bleibt in allweg noch beim Alten!" Das Studium der Theologie war damals schnell abgethan. Zu Pfingsten 1802 hatte der kaum achtzehnjährige Jüngling sein theologisches Examen bereits absolvirt und wurde zum Geistlichen ordinirt. Auch war ihm nicht die mindeste Frist zur Vorbereitung auf die Praxis des Amtes gegönnt; denn schon ein Vierteljahr vorher, bevor er nur die Studien vollendet hatte, war ihm bereits das Diakonat in Mollis angetragen, womit

die Oberlehrerstelle an der Gemeindeschule verbunden war. Er selber war ganz unglücklich darüber. „Ich bin noch so jung" — schreibt er in jenen Tagen an seinen ältern Bruder Jost — „und soll schon einen solchen Posten annehmen! Und ach! noch so weit zurücke in meinen Kenntnissen, so wenig geübt und so schwach, daß es mir unmöglich ist, etwas Vernünftiges in einem ganzen Zusammenhange zu denken! Letzthin sollte ich einen Versuch eines Predigtplanes machen, welcher mir aber so schlecht gerieth, daß ich ihn sogleich in Stücke zerriß. Und einem zweiten, den ich jetzt mache, wird es ebenso gehen. Wenn ich sogleich nach meiner Zurückkunft einen Posten annehmen muß, so muß ich mich ganz auf die Arbeiten von Andern verlassen. Und wie kann dies bei den Katechesen geschehen, die nach dem Urtheile von verschiedenen verständigen Männern weit schwerer sind als Predigten — und für mich es gewiß doppelt sind? — Ich habe allen Muth verloren". Der Muth mußte sich doch wieder finden. Die Gemeinde wählte ihn und er folgte dem Rufe.

Hier begann nun seine erste pädagogische Thätigkeit, indem er mit großem Eifer sich mit dem Volksschulwesen beschäftigte. Er war in Basel mit Tobler und Nänny befreundet worden, welche in Pestalozzis Anstalt ihre Vorbildung erhalten hatten und für ihren Meister ganz begeistert waren. So suchte auch er Pestalozzis Methode, so gut er es verstand, in der Schule zu Mollis einzuführen. Was diese Zeit für ihn selber und namentlich für die Herausbildung des Pädagogen in ihm für eine Bedeutung hatte, das sagt er uns 18 Jahre später, nachdem er längst diesen Wirkungskreis verlassen hatte, in einem Briefe, in welchem er einen erneuten Wahlantrag der Gemeinde Mollis abschlägig beantwortet. „Mollis ist die Wiege meines Geistes. Da lernte ich zuerst meine Kraft fühlen — lernte die Menschen kennen und das Kinderherz; da machte ich auch den ersten, wiewol noch sehr schwachen und unvollkommenen Versuch, eine bessere Volksbildung einzuleiten. Was ich später in Niederutzwyl und in Glarus Gutes gewirkt habe — der Keim davon lag in der Richtung, die Mollis meinem Geiste gegeben hatte. Die in Mollis einst erlittenen Kränkungen sind längst ganz vergessen und kommen in keine Rechnung; unvergessen sind dagegen die Freundschaft und das Zutrauen, welche Sie einst dem schwachen Jüngling schenkten." Indessen waren die Verdrießlichkeiten, die ihm die Anhänger der althergebrachten Methode durch ihren Widerstand gegen seine Neuerungen bereiteten, doch so schwer wiegender Natur gewesen, daß sich Heer veranlaßt sah, im Februar 1805 die Pfarrstelle in Atzmoos anzunehmen, wozu freilich auch der Umstand wesentlich beitrug, daß er sich mit der Tochter des Landammann Oswald Sulzer von Atzmoos verlobte.

Im Juli 1807 siedelte er nach Niederutzwyl über, indem er die Pfarrei Henau übernahm. Er blieb daselbst bis zum September 1811. Die hier verlebten Jahre ersetzten ihm die mangelnde Studienzeit. Es waren dies seine wichtigsten Bildungsjahre, in denen er durch rastlose Arbeit von Morgens früh bis Abends spät die vielen Lücken auszufüllen suchte, welche in seiner Bildung vorhanden waren. Alle Stunden, welche die beschwerliche Filiale (er hatte jeden Sonntag dreimal zu predigen) ihm übrig ließ, wurden mit philosophischen und theologischen Studien, nicht minder auch mit Mathematik und Pädagogik ausgefüllt. Doch auch ins praktische Leben griff er ein. Er bildete zwei Schullehrer heran, von denen einer, Namens Egli, später Professor der deutschen Sprache und der Mathematik in Grenoble wurde, und gründete zwei neue Schulen.

Im Juni 1811 befiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. In Folge dessen gab er seine Stelle auf und zog nach Glarus, um daselbst in aller Stille als Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik an der dort neugegründeten Lehranstalt, das „Institut" genannt, zu wirken. Die Anregung zur Gründung dieser Anstalt war von seinem jüngern Bruder, Pfarrer J. H. Heer in Glarus ausgegangen, unterstützt von Landammann Niklaus Heer. Im Mai 1811 lag der Plan oder das Programm dazu gedruckt vor. Dasselbe bezeichnete als allgemeinen Zweck der Anstalt: das Kind solle als Mensch überhaupt und zum Menschen und weiter zu einem für die Gesellschaft brauchbaren, in unsern Verhältnissen und für einen bestimmten Beruf tauglichen Menschen gebildet werden. Als Lehrgegenstände werden genannt: die deutsche Sprache nach der grammatischen und stilistischen Seite, Französisch, Arithmetik, die Elemente der reinen Geometrie, Geographie mit Naturgeschichte, vaterländische und allgemeine Geschichte, das Wissenswürdigste aus der Naturlehre, Religion, Singen und Schönschreiben; die alten Sprachen nur auf ausdrückliches Begehren von 8—10 Zöglingen. Bedingung zum Eintritt war ein Alter von mindestens acht Jahren. Diese Anstalt, deren Direction in den Händen von Pfarrer J. Heinrich Heer lag, genoß großes Zutrauen beim Publicum, und manche tüchtige Männer — wir erinnern an Nationalrath Peter Jenny sen. — sind daraus hervorgegangen. Dazu hat Jakob Heer mit seiner rüstigen Arbeitskraft nicht am wenigsten beigetragen. Fünf Jahre lang hielt er in diesem Dienste aus. Unermüdlich war sein Eifer. Aber die Zeit der hereinbrechenden Theurung und Verdienstlosigkeit war der Entwicklung der Anstalt nicht günstig. Der Versuch, derselben durch Gründung einer Actiengesellschaft eine gesicherte Grundlage zu schaffen, mißlang. Dieser Umstand war es, der Heer wesentlich bestimmte, im Herbst 1816 die Pfarrstelle in Matt anzunehmen. Im Dezember 1816 zog er mit seiner Familie im dortigen Pfarrhause ein. Fast

gleichzeitig war er in Chur zum Professor gewählt worden. Obwol diese Stelle seinen Neigungen besser entsprochen hätte, lehnte er doch ab, weil er der Gemeinde Matt bereits sein Wort gegeben hatte.

Hier warteten seiner nun mancherlei schwere Aufgaben. Das Hungerjahr 1817—18 rief der Sorge für die Armen. Heers Bemühungen ist es auch wesentlich zu verdanken, daß das Sernfthal durch eine fahrbare Straße mit Schwanden verbunden wurde. Er mußte beim Nivelliren derselben selbst mit Hand anlegen und sich dafür verwenden, daß die Straße nicht ganz irrationell angelegt wurde. In Folge dessen konnte auch an eine bessere Ausbeutung des alten Plattenbergs in Engi gedacht werden, und da war es wieder der Pfarrer in Matt, der es durch seine kräftige Initiative überhaupt, sowie namentlich durch seine lange gepflogenen Verhandlungen mit den Landesbehörden dahin brachte, daß der Plattenberg endlich unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt und daß für eine geordnete Verwaltung von Seiten des Landes gesorgt wurde, was am meisten der nächstinteressirten Gemeinde Matt zu Gute kam.

Aber auch als Pädagoge blieb der an rastlose Arbeit Gewöhnte keineswegs unthätig. Ihm stand es fest, daß eine bessere Zeit für das Schulwesen des Kantons nur durch Heranbildung geeigneter Lehrkräfte herbeigeführt werden könne, wie er dies selbst einmal in so bezeichnender Weise ausspricht: „Ein allseitig ausgebildeter, geistig und moralisch tüchtiger Lehrer ist die beste Schulmethode, das beste Schulbuch und das beste Schulgesetz" — und er war der Mann dazu, um einer solchen Ueberzeugung auch thatsächlichen Ausdruck zu geben. In aller Stille unterrichtete er eine Anzahl junger Leute aus seiner Gegend und bildete sie zu tüchtigen Lehrern aus. Dann aber setzte er seine ganze Kraft für die Errichtung eines neuen Schulhauses in Engi ein. Er suchte selber die nöthigen Geldmittel hiefür zu beschaffen, indem er im ganzen Lande Beiträge sammelte, und war sich dabei vollkommen klar bewußt, daß er damit, wie er selbst sagt, einen Grundstein legte zu einer veredelten Bildung der Jugend in seinem kleinen Thale wie im ganzen Kanton. In der That wurde der im Jahr 1832 vollendete Bau des Schulhauses Engi oder, genauer gesprochen, die günstige Aufnahme, welche die Collecte für diesen Bau im ganzen Lande gefunden hatte, der Ausgangspunkt für die Gründung des Vereins, von welchem in den Dreißigerjahren alle wirksame Anregung zur Hebung des Schulwesens ausgegangen ist. Jakob Heer ist der Schöpfer des schon mit dem 1. März 1832 ins Leben getretenen glarnerischen Schulvereins[1]. Er hatte die besten Kräfte

---

[1] Der Aufruf an die Freunde des vaterländischen Schulwesens, von Heer verfaßt, wurde unter dem Titel: „Plan zur Stiftung eines Vereins" ꝛc. als Broschüre

im Kanton, Männer, welche geistig wie materiell ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu legen im Stande waren, für den Plan zu begeistern gewußt, auf dem Wege freier Vereinsthätigkeit für die Heranbildung tüchtiger Lehrer, für Erstellung neuer Schulhäuser, für alles dasjenige zu sorgen, was für eine erfolgreiche Förderung des Schulwesens nothwendig war, und es ist ein Gefühl der edelsten Freude, das sich am Stiftungstage des Vereins in seiner Präsidialrede ausspricht, wenn er am Schlusse derselben sagt: „Mögen unsere Enkel, wenn sie einst über unsern Gräbern stehen, den Stiftungstag des Schulvereines in Glarus als einen Festtag in dankbar froher Erinnerung begehen und Gott preisen für den mannigfachen leiblichen und geistigen Segen, der von ihm ausgieng über die Kinder unsres Volkes.“

Das starke Bewußtsein einer Errungenschaft, das diese Worte bekunden, hat sich in der Folgezeit als vollkommen berechtigt erwiesen; der glarnerische Schulverein hat mit seinem stillen, bescheidenen Wirken Furchen gezogen, die tief ins Volksleben eingeschnitten haben, und ohne seine Bethätigung wäre es nie möglich gewesen, daß schon nach drei Jahren seines Bestandes mit den Landsgemeindebeschlüssen vom Jahre 1835 ein dauerhaftes Fundament zu einem vom Staate geleiteten Schulwesen gelegt werden konnte, ein Fundament, welches durch die 1837ger Verfassung nur gefestigt wurde, wenn auch der damals von Heer ausgearbeitete Entwurf zu einem Schulgesetz noch nicht gesetzliche Kraft erhielt, weil man die Zeit hiefür nicht gekommen glaubte. Dazu half aber auch wesentlich mit, daß Heer selbst, vom Feuereifer seiner Begeisterung getrieben, an seinem Orte alles that, was nothwendig war, um das Schulwesen in den Gemeinden auf eine höhere Stufe zu bringen. Er war mehrere Jahre hindurch Schulinspector und hatte in dieser Stellung Gelegenheit, seine Erfahrungen im Gebiete der praktischen Schulführung an den Mann zu bringen. Seine praktische Befähigung zum Pädagogen fand auch in weitern Kreisen so große Anerkennung, daß er im Sommer 1834 von Fellenberg nach Hofwyl berufen wurde, um daselbst einen Lehrcurs zu leiten. Die Rede, womit er diesen Lehrcurs eröffnete, ist uns noch in den allgemeinen schweizerischen Schulblättern erhalten. Außerdem widmete er sich dem pädagogischen Berufe auch in der Weise mit all

gedruckt. Die Zwecke des projectirten Vereins werden darin aufs genaueste präcisirt, ebenso bezüglich Beschaffung der Mittel, sowie über die Organisation des Vereins die nöthigen Andeutungen gegeben, so daß alles den Charakter eines reifen Projectes an sich trägt. Ueber die Thätigkeit des ins Leben getretenen Vereins geben uns die zwei Hefte „das Volksschulwesen in Demokratien“ 1832—33, von Heer als Präsident des Vereins redigirt, alle wünschbaren Aufschlüsse.

seiner Kraft, daß er während einer Reihe von Jahren Knaben in sein Haus aufnahm, welche von ihm erzogen und in den alten und neuern Sprachen unterrichtet wurden. Eine Anzahl der tüchtigsten Männer, die später eine ehrenvolle Stellung im Leben eingenommen haben, sind aus dieser Schule hervorgegangen.

„Vielleicht darf ich" — so schreibt uns sein Sohn, Prof. Oswald Heer, dessen Name in der wissenschaftlichen Welt genugsam bekannt ist — „hier auch seine Söhne nennen, die von ihm unterrichtet wurden. Ich erhielt von ihm Unterricht in Latein, Griechisch und Hebräisch, auch in Deutsch, Französisch und Mathematik, verdanke ihm überhaupt meine ganze Vorbildung bis zur Universität, indem ich von Matt unmittelbar nach Halle kam. Wenn es mir vielleicht vergönnt war, der Wissenschaft einige Dienste zu leisten, so habe ich diese zunächst der großen Sorgfalt zu verdanken, die mein guter, treuer Vater in unermüdlicher Thätigkeit auf meine Vorbildung verwendet hat. Seine eigene Vorbildung war eine sehr lückenhafte geblieben und nur seinem eisernen Fleiße und seiner Willenskraft gelang es, allmälig diese Lücken auszufüllen. Er konnte es nie verschmerzen, daß er durch seine Verwandten gezwungen worden war, seine Bildungszeit so sehr abzukürzen und so schnell ein Amt anzunehmen, nur um sein Brot zu verdienen. Er wurde dadurch mit einem tiefen Haß gegen alle oberflächliche Bildung, gegen alles Abrichten für einen Beruf erfüllt. Dies hat seine gute Frucht getragen; denn er suchte zunächst dahin zu wirken, daß seinem Bruder Joh. Heinrich eine gründliche Universitätsbildung zu Theil wurde, und in spätern Jahren ließ er auch seinen Kindern eine gründliche Bildung angedeihen."

Aber mit diesem Wirken im öffentlichen Leben wie im Privatkreise war seine Arbeitskraft noch nicht erschöpft. Er fühlte den Drang und die Kraft in sich, auch als pädagogischer Schriftsteller sich zu bethätigen und als die bedeutsamste Frucht dieser Thätigkeit darf hier das im Jahr 1836 erschienene „Methodische Lehrbuch des Denkrechnens" genannt werden. Schon in den Jahren 1811—16, wo Heer Institutslehrer in Glarus war, hatte er einen Leitfaden für das Denkrechnen in der Volksschule ausgearbeitet, der zwar nie gedruckt, aber von mehrern Lehrern des Kantons copirt und in der Schule gebraucht worden ist. Als dann im Jahre 1834 der zürcherische Erziehungsrath die Bearbeitung neuer Lehrmittel für den Rechenunterricht als Preisaufgabe ausschrieb, da unternahm Heer eine gänzliche Umarbeitung jenes Leitfadens, und wenn er auch nicht als Concurrent für den ausgesetzten Preis auftreten wollte, so schickte er doch seine Arbeit dem zürcherischen Erziehungsrathe zur Prüfung ein, um ein fachmännisches Urtheil darüber zu erhalten. Dieses erfolgte und lautete so günstig, daß er es wol wagen durfte, sein Manuscript drucken zu lassen. Im Frühjahr 1837 konnte das

Werk, das auf pestalozzischer Grundlage ruht und den Ausbau dieser Methode seitens der deutschen Pädagogen, der Scholz, Krancke und Diesterweg, wesentlich mitberücksichtigt, nahezu vollständig, bis auf die zweite Abtheilung des Exempelbuchs, die 1839 nachfolgte, erscheinen. Es fand bei Fachmännern in weitern Kreisen großen Anklang und hat dem Verfasser den Namen eines tüchtigen und erfahrenen Methodikers für alle Zeiten gesichert. Wol die größte Wirkung hat es in der nächsten Umgebung, im eigenen Kantone gethan, wo das Erscheinen dieses Werkes geradezu das Durchbrechen einer rationellen Rechenmethode in der Schule bezeichnet. Die besten Lehrkräfte wetteiferten miteinander, sich die Grundsätze seines methodischen Verfahrens vollkommen zu eigen zu machen und die Früchte seiner Arbeit reiften schneller, als er selbst erwarten konnte. Im folgenden Jahrzehend schon konnte eine zweite Auflage des Exempelbuches veranstaltet werden. — Neben dieser Hauptarbeit betheiligte er sich auch an der Herausgabe der vom Jahre 1835 an erschienenen „Allgemeinen Schweizerischen Schulblätter", worin er durch klare Darlegung seiner methodischen Grundsätze, durch Kritiken und Beiträge anderer Art manche fruchtbare Anregung zur Durchführung einer naturgemäßen Methode im Geiste Pestalozzis gegeben hat.

Ueber all diesem rastlosen Schaffen war ein Jahr nach dem andern dahingegangen und es wurde ihm Bedürfniß, einen Theil seiner Arbeitslast von den Schultern zu laden. Im Mai 1842 trat er von seinem Pfarrdienste zurück und nahm Abschied von der Gemeinde, in welcher und für welche er so manchen schweren Kampf gekämpft und so viele Opfer gebracht hatte. Mit der Begeisterung dessen, der seine beste Kraft der Erziehung und Bildung der Jugend geweiht hatte, legte er auch in der letzten Stunde noch, in der Abschiedspredigt, seinen Pfarrkindern die Sorge für die Schule und deren Gedeihen als die wichtigste ans Herz. Er selbst blieb fortan seinem pädagogischen Berufe getreu und gründete in Wädensweil eine Lehranstalt, in welcher während elf Jahren zahlreiche junge Leute ihre Bildung, vornehmlich für die kaufmännische und technische Laufbahn, erhielten. Durch Anstellung tüchtiger Hülfslehrer, wie durch seine eigene gewissenhafte Aufsicht über die Zöglinge, gewann die Anstalt ein großes Zutrauen beim Publicum. Als jedoch im Jahr 1853 das Haus, in welchem das Institut untergebracht war, verkauft wurde, siedelte er nach Zürich über. Er nahm im Seefeld Wohnung und widmete sich dort noch mehrere Jahre der Erziehung weniger junger Leute und namentlich auch seines jüngsten Sohnes Jost. Die Lust zur Arbeit verließ ihn bis in sein hohes Alter nicht; konnte er als Erzieher nicht mehr wirken, so wachte mit aller Lebendigkeit noch der Drang nach wissenschaftlichen Studien in ihm auf (1857 und 1858 ließ er unter seiner Oberleitung auch noch eine dritte Auflage seines Exempel-

buches besorgen), und, obwol er sein ganzes Leben mit unermüdlicher Ausdauer gearbeitet hatte, behielt er seine geistige Frische bis zu seinem Tode. Er starb im Januar 1864, betrauert von Allen, die ihm im Leben nahe gestanden.

Heer.

Andreas Rosius à Porta.

1754—1836.

[Quelle: Schriftliche Mittheilungen seines Sohnes Pfarrer J. Rosius à Porta.]

Am 28. November 1754 wurde à Porta zu Fideris, woselbst sein Vater Pfarrer war, geboren. Nach vollendeten Studien im Jahr 1776 zu Fideris in die Synode der Geistlichen aufgenommen, reiste er als Lehrer und Begleiter der beiden Söhne des Ministers v. Salis-Marschlins nach Frankreich, woselbst er als Feldprediger im Regiment Salis-Marschlins angestellt wurde. Diese Stelle versah er mit gewissenhafter Treue 14 Jahre lang, bis zu der 1792 erfolgten Entlassung der Schweizertruppen aus k. französischen Diensten. Dann kehrte er nach Hause und errichtete schon im Jahre darauf (1793) seine Erziehungsanstalt zu Fettan, welche trotz mancherlei Widerwärtigkeiten — Feuersbrunst zu Fettan, Truppendurchzügen 2c. — unter seiner einsichtsvollen und geschickten Leitung zu wohlverdientem Rufe emporblühte und sich ununterbrochen und ungeschmälert 43 Jahre erhielt.

Aus allen Thälern Bündens wurden ihm von angesehenen reformirten Familien Zöglinge zur Erziehung anvertraut. Echt pädagogisch war sein Hauptbestreben, durch Wort und Beispiel auf die sittliche und religiöse Bildung der Jugend einzuwirken; sein Verhältniß zu den Zöglingen war das eines liebevollen Vaters. Seine Verdienste um die Jugenderziehung fanden auch bei den Landesbehörden gebührende Anerkennung. Als Zeichen derselben wurde ihm — wie seinerzeit Planta und Nesemann — der Professorstitel ertheilt. — Man besaß damals im Engadin noch kein passendes Schulbuch; à Porta brach die Bahn zu einem solchen und zwar in Bezug auf Inhalt, Stil und Orthographie, durch die Herausgabe seines: Magister amiaivel — Coira 1819. 2. Aufl. 1831. — Dasselbe enthielt viel Treffliches und blieb im Gebrauche, bis unser Erziehungsrath zur Herausgabe neuer Schulbücher schritt.

Den Pestalozzi wollte er persönlich kennen lernen, darum besuchte er ihn. Beim Abschied umarmte ihn Pestalozzi und sprach: Geh, du Engel des Engadins! — Segnend und gesegnet in der Nähe und von der Ferne entschlief à Porta in seinem 83. Altersjahre.

Bemerkenswerth ist es, daß alle Zöglinge der von ihm gegründeten und dann noch von seinem Sohne eine Zeit lang fortgesetzten Anstalt während eines halben Jahrhunderts (wol 800) körperlich und geistig gestärkt das Institut verließen und kein einziger derselben im Institute starb.

Herold.

Peter Saluz.

1758—1808.

[Quellen: Der neue Sammler, gemeinnütziges Archiv für Bünden. Bd. IV. — Tagebuch von P. Saluz, Manuscript.]

Nicht durch besondere Lebensschicksale, auch nicht durch einzelne hervorragende Thaten hat sich P. Saluz ausgezeichnet, sondern durch seine stille, nachhaltige und unverdrossene Hingabe für die Erziehung und Bildung seines Volkes. Am 27. Juni 1758 zu Lavin im Unterengadin geboren, erhielt er den ersten Unterricht bei seinem Vater, da es damals eine öffentliche Schule in Lavin nicht gab. Er sollte Pfarrer werden. Wer das wollte und nicht so viel Vermögen hatte, um im Auslande Hochschulen zu besuchen, gieng damals hier zu Land zu einem angesehenen Pfarrer „in die Lehre“. Derselbe nahm zuerst die lateinische Grammatik, das sogenannte „Declinirbuch“ mit ihm durch und führte ihn dann gleich meist an der Hand lateinischer Lehrbücher in die theologischen Wissenschaften ein. Der Lehrvertrag wurde gewöhnlich in der Art abgeschlossen, daß der Pfarrer sich verpflichtete, den Zögling binnen 3—4 Jahren „auf die Kanzel zu stellen“. Damit hatte die Lehre ihr Ende und der Candidat wurde in die Synode aufgenommen. So brachte auch Saluz die Zeit vom 12.—16. Jahre bei einem derartigen Lehrmeister zu. Schmerz und Unwillen haben den sonst so sanften Mann nachher oft ergriffen, wenn er an den Zeitverlust dieser Jahre zurückdachte. Von 1774—76 verweilte er dann aber bei Pfarrer Rosius à Porta in Fettan, einem Manne, der seine Studien in Deutschland und Ungarn gemacht hatte und durch sein offenes, freies Wesen die jungen Leute an sich zu ziehen wußte. In seinem 18. Jahre schon (1776) wurde er in die Synode aufgenommen und erhielt die Pfarrei Felsberg bei Chur. Er nahm seine Aufgabe nicht leicht und suchte nun erst mit beharrlichem Fleiße sich das zu

geben, was ihm Andere hätten geben sollen: er wurde sein eigener Lehrer. Er wandte sich besonders der Erforschung der biblischen und philosophischen Moral zu; das Studium der Schriften Kants gewährte ihm großen Genuß. In der Geschichte freute er sich immer am meisten über die Fortschritte der Völker in sittlicher Cultur und in den Wissenschaften. In dem Studium der alten und neuen Sprachen war er stets auf die Erforschung der Sprachgesetze bedacht und brachte es besonders im Deutschen und Italienischen zu einer seltenen Reinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks.

Der eben so geistreiche als strebsame Mann konnte nicht verborgen bleiben. 1784 wurde ihm daher eine Lehrstelle an der neu organisirten Stadtschule in Chur übertragen. Nicht ohne tiefe Wehmuth schied er von der ihm so anhänglichen Gemeinde. Indessen eröffnete sich ihm in Chur doch ein viel weiterer Wirkungskreis. 1789 erhielt er zu seinem Lehramt noch eine Predigerstelle. In beiden Stellungen verstand er es, individuell eindringlich und jedes Gemüth ergreifend zu sprechen, ohne irgendwie die höchsten leitenden Gedanken aus dem Auge zu verlieren.

Beim Ausbruche der französischen Revolution gab er sich, obgleich er sich über dem Parteigetriebe hielt, großen Hoffnungen hin. Er hoffte auch für Bünden Abschaffung von mancherlei Mängeln in der Verwaltung, besonders aber eine Reformation des geistlichen Standes und des Schulwesens. Er wurde sogar nach dem Einzug der Franzosen von Massena in die Municipalität der Stadt gewählt; wie er aber sah, daß von Kirchen- und Schulwesen in der Behörde keine Rede war, trat er alsobald wieder zurück, weil er ohnedies unter der Gewalt der Leidenschaften, wie sie damals regierten, weder Böses hätte verhindern noch Gutes befördern können. „Ich bin", sagte er, „und werde ewig bleiben ein Freund der Freiheit, einer vernünftigen, auf Ordnung, Gesetze und Gerechtigkeit gegründeten Freiheit, aber ein Feind der Tyrannei und derer, die sie einführen und ausüben wollen". Deshalb unterließ er auch keine Gelegenheit, um das dringende Bedürfniß guter Schulen im Lande recht lebhaft darzustellen. So sprach er 1794 zu einigen Abgeordneten in der Standesversammlung: „Was hilft es euch, daß ihr diesen oder jenen Großen im Lande erniedriget, während ihr und eure Söhne so unwissend bleiben? Müßt ihr doch immer jemand haben, der eure Landes- und Gemeindssachen besorgt und wenn ihr diesen ihre Gewalt und ihr Ansehen genommen habt, so werden bald Andere sein, die dieselben an sich reißen und schlimmer sind als die Ersten. Denket vielmehr darauf, wie ihr überall im Lande bessere Schulen einführen wollt, so werdet ihr mehr Auswahl zu Regenten und Richtern haben". Predigte er damals auch noch tauben Ohren, so fand er doch, als der Sturm der Revolution sich gelegt hatte, Männer, die ihm zur Ausführung seines längst gehegten Planes, eine Landschule

zu gründen, Hand boten. Im Jahr 1803 wurde die Errichtung der Kantonsschule beschlossen und am 1. Mai 1804 bereits eröffnet. Saluz wurde die Leitung derselben übertragen. Den Titel eines Rectors lehnte er in seiner Bescheidenheit ab. Die Schule sollte, wie er dies in seinem „unmaßgeblichen Vorschlag" zur Errichtung derselben ausgeführt hatte, besonders dazu dienen, dem Volke tüchtige Beamte, besonders aber Schullehrer zu erziehen. Sie sollte für beide Confessionen bestimmt sein und nur der Religionsunterricht getrennt gegeben werden, allein der Präsident des katholischen Theils des Großen Raths erklärte, daß weder das hiesige Domstift noch der päpstliche Nuntius zu Luzern ihre Einwilligung zu einer gemeinschaftlichen Erziehungsanstalt hätten geben wollen und so blieb die Kantonsschule bis zum Jahr 1850 eine „evangelische".

Saluz leitete nicht nur die durch seinen nachhaltigen Eifer zu Stande gekommene Schule, sondern er ertheilte auch Unterricht an derselben in Religion und deutscher Sprache und besorgte bis zum Jahr 1806 auch die ganze Oekonomie der Anstalt. Leider wurde der vortreffliche Mann der Schule und dem Lande zu früh entrissen. Die angestrengte Thätigkeit hatte allmälig sein Nervensystem zerrüttet. Er erkrankte. Auch in seinen Fieberträumen beschäftigte ihn das Wohl der Kantonsschule. Am 29. April 1808 starb er. Wer je des Segens gedenkt, den die Kantonsschule auch unserm Volksschulwesen gebracht hat, wird stets unter die Förderer desselben den Prof. Peter Saluz rechnen müssen.

Herold.

Johann Ulrich v. Salis-Seewis.

1777—1817.

[Quelle: Mohr, Vorrede zur Geschichte Graubündens von J. U. v. Salis-Seewis.]

Neben Peter Saluz darf als Mitbegründer und Förderer der Kantonsschule J. Ulrich v. Salis-Seewis nicht ungenannt bleiben. Er war den 16. Mai 1777 zu Malans geboren, der jüngste Bruder des Dichters Gaudenz v. Salis. Den Elementarunterricht erhielt er von dem Hauslehrer der ältern Geschwister, Kahlert aus Breslau, einem vielseitig gebildeten Mann. Derselbe begleitete den begabten Knaben 1786 für zwei Jahre nach Lausanne, dann nach Buchsweiler in das Schweighausersche Institut und endlich nach Straßburg. Beim Ausbruche der französischen Revolution begab sich Salis auf die Akademie nach Stuttgart und vollendete sein Studium auf der

Universität Marburg, wo er mit Jung-Stilling und Savigny sich eng befreundete. Sein Lieblingsstudium war die Geschichte. Von der Universität zurückgekehrt, begleitet er seinen Vater, der den bündnerischen Wirren und vielleicht auch der Deportation entgehen wollte, nach Zürich, Augsburg und Ludwigsburg. Von 1799 an lebte er in Chur. 1800 zog er sich beim Baden in der Plessur eine Lähmung der linken Seite zu, die ihn von da an bis zu seinem Lebensende an sein Zimmer bannte. Dessenungeachtet war er für die Wissenschaft und Kunst und ebenso für die Förderung gemeinnütziger Werke rastlos thätig. Er schrieb eine Geschichte Graubündens, unterhielt sich mit Musik und Malerei, war Mitarbeiter an dem „Neuen Sammler“, insbesondere war er ein eifriges Mitglied des Schulraths und des Directoriums der Kantonsschule. An der Gründung und Einrichtung derselben hatte er den lebhaftesten Antheil genommen. „Die Erfahrungen seiner politischen Laufbahn beseelten ihn mit Wärme für ein Institut, von dem er bessernde Einwirkung auf künftige Geschlechter hoffte“. In diesem Sinn war er auch schon früher jungen Studirenden mit Beiträgen für ihre Universitätskosten behülflich gewesen. Aus seiner Schulrathsbesoldung bildete er einen Fond, dessen Zinsen einst dürftigen Schülern zu gut kommen sollten.

Am 15. Juni 1817 raffte der Tod den noch jungen Mann mitten aus seinem edlen Streben und Wirken hinweg. Herold.

Dr. Jakob Martin Rascher.

1770—1818.

[Quelle: Vincenz v. Planta: J. Friedr. v. Tscharners Leben und Wirken.]

Der dritte im ersten Directorium der Kantonsschule war Dr. J. M. Rascher. Er ist an und für sich nicht Schulmann gewesen, aber er ist es geworden, indem er, einmal zur Mitleitung der Kantonsschule berufen, auch in diesem Kreise seiner Thätigkeit die ganze Kraft seiner Persönlichkeit einsetzte. Den 5. Oktober 1770 zu Chur geboren, hatte er, zum Jünglinge herangewachsen, Medicin studirt und ließ sich dann als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Mit seltener Uneigennützigkeit gab er sich seinem Berufe hin. Wie bei wenig Menschen war bei ihm Reife und Einheit; er wußte, was er wollte, und strebte darnach mit der ganzen Kraft seiner Seele. Das bekannte Wort Fenelon's: être fidèle dans l'action et indifférent sur le succès — war sein Lebensgrundsatz. Den befolgte er als Arzt, als väter-

licher Freund der Armen und Verlassenen und als Bürger. Christliche Liebe übte er in ihrem reinsten und ausgedehntesten Sinne. Gerechtigkeit war ihm über Alles theuer. Ein Unrecht, das einem Andern widerfuhr, kränkte ihn mehr, als wenn es ihm selbst widerfahren wäre. Einheit, Ordnung und Mäßigung strebte er überall an, wo er zu wirken hatte. Stufenweise Verbesserung mit sorgfältiger Rücksicht auf das Bestehende, Vorsicht im Aufbauen, aber noch weit mehr im Niederreißen war ihm heiliges Gebot. Ein Mann der That, haßte er das Geschwätz von Gemeinnützigkeit, Vaterlandsliebe u. s. w. im Munde derer, die in Thaten lahm und lau waren. Einssein mit sich selber in Lebensplan und Grundsätzen war ihm die Hauptsache für jeden Menschen. Wenig auf einmal, aber dieses tüchtig und gründlich lernen zu lassen, empfahl er besonders mit Rücksicht auf Erziehung und Schule. Vieles nicht zu wissen und nicht zu können, aber Eins zu haben, worin man zu finden sei, schien ihm für Jedermann nothwendig. Diese Grundsätze machte er auch in der Leitung der Kantonsschule geltend. Nachdem er im Hungerwinter von 1817 auf 1818 die nöthigen Anstalten zur Hülfe für die Armen getroffen und dabei täglich in der aufopferndsten Weise thätig gewesen war, setzte ein Nervenfieber dem gemeinnützigen Leben und Streben des trefflichen Mannes am 20. März 1818 ein unerwartetes und allzufrühes Ziel.

Herold.

Lucius Hold.

1777—1852.

[Quelle: Bündnerisches Monatsblatt. Jahrgang 1852.]

Wenn von der evangelischen Kantonsschule Graubündens und von ihrem Einflusse auf die Hebung auch des Volksschulwesens die Rede ist, so wird man sich immer mit Hochachtung und Dankbarkeit des Mannes erinnern, der 36 Jahre lang mit der Leitung der Schule betraut war: dies ist Lucius Hold. 1777 in Arosen im Schanfiggthale geboren, verlebte er dort auch seine Jugend. Nachher sollte er Pfarrer werden und begab sich zu diesem Behufe 1794 zu Pfarrer Rotegen in Trimmis, um von demselben nach damals landesüblicher Weise in die Theologie eingeführt zu werden. Nachdem er noch einige Zeit am Collegium philosophicum in Chur studirt hatte, gieng er auf den Rath von Prof. Saluz nach Halle, wo er zuerst das berühmte Halle'sche Waisenhaus und später die Universität besuchte. Neben der Theo=

logie studirte er unter Wolf besonders die classische Litteratur. 1803 wurde er als Lehrer an die Kantonsschule nach Aarau berufen, an der er bis 1814 weilte. Von da an wirkte er als Director der Kantonsschule zu Chur. Die Entwicklung und Förderung dieser Anstalt kostete zu Zeiten harte Kämpfe und der entschiedene Mann setzte dafür seine ganze Thatkraft ein. Besonders das Gymnasium zur Blüthe zu bringen, war sein stetes Augenmerk. Der Grundsatz: non multa sed multum leitete ihn auch in Bezug auf die Realschule und die Bildungsanstalt der Volksschullehrer und er wurde nie müde, vor den übeln Folgen des Vielerlei-Lernens zu warnen. Die Zügel der Disciplin hielt er fest und straff in seiner starken Hand. Sein Einfluß auf die Schüler war in den Zeiten seiner vollen Kraft bedeutend. Wie schon seine Gestalt, so imponirte seinen Zöglingen auch der Ernst, mit welchem er stets auf lautere Gesinnung, fleckenlosen Wandel drang, rastlosen Fleiß forderte und zu tüchtigen Leistungen anregte. Sein ganzes Leben gieng in der Schule auf. Er unterrichtete meist in den alten Sprachen. Seine Theorie und Praxis des Lehrens hatte ihre Gegner. Durch die Unbeugsamkeit seines Willens mag er manchen seiner Mitarbeiter und Zöglinge bisweilen verletzt haben. Aber seine Wirksamkeit im Ganzen aufgefaßt, werden ihr auch seine Gegner ein großes Verdienst um das Gedeihen der Schule nicht absprechen. In großer Zahl lebten und leben noch Männer in unserm Lande, die einen Theil ihrer Bildung ihm verdanken und auf die sein Charakter erhebend und kräftigend eingewirkt hat. Er starb am 22. März 1852, nachdem er 36 Jahre als Director an der evangelischen und dann noch $1^1/_2$ Jahre als Lehrer an der vereinigten Kantonsschule gewirkt hatte. Herold.

Christian Tester.

1784—1855.

[Quelle: Bündnerisches Monatsblatt. Jahrgang 1856.]

Wenn der bündnerischen Volksschule nachgesagt worden ist, daß sie dem Rechnungsunterricht eine ganz vorwiegende Aufmerksamkeit schenke, so mag das im Allgemeinen zunächst im Volkscharakter seine Ursache haben. Will man es aber auf den Einfluß einer besondern Person zurückführen, so ist dies Christian Tester, welcher vom Jahr 1820—1850 als Lehrer des Rechnens und der Mathematik an der Kantonsschule gewirkt hat. Er war 1784 in Safien-Thal geboren. In allerlei ländlichen Geschäften, wie sie bei

den Bauern unserer Hochthäler üblich sind, brachte er seine Jugendjahre im heimatlichen Thale zu. Früh schon zeigten sich seine reichen Anlagen und seine Eltern bestimmten ihn daher zum geistlichen Stande. Er kam nach der Confirmation in die Privatschule des Decan Truog in Thusis, von dort auf kurze Zeit nach Aarau und 1804 in die eben gegründete evangelische Kantonsschule zu Chur. Auf der Universität Erlangen wandte er sich von der Theologie ab und folgte seinem innern Beruf zur Mathematik um so mehr, als ihm vom bündnerischen Schulrathe die Aussicht auf eine Lehrstelle der Mathematik an der Kantonsschule eröffnet war. Er setzte seine Studien in Heidelberg fort bis 1809 und besuchte dann noch im Auftrag des Schulraths das damals in voller Blüthe stehende pestalozzische Institut in Yverdon. Mehr als die vielgepriesene Methode zog ihn dort die Persönlichkeit Pestalozzis selber an und trotz der Schwächen derselben sprach er von dem Manne, seinen Grundsätzen und Bestrebungen immer mit der größten Achtung. 1810 begann er seine Wirksamkeit an der Kantonsschule. Durch seine Klarheit, seine strenge Methode und seinen frischen, naturwüchsigen Humor wurde er bald einer der beliebtesten Lehrer und wußte die Schüler für seinen Unterrichtszweig besonders zu begeistern. Er übte dadurch einen großen Einfluß aus auf die Verbesserung unserer Landschulen und zwar nicht nur in dem Sinn, daß das Rechnen zweckmäßiger betrieben wurde, sondern auch in dem, daß seine Zöglinge, die später Lehrer wurden, die klare und einfache Methode Testers auch auf andere Lehrfächer anzuwenden sich bestrebten. Viele Jahre stand seine Anleitung zum Rechnen mit der beigegebenen großen Aufgabensammlung in den bessern Volksschulen im Gebrauch, ebenso an der Kantonsschule sein Lehrbuch für die Algebra. Seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit in Politik und Belletristik kommt hier nicht in Betracht.

Bei der Vereinigung beider Kantonsschulen im Jahr 1850 trat Tester vom Lehramt zurück. Vom Großen Rath wurde ihm eine lebenslängliche Pension bewilligt und so brachte er seine letzten Jahre in aller Stille, meist mit kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt, zu. Er starb im Dezember 1855.

Herold.

Johann Friedrich v. Tscharner.

1780—1844.

[Quelle: Vincenz v. Planta, Joh. Friedrich v. Tscharners Leben und Wirken.]

Unter den Männern des Bündnerlandes, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht nur auf dem Gebiet des Staates und der Kirche, sondern

auch auf dem des Armenwesens und der Jugendbildung einen nachhaltigen und wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, nimmt J. Fr. v. Tscharner eine bedeutende Stelle ein. Er wurde den 16. September 1780 zu Chur geboren. Sein Vater war der Bürgermeister Joh. Baptist v. Tscharner, der Hauptbegründer der Erziehungsanstalt zu Reichenau und 1799—1800 helvetischer Regierungsstatthalter in Bern. Der junge Tscharner zeigte früh schon ein ernstes Streben nach gründlichen Kenntnissen und eine unermüdliche Ausdauer in Ausführung der Arbeiten, die ihm aufgegeben wurden oder die er sich selbst wählte. Nachdem er in dem Privatinstitute seines Vaters zu Jenins unter Leitung von Pfarrer Valentin den ersten Unterricht genossen, trat er in das Seminar zu Reichenau ein. Als einer der ältern Zöglinge saß er dort oft an der Tafel zur Seite des spätern Königs von Frankreich, Louis Philipp, welcher unter dem Namen Monsieur Chabot als Flüchtling in Reichenau Unterricht in der französischen Sprache und in der Mathematik ertheilte. Tscharner verlegte sich in Reichenau vorzugsweise auf das Studium der alten Classiker und der neuern Sprachen. 1797 bezog er die Universität Erlangen, um Philosophie, Staats- und Rechtswissenschaft zu studiren. Nach drei Jahren des eifrigsten Studiums verlangte sein Vater, daß er in ein Handelsgeschäft in Zürich eintrete. Voll herrlicher Ideale und feuriger Begeisterung zu deren Verwirklichung für Staat und Wissenschaft und zur Linderung menschlichen Elendes, war das Verlangen des Vaters für ihn ein Donnerschlag, aber der Sohn gehorchte. Neben den Comptoirarbeiten wußte er immer auch Zeit zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien zu erübrigen. Das gelang ihm noch mehr, als er 1802 eine Anstellung in Livorno erhielt. Nachher besuchte er zu längerm Aufenthalt und besonders zur Pflege seiner classischen Studien Florenz und Rom und gab 1803 nach Chur zurückgekehrt, mit seinem gelehrten Freunde Dr. Rehfues eine Zeitschrift „Italien" und eine metrische Uebersetzung der Werke Alfieris heraus. Nebenbei mußte er sich, allerdings wider seine Neigung, mit kaufmännischen Liquidationsarbeiten beschäftigen. 1814 betrat er als Mitglied des Großen Rathes die staatsmännische Laufbahn. Was er zumal in jener stürmisch bewegten Zeit durch seine Charakterfestigkeit und seinen Freimuth, durch seine Hingebung und Vaterlandsliebe geleistet, ist hier nicht der Ort näher zu beschreiben. Er war wiederholt Mitglied des Großen und Kleinen Raths, Gesandter bei der Tagsatzung, dann außerordentlicher Gesandter zur Beilegung der Basler-Wirren 1832—35 und in all diesen Stellungen machte er das Gewicht seiner bedeutenden Persönlichkeit geltend. In den Jahren 1816 und 1817 war er einer der thätigsten und einflußreichsten Mitarbeiter zur Linderung der Noth. Seiner Energie vorzugsweise verdankt der Kanton, daß 1819 der für das Land so wichtige Straßenbau über Splügen und

Bernhardin an Hand genommen werden konnte. Er war seit Aufstellung der Civilgesetzgebungs-Commission 1836 bis zu seinem Tode eines der thätigsten und tüchtigsten Mitglieder derselben. So hat er auch die Förderung des Gemeinwesens der Stadt Chur nach den verschiedensten Richtungen hin angestrebt.

Mit ganz besonderm Eifer hat er stets auf dem Gebiete der Jugendbildung gearbeitet und zwar als Lehrer und wieder als Mitglied des evangelischen Kantons- und Stadtschulraths. Schon 1804 wurde er in den Schulrath der Stadt Chur gewählt. Erst nachdem er alle andern öffentlichen Stellungen abgegeben hatte, nahm er 1841 auch aus dieser Behörde seine Entlassung. Unablässig wirkte er mit Einsicht und unermüdlicher Pflichttreue für Verbesserungen im städtischen Unterrichtswesen. Einen hohen Grad wissenschaftlicher und praktischer Tüchtigkeit zur Bildung der Jugend bewährte er aber besonders als Lehrer an der evangelischen Kantonsschule, wo er von 1810—12 in der italienischen und deutschen Sprache, in der Rhetorik und Psychologie, Unterricht ertheilte und in der Folge von 1824—34 vaterländisches Staats- und Privatrecht vortrug. Nicht leicht wäre ein anderer dazu besser geeignet gewesen. Er besaß nicht nur hiefür die genauesten Kenntnisse des schweizerischen und bündnerischen Staatsrechts, sondern verstand es auch, durch Klarheit, Einfachheit und Gründlichkeit mit Vorweisung anschaulicher Beispiele aus dem Leben seine Zuhörer für seine Lehrgegenstände zu begeistern. Er sah in der vor ihm sitzenden Jugend die einstigen Vorsteher und Führer des Volks, den Segen oder den Fluch des Vaterlandes, und dieser Gedanke entzündete in ihm ein Feuer edler Begeisterung, welcher die jugendlichen Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt hinriß.

Umfaßte so Tscharners Streben und Wirken für Jugendbildung vorzugsweise den höhern und wissenschaftlichen Theil derselben, so blieb ihm auch das eigentliche Volksschulwesen keineswegs fremd. Wie hätte es anders sein können bei einem Manne, der volle 31 Jahre als thätiges Mitglied im städtischen Schulwesen wirkte. Dafür spricht aber auch seine thätige Mitwirkung zur Gründung des evangelischen Schulvereins, dafür sprechen die finanziellen Opfer, die er einzelnen armen Gemeinden zur Hebung ihres Schulwesens brachte und endlich die Hingebung, mit welcher er die Gründung der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in Foral bei Chur betrieb. Seine Leistungen für das Volksschulwesen waren mehr stiller und verborgener Natur, wie er denn überhaupt auch den bloßen Schein eitler Ostentation aufs entschiedenste haßte. Die sittliche und religiöse Bildung der Jugend betrachtete er immer als den wichtigsten Theil der Aufgabe jedes Lehrers, als den Boden, in welchem alle Wissenschaft wurzeln müsse, wenn sie dem Staat und der Kirche Segen bringen solle. Von diesen Grund-

gedanken war seine ganze persönliche Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule geleitet.

Am 4. Dezember 1844 starb der treffliche Mann zu Chur plötzlich an einem Schlagflusse. Sein Tod wurde als ein schmerzlicher Verlust empfunden für das Gemeinwesen überhaupt wie für die wohlthätigen Anstalten, denen er seine Thätigkeit zugewendet hatte. Selbst seine bittersten Gegner haben seine Rechtlichkeit, seinen politischen Muth, seine Offenheit und Entschlossenheit, seine Kenntnisse und wohlmeinenden Absichten rückhaltlos anerkannt.

Herold.

Otto de Carisch

1789—1858

gehört unstreitig mit zu den eifrigsten Beförderern des Schulwesens in Graubünden. Seine Bildung, seine Lebensstellung und sein Eifer haben ihn dazu in besonderer Weise befähigt. Zu Sarn am Heinzenberg den 10. Oktober 1789 geboren, kam er schon in seinem zweiten Lebensjahr zu seinen Großeltern mütterlicherseits nach Duvin und erhielt dort seine erste Erziehung. Im 10. Jahre kehrte er am nämlichen Tage, als die Franzosen und Oesterreicher bei Reichenau in wildem Kampfe standen, in das väterliche Haus zurück, besuchte zwei Winter die Dorfschule und da er Pfarrer werden wollte, fünf Jahre die Privatschule des Pfarrers in Flerden. 1806 trat er in die Kantonsschule zu Chur und hier erst erwachte in ihm, unter dem Einflusse vorzüglicher Lehrer, besonders des Joh. Friedrich v. Tscharner, und gleichgesinnter Freunde, die volle Liebe zur Wissenschaft. Drei Jahre verweilte er nachher auf der Akademie zu Bern. Dort wurden ihm zugleich zwei Knaben des Oberst Fischer zur Erziehung anvertraut und im Hause des Generals v. Wattenwyl ertheilte er Privatunterricht. Die Vorlesungen, die er daselbst hörte, erregten in ihm so tiefgehende Zweifel, daß er glaubte mit gutem Gewissen nicht Pfarrer werden zu können. Er entsagte der Theologie und wandte sich dem Lehrfache zu. Nachdem er noch einige Monate zu seiner Ausbildung in Lausanne verweilt, wurde er im Januar 1814 Hauslehrer in der Familie Frizzoni zu Bergamo. In den vier Jahren seiner dortigen Thätigkeit erwarb er sich nicht nur in hohem Grade die Achtung und Liebe seiner Zöglinge, sondern schloß mit vorzüglichen Männern, wie J. K. Orelli, damals reformirtem Pfarrer in Bergamo, und J. P. Hosang, dem spätern Stifter der Rettungsanstalt Plankis („Hosang'sche Stiftung") bei Chur, dauernde Freundschaft.

Die Reden Schleiermachers über die Religion feuerten ihn aufs Neue zum Studium der Theologie an. Er begab sich nach Berlin, hörte dort mit Vorliebe die Vorlesungen des großen Theologen und gewann die ursprüngliche Freudigkeit zum geistlichen Amte wieder. Nach $1^1/_2$ Jahren folgte er dem Ruf als Lehrer an die Kantonsschule zu Chur, an der er sechs Jahre segensreich wirkte, nicht nur durch seinen Unterricht (italienische Sprache und für die Schullehrerzöglinge Pädagogik), sondern auch durch seinen persönlichen Umgang mit Lehrern und Schülern und durch seine rege Betheiligung an der Reorganisation der Schule. 1824 wurde er in die evangelische Synode aufgenommen und Pfarrer zu Puschlav. Große und schwierige Arbeit wartete seiner in dem neuen Wirkungskreise. Sein Eifer ließ ihn dieselbe leicht bewältigen und die Opferfreudigkeit der Gemeinde für Kirche und Schule kam ihm darin wirksam entgegen. Dort gründete er auch seinen Hausstand. Die freie Zeit widmete er litterarischen Arbeiten. Er bearbeitete eine italienische Liturgie und übersetzte Hebels biblische Geschichte und den Katechismus ins Italienische. An den Bestrebungen der kirchlichen Behörden nahm er regen Antheil und führte in denselben oft das entscheidende Wort. 1827 erließ er ein Rundschreiben zur Gründung eines evangelischen Schulvereins. Der Verein kam auf der Synode zu Thusis zu Stande und hat über 20 Jahre mit großem Segen gewirkt: er hat nicht nur einem ähnlichen Verein auch für die katholischen Gemeinden gerufen, sondern auch der Thätigkeit des spätern Erziehungsrathes vorgearbeitet und die Wege geebnet.

Nach dem Tode seiner Frau, mit der er zehn glückliche Jahre verlebt hatte, folgte de Carisch wieder einem Rufe an die Kantonsschule zu Chur und widmete sich mit besonderer Vorliebe der Ausbildung der Schullehrerzöglinge. Nebenbei betheiligte er sich mit lebhaftem Interesse an Allem, was auf den Gebieten der Schule, der Kirche und des Staates vor sich gieng. Er stand jetzt als Präsident dem evangelischen Schulverein vor, sowie der von seinem Freunde J. P. Hosang gestifteten Rettungsanstalt zu Plankis. 1850 trat er ins Privatleben zurück, in der Ueberzeugung, daß, wenn ein Lehrer einmal seine 60 Jahre überschritten habe, er nicht mehr mit dem wünschbaren Erfolge unter der Jugend wirken könne. Er beschäftigte sich nun vorzüglich mit historischen Studien, gab ein italienisches Andachtsbuch heraus, eine italienische Formenlehre, eine rhäto-romanische Grammatik und ein rhäto-romanisches Lexicon, arbeitete im Auftrag des Bibelcomite an der Uebersetzung des N. Testaments ins Oberländer Romanische, und nebenbei beschrieb er ausführlich und ansprechend seinen Lebensgang.

1858 suchte er im Bade Fideris Erholung und Stärkung seiner Gesundheit. In der heitersten Laune war er am 16. Juli von Chur abgereist, unterhielt sich mit Freunden, die er in Fideris traf, lebhaft bis Abends

11 Uhr. Wenige Stunden darauf war er — im Schlaf vom Schlage getroffen — eine Leiche. Bis zu seinem Tode hat sich de Carisch seine jugendliche Heiterkeit, seine geistige Frische und ein reges Streben nach Vertiefung seiner Erkenntniß und praktischer Verwerthung derselben zum Wohle des Volkes bewahrt. Herold.

Georg Wilhelm Röder

1795–1872

wurde am 25. Oktober 1795 zu Caub am Rhein geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den Schulen von Caub und Idstein, dann auf dem Gymnasium zu Wetzlar und endlich auf der Universität zu Jena. Als Primaner von Wetzlar folgte er im Januar 1814 ohne Mitwissen seiner Eltern dem deutschen Heere und machte als Fähndrich den Zug nach Paris mit. Mit einem Orden geschmückt kehrte er im Mai nach Hause zurück, um seine Studien neuerdings aufzunehmen. Im Juni 1815 zog der für die Befreiung des Vaterlandes begeisterte Jüngling wieder ins Feld und zeichnete sich in der Schlacht bei Waterloo dermaßen aus, daß der Herzog von Nassau ihn mit dem höchsten nassauischen Orden schmückte.

In Jena studirte er Theologie und Pädagogik und nahm nebenbei in der „deutschen Burschenschaft“ eine hervorragende Stellung ein. Das bekannte Wartburgfest hat auch er mitgefeiert. Durch Empfehlung des Herzogs von Weimar kam er 1818 als Hauslehrer in die Familie des Grafen Benzel-Sternau, der am Zürichsee den Landsitz „Mariahalden“ bewohnte. Nach der Ermordung Kotzebues durch Sand fanden sich in diesem Hause auch die Flüchtlinge ein, die mit Röder befreundet waren: die Brüder Jakob und Ludwig Snell, Karl Follen und Karl Völker.

Als Professor Orelli von der Kantonsschule zu Chur einem Ruf in seine Vaterstadt folgte, trat Röder im Frühling 1820 an seine Stelle. Für kurze Zeit fanden auch Follen, Snell und Völker Verwendung in der bündnerischen Kantonsschule. In Chur wirkte Röder bis zum Jahr 1838 und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, nicht nur in der Schule, sondern auch als Publicist, Schriftsteller und Mitglied wissenschaftlicher und gemeinnütziger Vereine. An der Kantonsschule lehrte er Geographie, Geschichte und alte Sprachen und nahm sich zugleich ganz besonders der Schullehrerzöglinge an. Sein Unterricht war sehr anregend und er wußte wie nicht leicht ein Anderer die Schüler für die Gegenstände desselben zu fesseln.

Schon bei Gründung des evangelischen Schulvereins 1827 wurde er als Mitglied in den Vorstand gewählt, später stand er mehrere Jahre als Präsident dem Verein vor. An der Ausarbeitung namentlich der vom Verein herausgegebenen Lesebücher hatte er regen Antheil genommen. Für seine großen Verdienste um Förderung der Kantonsschule wie des Volksschulwesens hat ihm der Große Rath das Kantonsbürgerrecht geschenkt. Er kannte die Geschichte, die Zustände und Bedürfnisse des Kantons wie wenig Andere und hat stets ein reges Interesse an den Tag gelegt, wo es sich darum handelte, Uebelständen abzuhelfen. In dem bekannten Werk: „Gemälde der Schweiz" hat er mit P. C. v. Tscharner den Kanton Graubünden bearbeitet.

Im Jahr 1838 folgte er einem Rufe nach Hanau als Inspector über die dortigen Schulen und entfaltete auch da eine vielseitige Thätigkeit. 1865 wurde er in ähnlicher Eigenschaft nach Fulda versetzt und starb daselbst am 20. Dezember 1872.

Herold.

Johann Konrad Zuberbühler.

1787—1858.

[Quellen: Zuberbühlers hinterlassene Papiere. — Appenzellisches Monatsblatt.]

Zuberbühler war der Sohn armer, rechtschaffener Eltern und wurde geboren den 21. Dezember 1787 in Gais. Krüsi war sein erster Lehrer, den er sehr achtete und liebte. Schon mit elf Jahren aus der Alltagschule entlassen, besuchte er die Repetirschule, die Krüsi jeden Sonntag früh Morgens hielt, und als diese eingieng, fieng der aufgeweckte und begabte Schüler selbst zu schulmeistern an und unterrichtete seine Cameraden, so gut es gieng, im Lesen, Schreiben und Auswendiglernen, wobei ihm das Federnschneiden mehr Mühe machte als alles Uebrige. Da seine Mutter eine arme Wittwe geworden war und noch für vier andere Kinder zu sorgen hatte, so bat er, zwölf Jahre alt, die Seinigen um die Erlaubniß, sich den mit Krüsi nach Burgdorf wandernden armen Kindern anschließen zu dürfen. Mit Mühe erhielt er sie. „In Burgdorf angekommen", sagt er, „war in Zeit von 24 Stunden das Loos der Meisten von uns für ihre ganze Lebenszeit entschieden. Denn je nachdem ein Kind untergebracht wurde, gestaltete sich auch seine Laufbahn." Er sollte zu einem angesehenen Landpfarrer kommen, seinem Gefährten Haas zu lieb blieb er indessen in Burgdorf, und die beiden Knaben ließen nicht nach mit Bitten und Flehen, sie nicht zu trennen,

sondern ihnen doch am gleichen Orte ein Unterkommen zu verschaffen. So kam Zuberbühler zu einem angesehenen Beamten in Burgdorf, der ihn die Schule unter Krüsi und Pestalozzi besuchen ließ, wodurch er geistig mächtig angeregt und für den Lehrerberuf begeistert wurde. Alle Lehrer gewannen ihn lieb, und Pestalozzi selbst war es, der seinen Patron frug, ob er ihn nicht dem Institute abtreten würde, wovon dieser aber nichts wissen wollte, da Zuberbühler in der Nebenzeit für amtliche Schreibereien schon damals wohl zu gebrauchen war. Pestalozzi zog nach Iferten, Zuberbühler besuchte noch bis zu seiner Confirmation die Stadtschulen in Burgdorf und verließ dann diese Stadt, da ihm die Beschäftigung, der er sich widmen sollte, nicht zusagte und er kein bestimmtes Ziel vor sich sah. Er reiste nach Hause, besuchte Verwandte in St. Gallen, fand aber nichts, das ihm Befriedigung gewährt hätte, und so zog es ihn mit Macht nach Iferten zu Pestalozzi. Da Zuberbühler ökonomisch so gestellt war, daß er bei freier Kost auf einige Jahre gesichert dastand, sagte ihm Pestalozzi jene zu. Krüsi nahm sich seines Landsmannes besonders an und gab sich alle Mühe, ihn mit dem geistigen Leben der Anstalt recht bekannt zu machen. „Lernend, bald auch lehrend, vom frühesten Morgen an bis in die späte Nacht, bildete ich mich nun zu einem Berufe aus, der mich von Tag zu Tag immer mehr ansprach. Die Zeit, die ich das Glück hatte in diesem Institute zuzubringen, gehört zu der schönsten meiner Existenz. Es war in den Jahren 1806 und 1807.“ Auf Niederers Empfehlung wurde ihm dann eine Hauslehrerstelle bei dem eidgenössischen Oberst Sterchi in Morges anvertraut, der ihn besonders zu weitern und tiefern Studien in der Mathematik anhielt und, gebildet wie er war, den besten Einfluß auf ihn ausübte. Bei ihm wurde er auch in die Elemente der lateinischen Sprache eingeführt. Mit Iferten blieb Zuberbühler von Morges aus stets in Verbindung.

Nach zweijährigem Hauslehrerdienst in Morges berief ihn sein Landsmann Tobler nach Mühlhausen zur Uebernahme des französischen und mathematischen Unterrichtes an seiner Schule. Kaum hatte er diese Fächer übernommen, als die Aufhebung der Schule beschlossen und nach neun Monaten ausgeführt wurde. Auch diese Zeit war für seine Ausbildung nicht verloren. So trieben er und Tobler Latein unter Dr. Bauer, da beide einige Lust verspürten, in Basel Theologie zu studiren; doch kam es nicht dazu. Eine Privatlehrstelle für zwölf begabte 8—12jährige Knaben wurde ihm, nachdem er mit den ältesten derselben eine große Reise gemacht hatte, contre cœur aufgenöthigt. Er blieb sechs Jahre in dieser lohnenden Stellung, die ihn mit ihrem mannigfachen Unterrichte nöthigte, sich im Wissen zu vertiefen, aber ihm auch reiche Gelegenheit darbot, erzieherisch zu lernen, und ihn zu einer gewissen ökonomischen Selbständigkeit erhob.

Von Mühlhausen kam er zu Fellenberg, dem er nach und nach sechs seiner Zöglinge übergeben hatte und der ihn dann für seine Anstalten engagirte. Bald mußte Zuberbühler für den erkrankten Lippe einstehen, und Fellenberg war mit seinen Leistungen und denjenigen der Mühlhauser Zöglinge so wohl zufrieden, daß er ihm drei Jahre lang die verantwortungsvolle Stelle eines Leiters und Lehrers der Zweiganstalt im Schlosse Diemerswyl anvertraute. Dieser Posten verhalf ihm zu großer Selbständigkeit und förderte ihn mächtig in der Erziehungskunst. Er selbst ertheilte Unterricht im Französischen, in der Mathematik, Geometrie und Geographie. Aber so gut es ihm auch in der Fremde gegangen war, so schön seine Aussichten für die Zukunft waren, ein Gedanke war doch zuletzt immer mächtiger geworden, der, „das Erziehungs- und Unterrichtswesen in seinem Heimatkanton zu heben. Es schien mir höchst widersprechend, daß dieses große Feld daheim brach liegen sollte, während so manche Appenzeller anderswo mit gutem Erfolge als Pädagogen wirkten." Er entschloß sich, von Niederer, Krüsi und J. K. Zellweger dazu aufgemuntert, Hand ans Werk zu legen, und im September 1820 kehrte er in seinen Kanton zurück, „bald begeistert für sein Vorhaben, bald den gethanen Schritt bereuend". Herisau und Trogen stritten sich um ihn. Er wollte eine kantonale Erziehungs- und höhere Unterrichtsanstalt gründen und trug sich mit der Hoffnung, wie er sagte, ein vaterländisches, nicht nur örtliches Zusammenwirken aller Kräfte zu Einem Zwecke zu Stande zu bringen, stieß aber überall auf Kirchthurmsinteressen. Schon wollte er das Unternehmen ganz auf eigene Faust durchführen — hatte er doch Zusage von Zöglingen aus andern Kantonen — als er mit J. Kaspar Zellweger sich über die Bedingungen zur Uebernahme der Direction der zu gründenden Kantonsschule in Trogen verständigte und im Besitze des vollsten Zutrauens desselben den neuen Posten den 1. Dezember 1821 mit zwei andern Lehrern antrat. Das Internat der Anstalt lag ihm, dem Erzieher, sehr am Herzen. Titus Tobler, der spätere berühmte Palästinafahrer, war unter seinen Zöglingen der besten Einer und ließ ihm als Erzieher und Lehrer, namentlich für seine „herrliche Lehrart" in der Geometrie, alle Gerechtigkeit widerfahren [1].

Die Kantonsschule war im schönsten Aufschwunge begriffen, als Zuberbühler im Jahre 1822 schwer erkrankte und in diesem Zustand völlig selbstsuchtslos im Interesse der Anstalt um einen Nachfolger bat. Krüsi ersetzte ihn, worüber er die größte Freude empfand, so daß er seine baldige Genesung davon datirte.

---

[1] Siehe: Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet von H. J. Heim, Pfarrer und Decan in Gais. 1879. Zürich und Trogen. Schultheß und Schläpfer.

Zuberbühler übernahm nun das Provisorat in Heiden drei Jahre lang und zog dann in seine Heimatgemeinde Gais, wo er ein Privatinstitut für Knaben zu gründen gedachte. Amtliche Stellen, die man ihm hier aufbürden wollte, vertrieben ihn bald von da nach St. Gallen. Hier stand er acht Jahre der Töchterschule mit Ehren und Erfolg vor, übernahm im September 1837 abermals die Direction der Kantonsschule in Trogen, fünf Jahre lang, und siedelte dann wieder nach Gais über. Diesmal konnte er den Aemtern nicht entgehen. Er wurde Hauptmann (Amtmann) der Gemeinde und Mitglied der Orts- und Landesschulcommission. Im Namen und Auftrag der Letztern gab er „Aufgaben zum angewandten Rechnen für die Uebungsschulen" heraus und arbeitete mit Pfarrer Weishaupt und Pfarrer Rechsteiner am 3. Lesebuch für die appenzellische Volksschule mit. Als Kantonalschulinspector stand er mit seinem ganzen Einfluß, mit der ruhigen Kraft seines verständigen, biedern Wesens und dem reichen Schatz seiner Erfahrungen überall für Schule und Erziehung ein.

Er beschloß sein wechselvolles Leben in St. Gallen den 13. Mai 1858 im Alter von 70 Jahren.

Heim, Decan.

Dr. Joh. Kaspar Zellweger.

1768—1855.

[Quellen: Zellwegers Schriften. — Appenzellisches Monatsblatt. — Mülinen: Prodromus eines schweizerischen Historiographen.]

In Gais heißt heute noch eine kleine Gruppe Häuser „Zellweg". Einer der Wege zur abbatis cella (Appenzell) führte da vorbei. Hier ist der Ursprung der Zellweger zu suchen. Die Trogener Zellweger gehören einer im Jahr 1588 von Appenzell vertriebenen reformirten Familie dieses Namens an, die berufen war, eine große Rolle in der Geschichte Außerrhodens zu spielen, indem sie dem Ländchen eine Reihe Männer lieferte, die sich als Regenten, Gelehrte, Schulmänner und Industrielle auszeichneten und ihrer Sippe einen berühmten Namen schufen.

Wenn wir den appenzellischen Monographien in diesem Werke auch die des Dr. J. Kaspar Zellweger anreihen, so kommt hier nicht der Historiker, nicht der Diplomat, nicht der Industrielle und eidgenössische Zollrevisor in Betracht, sondern der Schulfreund, und als solcher verdient er einen ehrenvollen Platz neben unsern Pädagogen Krüsi, Niederer, Tobler, Ramsauer und Zuberbühler.

Er wurde den 24. Februar 1768 in Trogen geboren. Seine Eltern, Landsfähnrich Johannes Zellweger und Anna Hirzel, eine Schwester Dr. Hirzels von Zürich, gaben ihm, reich und bildungsfreundlich, wie sie waren, einen sorgfältigen Privatunterricht, namentlich in den modernen Sprachen, aber auch im Lateinischen. Da er früh in das Handelsgeschäft seines Vaters, der in Lyon und Genua Häuser hatte, eingeführt werden sollte, verließ er Trogen schon mit 14 Jahren und kam nach Lyon. Es waren unruhige, dem Handel sehr ungünstige Jahre, denen er entgegengieng. In der Revolutionszeit mußte das Geschäft in Lyon aufgegeben werden, und als unser J. Kaspar, mit zweien seiner Brüder associrt, Leiter der Handlung in Genua geworden war, sah er sich nach einigen Jahren prosperirender merkantiler Thätigkeit genöthigt, die Stadt zu verlassen, um, wie er meinte, in England ein neues Haus zu gründen. In Italien hatte er sich mit Dorothea Geßner, einer Tochter des Dichters und Malers Geßner, verehelicht, die ihm 33 Jahre erhalten blieb, aber ihm mit acht von neun Kindern im Tode vorangieng.

Nach der Schlacht bei Novi (15. August 1799) brach Zellweger mit seiner Familie mitten durch die Heere der Russen, Oesterreicher und Franzosen nach der Heimat auf, kam glücklich in Bregenz an, und hier war es, wo er in kluger Benützung der Umstände seinem Lande und andern Kantonen, die unter dem Drucke der Zeit schwer litten, durch Herbeischaffung englischen Garnes neuen Verdienst und Erwerb verschaffte. Er stand an der Spitze eines in dieser Sache niedergesetzten Comite.

Nach den vielen Handelsfluctuationen im Anfang dieses Jahrhunderts und in Folge einer schweren und langen Krankheit zog er sich, ökonomisch völlig unabhängig, vom Handel ganz zurück, um sich Privatstudien und philanthropischen Werken zu widmen, ohne deshalb die appenzellische und schweizerische Industrie aus dem Auge zu verlieren. Er galt vielmehr noch lange nachher im Ausland als eine Autorität in Handelsfragen, und als solche wurde er von Abgeordneten der englischen Regierung wiederholt consultirt, ja im englischen Parlament anerkannt, wie er auch Jahre lang den wenig dankbaren Posten eines eidgenössischen Zollrevisors bekleidete.

Naturwissenschaften oder Geschichte? Das war die Frage für ihn. Er entschloß sich im 48. Lebensjahre, die Geschichte des appenzellischen Volkes zu schreiben, wozu er, ohne gelehrt zu sein, mit schweren Opfern an Zeit und Geld, die umfassendsten Quellenstudien machte und sich aufs gewissenhafteste vorbereitete. Die Frucht seiner Forschungen liegt in drei von 1830 bis 1840 erschienenen stattlichen Bänden in vier Abtheilungen, mit sieben dicken Bänden Urkunden, als eine der gründlichsten und ausführlichsten Specialgeschichten vor uns, die aber leider nur bis 1597 reicht und auch nie recht populär wurde, um ihrer Ausdehnung willen und wegen des Styls.

In seinem allgemeinen Rückblick sagt er unter anderm: „Daß der wahre Geist der Freiheit, welcher die Rechte Aller ehrt, zugleich aber in der Hingebung für Andere eine heilige Pflicht sieht, nur aus reiner Religiosität hervorgeht, welche die wahren Verhältnisse des Menschen zu Gott kennt und ihn anfeuert, den göttlichen Gesetzen zu gehorchen, das lehrt die ganze Geschichte." Im Jahr 1848 erschien in zwei Bänden seine lehrreiche Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich von 1698—1784, ein Versuch, die Einwirkung dieser Verhältnisse auf den sittlichen, ökonomischen und politischen Zustand der Schweiz darzustellen. Für seine litterarische Thätigkeit verlieh ihm die Berner Universität 1844 den Titel eines Doctors der Philosophie. Ihm, dem vieljährigen Mitarbeiter an schweizerischen historischen Zeitschriften, verdankte die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz neue Impulse und Ziele.

Auch der Aufschwung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in den Zwanzigerjahren ist auf ihn und ihre erste Versammlung in Trogen zurückzuführen, die er präsidirte, wie zwölf Jahre später ein zweites Mal an demselben Orte. Er führte ihr seinen Freund Paul Usteri als eine frische, belebende Kraft zu, warnte vor Behandlung politischer und kirchlicher Fragen, stellte den Antrag, für Bildung guter Armenlehrer zu sorgen, und regte die Gründung einer schweizerischen Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben an. Als eine solche 1840 in der Bächtelen bei Bern zu Stande kam, war und blieb er ein eifriger Freund und Berather derselben und freute sich ihrer als einer christlich-humanen Schöpfung sein Leben lang.

Derselbe christlich-humane, wohlthätige Sinn war es, der ihn auf dem Gebiete des Schulwesens und der Waisen- und Armenversorgung in die vorderste Linie der bahnbrechenden Männer in seinem Kanton stellte. War er schon zur Zeit der Helvetik Erziehungsrath gewesen und auf diesem Wege mit dem traurigen Zustand der Volksschule bekannt und von der Nothwendigkeit, sie zu heben, überzeugt worden, so diente eine seiner kaufmännischen Reisen in den Jahren 1806 und 1807, auf der er Herrenhut, diese „Oase in der Wüste", mit ihrer Eintracht, ihrem Frieden, ihrem Wohlstand, ihrer Sorge für gute Erziehung und Unterricht kennen lernte, dazu, ihn für die Zwecke der Bildung in christlichem Sinn zu erwärmen. Dazu kam die Bekanntschaft mit Pestalozzi, den er in Iferten aufsuchte, und die mit Fellenberg, mit welch' letzterm er oft zusammen war, da er ihm seinen einzigen Sohn zur Erziehung und Bildung übergeben hatte. So reifte in ihm allmälig der Plan, in seinem Kanton eine höhere Erziehungsanstalt und für Trogen eine Wehrlischule zu gründen. Beides führte er mit besonnenem Muthe, größter Hingebung und mit sehr beträchtlichen pecuniären Opfern aus. Beide Anstalten existiren nach allerlei Phasen der Entwicklung

heute noch: die Kantonsschule in Trogen und das Waisenhaus zur Schurtanne daselbst.

Mit seinem Bruder, Landammann Jakob Zellweger, und vier andern Männern hatte er sich im Oktober 1820 zu einer pädagogischen Gründergesellschaft zusammengethan, die sich für fünf Jahre verpflichtete, drei Lehrer an dem zu gründenden Institut zu besolden, wofür er ein Haus zur Verfügung stellte und dessen Einrichtung unentgeltlich besorgte. Zuberbühler von Gais war der erste Vorsteher der im Februar 1821 eröffneten Kantonsschule, als deren spätere Directoren wir Krüsi, Tobler und Schoch, Letzterer auch ein Fellenbergianer, anführen. Er machte ihr die erste Vergabung: Haus, Wiese und Waldung, welcher er später wiederholt ansehnliche Geldsummen folgen ließ, wenn es sich darum handelte, die Anstalt nach allen Seiten zu consolidiren. Was aber mehr ist als das, er war und blieb Jahre lang die Seele der Aufsichtscommission. In den ersten Jahren war er es, der bei den jährlichen Prüfungen die Schlußrede hielt, und in diesen Ansprachen hat er niedergelegt, was ihm im Hinblick auf christliche Jugenderziehung und Jugendbildung am Herzen lag. In der Sorge für die Kantonsschule, sowie in der Förderung anderer Bestrebungen stand ihm Decan Frei in Trogen kräftig zur Seite. Die Anstalt ist nie das geworden, was ihr Name in andern Kantonen bedeutet, aber heute noch ist sie die mit den meisten Lehrkräften ausgestattete höhere Schule in Außerrhoden[1], mit Progymnasium und Erziehungspension. Sie war auch die erste Primarlehrerbildungsstätte im Land, die freilich noch viel zu wünschen übrig ließ, aber die Veranlassung wurde zur Entstehung der Lehrerconferenzen, zunächst derjenigen vor der Sitter, bis 1826 eine allgemeine entstand, zu deren Präsident Zellweger wiederholt gewählt wurde und die er oft mit Vorträgen erfreute. Er unterstützte auch das neue Lehrerseminar in Gais und die Gründung zweier neuer Primarschulen in Trogen mit ansehnlichen Summen.

Neben der Kantonsschule lag ihm die Schurtanne, die seine eigenste Schöpfung ist, am meisten am Herzen. Ihn jammerte der Waisenkinder, die im Armenhause seiner Gemeinde mit Alten und Kranken, bestraften Verbrechern, Tagedieben 2c. „gefüttert" wurden und aller rechten Erziehung entbehrten. Für die Unverdorbenen unter diesen Waisenkindern zunächst wollte er eine wohlgeordnete christliche Erziehungs- und Bildungsstätte ins Leben rufen und ließ speciell für sie einen begabten Jüngling von Trogen, Hrn. J. Konrad Zellweger, den spätern Erzieher und Seminardirector in Gais, in Hofwyl zum Armenlehrer ausbilden, der unter Fellenberg, Wehrli

---

[1] Siehe: Skizzen zur Geschichte der Kantonsschule in Trogen von Heim, Decan, im Programm dieser Schule für das Schuljahr 1874/75.

und Kasthofer eine tüchtige Schule durchmachte, nach siebenjähriger Lehrzeit die Leitung der Anstalt in der Schurtanne, der Zellweger zwei Häuser mit Boden geschenkt hatte, 1825 übernahm und bis zu seiner Uebersiedlung nach Gais im Jahr 1852 mit großem Erfolg fortführte. Sie galt für eine Musterschule, wurde auch von vielen andern Kindern besucht und nahm Pensionäre auf, wodurch sie freilich, doch nur vorübergehend, ihrem anfänglichen Zweck etwas entfremdet wurde. Zellweger stellte ihre Existenz durch neue Schenkungen und durch einen besondern Vertrag mit der Gemeinde sicher. Mit aller Zähigkeit setzte er in den Statuten fest, daß Knaben und Mädchen in einem besondern Hause zu halten und alle Bildungsunfähigen und Verdorbenen auszuschließen seien, und ferner, daß er oder einer seiner Nachkommen im Vorstand, der inappellabel über Aufnahme und Entlassung der Zöglinge zu entscheiden habe, stets vertreten sein solle. Die Anstalt wurde auch zu einer praktischen Vorschule für künftige Armenlehrer, indem die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft ihr wiederholt solche zur ersten Schulung übergab. Sie ist heute noch eine der blühendsten Waisenanstalten im Lande, aber nun zugleich eine Bezirksschule. Auch für die austretenden Waisenkinder sorgte Zellweger durch Gründung einer Hülfsgesellschaft im Jahr 1836, die in ausgiebiger Weise für Betten und Werkzeug, Erlernung eines Berufes, zinsfreie Anleihen 2c. sorgte.

Er erreichte das hohe Alter von 86 Jahren und starb in Trogen den 31. Januar 1855. Seine kostbare Bibliothek gieng an die Gemeinde über. Die Schurtanne und die Bächtelen wurden in seinem Testament schön bedacht.

Zellweger, politisch sehr conservativ und streng kirchlich, oft mißverstanden und in seinen Absichten verkannt, war ein edler, gemeinnütziger Mann. Ehre heute noch seinem Andenken!

Heim, Decan.

Decan Samuel Weishaupt.

1794—1874.

[Quellen: Appenzellische Monatsblätter und Jahrbücher. — Rossels allgemeine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. — Niederers pestalozzische Blätter.]

Wir schließen unsere appenzellischen Biographien mit der eines Geistlichen, Weishaupts, des Sängervaters. Manche Collegen von ihm haben, wie er, auch im Schulwesen unsers Kantons sich ganz unzweifelhafte Verdienste erworben, die noch nicht vergessen sind, so Decan Frei in Trogen,

Pfarrer Zürcher in Wolfhalden, Pfarrer Rechsteiner in Teufen, Pfarrer Walser in Herisau u. a. m., aber Weishaupt überragte theoretisch und praktisch auf diesem Gebiete Alle und steht als Förderer des Gesanges, nicht nur für Männer- und gemischte Chöre und für den Cultus, sondern auch für die Schule im Land unerreicht da.

Weishaupt, den 27. März 1794 armen Eltern auf der „Burg“ in Gais geboren, wuchs in den bescheidensten Verhältnissen auf; aber seine eminente Begabung und sein eiserner Wille konnten durch keinen äußern Druck darnieder gehalten werden, und das, wozu er bestimmt war, wurde er voll und ganz: ein würdiger Geistlicher, vorab aber ein hervorragender Schulmann und ganz besonders der Didaktiker, der Nägelis Gesangbildungslehre nach pestalozzischen Grundsätzen ins Volk einführte und den Volksgesang schuf.

Sein Lebensgang ist folgender. Nachdem er die damals noch auf sehr niedriger Stufe stehende Volksschule in Gais durchlaufen hatte, kam er, 15 Jahre alt, zu einem verwandten Lehrer nach Altstätten, wo er drei Jahre lang in einer Privatschule Vorstudien zum geistlichen Amte oblag. Drei Semester in Basel, wo ihn Tobler anregte, genügten ihm für sein theologisches Wissen. Schon 1813 ordinirt, kam er zunächst nach Maienfeld, um dem dorthin übersiedelten anverwandten Lehrer bei der Bildung einiger Lehramtszöglinge zu helfen, wurde 1814 Pfarrer in Wald, wirkte hier 14 Jahre lang, dann von 1828—1853 in seiner Vatergemeinde Gais, wanderte 1853 mit seiner ganzen Familie nach Nordamerika aus, wohin ihm ein Theil seiner Kinder vorangegangen war, um dort zu farmern, und verschied, bis ins hohe Greisenalter voll rüstiger Geisteskraft, den 13. Januar 1874 auf seiner Farm bei Knoxville in Ost-Tennessee. Dem appenzellischen Sängervater war ein Grab in fremder Erde beschieden.

Für die Geschichte der schweizerischen Volksschule ist vor Allem Weishaupts rastlose, begeisterte Thätigkeit für den Gesang hervorzuheben. Wie er dazu kam, hat er in einem längern Aufsatz in Rossels allgemeiner Monatsschrift für Erziehung und Unterricht einläßlich und sehr instructiv geschildert. Niederer nahm diese Arbeit unter dem Titel: „Die Kunst im Volk, die Methode im Leben“, in seine pestalozzischen Blätter auf. In der Vorrede dazu sagt er: „Das Volk ist durch Nägeli und Weishaupt singend geworden. Die Gesangvereine in der deutschredenden protestantischen Schweiz stehen als eine glänzende, unwiderrufliche Thatsache da. Die Nägelische Methode ist durch sie ins wahrhafte Volksleben übergegangen; sie herrscht, ja man muß gewissermaßen sagen, sie beherrscht dieselben. Der Aufsatz Weishaupts giebt die Anschauung von einem wahren Didaktiker und methodischen Volkslehrer. Der Volksgeist hat sein Bestreben popularisirt, der National-

geist hat es nationalisirt. Weishaupts Aufsatz ist eine psychologische Thatsache zur Erklärung des Organismus eines pädagogischen Culturlebens. Sie zeigt, wie eine Idee in Theorie, die Theorie in Praxis, die Praxis in Didaktik, die Didaktik in die Schule und ins Leben übergeht. Alle diese Stufen und Richtungen zu vereinigen und durchzuführen ist keinem Sterblichen gegeben. Pestalozzi konnte nicht Nägeli, Nägeli nicht Weishaupt sein. Es war nicht genug, daß Nägeli die Idee Pestalozzis in That verwandelte und eine im hervorragendsten Sinn praktische Gesangmethode lieferte. Er mußte den Mann finden, der sie beim Volke einheimisch machte. Dieser Mann war unser Weishaupt". Nägelis Gesangbildungslehre wurde seine tägliche Lectüre in Altstätten; er übte sie dort schon ganz durch, fand diese Lehrart außerordentlich praktisch und schrieb ihr sogar einen nicht geringen Einfluß auf seine übrigen Studien zu, da sie ihm die erste und lebhafte Idee von Gründlichkeit und naturgemäßer Methode gegeben habe. Bald unterrichtete er Andere darnach, schon in Altstätten, dann in Maienfeld, namentlich aber in Wald, das durch die von ihm ins Leben gerufenen und von ihm geleiteten Gesangchöre und Gesangcurse bald zum appenzellischen Gesangsmekka wurde, von wo dieselben Bestrebungen, dieselbe Vorliebe und Begeisterung für Nägeli und dessen Methode und Lieder sich in andere Gemeinden des Kantons verbreiteten, von wo der Volksgesang über die Grenzen hinaus in die Ebene herniederstieg. Weishaupt wurde der Schöpfer des appenzellischen Sängervereins oder Landgesangs, der vielen Männer-, gemischten und Jugendchöre in den einzelnen Gemeinden und kam so auch zur Sammlung und Herausgabe einer großen Anzahl von Liederheften (Liederkranz für den Männerchor, Auswahl geistlicher Lieder und Gesänge, vier Sammlungen von Liedern verschiedener Dichter und Tonsetzer, sieben Hefte; neun Sammlungen für den gemischten Chor, zwölf Hefte Jugendlieder, zwei Sammlungen dreistimmiger Lieder für ungebrochene Stimmen 2c.). Diese Musikalien, die er selbst verlegte, fanden reißenden Absatz, auch im Ausland. Wir dürfen wol sagen, Weishaupts Sammlungen waren zu seiner Zeit so beliebt und so populär, wie in der Gegenwart die von Ignaz Heim. Er fand auch sonst als Förderer des Gesanges vielfache Anerkennung, so durch den appenzellischen Sängerverein, den er von 1824—36 dirigirte, und besonders dadurch, daß ihm der st. gallische evangelische Erziehungsrath die Leitung mehrerer Fortbildungscurse speciell im Gesang für st. gallische Lehrer anvertraute.

Sein Ideal war ein „singendes und durch würdigen Gesang veredeltes, geistig gehobenes, durch die Macht der Töne und Worte harmonisch verbundenes Volk". In die appenzellischen Jahrbücher schrieb ich: „Man muß Weishaupt an einem appenzellischen

Sängerfeste oder bei einer andern größern Aufführung den Dirigentenstab sceptergleich führen und sein Angesicht leuchten sehen haben, wenn ein Lied nach seinem Geschmack vorgetragen wurde, um einigermaßen beurtheilen zu können, welche Rolle das Singen in seinem Leben gespielt hat"[1]. Fügen wir hier noch bei, daß die Hauptarbeit bei Erstellung des neuen, 1833 erschienenen appenzellischen Kirchengesangbuchs, das nach den Lobwasserschen Psalmen eine wahre Großthat war, ihm zufiel. Dreißig Jahre später führte er es beim Gottesdienst in der kleinen deutsch-reformirten Gemeinde in Knoxville ein.

Wir übergehen hier Weishaupts geistliche Thätigkeit, dürfen aber an dem, was er neben seinen gesanglichen Leistungen für die Schule und Bildung überhaupt gethan hat, nicht vorübergehen. Wir beginnen damit, daß wir anführen, wie er privatim vielen jungen, strebsamen Leuten in uneigennützigster Weise Unterricht ertheilte, namentlich in der deutschen Sprache, worin er wohl zu Hause war, ja einzelne Lehrer privatim heranbildete. Er war ein Autodidakt mit trefflicher Lehrgabe, ein denkender, klarer Kopf. Diese Eigenschaften wußten auch die Seminaristen unter Krüsi in Gais wohl zu schätzen, die er nicht nur im Gesang, sondern auch in der Physik und mathematischen Geographie unterrichtete. Es war ein wahrer Genuß, seinen Stunden beizuwohnen. Als Schüler Krüsis und Seminarhospitant genoß ich diesen Unterricht mit. Weishaupt war ferner Jahre lang Actuar und Mitglied der Aufsichtscommission der Kantonsschule in Trogen, eines der einflußreichsten Mitglieder der Landesschulcommission und wiederholt Generalschulinspector, als der er sich bei den Lehrern in großen Respect zu setzen wußte.

Seine Vatergemeinde Gais verdankte ihm eine völlige, fortschrittliche Umgestaltung der Primarschule anfangs der Dreißigerjahre und der Kanton die kräftige Mithülfe bei Erstellung neuer Lehrmittel für die Volksschule.

Als er auswanderte, hinterließ er einen hochgeachteten Namen, der seine Wirkung noch nach Jahren ausübte, als es sich darum handelte, dem in der neuen Welt in Noth gerathenen alten Manne zu helfen. Die Bürgergemeinde, die Geistlichkeit, die Familie, Freunde und Bekannte, Reiche und Arme, reichten sich dazu gerne die Hände. Die Rückkehr ins Vaterland stand ihm offen, er zog es aber vor, in Amerika zu bleiben. Die Hülfe aus der Heimat war für ihn ein goldener Lebensabendstrahl. Wie oft hat er mir das bezeugt in seinen Briefen!

Heim, Decan.

---

[1] Siehe Appenzellische Jahrbücher, herausgegeben von der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft und redigirt von Heim, Decan. 2. Folge. 9. Heft.

Joh. Georg Müller.

1759—1819.

[Quellen: J. J. Altorfer, zum Andenken an die Verdienste von J. G. Müller. Schaffhausen 1820. — Der Unoth, Zeitschrift für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen I, 65 ff. Drei Vorträge von J. Kirchhofer. — Gelzer, protest. Monatsbl. XVIII, 35 ff. Auszüge aus J. G. Müllers Selbstbiographie. — J. Bächtold, aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von J. G. Müller (1780—82). — Handschriftlicher Nachlaß in der Ministerialbibliothek von Schaffhausen.]

Johann Georg Müller war als Pädagog ebenso gut wie als Theolog ein geistiger Sohn und Nachfolger Herders. Aus den Werken des großen Meisters und dem persönlichen Umgang mit ihm schöpfte er die Ideen, welche sein schriftstellerisches und sein pädagogisches Wirken bestimmten. Es war nicht seine Art, auf irgend einem Gebiete schöpferisch aufzutreten, auf dem Gebiete der Erziehung sind keinerlei neue Ideen auf ihn zurückzuführen. Aber aus dem Schatz eines umfassenden Wissens gesunde und zeitgemäße Gedanken, die er bei seinem Wirken im engern Kreise als bewährt erfunden, in die weitern Kreise der Gebildeten hinüberzuleiten und das gute Neue, was die Zeit brachte, mit dem gediegenen Alten in organische Verbindung zu bringen, — das erschien ihm als der seiner Begabung entsprechende Beruf, und indem er diesem mit ganzer Seele lebte, hat er, ein zu seiner Zeit vielgelesener und hochgeschätzter Schriftsteller, für die Verbreitung gesunder Ansichten über Volkserziehung, akademische Studien und ächte weibliche Bildung Bedeutendes geleistet. Seine Schriften pädagogischen Inhalts, sowie sein praktisches Wirken legen hiefür ein sprechendes Zeugniß ab, und sein handschriftlicher Nachlaß beweist, daß er in jener bewegten Zeit, in der mit der politischen Umwälzung in der Schweiz auch die Erziehungsfragen in den Vordergrund traten, mit scharfem Blick den Fortschritt der Bewegung beobachtete, gleichsam darüber Buch führte und Alles, was ihm von den neuen Anregungen einleuchtete, in seiner eigenen einflußreichen Stellung praktisch zu verwerthen suchte. Wir geben sein äußeres Leben in gedrängtem Abriß, im Uebrigen auf die oben angeführte Litteratur verweisend.

Geboren am 3. September 1759 im Städtchen Neunkirch, Kanton Schaffhausen, als jüngster Sohn des dortigen Geistlichen J. G. Müller und Bruder des spätern Historikers Johannes v. Müller, verlebte er seine Jugend in der Stadt Schaffhausen, wohin sein Vater schon 1760 als Diakon und Präceptor der Lateinschule übersiedelte. Das Ideal eines wahren Weisen und Gelehrten drängte allmälig, als es sich um die Berufswahl handelte, andere Zukunftsträume zurück. Von seinem Schulleben, in welchem geistloses

Memoriren und unbarmherzige Strafen noch eine große Rolle spielten, blieben ihm nur düstere Eindrücke; erst im Collegium humanitatis gieng ihm die eigentliche Freude an den Wissenschaften auf. Mit der Theologie, der er sich ergab, hatte er sich bei seinem angebornen Hang zur Hypochondrie auch „manche Geistesqual" erwählt; ein in Zürich zugebrachtes Studienjahr (1779—80) führte ihn der Lavater'schen Richtung zu, auf der Hochschule Göttingen, die er 1780 bezog, trat ihm scharf ausgeprägt die rationalistische Theologie entgegen. Von der Unruhe und dem Zwiespalt, der so in seinem Innern entstand, erlöste ihn der wohlthätige Einfluß Herders, den er auf einer im Herbst 1780 unternommenen Wallfahrt nach Weimar [1], und bei einem spätern halbjährigen Aufenthalt in Herders Hause in umfassendster Weise auf sich wirken ließ. Aber nicht nur diesen Dienst leistete ihm Herder, dem er zu treuer Nachfolge im Denken und Thun gleichsam seine Seele verschrieb: er öffnete ihm den Sinn für das großartige Geistesleben, das in jenen erregten Tagen auf allen Gebieten angebrochen war, er führte ihn ein in die fruchtbarste Methode gelehrter Studien und erfüllte ihn mit dem lebhaften Verlangen, der Jugend, besonders studierenden Jünglingen einst das zu sein, was Herder ihm geworden war. Mit den heiligsten Vorsätzen für ein der Wissenschaft und dem Wohl der Mitmenschen zu weihendes Leben kehrte er 1782 in seine Vaterstadt zurück und wirkte von jetzt an, theils in seiner nächsten Umgebung auf dem Felde der Schule, theils durch Schriften auf weitere Kreise als ein Apostel jener Humanität, die Herder verkündet, unbeirrt durch Verkennung und Zurücksetzung, seinen Idealen unverrückt treu bis zum Tode. Glücklicherweise überhob ihn die Vermählung mit Maria Katharina Gaupp, der einzigen Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, der Sorgen um die äußere Existenz; der Ertrag der Stellen, welche ihm die Regierung von Schaffhausen übertrug, — er wurde erst Katechet, dann Professor der griechischen und hebräischen Sprache, später der Encyclopädie sämmtlicher Wissenschaften, — hätte nicht ausgereicht, ihm auch nur die bescheidenste Existenz zu fristen. Im stillen Studierzimmer reiften zwischen 1785—95 die Erstlinge seiner Muse, die „philosophischen Aufsätze" und die „Bekenntnisse merkwürdiger Männer", beide dem Gebiet der Erziehung nicht ferne stehend; im Jahr 1798 ließ er die „Briefe über das Studium der Wissenschaften" folgen, die „Jünglingen seines Vaterlandes" zugeschrieben waren, und mit Verbesserungen und Zusätzen kurz vor seinem Tode (1817) in zweiter Auflage erschienen.

---

[1] Siehe das angeführte Schriftchen von J. Bächtold: Aus dem Herder'schen Hause, welches ein äußerst anziehendes Tagebuch dieser Reise und des Aufenthalts in Weimar enthält.

Aus dieser emsigen pädagogischen und schriftstellerischen Thätigkeit wurde Müller nach dem Ausbruch der helvetischen Revolution plötzlich herausgerissen und als ein Mann des öffentlichen Vertrauens zum zweiten Regierungsstatthalter des Kantons Schaffhausen gewählt (1798). Nur das Gefühl der Pflicht, in den stürmischen Zeiten dem Vaterland seine Hülfe nicht versagen zu dürfen, war es, was ihn zu diesem schweren Schritte vermochte, und in der That leistete er auch in der neuen Stellung der Heimat treffliche Dienste. Von 1801 an führte er als Oberschulherr die Aufsicht über sämmtliche Schulen des Kantons, daneben war er von 1803 an zugleich Mitglied des Kleinen Rathes, und als er 1809 durch den Rücktritt von der letztern Stelle sein zehnjähriges politisches Wirken schloß, froh, wieder zu den Studien zurückkehren zu können, behielt er die Stelle des Oberschulherrn und auch die Professur der Encyclopädie und Methodologie bei und verwaltete beide bis zu seinem Tode. Während er gleichzeitig auch die Herausgabe des größten Theils von Herders sämmtlichen Werken (1805—20), sowie der Werke Joh. v. Müllers übernommen hatte, widmete er der Sorge für das Schulwesen der Stadt und Landschaft Schaffhausen die hingebendste Thätigkeit und führte manche segensreiche Reformen durch. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er in der Litteratur seiner Zeit alle Erziehungsfragen und sammelte sorgfältig, was an neuen Gesetzen, Verordnungen, Reformvorschlägen durch den persönlichen Verkehr mit Schulmännern und Gelehrten und durch buchhändlerische Verbindungen ihm zufloß. Ueber die neuen Ideen Rousseaus, der Philanthropen, Pestalozzis suchte er durch sorgfältige Prüfung der streitenden Ansichten ins Klare zu kommen; was sich ihm als gesund und naturgemäß bewährte, führte er in seinem Bereich ins Schulleben ein. Unter seinen zahlreichen Schriften ist keine speciell der Erziehung gewidmet; aber viele treffliche Gedanken, besonders über die Erziehung der Mädchen finden sich in seinen „Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhalts" (1793—1803, vierte Aufl.), ferner über wissenschaftliche Bildung der Jünglinge in den schon erwähnten „Briefen ꝛc.", sowie in seinem „Theophil, Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferm Alter" 1801. Schätzbare Beiträge zur Schulgeschichte, besonders von der Reformation an, sind in dem kirchenhistorischen Werk: „Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen" (1803—1806, 4 Bände) niedergelegt. — Am offensten sprach er seine pädagogischen Ueberzeugungen aus in seinen (ungedruckten) Schulreden, mit welchen er nach Herders Vorbild jedesmal die Prüfungen des Gymnasiums schloß. In der letzten dieser Reden, in welcher er am 1. April 1819 „vom Werth der wissenschaftlichen Bildung" sprach, suchte er mit besondrer Wärme zu einer schönen Verbindung von wissenschaftlichem Ernst mit patriotischer Gesinnung anzuspornen, „damit wir nicht vor unsern Nachbarn als

Böotier erscheinen"; unter Anführung des Schiller'schen Worts: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an" rief er den Jünglingen zu: „Es ist eine schöne Lebensbestimmung, an dem Ort, wo die Vorsehung uns beim Eintritt in die Welt zuerst hinsetzte, wo uns in der Jugend so viel Gutes widerfuhr, wo unsre Mitbürger, unsre ersten Schul- und Jugendfreunde wohnen, mit seinen Talenten Gutes zu wirken, Wahrheit, Religion und Tugend zu unterhalten und im dankbaren Andenken seiner Mitbürger unvergeßlich zu bleiben." Seine eigene Lebensaufgabe, soweit sie die Schule betraf, hatte er damit am besten gezeichnet. Berufungen nach Basel, Bern, Kiel, Heidelberg hat er standhaft von sich gewiesen. Er zog es vor, der Jugend seiner Heimat seine beste Kraft zu weihen. Seiner unermüdlichen Thätigkeit für Wissenschaft und Schule, die er bis in seine letzten Lebenstage fortsetzte, wurde durch den Tod ein Ende gesetzt am 20. November 1819. Vom Dank seiner Mitbürger zeugt noch die ihm gesetzte Grabschrift, von der Anerkennung weiterer Kreise die Ertheilung der Doctorwürde von Seiten der Hochschulen Tübingen und Jena.

Müllers eigenthümliche Ansichten über Erziehung werden uns am besten klar, wenn wir zuerst seine Stellung zu den Gymnasialstudien, dann die zur Bildung der Frauen, endlich seine Stellung zur Volksschule ins Auge fassen.

Von den Jünglingsjahren an war Müller für die Alten begeistert. Dem gründlichen Studium derselben verdankte er einen bedeutenden Theil von seinem geistigen Hab' und Gut. Nach Art der Humanisten suchte er alle Gedanken und Grundsätze, die er besonders hoch schätzte, mit einem schlagenden Ausspruch aus dem Munde der Alten zu belegen. Daß eine geistige Verwandtschaft bestehe zwischen den erleuchtetsten Denkern der Neuzeit und den classischen Schriftstellern von Hellas und Rom, pflegte er in seinen Schriften und in den Ansprachen an die studierende Jugend mit Nachdruck zu betonen. Darum beschäftigte er sich lebhaft mit allen neu auftauchenden Vorschlägen über die Einrichtung der Gymnasien und glaubte sich ein Verdienst zu erwerben, wenn er nicht nur möglichst Viele den classischen Studien zuführte, sondern auch das Seine dazu beitrüge, eine zeitgemäße Umgestaltung der bisherigen „Lateinschulen" herbeizuführen. Und er bekämpfte auf diesem Gebiete mit Freimuth und Entschiedenheit denselben Schlendrian, der auf dem Gebiet des religiösen Unterrichts ihm ein Greuel war, das geistlose Eintrichtern des Lehrstoffs und jene an der Schale herumklaubende Behandlung der herrlichsten Aussprüche, die nie auf den Kern dringt und der Jugend Steine statt Brot reicht. Einführung in den Geist, die Denkweise, die hohen Ideale des Alterthums, das schien ihm die fruchtreichste Aufgabe des philologischen Unterrichts, — davon ver-

sprach er sich für die jugendlichen Geister wahre Aufklärung, Läuterung des Charakters und Oeffnung des Blickes in eine Gedankenwelt, deren leuchtende Punkte durch alle Lebensalter vor der Seele nie mehr ganz verschwinden sollten. Wenn er in seinen Schulreden zu den Jünglingen von dieser Gedankenwelt sprach, die sich ihnen in den Werken der Classiker erschließe, so stand er vor ihnen wie ein Prophet, und wenn vielleicht nicht alle seinem hohen Fluge folgen konnten, so wußte er doch damit in das Gymnasialstudium jenen edlen Idealismus hineinzutragen, der den Begabten zu geistiger Arbeit mächtig antrieb und auch in dem Schwachen die Ahnung weckte, er sei beim Lesen der Alten gleichsam mit den Göttern zu Tisch gesessen. So war Müller keiner jener Stockphilologen, für die außer Römern und Griechen nichts in der geistigen Welt existirt. Die Ueberzahl der lateinischen und griechischen Lehrstunden, wie sie die Lehrpläne der frühern Lateinschulen aufweisen, erregte in ihm tiefe Bedenken, und beim Anbruch der neuen Zeit mit neuen Bedürfnissen schienen ihm Reformen dringend nöthig, wie er eine solche auch an dem Gymnasium durchführte, das unter seiner Aufsicht stand.

Die sämmtlichen von ihm aufbewahrten Schulreden, welche die verschiedensten Gegenstände behandeln, z. B. von der Prüfung der Köpfe in den Schulen, vom Schutzgeist (Genius) eines Jünglings, vom Geist der neuern pädagogischen Verbesserungen rc. lassen einen Blick thun in die Leiden und Freuden, Kämpfe und Hoffnungen eines Mannes, der in stürmischer Zeit durch erziehendes Wirken den Grund zu einem schönern Zeitalter legen wollte und sich mit ganzer Seele in die Bedürfnisse der Jugend hineindachte.

Im gleichen Geiste suchte er die Uebergangsanstalt zur Hochschule, das damalige Collegium humanitatis, umzugestalten. Dort übernahm er selbst das Fach der von ihm eingeführten Encyclopädie und Methodologie, d. h. eine Belehrung über das Gesammtgebiet der Wissenschaften und über die beste Art, seine Studien in den verschiedenen Richtungen zu treiben. Seine Vorträge über dieses Fach benutzte er dazu, mit den studierenden Jünglingen in einen vertrauten geistigen Verkehr zu treten. Rathschläge über die Lectüre, über die Anfertigung von Auszügen, über das beste Verfahren bei Aufsatz-Entwürfen, über Stählung des Gedächtnisses, über eine der wissenschaftlichen Bildung entsprechende Charakterbildung rc. flocht er in seinen Unterricht ein und wirkte so bestimmend auf die ganze Lebensanschauung und Studienrichtung seiner Zöglinge. Besonders ließ er sich's angelegen sein, begabte Söhne armer Eltern zu den Studien zu ermuntern, sie thatkräftig durch Geschenke und wirksame Empfehlungen zu unterstützen und so in doppelter Weise ihr Lebensglück zu begründen. Die gleichen segensreichen Anregungen,

die so den Jünglingen seiner Vaterstadt zu statten kamen, giengen durch seine „Briefe über das Studium der Wissenschaften" auf viele jugendliche Geister über, die sich gelehrten Studien widmeten. In der Schweiz und in Deutschland wurden sie als willkommene Gabe in die Hand manches Jünglings gelegt; noch jetzt zeugen im Dienst der Wissenschaft ergraute Männer davon, wie dieselben anspornend, begeisternd, freie Aussichten eröffnend auf sie gewirkt. „Nie fertig sein oder sein wollen!" — das war der goldeswerthe Rath, den er den jungen Männern auf die Hochschule und auf ihre praktische Laufbahn mitgab.

Waren so die gelehrten Studien Müllers eigentliche Geistesheimat und die Einführung von Jünglingen in dieselben seine liebste Beschäftigung, so lag ihm doch auch die Frage der Frauenbildung nicht ferne, ja der nähere Umgang mit der geistig reich begabten Tochter des Kaufmanns Gaupp in Schaffhausen, deren Hand nach langem Hoffen und Harren ihm endlich zu Theil wurde, weckten in ihm den Gedanken, auch zu der damals sehr vernachlässigten Bildung des weiblichen Geschlechts etwas beizutragen, und es entstanden so seine allmälig in vier Auflagen erschienenen „Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhalts".[1] — Die Auswahl der hier gebotenen Erzählungen, Lesefrüchte, Gedichte, Betrachtungen, Abhandlungen, zeigt am besten, in welchem Sinn er echt weibliche Bildung fördern wollte. Französische Oberflächlichkeit und romanhafte Sentimentalität war ihm zuwider, ebenso jene nüchterne Alltäglichkeit, welche den Mädchen und Frauen ohne Weiteres den Tempel der Wissenschaft oder des höhern Geisteslebens zuschließt und sie an die Wiege, den Spinnrocken und den Küchenherd verweist. Gesunde Bildung des Geistes und Gemüthes auf religiöser Grundlage, ohne gelehrten Beigeschmack, aber doch in solchem Umfang, daß den Frauen die wichtigsten Fragen des geistigen Lebens verständlich werden und neben der Welt des praktischen Wirkens auch eine reiche innere Welt ihnen sich öffnet, das war sein Programm; er entwickelt es aufs klarste in den schönen Briefen an eine Kornelia, mit welchen er den zweiten Band seiner „Unterhaltungen" eröffnet. Die Grundanschauung, von welcher er dabei ausgeht, faßt er in folgende Worte: „Das weibliche Geschlecht hat so gut Geisteskraft als die Männer, und sie ist der Ausbildung ebenso fähig, über das gewöhnlich merklich weniger verdorben und mißbildet als bei uns, da zu ihnen eine gewisse genußlose und ungenießbare Kritik nicht so leicht kommt, die mehr nach Schulregeln als nach Gefühl richtet. Man möchte sagen: Ihr Geist ist geistiger, ihr Geschmack reiner und zärter." — Er

[1] Vergl. hierüber die Arbeit des Referenten im Programm der h. Töchterschule von Zürich, Schuljahr 1880/81.

stimmt ausdrücklich den Worten eines tüchtigen nordamerikanischen Arztes zu, welcher vor etwa hundert Jahren das Wort aussprach, das noch jetzt der Beherzigung werth ist: „Da den Frauen ein großer Theil der Erziehung der Kinder, besonders in ihren ersten Jahren, überlassen ist, so müssen allerdings auch die Töchter mit nicht geringerer Sorgfalt gebildet werden als die Söhne, sofern man will, daß sie einst ihren großen Beruf so vollkommen wie möglich erfüllen.“ — Wir müssen es uns versagen, Müllers Ansichten über diese wichtige Frage ins Einzelne zu verfolgen und bemerken nur noch, daß er die Entwicklung des Mädchenschulwesens auch an andern Orten, z. B. in Zürich, lebhaft verfolgte und lange Zeit je einer kleinen Zahl von erwachsenen Mädchen Unterricht, besonders in Religion und Litteraturkunde ertheilte, mit welchen er auch über die Bildungsjahre hinaus in geistiger Verbindung blieb.

Es bleibt uns noch übrig, Müllers Wirken auf dem Gebiet des Volksschulwesens zu berühren. Als er durch die Helvetik auf einen einflußreichen Posten gestellt worden war, hielt er es für seine Pflicht, den nothwendigen Veränderungen auf dem Gebiete der Volksschule alle Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Sogleich während der ersten Monate der helvetischen Republik, nachdem „Bürger Stapfer“ von Bern zum Minister der Wissenschaften und Künste gewählt worden war (15. Mai 1798), gab Müller anonym dem Director Legrand ein Memorandum ein, worin er als „ein Ungenannter“ die weitgehendsten Vorschläge, betreffend die niedern, die Bürgerschule und eine höhere Schule den Directoren zur Prüfung vorlegte. Wir führen aus dem interessanten Actenstück einige Stellen an. Nachdem er die Forderung einer wirklich allgemeinen Volksschule vorangestellt, fügt er über den Zustand der Landschulen folgendes bei: „An vielen Orten sind die Schulstuben finstre, feuchte, ungesunde Kerker. Ich weiß solche, wo einige hundert Kinder unter drei Lehrern, die alle drei zu gleicher Zeit unterrichten, in Einer Stube zusammengepfropft sind.“ Dann wendet er sich gegen die jährliche Neuwahl der Lehrer, durch welche der ganze Schuldienst verpfuscht werde, und wünscht, daß in jeder Landschule den ältern Schülern, deren Eltern es wünschen, in den Anfangsgründen der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Moral, Religion ein weiterer Unterricht ertheilt werde als Vorbereitung zum Uebergang an eine höhere Schule in der Hauptstadt. „Unbeschreiblich vortheilhaft“, sagt er weiter, „wären freilich Landschulmeister-Seminarien, deren Bedürfniß auch in monarchischen Staaten immer mehr gefühlt wird.“

Ferner heißt es: „Auch eine Verbesserung der Töchterschule ist ein dringendes Bedürfniß, da bei der ersten Bildung des Charakters der Kinder so sehr viel mehr von der Mutter als von dem Vater abhängt, und es

darum wichtig ist, daß helle und gesunde Begriffe von der Natur, der Moral und Religion in sie gepflanzt werden. Die Töchterschule in Zürich kann hier als Muster dienen." — Nachdem er die Bürger-, Latein- und höhern oder gelehrten Schulen berührt, reiht er noch folgenden der Zeit vorauseilenden Vorschlag an, der dem ganzen Bau die Krone aufsetzen sollte:

„Noch legt der Verfasser dem vollziehenden Directorium und dem Minister der Wissenschaften einen Wunsch und Vorschlag vor, der Ueberlegung verdient und, wenn er gut ausgeführt würde, von unübersehlichem Nutzen sein könnte:

„Es ist der einer National-Akademie (wie schon Balthasar, Bodmer und Iselin, der Stifter der helvetischen Gesellschaft, sie gewünscht haben), wo, wie auf den seitherigen Universitäten, versteht sich, ohne die scholastische Einrichtung derselben, die höhern Wissenschaften aller Art gelehrt würden."

„Sollte es eine zu gewagte Hoffnung sein, daß vielleicht für unser gutes Vaterland, in einer Zeit, wo Kenntniß und Liebe zur Wissenschaft sich um so mehr vermindert, je leichter sich der große Haufe mit einem gewissen Schein von Aufklärung und mit halben Begriffen begnügt — von dieser Seite her ein wahres und großes Verdienst um die Mitwelt und Nachwelt nicht unsres Landes allein gewonnen werden könnte?

„Zu dieser Akademie — sei sie nun irgendwo in einem stillen Kloster, oder in dem seit alten Zeiten um die Wissenschaften so sehr verdienten Zürich — würden nicht nur die besten Köpfe des Landes, sondern auch aus dem Auslande solche Männer berufen, die nicht blos als Vielwisser die dürren Gegenden des Reichs der Wissenschaften und alle Dornsträucher desselben kennen, sondern als Männer von Geist und Geschmack mit umfassendem Blick ihre fruchtbaren Gefilde zu überschauen und selbst zu bearbeiten verstünden. Vielleicht, daß es diesen, und hier, gelänge, der Welt den großen und längst erwünschten Dienst zu leisten, die Wissenschaften des überflüssigen Geräthes zu entladen, sie zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, mithin sie zu humanisiren und so dem aufblühenden Geschlecht neue Liebe und Trieb zu demselben einzuflößen!"

„Möchten es doch die Kräfte der neuen Republik erlauben, mit anlockenden Bedingnissen Männer von Geist und Gelehrsamkeit ins Land zu ziehen und so die große, schon von Bako gewünschte Restauration der Wissenschaften mächtig zu fördern! — Dankbar würde die Nachwelt den Männern den Lorbeer geben, die ihre Macht gebrauchten, sich auch dieses Verdienst um das Vaterland zu erwerben!" [1]

---

[1] Beigefügt ist noch der praktische Gedanke: „Freilich würde das und Anderes

Freilich blieb dies ein schöner Traum, würdig jener an idealen Hoffnungen reichen Morgenstunden der jungen Republik und würdig des erleuchteten Geistes, der ihn aussprach. Leider mußte dieser in den stürmischen Jahren, die nun folgten, in denen die mit seiner öffentlichen Stellung verbundenen Geschäfte, Schwierigkeiten und Aergernisse fast über seinem Haupte zusammenschlugen, sattsam erfahren, welche zähe Arbeitskraft und Hingebung es erforderte, um auch nur das bescheidene Ideal einer verbesserten Volksschule ins Leben einzuführen, — immerhin läßt sich auf jenes andre, noch stets der Verwirklichung harrende Ideal mit Rücksicht auf jene Zeit das Wort anwenden: Es ist genug, Großes auch nur gewollt zu haben.

Welchen Schwierigkeiten Müller auf seinem zunächst liegenden Arbeitsfelde begegnete, geht am besten aus dem am 22. September 1798 an Minister Stapfer abgesandten Bericht über die Schaffhauser Landschulen und aus den von 1802—1819 an ihn von den Districts-Inspectoren eingegebenen Berichten hervor. Sie liefern werthvolle Beiträge zur Kenntniß der damaligen Zustände. Nur Weniges möge hier eine Stelle finden.

Im Winter wurde täglich Schule gehalten, im Sommer nur an drei Wochentagen für eine geringe Anzahl der kleinsten Kinder, da die andern für die Feldgeschäfte gebraucht wurden. Winter-Nachtschulen bestanden an den meisten Orten für ausgetretene Schüler bis zum 20. Jahre, für die Mädchen seltener. Die Kinder wurden theils zu früh — schon im 5. Jahre — in die Schule geschickt, theils zu früh wieder herausgenommen; kein Gesetz bestimmte die Zahl der Schuljahre. Die Besoldungen waren äußerst gering: „Wie der Lohn, so der Dienst"! — In den ärmern Gemeinden wird in der Wohnstube des Schulmeisters und neben seiner Familie Schule gehalten. Wo sich eigne Schulstuben finden, sind sie so eng und niedrig, daß wegen der verdorbnen Luft der Aufenthalt unerträglich wird. Meistens fehlt eine Classentheilung. Die Mädchen lernen selten schreiben oder rechnen, weil's die Eltern für unnöthig halten; wegen des Ausfalls der Sommerschule haben die Schüler gewöhnlich an Martini wieder vergessen, was sie an Ostern wußten. Neue Lehrmittel, überhaupt alle Neuerungen, stoßen auf zähen Widerstand. Zu viel wird auswendig gelernt, zu wenig der Verstand geübt. Anders ist es nicht zu erwarten, so lange die Schulmeister nicht besser unterrichtet sind. — Der Bericht schließt: „Wird einst in jedem Kanton unter der Aufsicht geschickter Männer ein Schulmeister-Seminarium errichtet, wird eine bessere Wahlform festgesetzt, die Auswahl besserer Lehrbücher angeordnet, für die Besoldung der Schulmeister sichere Fonds angewiesen, — dann erst

---

ungemein erleichtert werden, wenn, wie bei der Reformation, wenigstens ein Theil der Klostergüter ausschließend auf diesen Zweck verwendet würden".

läßt sich eine merkliche Verbesserung des Schulwesens und derjenige reiche Nutzen für die allgemeine Aufklärung daher erwarten, welche der patriotische Wunsch der gesetzgebenden Räthe und des Ministers der Künste und Wissenschaften ist."

Als nun im Jahr 1799 Stapfers sorgfältig ausgearbeitete, von einem kernhaften und begeisternden Vorwort begleitete Instructionen für die Erziehungsräthe und Gesetzesentwürfe für die Volksschulen erschienen, war Müller eifrig bemüht, im Sinne derselben die Landschulen Schaffhausens zu reorganisiren und arbeitete mit Hülfe sachkundiger Freunde eine Landschul-Ordnung aus, die 1804 in Kraft trat, den damaligen Verhältnissen angemessen, nicht das Höchste, doch das Möglichste erstrebend.

Unermüdlich war er bereit, alle die Klagen, Erkundigungen, Anfragen, die von umständlichen Pfarrern und unbeholfenen Schulmeistern an ihn gerichtet wurden, zu erledigen, bald mit vernünftigem Rath und Zuspruch, bald auch, indem er den starken Arm der Obrigkeit in Bewegung setzte, der dann mit dem kategorischen Imperativ dem Schlendrian abhalf und den Widerstand brach. Die unerquicklichsten Geschäfte verursachten die Klagen über saumselige Entrichtung des Schullohns an die Lehrer; in einer Gemeinde war derselbe von drei Jahren her rückständig; in einer andern weckte die Erhöhung von 40 auf 60 Gulden den Widerstand, der nur der Gewalt wich. So bestätigte sich die Klage der Inspectoren, „die Schulmeister seien schlechter gehalten als die Nachtwächter", und es ist nicht zu verwundern, daß tüchtige Leute sich nicht zum Schuldienst hergeben wollten. Hier mußte eingeschritten werden, damit der Schultyrann nicht die Kinder zu viel auf die Köpfe schlage, dort, daß nicht veraltete Lehrbücher neu eingeführt würden, hier, damit nicht ein siebenzigjähriger Greis oder ein alter Soldat zu einer Stelle befördert, dort, daß nicht Kinderwäsche in der Schulstube getrocknet werde, hier wird berichtet (1817), es seien 13- und 14jährige in der Schule, die kaum lesen könnten, dort, es seien religiöse „Kämpfe" und Krämpfe unter den Kindern vorgekommen (1819), denen der Lehrer mit Unrecht entgegenwirke, dort, es seien von Zürich her ABC-Büchlein eingeschmuggelt worden, in welchen es im Unser Vater heiße: „Mein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel", statt: Dein Wille, u. dergl. m. In launigem Tone berichtet der Inspector des Bezirks Reiat[1], Pfarrer J. C. Hurter, über die seiner Aufsicht anvertrauten Schulen u. A. (1809): „Wenn die in der Pfarre Lohn hinter den meisten andern zurückstehn, so kommt dies auf Rechnung des armseligen Schullohns, um dessenwillen Hr. Pfarrer froh sein muß, wenn er einen Kuhhirten findt, der im Herbst nach niedergelegter

---

[1] östlicher Theil des Kantons Schaffhausen.

Ehrenstelle sich dazu versteht, den Winter hindurch eine kleine Menschenherde zu hüten. Ein solches Universalgenie ist der gegenwärtige Schulmeister zu Büttenhard, ein Mann, der im Sommer bei seiner Kuhherde fürtrefflich blaset, und im Winter — nach dem Zeugniß des Hrn. Pfarrers gar nicht unter die geringsten Lehrer gehört, der aber auch beim Glas Wein ein Meister in der Kunst ist und um dieser seiner Liebhaberei willen Nachts noch stundenweit geht, um mit einer Tracht Prügel nach Haus zurückzukehren. — Zu Opferzhofen soll der vormalige halbblinde Schulmeister mehr geleistet haben, als der jetzt sehende. Wenn ich nicht irre, wird in dieser Schule nicht einmal geschrieben." In Bezug auf das große Dorf Thäingen wird über „das gepreßte Beisammensitzen von 120 Kindern in der schwarzen, einer Gefangenschaft ähnlichen Schulstube" geklagt und darüber, „daß ein Lehrer den Kleinen auch gar nichts zur Unterhaltung und Erweckung des Geistes zu geben wisse, so daß dem Inspector in seiner Classe nichts besser gefalle, als wenn die Kinder vor Langerweile einschlafen"; in Barzheim hat es der Inspector dazu gebracht, „daß die Kinder auch schreiben und rechnen lernen".

Uebrigens werden in diesen Berichten nicht nur Uebelstände geschildert, sondern auch gute Früchte der neuen Bestrebungen erwähnt. Zum Beleg folge noch ein Bild einer gut geleiteten Schule (Buch): „Man hört kein immerwährendes Rufen, Tadeln, Schelten und sieht äußerst selten Schläge austheilen. Mit einem freundlich mahnenden Wort, mit einer kurzen liebreichen Vorstellung, mit einem sanften, doch ernsten Blick werden die Schüler geleitet; aber dafür erkennen sie auch in dem Lehrer ihren zweiten Vater, sind ihm mit Liebe ergeben und eilen fröhlich zur Schule, wo sie im Buchstabieren, Lesen (sowol des Geschriebenen als Gedruckten), Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen (des kurzen Begriffs des christlichen Glaubens, der Gellert-schen Lieder und des Katechismus) unterrichtet werden."

Müller hat alle die Schreiben vom helvetischen Directorium, die Berichte der Inspectoren und Landpfarrer, und die meist in schwerfälligem Stil und himmelschreiender Orthographie geschriebenen Anliegen und Seufzer der Land- und Stadtschulmeister als Zeugnisse für die damaligen Zustände sorgfältig aufbewahrt. Könnte er als Schatten jetzt den Kanton durchwandeln, dessen öffentlicher Erziehung er durch Jahrzehnte seine Kraft geopfert, und der seither, was das Schulwesen betrifft, unter den eidgenössischen Mitständen sich eine ehrenvolle Stellung erworben [1], er würde sich freuen über den Unterschied von Damals und Jetzt und sich überzeugen, daß die unter herben Mühen bestellte Aussaat reichliche Früchte getragen.

---

[1] Schaffhausen nimmt nach dem Ergebniß der Rekrutenprüfungen in der Reihenfolge der Kantone die 5. Stelle ein.

Wollte man fragen, welchem pädagogischen System Müller gehuldigt, — es wäre schwer, darauf Antwort zu geben. Auf keines der neuern hätte er schwören können; unbedingte Parteinahme für noch bestrittene Wahrheiten war ihm überhaupt zuwider. Der That nach bewährte er sich auf dem Gebiet des höhern Schulwesens als ein getreuer Jünger Herders, oft bis ins Einzelne in seinen Fußstapfen wandelnd, und auf dem Gebiete der Volksschule als ein wackerer Mitgenosse Pestalozzis, obschon er in der Theorie Bedenken trug, manchen seiner Ansichten zuzustimmen und noch größeres Bedenken, geistlosen Nachbetern die Weiterentwicklung seiner Methode anzuvertrauen. Anerkennend nennt er ihn einen „Geistesbruder Rousseaus", einen „Mann, dessen Wohlmeinen nie bestritten wurde, der seine Kenntnisse von der Art und Natur des gemeinen Mannes durch Schriften erprobte, dessen Methode für den ersten Elementar-Unterricht unstreitig Vortheile hat"; daß er letztere nicht ohne Weiteres in den ihm untergebenen Schulen eingeführt, rechtfertigt er damit, daß dazu in jenen bedrängten Zeiten die Mittel gefehlt, und daß die Gefahr nahe gelegen, es möchte in der Hand ungeschickter Nachfolger auch die neue Methode wieder zu einem Mechanismus herabsinken.

Denn das war einer seiner obersten pädagogischen Grundsätze, den er auch in der Praxis unermüdlich geltend machte: Fort mit allem geistlosen Gedächtnißkram! Einführung des Lehrstoffs in Geist und Gemüth, ins Fleisch und Blut der Jugend, und zwar von der ABC-Schule an bis hinauf an die Pforten der Akademie! Wo er das Gegentheil traf, bekämpfte ers mit unerbittlicher Schärfe, und am entschiedensten bekämpfte er diese Seuche auf dem Gebiet des religiösen Unterrichts. Darin aber traf er mit Pestalozzis Gedanken vollständig zusammen, daß er die Religion, und speciell die christliche, als eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Bildungsmittel des jugendlichen Geistes betrachtete, und daß er sie in Theorie und Praxis mit der Sittlichkeit in die innigste Verbindung zu bringen suchte. Aber auch hier nicht Steine statt Brot! Dem kindlichen Geiste das Einfachste und Freundlichste zu bieten, dem denkenden Jüngling, der sinnenden Jungfrau ein geistiges Verständniß der höchsten Wahrheiten zu öffnen und in beiden eine heilige Scheu zu pflanzen vor dem unergründlichen Geiste, der uns zu seiner Gemeinschaft berufen — das betrachtete er als heiligste Pflicht des Erziehers, und was er so vielfach mit ernsten Worten verlangte, das hat er auch selbst mit klarem Geist, reichen Gemüth und feinem Tacte in seinem religiösen Unterricht geleistet. Man müßte auf seine Schriften, besonders „Serena" und „Theophil", näher eingehen, um dafür den vollgültigen Beweis zu leisten.

Wird einmal eine längst erwartete, auf den reichen Nachlaß gegründete Biographie Müllers erscheinen, so wird sie besser, als diese Skizze es ver-

mochte, zeigen, daß er seinem ganzen Thun und Denken nach zu den edelsten und aufrichtigsten Geistern gehörte, welche unser Vaterland in der verhängnißvollen Zeit des Uebergangs vom 18. ins 19. Jahrhundert hervorbrachte, zu jenen echten Freunden der Jugend und des Vaterlandes, die, genährt am Geiste der Alten, getragen von den wirksamsten Ideen des Christenthums, offen dem Geiste der neuen Zeit, mehr in der Stille als mit großem Geräusch Segen verbreiten in die Nähe und in die Ferne. L. Zehender.

Provisor Joh. Balthasar Hanhart.

1784—1840.

[Quellen: Handschriftliche Aufzeichnungen und Protokoll des freiwilligen thurgauischen Schullehrervereins.]

Johann Balthasar Hanhart wurde im Jahr 1784 in Steckborn geboren, wo sein Vater Lehrer war. Der talentvolle Knabe entwickelte sich glücklich und wurde frühe zum Lehrerberuf bestimmt. Schon in seinem 14. Jahre wurde er seinem Vater als Gehülfe an die Seite gestellt. Daneben erhielt er Privatunterricht im Französischen und in Musik und beschäftigte sich unter Leitung des Hrn. Decan Gutmann, der in seinem Hause eine Anzahl Zöglinge unterrichtete, auch mit Zeichnen und mit Papparbeiten. Durch einen dieser Zöglinge, mit dem er innig befreundet war, kam er dann nach Zürich in ein Fabrications- und Handelshaus, und es schien, als ob er für den Lehrerberuf verloren sei. Doch beseelte ihn ein lebendiger Fortbildungstrieb und er benützte jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren. Als er etwas später gemeinsam mit einem ältern Collegen im Auftrag seines Principals eine Handspinnerei in dem einsamen Lunkhofen, Kanton Aargau, zu leiten hatte, kamen die beiden überein, in den Freistunden sich gegenseitig zu unterrichten. Hanhart war Lehrmeister in der Musik und wiederum Schüler in Zeichnen und Mathematik. Noch nach vielen Jahren anerkannte er, daß er jenem Manne, einem Hofmann aus Sachsen, der früher Militär war, die Grundlage seiner mathematischen Kenntnisse verdanke. Auch in der Geographie und in deutscher Sprache wußte er sich zu vervollkommnen und suchte zu diesem Zweck den Pfarrer Schweizer in Birmensdorf, der eine deutsche Grammatik herausgegeben hatte, persönlich auf. Unsere heutige Schuljugend, welcher der Weg zur Ausbildung mitunter nur zu leicht gemacht wird, so daß sie oft zu wenig veranlaßt ist, ihre Kräfte anzuspannen, kann sich kaum

eine Vorstellung machen, mit welcher Mühe und Anstrengung vor 50—100 Jahren strebsame Jünglinge sich ein ordentliches Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten erkämpfen mußten.

Als Hanhart sein 20. Altersjahr erreicht hatte, starb sein Vater. Der Stadtrath von Steckborn anerbot nun dem Sohn die dortige Provisorstelle für den Fall, daß derselbe sich entschließen könnte, wieder dem Lehrerberufe zu leben. Und neben einer pietätsvollen Rücksicht auf die Wünsche der verwittweten Mutter war es hauptsächlich die Freude an geistiger Thätigkeit und die Hoffnung, der heranwachsenden Jugend nützlich zu werden, was ihn bewog, auf eine vielversprechende kaufmännische Laufbahn zu verzichten und wieder Schulmeister zu werden. Vorher aber wollte er noch für seine eigene Ausbildung das Mögliche thun. Er besuchte darum einen Fortbildungscurs, der damals von Hrn. Rusterholz und Professor Schultheß auf dem Rietli bei Zürich für bereits angestellte Lehrer veranstaltet worden war, arbeitete aber daneben Morgens und Abends noch auf dem Comptoir, da sein Principal, der ihn sehr schätzte, ihm auch während dieser Zeit das Salarium verabreichen ließ. Nach Beendigung dieses Curses, der ihm neue Liebe zur pädagogischen Laufbahn einflößte, war es ihm vergönnt, noch ein Jahr (1806) im pestalozzischen Institut zu Yverdon zuzubringen, als dasselbe eben in schönster Blüthe stand. Voll Begeisterung für den Erzieherberuf und für die pestalozzische Methode trat er dann die Lehrstelle in seiner Vaterstadt an, welche die Behörden ihm so lange reservirt hatten.

Hanhart hatte in seiner Stellung gegen eingewurzelte Uebelstände viel zu kämpfen, aber der damalige Schulinspector, Hr. Pestaluz, war ihm eine kräftige Stütze und sorgte auch für seine Fortbildung im pädagogischen Fache. Als derselbe später einige Lehrcurse für angestellte Schullehrer veranstaltete, benützte er die Schule Hanharts als eine Art Musterschule, um die Curstheilnehmer mit den neuen Einrichtungen und der Lehrmethode bekannt zu machen. Bald hatte Hanhart auch selber Gelegenheit, in dieser Anstalt Unterricht zu ertheilen, und das war die nächste Veranlassung, daß ihm später der Unterricht der Bezirksschullehrer-Instructoren anvertraut wurde. So hat er sich durch unermüdlichen Fleiß zu einer Zeit, als im Thurgau noch keine Lehrerbildungsanstalt bestand, zu einem der angesehensten und einflußreichsten Lehrer emporgeschwungen. Nach den Aussagen vieler seiner Schüler und Zeitgenossen hat er es meisterhaft verstanden, einen anregenden und geistbildenden Unterricht zu ertheilen; er war aber auch ein trefflicher Erzieher im engern Sinne des Wortes und hatte immer viele Zöglinge in seinem Hause, die er theils für das Lehrfach, theils für andere Berufsarten vorbereitete. Nicht selten wurde ihm, wie er selber schreibt, auch das „Glück“ zu Theil, solche Zöglinge zu bekommen, die man in andern öffentlichen

Anstalten nicht brauchen konnte und denen er dann um so mehr Sorgfalt widmete, um sie zur Arbeitsamkeit anzuhalten und zu fleißigen, sittlich-religiösen Menschen heranzubilden, was ihm auch mit Gottes Hülfe in vielen Fällen gelungen sei.

In den ersten Decennien unsers Jahrhunderts wußte man auch im Thurgau noch nichts von Zusammenkünften und Vereinen der Lehrer zu gemeinsamer Besprechung beruflicher Angelegenheiten. Hanhart war es, der zuerst einen freiwilligen kantonalen Schullehrerverein gründete. Unter seinem Vorsitz sammelte sich eine Anzahl von Lehrern, welche in den Jahren 1820 bis 1822 die Lehrercurse oder, wie es damals hieß, das Institut in Steckborn besucht hatten. Am 21. Juli 1823 fand die erste Versammlung von nur 18 Theilnehmern auf dem Ottenberg statt, um, wie das erste Protokoll sagt, „unter der Leitung ihres trefflichen Lehrers, des Hrn. Provisors Hanhart, sich über das Schulwesen zu berathen, sich gegenseitig zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten aufzumuntern, nach Vervollkommnung zu streben und durch gemeinsames Wirken an der Verbesserung der Schulen zu arbeiten.“ Der Verein hielt jährlich 1—2 Sitzungen in verschiedenen Gegenden des Kantons und vermehrte von Jahr zu Jahr die Zahl seiner Mitglieder. Die eigentliche Seele desselben war Hanhart, der in jeder Versammlung irgend einen anregenden und belebenden Vortrag hielt, es aber auch trefflich verstand, die übrigen Mitglieder des Vereins, die anfänglich meist mit großer Schüchternheit auftraten, zu activer Mitwirkung und zu freiem Ausdruck ihrer Gedanken und Ansichten heranzuziehen. Schon in der ersten Versammlung wurden auch Schritte gethan, um die Mitglieder mit geeigneten Schriften zur pädagogischen Fortbildung zu versehen. Zu den bleibenden Verdiensten des Schullehrervereins unter Hanharts Leitung gehört die Gründung einer Lehrerwittwencasse und die Stiftung des kantonalen Sängervereins, zwei Schöpfungen, die nun beide schon über ein halbes Jahrhundert segensreichen Wirkens hinter sich haben und zu denen die erste Anregung vom kantonalen Schullehrerverein ausgieng.

Ueber 20 Jahre hatte Hanhart seiner Vaterstadt als Lehrer die treuesten Dienste geleistet und zwar bei einem jährlichen Einkommen von nur 350 Gulden. Lange hatte er gehofft und dafür gearbeitet, daß in Steckborn auch eine höhere Lehranstalt (Secundar- oder Realschule) errichtet werden möchte. Diese Hoffnung gieng nicht in Erfüllung. Das bewog ihn endlich, im Jahr 1827 einen Ruf an die neu errichtete Secundarschule in Stein am Rhein anzunehmen, und in dieser Stellung verblieb er dann bis zu seinem Tode, obgleich seine Wirksamkeit durch sein Verhältniß zum Ortspfarrer erschwert wurde und obgleich Dießenhofen Schritte gethan hatte, um ihn für die dortige Secundar- und Lateinschule zu gewinnen. Den thur-

gauischen Schulverhältnissen schenkte er aber trotz der Uebersiedelung in einen andern Kanton fortwährend seine volle Aufmerksamkeit und Unterstützung. Auch von Stein aus besuchte er alljährlich die Versammlungen des thurgauischen Kantonallehrervereins und behielt auf den dringenden Wunsch der Mitglieder das Präsidium desselben bis zum Jahre 1836, wo dann Seminardirector Wehrli an seine Stelle trat. Im Jahre 1840 erfolgte unerwartet und für seine Familie, wie für die Schule, viel zu früh sein rascher Tod. Er starb an den Folgen der sogenannten „Andelfinger-Sängerfest-Vergiftung". An der nächsten Versammlung des thurgauischen Schullehrervereins widmete ihm einer seiner dankbaren Schüler und Verehrer einen warmen Nachruf.

Hanharts Bedeutung liegt nicht in schriftstellerischer Thätigkeit, sondern im Wirken des praktischen Erziehers und in der belebenden Anregung auf seine Berufsgenossen. Lange vor dem Aufschwung der Dreißigerjahre und noch mehrere Jahre nachher war er das geistige Haupt der thurgauischen Lehrerschaft, in der er zuerst das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach rief. Durch weise Mäßigung und energievolle Hingebung an die Sache der Volksschulbildung ist es ihm auch gelungen, manche schöne Erfolge zu erringen, wenn gleich er noch kurze Zeit vor seinem Tode sein Bedauern darüber ausspricht, daß die Schule und der Lehrer mancher Orten noch allzusehr unter dem Einfluß des Ortsgeistlichen stehe und daß die Einführung geeigneter Lehrmittel von der Erziehungsbehörde nicht mit mehr Nachdruck an die Hand genommen werde.

Rebsamen.

Freiherr J. Heinrich v. Wessenberg

1774—1860.

[Quellen: Wessenberg, die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortschreitenden Ausdehnung und Entwicklung. — Leben und Wirken des Freiherrn J. H. v. Wessenberg, von Dr. Jos. Beck.]

Ignaz Heinrich v. Wessenberg wurde 1774 in Dresden geboren, wo sein Vater, ein Verehrer des Kaisers Joseph II., Conferenzminister und Oberhofmeister am chursächsischen Hofe war, verlebte aber seine Jugend zu Feldkirch und Freiburg im Breisgau, wohin sich die Familie vom Hofleben zurückzog. Seine Gymnasialstudien machte er größtentheils in Augsburg, wo das Hauptziel des Unterrichts, auch in mathematischen und realistischen Fächern, in der Dressur zur Latinität bestand, und der ganze Geist der Anstalt, namentlich die laut ausgesprochene Intoleranz und der offene Haß

gegen die Ideen der neuern Zeit dem denkenden Jünglinge nicht behagen konnte. Dann bezog er die Universität Dillingen, wo die Kant'sche Philosophie ihre begeisterten Verfechter hatte und wo besonders Michael Seiler, der spätere Bischof von Regensburg, auch als pädagogischer Schriftsteller hervorragend, die Herzen der Zuhörer zu fesseln wußte und auf Wessenberg bedeutenden Einfluß ausübte. Weitere Studien in Philosophie, Theologie und in der Rechtswissenschaft machte Wessenberg in Würzburg und Wien; und während eines längern Aufenthaltes in Regensburg, wo damals noch der deutsche Reichstag versammelt war, hatte er Gelegenheit, mit einflußreichsten Persönlichkeiten Bekanntschaft zu machen und in dem Streite der sich kreuzenden Ansichten und Bestrebungen einen festen Standpunkt zu gewinnen.

Im Jahre 1800 wurde Wessenberg durch Karl Theodor von Dalberg das Generalvicariat des Bisthums Constanz übertragen. Dieses Bisthum umfaßte damals außer Baden auch bedeutende Theile von Oesterreich (Bregenzerwald), Baiern, Württemberg, Hohenzollern und in der Schweiz Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Theile von Solothurn und Aargau. Indessen wurde bald nach dem Beginn der sogenannten Restaurationsperiode, um die Mitte des zweiten Decenniums in unserm Jahrhundert, durch päpstlichen Spruch die Schweiz vom Bisthum Constanz losgetrennt. Wessenberg verblieb in der Stellung eines Generalvicars bis zum Tode Dalbergs 1817, wurde dann vom Domcapitel einstimmig zum Nachfolger in der Bischofswürde vorgeschlagen, von Rom jedoch um seiner freisinnigen Ansichten willen nicht bestätigt. Vom Staate geschützt, setzte er seine amtliche Thätigkeit fort bis 1827, da dann das Bisthum Constanz aufgelöst und als Erzbischof von Freiburg ein Anderer erkoren wurde. Für seine Ideen wirkte Wessenberg indessen auch später unentwegt fort, theils als Mitglied der ersten Kammer in Baden, theils durch schriftstellerische Leistungen und gemeinnützige Thätigkeit, bis er in hohem Alter 1860 sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte.

Für Wessenberg war es ein leitender Grundgedanke, die Würde des Menschen, die Wohlfahrt der Staaten und das Lebensglück der Einzelnen verlange gleich sehr, daß dem Menschen eine möglichst sorgfältige Erziehung und Bildung zu Theil werde; und zwar wollte er nicht nur einzelnen bevorzugten Ständen, sondern auch der Masse des Volkes ein gewisses Maß der Bildung zuwenden, und wenn Manche davon Nachtheile für das Staatswohl befürchteten, so wurde er nicht müde in dem Bestreben, derartige Besorgnisse zu verscheuchen und zu zeigen, daß civilisirte Völker in jeder Hinsicht besser situirt und leichter zu regieren seien. Im Specialfalle wollte er der Geistlichkeit einen merklichen Theil der schönen Mission zuweisen, Bil-

dung und Humanität zu verbreiten. Eine seiner ersten Bestrebungen, nachdem er die Leitung des Bisthums Constanz übernommen, gieng darum darauf aus, die Bildung des Klerus zu heben. Im Einverständniß mit den verschiedenen Landesregierungen erließ er ein Regulativ über den Studiengang der Candidaten der Theologie, worin die Anforderungen (auch in Logik, Psychologie, Pädagogik, Moralphilosophie, Physik 2c.) erheblich gesteigert und strengere Prüfungen angeordnet wurden; insbesondere aber wurden die geistlichen Seminare wesentlich umgestaltet und denselben eine höhere Aufgabe zugewiesen, wobei namentlich die Einrichtung neu war, daß die Candidaten auch mit dem Unterricht der Volksschule vertraut gemacht wurden und nach bestimmter Kehrordnung die Schulen zu besuchen und unter Leitung des Lehrers in der praktischen Schulführung sich zu üben hatten. Als das Hauptseminar der Diöcese, in Meersburg, reorganisirt wurde, schlug Wessenberg für einige Zeit seinen Sitz daselbst auf, um die unmittelbare Leitung des Ganzen und einige der wichtigern Lehrfächer zu übernehmen, bis die neu angestellten Lehrer ganz in seine Ansichten und Pläne eingeführt wären. Auch später weilte er oft und gern in dieser Anstalt und suchte ihren Zustand und die Persönlichkeiten der Lehrenden und Lernenden bis ins Einzelne kennen zu lernen. Auf die bereits im Amte stehenden Geistlichen suchte Wessenberg fördernd einzuwirken durch Neubelebung der Pastoralconferenzen, durch eine Zeitschrift „Archiv für die Pastoralconferenzen", deren Redaction er meist selbst besorgte und bis zum 25. Jahrgang fortführte, durch den Anstoß zur Gründung von Lesevereinen und Capitelsbibliotheken, durch Ausschreibung von Preisfragen, durch Erneuerung der von alten Kirchengesetzen für Bewerbung um Pfarrpfründen vorgeschriebenen Concursprüfungen u. s. w. Der Gesammtheit des Volkes wollte er durch Neubelebung der Predigt, durch allgemeine Einführung eines deutschen Kirchen- und Volksgesangs beim Gottesdienst, durch Anwendung der deutschen Sprache bei der Liturgie und durch ein zeitgemäßes Andachtsbuch eine bessere Geistesnahrung bieten.

Eine Hauptsache neben all dem blieb aber auch für Wessenberg die Sorge für die Bildung der Jugend in zweckmäßig geleiteten Schulen. Pestalozzi hatte er noch in Burgdorf kennen und hoch schätzen gelernt und blieb ihm stets befreundet. Er veranlaßte geeignete jüngere Männer zum Besuch der pestalozzischen Anstalten und unterstützte sie dabei. Und ehe von Staatswegen etwas Durchgreifendes geschah, wurde in der Constanzer Diöcese, wenn auch zunächst in kleinen Anfängen, zur Hebung des Schulwesens und zu einer bessern Bildung der Lehrer sehr Anerkennenswerthes gethan. Männer wie W. Straßer, R. Hermanuz und namentlich Nabholz haben für das Schulwesen in Baden segensreich gewirkt, und ihre Verdienste sind zu einem großen Theil auf Wessenberg zurückzuführen. Bei der Gründung der Lehrer-

seminare zu Ettlingen und Meersburg wurden seine Rathschläge wesentlich in Rücksicht gezogen. Wie für eine bessere Bildung der Lehrer, so machte Wessenberg auch für die Verbesserung der ökonomischen Stellung derselben seinen Einfluß geltend, indem er betonte, bessere Schulen erhalte man nur durch bessere Lehrer, und diese nur, wenn man tüchtigen Köpfen auch eine erträgliche Lebensstellung in Aussicht stellen könne. Auf seine Anregung hin erfolgte die Gründung einer Lehrer-Wittwen- und Waisencasse für Baden, und am Zustandekommen des badischen Volksschulgesetzes vom Jahr 1835 hatte er wesentlichen Antheil. Specielle Theilnahme zeigte er für milde Anstalten, Blinden- und Taubstummeninstitute, Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder. Zu Gunsten der Taubstummen- und Blindenanstalten in Pforzheim und Freiburg verzichtete er auf seine landständischen Diätenbezüge, und seinem Beispiele folgten dann auch die übrigen Mitglieder der ersten Kammer. Der im Jahr 1855 von ihm in Constanz gegründeten Rettungsanstalt für Mädchen und einigen andern Anstalten zur Linderung menschlichen Elendes bestimmte er den weitaus größten Theil seiner nicht unbedeutenden Hinterlassenschaft.

Land und Leute in der Schweiz hat Wessenberg schon in den Knabenjahren auf einer Schweizerreise kennen und lieben gelernt. Er bewahrte auch später eine besondere Liebe für die Schweizer und stand mit manchen hervorragenden Persönlichkeiten unsers Landes (wie Pestalozzi, Joh. Kaspar Zellweger, Landammann Anderwert ꝛc.) in freundschaftlicher Beziehung. Seine Wirksamkeit als Generalvicar des Bisthums fand aber viele Schwierigkeiten, da mit jeder Landesregierung besondere Unterhandlungen zu führen waren. Doch gelang in St. Gallen nach längern Vorbereitungen die Gründung eines nach dem Muster der Meersburger Anstalt eingerichteten Seminars unter der Direction des verdienstvollen Geschichtsforschers Ildephons ab Arx. Besonders aber mußte Wessenberg daran gelegen sein, in Luzern, dem katholischen Vorort, eine zweckmäßig eingerichtete Lehranstalt zur Bildung des Klerus ins Leben zu rufen. Die dortige Regierung besaß guten Willen, aber keine weitern Hülfsmittel. Wessenberg mußte dieselben größtentheils selber herbeischaffen durch Gründung eines allgemeinen Kirchen- und Religionsfonds, wozu irgend entbehrliche Ueberschüsse kirchlicher Fonds und die sogenannten Intercalargefälle erledigter Pfründen verwendet wurden. Im Jahre 1806 wurde zwischen der Regierung zu Luzern und der oberkirchlichen Behörde zu Constanz eine schriftliche Uebereinkunft abgeschlossen, welche geeignet war, das Kirchen- und Schulwesen in der Schweiz zu heben, und der sich bald auch andere Kantone, namentlich Aargau, anschlossen. 1807 wurde das theologische Seminar, dessen Verlegung nach dem Kloster Wertenstein den Nuntius verhinderte, in der Stadt Luzern eröffnet und

die Leitung desselben dem deutschen Professor Dereser übertragen. In den nächsten Jahren nahm die Anstalt einen erfreulichen Fortgang und erwarb sich immer mehr Vertrauen, so daß auch aus andern Kantonen junge Männer nach Luzern zogen, daselbst ihre Studien zu machen. Nur der päpstliche Nuntius Testaferrata konnte sich damit nicht befreunden, und trat überhaupt den Bestrebungen Wessenbergs und speciell auch der Lehrthätigkeit Deresers entgegen. Im Jahre 1813 erschien ein Studirender vor der Nuntiatur mit der Anklage, Dereser habe unkirchliche Lehren vorgetragen. Bei der durch den bischöflichen Commissär eingeleiteten Untersuchung gestand der Denunciant, er habe auf fremde Anstiftung hin sich zu jenem Schritte verleiten lassen und wurde dann durch den Erziehungsrath aus der Anstalt entfernt. Aber später machten mehrere Studenten eine Eingabe an den Erziehungsrath gegen die Zweckmäßigkeit exegetischer Collegien und den Unterricht in den biblischen Ursprachen, die von Dereser besonders betont wurden. Es wurde eine eigene Commission zur Untersuchung dieser und anderer Desiderien niedergesetzt, welche der ganzen Wirksamkeit Deresers volle Anerkennung zollte. Aber das Mißtrauen war einmal gesät und gieng auf. Es kam nun der Sturz Napoleons und der Umschwung in den politischen Verhältnissen der Schweiz hinzu. Manche hofften auf die Errichtung eines schweizerischen Nationalbisthums und glaubten darum die Lostrennung der Schweiz vom Bisthum Constanz begrüßen zu sollen. Dieselbe erfolgte gegen Ende des Jahres 1814, und damit war der Einfluß Wessenbergs auf die Bildungsbestrebungen in der katholischen Schweiz gebrochen.

Wessenberg war auch Dichter und entfaltete als Schriftsteller eine bedeutende Thätigkeit. Seine pädagogische Hauptschrift ist „die Elementarbildung des Volkes“, welche erstmals 1814 und in wesentlicher Umarbeitung 1835 erschien. Er stellt sich darin auf den Boden der Geschichte, um die wichtigsten Fragen der öffentlichen Erziehung zu beleuchten und bespricht den Bildungszustand in den meisten europäischen und mehreren außereuropäischen Staaten. Sind heutzutage manche Angaben des Buches nicht mehr zutreffend und einzelne Anschauungen bereits veraltet, so ist dagegen wahrhaft wohlthuend und erhebend die edle Hingabe an eine ideale Lebensaufgabe und das treue Festhalten an der einmal errungenen Ueberzeugung. Führen wir noch eine Stelle aus der Schlußbetrachtung an! „Es ist ein thörichtes Mißtrauen, wenn die höhern und vornehmern Classen die Fortschritte der untern in geistiger Bildung mit scheelen Blicken betrachten und zu hindern suchen. Weder für ihr Ansehen, noch für ihr Vermögen, am wenigsten für ihre eigene bessere Bildung haben sie von der fortschreitenden echten Geistescultur des Volkes, um so mehr hingegen von seiner Rohheit und Unwissenheit Gefahr zu besorgen. Denn gerade dies ist das Eigenthümliche der echten

Bildung, daß sie das Gefühl für Recht, für Ordnung, für Schicklichkeit schärft und den niederträchtigen Neid durch die hellere Einsicht verscheucht, daß der Werth und die wahre Glückseligkeit des Menschen weit weniger von den zufälligen Gütern der Geburt und des Reichthums abhängen, als von der Ausbildung und dem guten Gebrauche persönlicher Kräfte und Fähigkeiten."

Rebsamen.

Vater Johann Rudolf Meyer.

1739—1813.

[Quellen: Denkschrift von Ernst August Evers, Aarau 1815, und Biographie von E. Zschokke, Aarau 1874.]

Meyer war der Sohn eines armen Weißgerbers in Aarau, der in beständiger ökonomischer Noth die Seinigen kaum gehörig nähren und kleiden konnte. Weil die damaligen Stadtschulen noch dürftig bestellt waren und der wißbegierige Knabe nach mehr, als ihm dieselben bieten konnten, verlangte, nahm sich seiner eine wohlwollende Base an, ließ ihm Privatunterricht ertheilen und sorgte dafür, daß er durch Tausch für ein Jahr nach Lausanne kam, um Französisch zu lernen. Heimgekehrt verdiente er anfangs kärgliche Löhnung mit Anstreichen von Stubenwänden, kam dann aber bald als Lehrling in die Seidenbandfabrication des Hrn. Brütel in Schafisheim. Als er in der Folge häufige Geschäftsreisen für dies Haus zu machen hatte, traf es sich zufällig, daß er in Basel bei einem Krämer eine Art grauen Tuches vorfand, welches zu jener Zeit ein beliebter Modeartikel war. Rasch entschlossen kaufte er sich etliche Stücke davon und begann nun mit Beihülfe seiner ältern Schwester ein eigenes kleines Geschäft in Aarau. Damit gründete er sein Glück, denn allmälig wuchs sein Händelchen zu einem ausgedehnten Handel, wobei er, nachdem ihm sein früherer Principal das Schafisheimer Geschäft kaufweise abgetreten hatte, sein Hauptaugenmerk wieder hauptsächlich auf die Seidenindustrie richtete. Im Laufe der Jahre wurde er der reichste — man schätzte sein Vermögen auf eine Million — und zugleich der um seines Fleißes und seiner Biederkeit willen geachtetste Mann der Stadt. Dabei blieb er stets bei der einfachen Lebensweise seiner Jugend; für sich selbst brauchte er wenig, für Arme und Nothleidende warf er dagegen große Summen aus. Er betrachtete in seinem alt-frommen Sinne das erworbene Gut, wie er zu sagen pflegte, nur als ein „Darleihen Gottes, das er für Andere zu verwalten habe!"

Da er zugleich vom edelsten Patriotismus beseelt war, beschränkte er sein gemeinnütziges Streben nicht blos auf den engen Kreis seines Heimatortes: — das Vaterland ward sein Alles! Wir zählen hier in Kürze einige seiner denkwürdigsten Leistungen auf:

Zuerst beschäftigte er sich mit der Veredlung der Landwirthschaft, besonders des Weinbaus in der weiten Umgegend. Er selbst legte Weingärten an und unterrichtete die Bauern in dieser bisher unbekannten oder doch nicht rationell betriebenen Kunst. — Dann sandte er Geometer aus zur Vermessung des Jura und Alpengebirges und ließ von einzelnen Partien Reliefe anfertigen, von denen Eines sich noch auf dem Kunstmuseum in Berlin befindet. — Das war aber nur der Vorläufer einer noch größern Unternehmung. Durch eine Anzahl von ihm besoldeter Ingenieure ließ er die ganze Schweiz vermessen und die Berghöhen bestimmen; dann vertraute er die Zeichnungen dem Grabstichel vorzüglicher Künstler. So entstand der „Meyer'sche Schweizeratlas“ in 16 Blättern; das erste Blatt erschien 1797; das Ganze wurde erst in sechszehn Jahren vollendet. Ist dieses Werk nun auch durch die berühmte Schweizerkarte des General Düfour weit übertroffen, so bleibt unserm Meyer doch das unbestreitbare Verdienst, Bahn gebrochen und für die damaligen Verhältnisse Vorzügliches geleistet zu haben. — Allein nicht nur die geographischen Verhältnisse des Landes wollte er zur Darstellung bringen, sondern auch die darin wandelnden Volksstämme in der Verschiedenartigkeit ihrer äußern Erscheinung. Darum übertrug er dem genialen Maler Reinhard von Luzern, Personen und Trachten zu malen, und es gelang demselben mit markigen Pinselstrichen, getreu bis zur Porträtähnlichkeit, Charakterfiguren aus allen Gegenden der Schweiz auf die Leinwand zu zaubern. Die Sammlung dieser 136 Oelgemälde befindet sich gegenwärtig auf dem Bundesrathhause in Bern.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Meyer als Präsident der helvetischen Gesellschaft der Erste war, welcher bei einer Versammlung in Olten im Jahr 1792 zur Rettung der versumpften Gelände zwischen dem Wallenstatter- und Zürchersee aufrief. Seine zündenden Patriotenworte bewirkten, daß der edle Zürcher Konrad Escher an die Ausführung des großartigen Werkes gieng, welches, durch die helvetische Staatsumwälzung unterbrochen, erst 1807 thatkräftig an Hand genommen und nach langen Mühsalen zu glücklichem Ende gebracht werden konnte. Ebenso erinnern wir uns gerne daran, daß Meyer, welcher zur Zeit der Helvetik in den Senat der Republik gewählt wurde, dem im Jahre 1798 von den Franzosen verheerten Ländchen Nidwalden die menschenfreundlichste Hülfe brachte. Große Wagenladungen von Frucht und Mehl, Kleidungsstücken und Betten giengen von Aarau nach der Jammerstätte ab, und für

die Versorgung so vieler verwaister Kinder wurden von ihm die schleunigsten Maßregeln ergriffen. Das Gleiche geschah ein Jahr darauf nach dem großen Brande von Altorf und dann wieder nach den Verwüstungen, welche die Kämpfe der Franzosen und Oesterreicher in Glarus zurückließen.

So erhebend alle diese Erinnerungen auch sind, würden sie dennoch nicht hinreichen, um dem von der Nachwelt noch immer unter dem Namen „Vater Meyer“ gefeierten Manne auch in diesen vorzugsweise der Darstellung des pädagogischen Wirkens bestimmten Blättern einen Ehrenplatz zu sichern, wenn wir hier nicht noch Meldung thun könnten von seinen hochherzigen Bestrebungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens. Schon früher hatte er als Mitglied mehrerer Beamtungen in seiner Vaterstadt, eingedenk der Vernachlässigung, die er selbst in der eigenen Jugend erfahren, und die ihm soweit nachgieng, daß er nie ganz orthographisch richtig zu schreiben vermochte, den Schulen der Gemeinde eifrigste Aufmerksamkeit gewidmet. Viele sehr wesentliche Verbesserungen giengen von ihm aus. Als nun aus den Stürmen der Revolution ein neuer Kanton Aargau hervorgegangen war — vorerst nur aus den von Bern abgefallenen, reformirten Landestheilen bestehend — erkannte er deutlich, daß sich dies Gemeinwesen nicht anders aus der Zerrüttung aller Verhältnisse erheben könne, als durch Heranbildung talentvoller Jünglinge zur wissenschaftlichen Tüchtigkeit. So entsprang im Jahre 1801 bei Meyer der Gedanke an Gründung einer Kantonsschule mit gymnasialer Einrichtung. Mit großer Energie schritt er alsbald zur That. Er selbst zeichnete eine bedeutende Summe zur Bildung des nöthigen Fonds und andere wohlhabende Bürger folgten begeistert seinem Beispiele. Rasch waren 6982 Franken damaliger Währung als jährliche Beitragssumme zugesichert; mehrere kenntnißvolle Männer erboten sich, weil vorläufig nur wenige Lehrer mit Besoldungen angestellt werden konnten, zur Ertheilung von unentgeltlichem Unterricht, und schon den 6. Jänner 1802 wurde die neue Anstalt mit über 40 Schülern in feierlicher Weise eröffnet. Meyer hielt die Einweihungsrede, welche noch immer als Beweis seines einfachfrommen Biedersinnes wie seiner unbegrenzten Liebe zum Vaterland aufbewahrt und in Ehren gehalten wird. Er konnte nur noch wenige Jahre Zeuge vom Aufblühen seiner letzten und ohne Zweifel segensreichsten Stiftung bleiben; die körperlichen Kräfte schwanden allmälig; er gieng immer seltener noch hinaus in seinen geliebten Weinberg jenseits der Aare; aber so oft er es that, sammelte sich auf der Gasse gleich eine Schaar Kinder, um ihn zu begrüßen, denn er war, wie durchs ganze Leben ein echter Menschenfreund, so bis zum Tode der treuste Jugendfreund!

*　*
*

Da hier von der aargauischen Kantonsschule die Rede ist, erlaube ich mir noch einige Namen von Lehrern und Vorstehern derselben anzuführen, welche es verdienen, niemals vergessen zu werden:

Ernst August Evers von Hannover, geboren 1779, war Rector der Schule von 1804—1816. Ein ausgezeichneter Schulmann, nur in seinem Verfahren etwas dictatorisch; die philologischen Fächer galten ihm als Hauptsache, die übrigen, selbst Geschichte und Geographie, blieben lange nur geduldete Stiefkinder der Anstalt; auch hielt er die andern Lehrer für bloße Stundengeber, sich selbst für das Centrum, die Seele des Ganzen. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb erreichte die Anstalt rasch eine Höhe, die sie über die meisten weit ältern und zum Theil auch schon veralteten Gymnasien der damaligen Schweiz stellte. Obwol in Aarau mit dem Bürgerrechte beschenkt, folgte er später dennoch einem Rufe an die Ritterakademie in Lüneburg, wo er 1823 starb.

Franz Xaver Bronner von Höchstädt im ehemaligen Fürstenthum Pfalz-Neuburg an der Donau. Geb. 1758, gest. 1850, Sohn eines Zieglerknechts, kam wegen seiner schönen Stimme früh als Chorknabe in die Benedictiner-Abtei Donauwörth, verlebte dort eine regellose Jugend, die er in seiner Selbstbiographie (beim Aargauer-Publicum „Bronners Uffführig" geheißen) schilderte und entfloh dann, vom Klosterleben angeekelt, in die Schweiz. In Zürich veröffentlichte er seine Fischeridyllen und erhielt im Jahre 1799 eine kleine Beamtung auf der helvetischen Staatskanzlei. Wegen seiner bedeutenden Kenntnisse in Mathematik und Physik wurde er 1804 zum Professor dieser Wissenschaften an der aargauischen Kantonsschule erwählt. Im Jahre 1810 von der russischen Regierung an die Universität Casan berufen, blieb er dort sieben Jahre, kehrte dann aber nach Aarau zurück, wo er seine frühere, ihm lieb gewordene Stellung wieder einnahm. Er war ein sehr anregender und geschickter Lehrer, dem seine einstigen Schüler noch immer Dank wissen. Als er zu altern begann, übertrug ihm die Regierung das Amt eines Archivars und Bibliothekars, welches er mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit bis wenige Jahre vor seinem Tode verwaltete.

Dr. Rudolf Rauchenstein von Brugg, geb. 1798, gest. 1879, studirte in Breslau unter Passows Leitung Philologie, verweilte dann einige Zeit als Lehrer in Hofwyl, der großartigen Schöpfung Fellenbergs, und wurde 1821 Professor an der Kantonsschule in Aarau. Seine vorzügliche schulmännische Tüchtigkeit, sowie besonders auch sein organisatorisches Talent zeigten ihn bald der höchsten Schulstellung würdig; er verwaltete das Rectorat mit wenigen Unterbrechungen von 1825 an bis 1865. Das große Ansehen, das er genoß, bewog den Wahlkreis Brugg ihm zu Anfang der politisch

tieferregten Dreißigerjahre das Mandat eines Mitgliedes des Großen Rathes zu ertheilen. Hier zeigte er sich fortan, besonders wenn Schulangelegenheiten zur Sprache kamen, als gewandten und stets schlagfertigen Redner, und, obwol er damals noch der sogenannten aristokratischen Partei angehörte, stimmte er dennoch öfter bei großen Entscheidungsfragen, wo es sich über Wohl und Wehe der Zukunft handelte, patriotisch-entschlossen mit seinen sonstigen Gegnern. In der Folge siegte diese versöhnliche Stimmung so sehr über sein ganzes Wesen, daß er in den letzten Jahrzehnden seines Lebens füglich zu den Liberalen gezählt werden durfte. — Außer in der Schule und im Rathsaale bewährte er seine geistige Gediegenheit auch auf dem Felde der Schriftstellerei. Das bewiesen seine zahlreichen Aufsätze, meist historischen und biographischen Inhalts, in den jährlich ausgegebenen Schulprogrammen und ganz vorzüglich seine gelehrten Arbeiten über altgriechische Litteratur und Geschichte (Demosthenes, Lysias, Sophokles, Pindar u. s. w.). Letztere verbreiteten seinen Ruf auch im Auslande und die namhaftesten Philologen der Zeit anerkannten seine Verdienste. Die Universität Basel zeichnete ihn durch Schenkung des Doctorgrades honoris causa aus, und an seinem 25jährigen Dienstjubiläum, begangen von seinen dankbaren Schülern, ließ ihm die aargauische Regierung feierlich die große goldene Verdienstmedaille des Kantons überreichen, zugleich mit der Ankündigung einer Gehaltserhöhung; die Stadt Aarau überraschte ihn mit Schenkung des Bürgerrechtes und seine Vaterstadt Brugg ließ ihm durch eine Deputation eröffnen, daß sein Bild, durch einen namhaften Künstler gemalt, fortan den Saal ihres Rathsgebäudes schmücken werde. Im Jahre 1865, als er die Abnahme seiner Kräfte zu fühlen begann, resignirte er zwar von seiner Stelle, blieb aber noch immer innig mit seiner Schule verbunden, und brachte so als freundlicher Greis seinen Lebensabend in otio cum honore zu, bis ihn am 7. Jänner 1879 ein Schlagfluß schmerzlos hinwegnahm. — Wir verweisen hier noch auf die als Beigabe zum Schulprogramm von 1880 erschienene, sehr anziehende Schilderung seines Lebens und Wirkens, verfaßt von Prof. Dr. Franz Fröhlich.

Außer Obigen nennen wir unter den gewesenen Professoren der Kantonsschule noch folgende von besonderer Auszeichnung: Kortüm, den berühmten Historiker, nachmals an der Hochschule Heidelberg; Gerlach, nachher in Basel; Ernst Münch von Rheinfelden, als königlich württembergischer Bibliothekar in Stuttgart gestorben; den geistvollen August Follen; Mich. Traugott Pfeiffer; Dr. Heinr. Kurz; Mooßbrugger, den frühern Lehrer des Prinzen Louis Napoleon auf Arenaberg; Dr. Fleischer, nachher Director der württembergischen landwirthschaftlichen Akademie

Hohenheim; Dr. Mager, den bekannten Schulschriftsteller; Dr. Bolley, nachher Director des Polytechnikums in Zürich; Dr. Uhlig, nachher in Heidelberg.

E. Zschokke.

Jakob Nüsperli.

1756—1835.

[Quellen: Bronner, Der Kanton Aargau. St. Gallen und Bern, 1844. — Didascalia. Frankfurt a. M. 1863.]

Nüsperli, über ein halbes Jahrhundert Pfarrer in Kirchberg bei Aarau, war 1799—1803 Präsident des aargauischen Erziehungsrathes und wirkte in dieser Stellung wesentlich mit zur Verbesserung mancher veralteten Schuleinrichtungen. Schon früher hatte er die Gründung eines Cadettencorps in Aarau betrieben, des ersten in der Schweiz. Der Gedanke dazu war 1788 von der schweizerischen Militärgesellschaft ausgegangen, welche sich in Aarau zu versammeln pflegte. Hauptsächlich den eifrigen Bemühungen jenes Mannes gelang es, den Gedanken zur schnellen Ausführung zu bringen, so daß schon im nächstfolgenden Jahre eine uniformirte und mit Gewehren versehene jugendliche Schaar vor der Gesellschaft aufmarschiren konnte. Anfangs hatten Private die erforderlichen Geldmittel beigesteuert; durch Beschluß vom 4. Mai 1795 erklärten „Räth und Burger" der Stadt das Corps zu einem öffentlichen Institute, welches unter die Obhut der Schulbehörde gestellt wurde. Die Grundidee dabei war: Weckung des republicanischen Gemeingeistes bei der Jugend zugleich mit körperlicher Abhärtung, Alles unter strenger militärischer Disciplin. Die Stiftung wurzelte sich bald so tief in alle Aarauer Verhältnisse ein, daß sie noch heute in flore besteht und noch immer als wichtiges Bildungsmittel der männlichen Jugend gilt. Als im September 1798 das helvetische Directorium von Aarau schied, um nach Luzern zu übersiedeln, gaben ihm die Cadetten das Ehrengeleite bis ans Weichbild der Stadt und salutirten mit 20 Kanonenschüssen, was ehrenvolle Erwähnung in den Acten jener Behörde fand. In der Folge verbreitete sich die Einrichtung in andere Städte des Kantons und auch der übrigen Schweiz. Wiederholt fanden Zusammenzüge statt, wol am großartigsten 1856 in Zürich, wo aus der ganzen Mittel- und Ostschweiz, selbst aus dem ennetbirgischen Tessin, 2262 Jünglinge in Waffen zusammenkamen und auf dem Schlachtfelde von 1799 die Kämpfe jener Tage darstellten. Selbst nach Deutschland hinüber gieng der Impuls: Frankfurt a. M., Stuttgart und andere Städte führten ebenfalls „Jugendwehren" ein, wie man sie dort nannte,

bei sich ein, jedoch nur für kurze Dauer. Nach dem siegreichen Feldzuge Preußens anno 1866 wurden sie überall wieder aufgehoben, wahrscheinlich wegen ihrer allzu republicanischen Tendenz. Ein prächtig gesticktes Banner, das die Aarauer ihren Frankfurter Brüdern zum Andenken an einen Besuch der Letztern in der Mutterstadt der Cadettencorps geschenkt hatten, wurde als Siegestrophäe nach Berlin geführt.

E. Zschokke.

Ludwig Rahn.

1770—1836.

[Quellen: Bronners „Aargau" St. Gallen und Bern 1844. — Schriftliche Mittheilungen des Sohnes J. Rahn, gewesenen Pfarrers in Zofingen.]

Die Gebrüder Heinrich und Jakob Rahn gründeten in den Achtzigerjahren des vorigen Seculum eine Erziehungsanstalt in Aarau. Der Sohn des Erstgenannten, Ludwig Rahn, übernahm die Leitung derselben als junger Candidat der Theologie von 1793 an, folgte dann aber einem Rufe der Regierung zum Pfarrer nach Entfelden. Die Bedeutung jener Anstalt war um so größer, als es dazumal nur selten Institute in der deutschen Schweiz gab, wohin bessersituirte Familien ihre Söhne zu höherer wissenschaftlicher Erziehung unterbringen konnten. Sie wurde daher auch aus der Nähe und Ferne viel besucht und fand selbst bei den helvetischen Behörden, als dieselben zu Aarau tagten, rühmliche Anerkennung. Das Directorium wünschte nämlich in einer Botschaft vom 19. Mai 1798 an den Großen Rath, es möchte das Institut in das leer stehende Schloß Biberstein verlegt werden, damit in dem Rahn'schen Hause Canzleien eingerichtet werden könnten. Allein der Vorschlag wurde aus dem Grunde abgelehnt, weil die Nähe dieses Hauses manchem Repräsentanten für seine Kinder höchst willkommen sei.

Auch nach seiner Ernennung zum Pfarrer in Entfelden und später (1813) in Windisch nahm sich Ludwig Rahn fortwährend mit großer Liebe der Jugendbildung an. Als es sich in dem neu geschaffenen Kanton Aargau darum handelte, tüchtige Schulmeister für die vielen verwaisten oder sonst vernachlässigten Schulen heranzuziehen, übernahm er voll hoher Begeisterung einen Theil dieser Aufgabe. Es wurden zwei nach der Confession getrennte Bildungscurse angeordnet, von denen der Eine unter Rahn's, der Andere unter der Leitung eines katholischen Geistlichen, Pfarrer Frei, stand. In ihre

Fußstapfen trat einige Jahre darauf der um das Unterrichtswesen des Kantons vielverdiente Michael Traugott Pfeiffer. Lange Jahre wirkte Nahn dann noch als Mitglied der höhern Schulbehörden viel Gutes und Löbliches, so daß ihm in dieser pädagogischen Revüe ebenfalls ein Ehrenkranz gebührt!

E. Zschokke.

Michael Traugott Pfeiffer.

1771—1849.

[Quellen: Bronners „Aargau". St. Gallen und Bern, 1844. — Mendels musicalisches Conversationslexicon. Berlin 1877. — J. Müllers: „Aargau". Zürich und Aarau. 1871.]

Pfeiffer wurde in einem Dorfe unweit Würzburg geboren, wo sein Vater Organist und Cantor war. Da der Knabe von früh an große musicalische Begabung zeigte, wurde der würzburgische Fürstbischof von Erthal auf ihn aufmerksam, ließ ihn studiren und bestimmte ihn zu seinem künftigen Privatsecretär. Allein im Rathe der Vorsehung war es anders bestimmt. Eine gutherzige Verwandtin hatte bei der glücklichen Geburt des Knaben gelobt, aus Dank gegen Gott den Schleier zu nehmen, und trat in ein Kloster zu Solothurn. Das war dann auch der Grund, warum der junge Pfeiffer zur Fortsetzung seiner Studien im Jahr 1792 ebenfalls nach Solothurn kam, und die Schweiz von nun an seine Heimat wurde, welcher er bis zum Tode getreu blieb. Einige Zeit begab er sich nach Morges, um französisch zu lernen. Inzwischen hatten die Kriegsereignisse nach dem Einmarsch der Franzosen in Deutschland seinen bisherigen edeln Gönner in Würzburg der Mittel beraubt, noch länger für ihn zu sorgen. Pfeiffer kehrte nach Solothurn zurück, wo ihm Freunde die erste Stelle eines Secretärs in der dortigen Verwaltungskammer verschafften. Allein diese Büreau-Beschäftigungen genügten dem höher strebenden jungen Manne nicht; seine Bestimmung und seine Sehnsucht war der Jugendunterricht. Daher führte ihn das Verlangen, die Methode Heinrich Pestalozzis genauer kennen zu lernen, im Jahr 1801 nach Burgdorf, wo Letzterer damals seine Erziehungsanstalt leitete. Zwei Jahre blieb Pfeiffer bei ihm und richtete hier den Gesangunterricht nach den Grundsätzen seines großen Lehrers ein. Nach Solothurn zurückgekehrt, gründete er eine Knabenschule, welche jedoch von Anfang an heftige Anfeindungen zu erdulden hatte, bis sie nach nur einjährigem Bestande von der solothurnischen Regierung, welche zugleich die pestalozzische

Methode im Kantone verbot, durch Decret vom Mai 1804 aufgehoben wurde. Pfeiffer mußte sogar die Stadt verlassen und fand, förmlich auf die Gasse gestellt, Zuflucht wieder bei seinem getreuen Vater Pestalozzi.

Ein Glück für den so schmählich Verfolgten war, daß man im Aargau toleranter dachte. Er meldete sich auf eine Lehrstelle an der Secundarschule in Lenzburg und erhielt sie. Ihm öffnete sich damit in der freundlichen Stadt ein Wirkungskreis, welcher lange Jahre gesegnet fortbestand. Zuerst als Lehrer, dann auch als Rector der Anstalt, leistete er Vortreffliches, und weil er bald als einer der bedeutendsten Pädagogen des Landes anerkannt wurde, übertrug ihm der Kantonsschulrath noch andere wichtige Aufgaben. Im Aargau befand sich das Volksschulwesen stets noch auf sehr niedrigem Standpunkte. Während zwar in den meisten Städten schon seit Alters her sogenannte Lateinschulen eingerichtet waren, fehlte der Jugend auf den Dörfern jeder Unterricht oder war doch aufs Dürftigste bestellt. Nun hatte die erst kürzlich vorgegangene helvetische Staatsumwälzung mit ihren großen Erfahrungen einen neuen Geist geweckt. Die Einsichtsvollern der Nation sahen ein, daß das Heil des Vaterlandes nur dann gedeihen könne, wenn höhere Bildung das Volk erleuchte. Besonders in dem erst wenige Jahre zuvor durch die Mediationsacte Napoleons geschaffenen Kanton Aargau regte sich ein rühmlicher Wetteifer, die Jugend des jungen Staates zu tüchtigen Bürgern heranzuziehen. Allein noch gebrach es überall an den erforderlichen Mitteln dazu; hauptsächlich fehlten die Lehrer. Es mußten erst talentvolle Jünglinge dafür geworben und unterrichtet werden. Zur Ausführung oder wenigstens für den Beginn dieses Unternehmens schien Niemand geeigneter, als Pfeiffer. Freudigen Muthes folgte er dem an ihn ergangenen Rufe. Zuerst im Jahre 1808, dann wiederholt in den kommenden Jahren bis 1820 sammelte er Schaaren von je etwa einem Dutzend Schülern um sich und leitete sie, während er selbst daneben die eigene Schule fortbesorgte, zum Lehramte an. Die Curse dauerten jeweilen nur einige Monate; am Schlusse wurden dann regelmäßig Prüfungen abgehalten, welchen Abgeordnete der obersten Schulbehörde beiwohnten. Seinem Beispiele folgten bald auch andere für ein idealeres Volksleben begeisterte Männer. So befriedigend diese Versuche in der Regel ausfielen, genügten sie dem allgemeinen Bedürfnisse doch noch lange nicht. Ihr Hauptgewinn bestand darin, daß sie trotz allem Widerstand und allem Geschrei der Widersacher eine erste Bahn brachen, die sich nun immer weiter öffnen sollte. Aber es gieng damit sehr schwer und langsam. Erst im Jahre 1822 gelang ein vollständiger Sieg durch Gründung eines kantonalen Lehrerseminars, zu dessen Leitung ebenfalls ein Ausländer, Philipp Nabholz, ein Geistlicher aus dem Großherzogthum Baden, berufen wurde (vergl. dessen nachfolgende Biographie).

Wenn diese Bestrebungen allein die Kraft jedes Andern vollständig in Anspruch genommen hätten, so genügten sie dem lebhaften Geiste Pfeiffers nicht. Er war ja auch feingebildeter Musiker. Schon in Solothurn war er, so lange er dort wohnen durfte, der Mittelpunkt des ganzen musicalischen wie auch theatralischen Lebens gewesen. Das Gleiche geschah nun wieder in Lenzburg. Er wußte als Musiklehrer und Capellmeister die Bürgerschaft, besonders aber die Jugend, für die edle Kunst zu begeistern, so daß es damals weit und breit keinen andern Ort gab, wo sich dieselbe einer solchen Pflege, eines so herrlichen Aufschwungs erfreute. Oefter veranstaltete er mit seinen Sängern und Sängerinnen Concerte, welche selbst von Aarau, Zürich und anderwärts her zahlreich besucht wurden; so z. B. führte er den 19. Juni 1842 (also in der zweiten Periode seines Lenzburger Aufenthaltes) das Oratorium „Paulus" von Mendelssohn-Bartholdy in so gelungener Weise auf, daß diese Leistung noch jetzt in den aargauischen Annalen eine ehrenvolle Erinnerung einnimmt. Dabei war er als Componist und musicalischer Schriftsteller unermüdlich thätig. In dieser Zeit schloß er innige Freundschaft mit Hans Georg Nägeli von Zürich. Beide arbeiteten gemeinschaftlich mit einander und hielten zu diesem Zwecke öftere Zusammenkünfte in einem freienämterischen Gasthause, das halbwegs zwischen Lenzburg und Zürich lag. Pfeiffer befolgte eine eigene Methode im Musikunterrichte, welche den Schülern die Anfangsgründe wesentlich erleichterte, was Nägeli in der Schrift: „Die pestalozzische Gesangbildungslehre nach Pfeiffers Erfindung" näher darlegte. Ferner erschien unter dem Namen beider Freunde ein „Musik-Tabellenwerk für Volksschulen zur Heranbildung für den Figuralgesang", Zürich 1828. — Die Lieder, welche er componirte und wozu er den Text meist selbst dichtete, sprechen durch ihre Lieblichkeit an und ergreifen zumal die Gemüther der Jugend durch den reinen Adel der Gesinnung und durch das Feuer, das sie durchweht. Eine große Zahl derselben erschienen mit in den Schul- und Volksgesängen, welche Nägeli herausgab, sowie in andern Sammlungen. Sie erklangen oft in den schweizerischen Schulen und erklingen noch heute häufig in Kreisen froher Menschen. Wir erinnern beispielsweise an die Lieder: „Wir fühlen uns zu jedem Thun entflammet" — „Wer, wer ist groß?" u. s. w. Wo in einem Geschichtswerke von der ersten allgemeinen Weckung und Belebung des Volksgesanges als eines eminenten Mittels zur Volksbildung im Schweizerlande die Rede ist, da werden stets die Namen des Dioscurenpaares Nägeli und Pfeiffer, als zweier hellleuchtender Sterne, voranstehen!

Zur Anerkennung seiner so außerordentlichen Thätigkeit schenkte ihm der Große Rath das Kantonsbürgerrecht, nachdem er zuvor in der kleinen Gemeinde Kallern im Bezirke Muri das Ortsbürgerrecht erhalten hatte. Die

ihm zugedachte Stelle eines ersten Directors an dem im Jahr 1821 neuerrichteten Lehrerseminare lehnte er ab. Von 1822—32 finden wir ihn dagegen als Professor und wiederholt auch als Rector an der aargauischen Kantonsschule in Aarau. Sein Lehrfach war Philologie und unter den Classikern des Alterthums galt ihm Horatius vor Allen hoch. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich stets noch aus seiner eigenen Jugend gerne daran, mit welcher Begeisterung der gemüthreiche und selbst so tief poetisch angelegte Docent die Carmina des römischen Dichters erklärte. Auch in Aarau setzte er seine musicalische Wirksamkeit fort, und wenn die Erinnerung daran jetzt auch schon mehr in den Hintergrund getreten ist, darf doch mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß seine Anregungen sehr folgenreich für die Zukunft wurden. Wir verweisen zumal auf ein aus jener Saat hervorgegangenes Blüthenreis schönster Art, den heutigen Cäcilienverein in Aarau, welcher schon wiederholt an allgemein-schweizerischen Sängertagen Lorbeeren einerntete.

Ein erschütternder Schlag traf den edeln Pfeiffer durch den Tod seiner geliebten Gattin, davon er sich nie mehr ganz erholte. Er entsagte der Lehrstelle am Gymnasium, konnte aber noch vermocht werden, den Gesangunterricht am Lehrerseminar in Aarau fortzusetzen, welchen er neben seiner Professur seit Jahren schon ertheilt hatte. Bei der Verlegung der Anstalt nach Lenzburg 1836 folgte er ihr dorthin und zwar um so lieber, als sein Schwiegersohn, Augustin Keller, die Direction derselben übernommen hatte, und er sich so eines trauten Familienkreises erfreuen konnte. Während dieses zehn Jahre dauernden zweiten Aufenthaltes in Lenzburg war wieder Musik sein Eins und Alles. Wir haben bereits schon oben eines Concertes erwähnt, welches einen Lichtpunkt jener Tage bildete. Als darauf im Jahr 1846 das Seminar in die Räumlichkeiten der ehemaligen Abtei Wettingen übersiedelte, zog er mit den Seinigen ebenfalls hin, allein die beginnende Altersschwäche hinderte ihn nun mehr und mehr an der Erfüllung der Aufgaben, welchen er sein Leben geweiht hatte. Nur noch manchmal griff er in einsamen Stunden zu seiner Violine, auf welcher er durch Uebung von Jugend an große Meisterschaft erlangt hatte, und ergieng sich in ergreifenden Phantasien, bis zuletzt der Fidelbogen den müden Händen entfiel und sein Leben wie ein verklingender Wohllaut ins Ueberirdische entschwebte (20. Mai 1849).

Pfeiffer, welcher der Schweiz und insbesondere dem Aargau als Adoptivsohn größere Dienste geleistet hat, denn wol mancher der Eingeborenen, verdiente mit Recht ein würdigeres Ehrendenkmal, als nur diese kurze lebensgeschichtliche Skizze. Hoffen wir, daß ihm bald ein Solches von einem Musikverständigen, in dessen Brust zugleich ein ebenso warmes Herz für Jugendbildung schlägt, gesetzt werden möge! E. Zschokke.

Philipp Nabholz.

1782—1842

[Quellen: Schulprogramme. — Das aargauische Staatsarchiv. — „Der Aargau. Seine politische, Rechts-, Cultur- und Sittengeschichte" von J. Müller.]

Nachdem im Jahre 1803 durch die Mediationsacte Napoleons der Kanton Aargau gegründet worden war, — bestehend aus dem altbernerschen Landestheil vom Rothbach an bis zum Zusammenfluß der Aare, Reuß und Limmat, den Freienämtern nebst der ehemaligen Grafschaft Baden und dem bisher österreichischen Frickthale — galt es, den jungen Haushalt zu bestellen. Es geschah unter Ueberwindung mannigfaltiger Schwierigkeiten. Namentlich lag die allgemeine Volksbildung noch tief im Argen; hie und da, besonders in den katholischen Gegenden, bestanden noch gar keine Schulen; an auch nur einigermaßen vorbereiteten Lehrern war großer Mangel. Der frische patriotische Geist, der zu jener Zeit manches edlere Gemüth durchflammte, suchte alsbald nach Abhülfe. Schon in den ersten Jahren der neuen Staatsschöpfung finden wir einzelne Männer, welche sich um die Heranziehung junger Leute zum Lehrerberuf emsig bemühten, darunter den hochverdienten Pfarrer Rahn von Entfelden, den Lehrer Bircher in Küttigen und einen Theil der Geistlichkeit im katholischen Frickthale, wo noch immer die einst von Joseph II. gestifteten sogenannten Trivialschulen fortbestanden. Der Schulrath des Kantons förderte mit rühmlichem Eifer diese Unternehmungen und ordnete nach der Confession getrennte Bildungscurse an. Der günstige Erfolg, der unter Rahn und Frei (nach der Confession getrennt) eingerichteten Bildungscurse ermuthigte zur Fortsetzung; im Jahre 1808 wurde dem tüchtigen Meister Michael Traugott Pfeiffer in Lenzburg, einem Schüler Pestalozzis, das Werk übertragen. Derselbe unterrichtete während eines Vierteljahres 12—14 Lehramtscandidaten, und die Prüfung, welche Letztere im August des genannten Jahres vor der Behörde ablegten, fiel über alle Erwartung befriedigend aus. Schon jetzt tauchte der Gedanke an Stiftung eines eigenen kantonalen Seminars auf; allein das Mißtrauen im Volke gegen eine solche „revoluzerische" Erscheinung war noch zu groß und mächtig; kaum gelang es, einen zweiten und dritten Curs in Lenzburg durch Pfeiffer abhalten zu lassen. Im Jahre 1810 versuchte der Schulrath einen andern Weg, indem er in den einzelnen Bezirken kleinere Schullehrer-Bildungs-Anstalten ins Leben rief, welche meist unter geistliche Aufsicht gestellt wurden. Unter denselben erwarb sich besonders jene von Brugg, welche der Provisor Emanuel Fröhlich, Vater des Dichters Fröhlich,

leitete, einen hohen Ruf; sie ward selbst von auswärts her besucht. Jedoch genügten alle diese Nothbehelfe den Bedürfnissen noch lange nicht; die Anzahl der verfügbaren Lehrer blieb zu klein und der Unterricht war nicht gründlich und umfassend genug. Da sich indessen die öffentliche Meinung mehr und mehr mit jener Neuerung versöhnt hatte, wagten es die Behörden im Jahre 1817 mit einem Gesetze über Erstellung einer einheitlichen Lehrerbildungsanstalt hervorzutreten, welche in einem Staatsgebäude mit gemeinschaftlichem Haushalte errichtet werden sollte. Auch jetzt noch verzögerte sich die Ausführung; es mußten mehrfache Modificationen im Gesetze vorgenommen und namentlich für einmal noch die Bestimmungen über Behausung in einem Staatsgebäude daraus weggelassen werden. Erst 1822 erfolgte der Vollzug des Decretes mit anfänglicher Dotirung von Fr. 6000 a. W.; die feierliche Einweihung der Anstalt — ohne Zweifel eine der ersten dieser Art in der Schweiz — fand den 16. September statt. Sie erhielt in einem Privathause zu Aarau Unterkunft; zu ihrem Vorsteher wurde der Badenser Philipp Nabholz (von Villingen im Schwarzwald) berufen.

Nabholz erhielt seine erste wissenschaftliche Vorbildung in der Benedictinerabtei zu Villingen und trat dann, 18 Jahre alt, als Novize ins Kloster Tannbach. Das Klosterleben widerte ihn jedoch bald an; es war in der Franzosenzeit; ein dort einquartirter französischer Dragoner-Oberst fand Wohlgefallen an dem strebsamen jungen Menschen und ermuthigte ihn, als Rekrute in seine Schwadron einzutreten. Allein es zeigte sich, daß seine körperliche Kraft für die militärische Laufbahn nicht ausreiche; er wurde auch hier wieder entlassen und trat nun eine Zeit lang bei einem Chirurgen in die Lehre. Das Aderlassen und Zähne-Ausziehen behagte ihm indessen ebensowenig als früher der Chordienst im Kloster. Immer klarer wurde ihm, daß seine eigentliche Bestimmung der Lehrerberuf sei, und, als ihn ein früherer Lehrer darin bestärkte, gieng er 1802 zur Fortsetzung seiner unterbrochenen Studien nach Freiburg im Breisgau, wo er sich, weil er von Hause aus arm war, kümmerlich genug durchhelfen mußte. Er gab Privatstunden, erhielt einen Freitisch und zuletzt noch durch Gönner, welche dem „stillen Studenten" wohlwollten, das Provisorium an einer Freiburger-Schule. Im Meersburger-Seminar wurde er sodann, 24 Jahre alt, zum Priester geweiht. Hier war der edle Wessenberg, bischöflicher Vicar in Constanz, auf ihn aufmerksam geworden. Auf seine Verwendung erhielt Nabholz eine Stelle am damaligen Lehrerseminar in Kreuzlingen[1], bis diese Anstalt 1810 nach Frauenfeld verlegt und dort für den Unterricht von Zöglingen beider Confessionen erweitert wurde. Nabholz machte nun den Versuch, ein

[1] Vergl. II. 197 ff.

eigenes Knabeninstitut zu gründen, was jedoch nicht nach Wunsch gelang, weil ihm, als einem Ausländer, zu viele Schwierigkeiten entgegentraten. Schon in Kreuzlingen hatte er sich viel mit der Pädagogik Pestalozzis beschäftigt; um diese von Grund aus zu studiren, begab er sich jetzt selbst nach Yverdon, wurde freundlich empfangen und bildete sich hier zu einem der tüchtigsten Jünger des großen Meisters heran. Pestalozzi schenkte ihm sein volles Vertrauen; er nannte ihn gewöhnlich nur den „Mann Gottes"; auch Krüsi und Niederer zählten zu seinen Herzensfreunden. Yverdon wurde für Nabholz recht eigentlich zur hohen Schule der Weisheit; ihre Segnungen strahlten von nun an auf sein ganzes Leben und Streben aus. Nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst berief ihn Wessenberg zum Pfarrer in Waldkirch, Großherzogthum Baden, wo er während acht Jahren besonders für Hebung des Schulwesens in der lange verwahrlosten Gemeinde, sowie in der weiten Umgegend Treffliches leistete. Wiederholt ergiengen in dieser Zeit an ihn Berufungen von auswärts, so von Koblenz und Mainz an die dortigen Gymnasien; allein er lehnte Alles ab, bis die Ernennung der aargauischen Regierung zum Director des Lehrerseminars in Aarau erschien.

Diese Wahl bewährte sich als eine vorzügliche. Nicht nur zeigte sich Nabholz als Mann von gediegener wissenschaftlicher Bildung und als tüchtigen Lehrer, sondern er verstand es auch trefflich, die neue Gründung zu festigen und zu einer nie geahnten Blüthe zu heben. Dabei kam ihm wol zu statten, daß er katholischer Geistlicher und zugleich Landesfremder war, denn nur so konnte dem noch immer ängstlich lauernden Argwohn in den katholischen Landestheilen wie dem politischen Parteiwesen in dem erst vor zwei Decennien entstandenen Kantone wirksam begegnet werden. Der Erwählte trat unbetheiligt an allem Vorausgegangenen und unabhängig von jedem äußern Einflusse auf sein Arbeitsfeld, dem er sich von nun an mit ganzer Seele widmete.

Unter seiner Leitung sollten je dreißig fähige Jünglinge in einem fortdauernden zweijährigen Curse und überdies bereits angestellte Lehrer in halbjährigen Wiederholungscursen theoretisch und praktisch gebildet und in der Religions- und Sittenlehre, in der deutschen Sprache, Arithmetik, Geometrie, Naturkunde, in der geographischen und historischen Vaterlandskunde, in Musik, Schönschreiben und Zeichnen methodisch unterrichtet werden. Nabholz übernahm das Religions- und Sprachfach, später dann noch Mathematik und Naturkunde. Anfangs standen ihm mehrere Professoren der Kantonsschule mitwirkend zur Seite; im weitern Verlaufe wurden zwei besondere Gehülfen angestellt.

Ueber die Wirksamkeit des Directors Nabholz herrscht in allen Berichten aus jener Zeit nur Eine Stimme der Anerkennung. Ihm verdankt der Kanton

Aargau viel; ja, Nabholz wird mit Recht als der Gründer des allgemeinen aargauischen Schulwesens bezeichnet. Eines der hartnäckigsten Hindernisse, das er zu bekämpfen hatte, bestand darin, daß die meisten jungen Leute, aus welchen sich das Seminar rekrutirte, bei ihrem Eintritte kaum die nothdürftigsten elementaren Vorkenntnisse besaßen. Es war dies ein Uebel, das der Natur der Sache nach nur allmälig in späteren Zeitperioden verschwinden konnte, als immer mehr Zöglinge als Apostel der Volksbildung in die dörflichen Gemeinden ausgesendet werden konnten. Doch war jetzt ein hoffnungsreicher Anfang gemacht, und Nabholz trug sein redliches Theil dazu bei.

Obwol er in bescheidener Zurückgezogenheit von der Welt ausschließlich nur seinem Amte lebte, gehörte er doch bald zu den meist genannten Männern des Landes. Die Zöglinge, welche ihn wie einen Vater verehrten, trugen seinen Namen in die weitesten Kreise, und die freundliche Art seines Unterrichts gewann zuletzt selbst die vormals heftigsten Feinde der neuen Anstalt. Die Regierung, welche zunächst seinen Werth erkannte, berief ihn zum Mitgliede des Kantonsschulrathes und betraute ihn, um seinen Gehalt aufzubessern, mit einem Canonicat am Collegiatstifte in Zurzach.

Allein alle diese Beweise des Zutrauens vermochten nicht, ihn für bleibend an die Schweiz zu fesseln. Im Jahre 1834 nach einem nur zwölfjährigen Aufenthalte in Aarau folgte er dem Rufe seiner heimatlichen Regierung an die Stelle eines Professors und Directors am Seminar in Rastatt. Es kostete ihn einen schweren Kampf, aus dem ihm lieb gewordenen Kreise seiner Thätigkeit und namentlich von seinen Schülern zu scheiden. Der Kleine Rath beschenkte ihn vor der Abreise noch mit der goldenen Ehren-Medaille.

Im Laufe jener zwölf Jahre waren etwa anderthalbhundert Lehrer von ihm gebildet worden, wobei die nur periodisch zu Wiederholungscursen Einberufenen nicht mitgerechnet sind. Wem diese Zahl als zu klein für das vorhandene Bedürfniß erscheint, der möge bedenken, daß zu einer Zeit, wo der Lehrerstand namentlich auf dem Lande noch nicht die Achtung genoß wie heut zu Tage, der Andrang von Aspiranten ebenfalls nicht bedeutend sein konnte. Ueberdies hätte weder der enge Raum in dem für die Anstalt gemietheten Privathause zu Aarau noch die Spärlichkeit der für Lehrerbildung ausgesetzten pecuniären Hülfsmittel eine größere Frequenz gestattet. Genug für einmal, daß das Senfkorn gepflanzt war und fröhlich gedieh!

Ueber die fernern Schicksale unsers trefflichen Nabholz ist uns nur folgendes bekannt geworden: In Rastatt verweilte er nicht lange; die Verhältnisse entsprachen seinen Wünschen keineswegs. Erst als Director des im Jahr 1835 nach Ettlingen verlegten Seminars fühlte er sich wieder ganz in seinem Elemente, und besonders freundliche Tage erschienen ihm nach einer abermaligen Uebersiedlung in die Räumlichkeiten des ehemaligen Priester-

seminars zu Meersburg, wo im Jahre 1839 von der großherzoglichen Regierung eine zweite Lehrerbildungsschule für die obern Landestheile errichtet wurde. Allein auch hier sollte dem unstäten Lebenspilger kein langes Glück mehr blühen. Wiederholte Schlagflüsse brachen seine Kraft und führten zuletzt sein Ende herbei. Er starb den 10. August 1842 im 60. Altersjahr.

Bald nachdem Nabholz die Schweiz verlassen hatte, erfolgte eine durchgreifende Reorganisation der aargauischen Lehrerbildungsanstalt, an deren Spitze nun Augustin Keller von Sarmenstorf stand. Sie wurde 1836 von Aarau nach Lenzburg verlegt und blieb dort 10 Jahre. Als sich dann das Verlangen immer mehr geltend machte, die Zöglinge in einem Convicte zu vereinen und sie in Verbindung mit ihren wissenschaftlichen Studien auch an landwirthschaftlichen Arbeiten zu bethätigen, erschien das aufgehobene Cistercienserkloster Wettingen als der geeignetste Ort dafür. Durch ein Decret des Großen Rathes vom 5. März 1845 wurde die Versetzung des Seminars nach Wettingen beschlossen und im Jahre darauf, den 5. März 1846, geschah der Einzug.

E. Zschokke.

Alois Vock.

1785—1857.

[Quelle: Programm der aargauischen Kantonsschule pro 1857.]

Vock war ein warmer Freund des Vaterlandes, welcher lange Jahre am Gedeihen des Schulwesens in seinem Heimatkantone Aargau sehr lebhaften Antheil nahm.

Vock wurde im freiämterischen Sarmenstorf, wo sein Vater eine Mühle besaß, geboren. Vom elften Jahre an leitete sein Onkel, Professor Vock in Solothurn, den Bildungsgang des Knaben. An den dortigen Lehranstalten machte er mit seinem eminenten Sprachtalente rasche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen und widmete sich dann dem Studium der Theologie, das er in Constanz unter Hirscher und namentlich auch durch das Wohlwollen des edeln Generalvicar Heinrich v. Wessenberg mächtig gefördert, vollendete. Noch sehr jung wurde er, 1808, als katholischer Pfarrer nach Bern berufen. Dann war er eine Zeit lang Vorsteher des von Müller-Friedberg in St. Gallen organisirten katholischen Gymnasiums und Convicts im Stift, kehrte aber 1812 wieder nach Bern zurück, um hier als Lehrer der Kinder des französischen Gesandten Talleyrand freiere Muße für das

Studium der orientalischen Sprachen zu gewinnen. Mit Napoleons Sturz und der Abberufung des Gesandten (1813) scheiterte diese Hoffnung, und Bock nahm ein Jahr darauf die Berufung zum katholischen Pfarrer in Aarau an, eine Stelle, welche er bis Ende 1831 bekleidete, von wo er dann als residirender Domherr der erneuerten Diöcese Basel nach Solothurn zog und hier bald darauf zum Decan des Domcapitels befördert wurde.

Jener siebenzehn Jahre dauernde Aufenthalt in Aarau war die Zeit seiner schönsten Wirksamkeit für Kirche und Schule. Er galt als einer der trefflichsten Canzelredner der Schweiz, dessen von offener Freisinnigkeit durchleuchtete Vorträge auch stets eine Menge Zuhörer aus der reformirten Bevölkerung anzogen. Dabei richtete er stets eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf tüchtige Bildung junger Kleriker und auf Erhaltung eines wissenschaftlichen Geistes unter denselben. Hier interessirt uns aber am meisten seine Bethätigung im staatlichen Unterrichtswesen, in welcher Beziehung der Aargau ihm ungemein viel zu verdanken hat. Längere Zeit gab er freiwilligen Unterricht am Gymnasium, und noch weit erfolgreicher wurden seine Arbeiten und Leistungen in den obern Schulbehörden des Kantons. Mit Feuereifer betrieb er in der Periode von 1815 an hauptsächlich die Schöpfung eines Lehrerseminars — welches endlich 1822 unter der Direction von Nabholz zu Stande kam, — sowie von Secundarschulen in den meisten Bezirken. Sein Einfluß auf die Gesetzgebung und Organisation des Unterrichtswesens im Kanton war überhaupt sehr wesentlich; es würde jedoch hier zu weit führen, auf alle Einzelnheiten einzugehen. Mit ihm gemeinsam rangen nach dem hohen Ziele besonders seine Collegen Dr. Albrecht Rengger, der gewesene helvetische Minister, späterer aargauischer Regierungsrath; Jakob Emanuel Feer, zur Zeit der Helvetik Regierungsstatthalter des Kantons Aargau; der geistreiche Fürsprech Dr. Rudolf Feer; der reformirte Pfarrer Friedrich Pfleger; Oberst Hunziker, der Mitstifter der Gewerbeschule; Heinrich Zschokke u. A.

E. Zschokke.

Francesco Soave.

1743—1806.

[Quellen: Oldelli, Dizionario degli uomini illustri del Cantone Ticino, Lugano 1811. — Catenazzi, Elogio di Fr. Soave, Como 1814. — Cantù, Storia della diocesi di Como, 1832. — Derselbe, Storia universale, Torino 1846. — Franscini, Svizzera italiana, Lugano 1837. — Strafforello e Treves, Diz. di Geografia e Storia, Milano 1878. — Avanzini, Soave e la sua scuola, Torino 1881.]

Francesco Soave ward zu Lugano, Kanton Tessin, 1743 geboren, besuchte die dortigen Stadtschulen und erhielt seine erste litterarische Bildung unter der Leitung von Giampietro Riva, einem damals ausgezeichneten Litterator und Dichter. Noch sehr jung trat er in die Congregation der Somasker ein, eine Ordensverbindung, deren Bestimmung es ist, sich mit Studien, Schulen, Unterricht und Erziehung zu befassen. Seine Ausbildung setzte er fort in Mailand, Pavia und Rom, und widmete sich, neben der Litteratur und Poesie, mit besonderer Neigung den philosophischen Wissenschaften. Auch pflegte er, neben dem Lateinischen und Griechischen, das Studium des Englischen, Spanischen und Deutschen. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren gab er eine damals sehr geschätzte Uebersetzung von Virgils Eklogen und Bukolika heraus; später übersetzte er Mehreres aus dem Horaz, Homers Odyssee und kleidete Salomon Geßners Idyllen in italienisch-dichterisches Gewand. Durch ihn bekam Italien die Kenntniß der Philosophie Lockes und Kants; endlich verfaßte er ein Handbuch der Philosophie in drei Bänden (Logik, Metaphysik und Ethik) in italienischer Sprache, was zu jener Zeit (1780—90) ein bedeutendes Aufsehen machte, weil bisanhin immer üblich gewesen war, solche Materien, wie auch selbst Physik und Mathematik, nur in lateinischer Sprache zu lehren; gerade dieses Vorgehen charakterisirt aber die Tendenz des Soave, den Unterricht zu popularisiren. Die Abhandlung selbst zeichnete sich durch ihre klare und leichtfaßliche Ausführung aus.

Soave war Professor der Litteratur zu Parma und der Philosophie zu Modena, Mailand und Pavia. Seine Biographen gedenken mit besonderm Lob der philosophischen Durchbildung, die sich in einer von ihm verfaßten Denkschrift an die Akademie von Berlin kund giebt, welche letztere die Frage ausgeschrieben hatte (1770—71): „Ob die Menschen, ihren natürlichen Geisteskräften überlassen, im Stande seien, sich aus sich selber eine Sprache zu bilden, und in welcher Weise sie dazu gelangen könnten?"

Vorstehende Notizen mögen genügen, um den Leser mit dem hier besprochenen Manne überhaupt bekannt zu machen. Unser Hauptzweck ist aber

weder den Philosophen, noch den Litteraturgelehrten, sondern den Schulmann und dessen Verdienste besonders in Beziehung auf die Volksschule ins Auge zu fassen.

Zur Zeit Soaves gab es in Italien keine eigentlichen Volksschulen, ja, niemand dachte an eine Einrichtung von solchen. Es vergiengen seit Soaves Geburt wol noch hundert Jahre, bis im italienischen Schweizerkanton Tessin regelmäßig organisirte Schulen für das Volk zu Stande kamen. Das allererste geschriebene Reglement hiefür trägt das Datum vom Jahr 1832, erst 1845—46 kam das Volksschulwesen in geregelten Gang. Zur Zeit Soaves, d. i. in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, war also, wie gesagt, weder in dem italienischen Theil der Schweiz, noch in Italien im Allgemeinen von geordneten Volksschulen die Rede. Wol fanden sich hie und da in Dörfern Schulen, welche von dem Pfarrer, oder dem Caplan, oder vom Dorfschneider, oder von irgend einem alten Soldaten freiwillig, meistens in der Pfarrküche, oder in der Arbeitsbude des Schneiders 2c., gehalten wurden; allein niemand war verpflichtet, eine solche Schule zu besuchen und wer dieselbe benutzen wollte, mußte dem Schulmeister einen gewissen Lohn bezahlen.

Passende Bücher für den ersten Schulunterricht gab es keine. Das Universallehrmittel für die Elementarbildung in Haus und Schule war das sogenannte „Kreuzbüchlein (libretto della santa croce)", ein Heftchen von vier Seiten, welches mit einem Kreuz (†) anhob, unmittelbar daran die Buchstaben des Alphabetes anreihte und das Pater noster, Ave Maria, Credo, Angele Dei und Salve Regina enthielt, alles lateinisch. Es folgte hierauf die sogenannte „Tavola", ein zweites Heftchen von acht Seiten, enthaltend einige Psalmen, ebenfalls lateinisch. War einmal das arme Schulkind, durch lange mühsame Uebung gequält und unter häufigen harten Strafen und Schlägen endlich zum nothdürftigen materiellen Lesen solcher Stoffe gebracht, so gieng es zum Lesen und Memoriren des „Vesperino" (Vesperbuch) über. Dieses war ein etwas größeres Büchlein, dessen Inhalt die lateinischen Psalmen und Hymnen bildeten, die im nachmittägigen Gottesdienst des Sonntags in der Kirche gesungen werden. Neben dem Vesperino ließ man dann erst auch die „Christenlehre (dottrina cristiana = Katechismus)" lesen.

Für das Erlernen der Schrift waren keine Vorlegeblätter vorhanden. Jeder einzelne Schulhalter schrieb mit eigener Hand vorn in das Schreibheft des Schülers die Buchstaben des Alphabetes zum Nachahmen, und war letzteres erreicht, so wurde der Schüler angehalten, Wörter und Zeilen aus den lateinischen Psalmen und Hymnen abzuschreiben. Von einer Anleitung zu einer Elementar-Sprachbildung oder dazu, Gedanken in der Muttersprache

zu Papier zu bringen, — keine Spur. Unglaublich scheints heutzutage, daß niemand, weder die Träger der bürgerlichen Autorität, noch jene Geistlichen, die sich doch selber mit der Schule beschäftigten, die Absurdität dieses Lehrverfahrens und dessen erbärmliche Folgen gewahr werden konnten! So gewaltsam wirkt die Zaubermacht des eingewurzelten Schlendrians, daß auch die Besten und Einsichtigsten dadurch getäuscht und geblendet dastehen!

Soave sah das Uebel und dachte auf Heilung. „Man fängt" — sagte er — „den Unterricht der Kinder mit lateinischen Schriften, also mit lauter denselben unverständlichen Sachen an. Was müssen die Folgen dieser naturwidrigen Lehrart sein? Die Entwicklung des Verstandes und überhaupt das Denkvermögen, sowie die Erwerbung von etwas für das Leben oder den sprachlichen Gebrauch Nützlichem wird dadurch unmöglich gemacht; ja es muß nothwendig daraus erfolgen: Schlaffheit der Geisteskräfte, Verdummung, Theilnahmlosigkeit fürs Lernen und selbst Haß gegen die Schule, welche von den Kindern unwillkürlich nur als eine Qualstätte angesehen werden muß."

Er schickte sich also an, eine Umgestaltung der Lehrmittel zu unternehmen, indem er bei dem Unerläßlichsten, dem Elementarunterricht, Hand ans Werk legte.

Für das Lernen der Schrift verfertigte er Vorlegeblätter, „Elemente der Kalligraphie" genannt, für deren Anwendung die nie vorher gebrauchte schwarze Tafel anempfohlen ward, um den Lernenden eine leichtere Kenntniß und rascheren praktischen Gebrauch des Schreibens zu verschaffen.

Für das Lesen veranlaßte er die Abschaffung des unverstandenen, geisttödtenden lateinischen „Kreuzbüchleins" und der „Psalmentafel", indem er diese letztern durch eine italienische Fibel ersetzte, welche, nach einer kurzen Anleitung für die Anfangsgründe des Lesens (obwol noch nach dem alten Syllabirspiel) mittelst einer stufenweise geordneten Reihe von kürzern und längeren Wörtern, eine mäßige Anzahl von kleinen Fabeln und anderer kurzgefaßter Lectüre enthielt, — alles dem kindlichen Verstand angepaßt und in leichter, fast familiärer Sprache vorgeführt. — Ein zweites Lesebüchlein, womit Soave die Volksschulen beschenkte, enthielt eine Elementarbelehrung über die Menschenpflichten und die Höflichkeitsregeln, die jetzt noch in mancher Schule benutzt wird.

Zum Gebrauch des etwas reiferen Alters verfaßte er ein Buch von Novellen, geeignet die Lesebegierde anzulocken und Geist und Gemüth sittlich zu nähren. Dieses Werk erlebte in Italien 60 Auflagen und wurde ins Deutsche, Französische, Englische und Neugriechische übersetzt.

Für die Muttersprache insbesondere gab er die „Elemente der Orthographie und der italienischen Sprache" heraus; dann für das Rechnen ein

Handbuch der elementarischen Arithmetik, das sehr lange Zeit in vorzüglichem Werthe gestanden hat.

Den Lehrern war nun vonnöthen eine Anleitung für die Führung des Unterrichtes und er verfaßte zu diesem Behufe einen Leitfaden für die Methode und ein allgemeines Reglement für die Normalschulen.

Soave war ein Zeitgenosse Pestalozzis, aber nirgend ist in all seinen Schriften eine Spur ersichtlich, daß ihm dessen Erziehungsideen zur Kenntniß gekommen seien. Darum erscheint er eben nur um so mehr als ein hochverdienter Vorläufer der modernen Pädagogie, weil er in seinem Wirkungskreise isolirt und einzig auf die Quelle seiner eigenen Inspirationen und Reflexionen sich angewiesen fand. Für Italien gab er den ersten Anstoß zu jener Schulumwälzung, welcher der große schweizerische Erzieher Leben und Habe opferte.

War es eine Wirkung des Zeitgeistes oder ein Antrieb der menschlichen Vernunft, welche bisweilen in ganz verschiedenen einander unbekannten Gebieten wunderbarer Weise gleichartige Erscheinungen hervorbringt: so viel ist sicher, daß dem Geiste des Soave, wie dem Pestalozzis, zur nämlichen Zeit ein gleicher Strahl leuchtete, beide eine gleiche Idee befolgten, im gleichen Geiste arbeiteten, mit der gleichen Liebe für das Volk und dessen intellectuelle und moralische Erlösung. Das Unternehmen des Einen wie des Andern war, dem barbarischen Dogmatismus der traditionellen Didaktik den Krieg zu erklären, die eiserne Kette der alten Vorurtheile zu brechen, die Volksschule von den vernunftwidrigen Bräuchen zu befreien und dieselbe durch zweckmäßigere Methoden, gemäß den Gesetzen der Natur zur Entwicklung der geistigen Menschenkräfte zu befähigen, mit einem Wort, die Bahn zu jener Schulreform zu eröffnen, deren Fortgang dann eines der glänzendsten Kennzeichen des modernen Zeitalters und die Ehre der gesitteten Staaten ausmachen sollte. Hierin liegt Soaves Verdienst und Ruhm.

Es ereignet sich leicht, daß nützliche Verbesserungen sich nicht Bahn brechen können, oder äußerst langsam sich vorwärts bewegen, oder auch schon bei ihrem Anfang stocken, weil, außer der gewaltigen Wucht festgewurzelter Hindernisse, die dabei wegzuräumen sind, dieselben von jenen Personen, die zu ihrer Förderung hauptsächlich mitwirken sollten, nicht genügend begriffen werden, oder weil diese Personen mit keiner Thatkraft des Willens beseelt sind. So finden wir ja auch in Pestalozzis Lebensgeschichte, daß gleich am Anfang seines Auftretens als Erziehungsreformator und weiter für eine ziemliche Zeitfrist „auf Gottes Erdboden sich keine Seele zeigte, die ihn begriff, also auch niemand war, der ihm hätte helfen können. Im Allgemeinen, je gelehrter die Leute waren, mit denen sich etwas hätte thun lassen, desto weniger verstanden sie ihn; desto weniger konnten sie da an-

fangen und es so machen, wie er es wollte". — Pestalozzi selber schrieb: „Ich stand unter meinen Zeitgenossen da wie ein Stein, der Leben redet und todt ist. Es verstand mich bald niemand. Das war mein Schicksal, mißkannt zu sein. ... Thätiges Interesse an der Sache nahmen Wenige. Die, von denen ich am meisten hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen vergraben, daß diese Kleinigkeit (die thatsächliche Volksschulverbesserung!) ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend sein konnte." Auch in unsern Tagen noch sind wir nur zu oft Augenzeugen ähnlicher Erscheinungen.

Soave war in dieser Beziehung glücklicher. Der edelmüthige Kaiser Joseph II. hatte verordnet, daß in der Lombardei öffentliche Schulen für das Volk eingeführt, Allen freier Zutritt zu denselben gestattet und den ärmeren Familien Subsidien dazu geleistet werden sollten. Damit war die Erstellung von Land-, sowie von Normalschulen eingeleitet.

Zur Ausführung der souveränen Verordnung ertheilte der kaiserliche Gubernator der Lombardei unserm Soave den directen Auftrag, die Elementarschulen zu organisiren, die Lehrmethoden festzusetzen und über den Unterricht die Aufsicht zu führen. Dadurch war die Macht der einer Reform entgegenstehenden Hindernisse gebrochen und Soave konnte seinen Reformideen unmittelbar Wirkung verschaffen. In sehr kurzer Zeit sah man unter seiner Leitung nur in der Stadt Mailand wol 40 Knaben- und Mädchenschulen neuer Einrichtung entstehen.

Soaves Thätigkeit wandte sich, wie aus dem Gesagten erhellt, fast ausschließlich der Lombardei zu. Aber im Jahre 1796 rückten die französischen Bataillone, unter Bonapartes Führung, von Sieg zu Sieg eilend, bis Mailand vor. Soave hatte im Jahr zuvor ein Buch gegen die französische Revolution geschrieben. Es war das auf Antrieb der österreichischen Regierung geschehen, welche dem gefürchteten revolutionären Geiste, der in Italien bereits eingedrungen war und sich auszubreiten drohte, Widerstand entgegenzusetzen gedachte. Beim Einmarsch der Franzosen in Mailand glaubte sich nun Soave daselbst nicht mehr sicher und floh deshalb nach Lugano, seiner Heimat.

Hier blieb er aber ebenfalls nicht müssig, sondern übernahm einen litterarischen Lehrstuhl im dortigen Collegium. Und hier war es auch, daß er jenen Alexander Manzoni zum Schüler hatte, der in der Folge als einer der Heroen der italienischen Sprache und Litteratur von der ganzen Nation verehrt wurde. Oftmals, noch in seinem hohen Alter (er starb 1873) erinnerte sich Manzoni mit Wohlgefallen an die Klarheit und Schönheit von Soaves Lehrvortrag, sowie an dessen modernisirende Tendenzen, nament-

lich daran, daß in seiner Schule die damals allgemein üblichen entwürdigenden Körperstrafen abgeschafft waren.

Nur kurze Zeit verblieb Soave in Lugano, bald kehrte er nach Italien zurück, zuerst nach Neapel, wohin ihn der Fürst Angri berief, um die Erziehung seines Sohnes zu besorgen, und dann neuerdings als Professor der Philosophie nach Mailand, woselbst die Oesterreicher 1799 sich wieder festgesetzt hatten.

Aber nachdem Napoleon Aegypten verlassen, Italien aufs neue erobert und die cisalpinische Republik hergestellt hatte, 1800, mußte sich Soave vom Lehramt zurückziehen, blieb jedoch in Mailand.

In den Comitien von Lyon, 1802, ward die italienische Republik, anstatt der cisalpinischen, unter Napoleons Präsidium proklamirt und zum Vicepräsidenten der Herzog Melzi ernannt. Dieser berief Soave nach Modena als Director des dortigen Collegiums und als Professor der Philosophie daselbst.

Im selben Jahre wurde das italienische Nationalinstitut der Wissenschaften gestiftet, welchem die Besten, deren sich Wissenschaft, Litteratur und Kunst rühmte, angehören sollten. Napoleon selber bezeichnete die ersten 30 Mitglieder, darunter Soave, welcher bald darauf zum Professor der Philosophie an der Universität zu Pavia gewählt wurde, allwo er 1806 sein Leben schloß.

G. Curti.

Alberto Lamoni.

1795—1838.

Alberto Lamoni stammte aus einer sehr achtbaren, wohlhabenden Künstlerfamilie von Muzzano, einem Dorfe, das eine halbe Stunde weit von Lugano auf einem Hügel liegt, dessen Fuß ein kleiner, gleichnamiger See (laghetto di Muzzano) bespült. Sein Vater übte als Stuccator und Maler seine Kunst zu Petersburg aus. Seine drei Brüder widmeten sich ebenfalls den schönen Künsten, und einer derselben wurde wegen seines ausgezeichneten Talentes in der praktischen Architectur vom Kaiser von Rußland in den Ritterstand erhoben. Alberto wählte den geistlichen Stand und ward Domherr der Collegiatkirche zu Agno, unweit von seinem Heimatorte.

Ins Leben der Oeffentlichkeit trat Lamoni gegen die Mitte des Decenniums 1820—30. Zu dieser Zeit mangelte es im Kanton Tessin fast gänzlich an Volksunterricht, denn für denselben sorgte der Staat in keiner

Weise. Es fand sich blos etwa eine Lateinschule an den Hauptorten, für das Volk geschah nichts. Traf man doch da und dort auf dem Lande etwelche Schulen an, so waren sie völlig der Privatthätigkeit überlassen, naturwidrig geführt, nur mit lateinischen Kirchenbüchern versehen, ohne jede Berücksichtigung dessen, was dem Volke Noth thut. In eben dieser Zeit wurde mit Wärme die Frage der wechselseitigen Unterrichtsart erörtert, welche als der zweckmäßigste Nothbehelf erachtet und gepriesen wurde, indem man es als eine anerkannte Thatsache hinstellte, daß es durch diese Methode möglich sei, mit einer sehr beschränkten Anzahl von Lehrern und mit geringem Aufwand an Schulgegenständen eine bedeutende Menge Kinder zu unterrichten. Ein patriotischer Luganer-Verein hatte daher den Tessiner Stefano Franscini, der in Mailand als Lehrer in den öffentlichen Stadtschulen angestellt war, nach Lugano berufen, um daselbst eine Schule mit gegenseitigem Unterricht zu eröffnen, was unter den eifrigern Geistlichen einen zuerst dumpfen und dann offenen Allarm erregte; denn die allererste Kriegswaffe, die gegen eine Neuerung gewöhnlich in Bewegung gesetzt wird, ist bekanntlich der Ruf: „Es ist gegen die Religion!“ — Und eben das geschah bei diesem Anlaß: überspannte Eiferer traten im Namen des Klerus mit Druckschriften hervor, den gegenseitigen Unterricht als religionsfeindlich zu verdächtigen und zu verdammen.

Es weilten zu dieser Zeit in Lugano verschiedene italienische Emigrirte, Carbonari genannt, welche, wegen ihrer politischen Meinungen zu Gunsten der Unabhängigkeit Italiens, ihr Vaterland verlassen hatten, um sich den Verfolgungen der österreichischen Polizei zu entziehen. Unter diesen freisinnigen Italienern fanden sich in litterarisch-wissenschaftlicher Beziehung hochgebildete Persönlichkeiten und diese verlegten sich nebst gleichgesinnten Tessinern darauf, den gegenseitigen Unterricht gegen die Schmähschriften der Klerisei in Schutz zu nehmen, was einen lebhaften Broschürenkampf hervorrief.

Der Bischof von Como, dessen Kirchsprengel damals Tessin großentheils noch angehörte, nahm an dem Kampfe Theil und ließ in seiner Buchdruckerei (tipografia vescovile) in Como zwei Briefe des Freiburger Bischofs an die dortige Regierung gegen den wechselseitigen Unterricht in italienischer Sprache drucken und im Kanton Tessin austheilen. Ueberdies hatte er selber, 1826, an den Staatsrath dieses Kantons in gleichem Sinne geschrieben.

Die tessinischen und italienischen Patrioten wiesen die klerikalen Angriffe zurück und veröffentlichten zu diesem Behufe eine „Parallele zwischen Monseigneur und Monseigneur Tobie, Bischof zu Freiburg“. Es bildeten diese Parallele zwei Briefe desselben Bischofs an die Freiburger Regierung, der eine vom 2. Juli 1817 enthusiastisch **für** und der andere vom 25. Februar 1823 **gegen** den wechselseitigen Unterricht, welche zwei Briefe,

einander gegenüber und mit passenden Anmerkungen publicirt wurden. Durch diese komische Gegenüberstellung war das Ansehen des Bischofs allerdings in bedenklicher Weise blosgestellt.

Der Domherr Lamoni hatte diese Polemik aufmerksam verfolgt und sich ohne Zweifel bereits über deren Gegenstand sein Urtheil gebildet. Jedoch wollte er sich durch eigene Erfahrung Gewißheit verschaffen. Er begab sich deshalb wiederholt zur Besichtigung der Schule, die von Franscini nach der in Frage stehenden Methode in Lugano geleitet wurde, beobachtete einläßlich die darin gelehrten Materien, sowie die Art und Weise, dieselben den Schulkindern mitzutheilen, und fand beides vortrefflich; ja, als er dieses neue Schulsystem mit dem alten, leeren Schlendergang zu vergleichen anhub, so mußte er zu dem Schlusse kommen, daß ersteres dem letztern himmelweit überlegen und nichts Besseres und Geeigneteres für den Volksunterricht vor der Hand ausfindig zu machen war.

Hierauf entschloß er sich, selbst eine Schule nach wechselseitiger Unterrichtsart in seinem Heimatorte Muzzano zu eröffnen, und machte sein Vorhaben sofort bekannt. Diese unerwartete Kunde verursachte im Klerus einen nicht geringen Skandal und blinde Schwärmer ermangelten nicht, sogar von der Canzel herab gegen die „Teufelsschule" zu toben.

Aber der Domherr Lamoni war beim Volke bekannt und geachtet als ein talentvoller Mann, sowie als ein in jeder Beziehung untadelhafter und musterhafter Priester; weshalb seine Anstalt sich bald von dem allgemeinen Beifall getragen sah. Aus allen umliegenden Ortschaften, selbst aus bedeutenden Entfernungen, verlangten zahlreiche Familien die Aufnahme ihrer Söhne in die neue Schule, ohne sich um das phantastische Schmähgerede irgendwie zu kümmern.

Zwar gab es unter Lamonis Amtsgenossen auch solche, die hinreichend aufgeklärt waren, sein Unternehmen zu billigen, aber es waren deren nur wenige. Indessen setzte mitten in der geheimen und offenen klerikalen Opposition Domherr Lamoni sein Werk fort. Seine Schule zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, indem sie eine Umwälzung im ehedem herrschenden Schulsystem darstellte. Er gab sich beharrlich Mühe, sie zu immer besserem Stande zu bringen, namentlich dadurch, daß er ein geeignetes Tabellenwerk neuer und geistvoller Art zur Vereinfachung und Erleichterung des Unterrichts und der verschiedenen Elementarzweige ausarbeitete. Zu solchen Arbeiten eignete sich seine für schöpferische Gestaltung begabte Natur vortrefflich.

Der gegenseitige Unterricht umfaßte Lesen, Schreiben, Rechnen, die Elemente der Satzlehre, das Linearzeichnen und die Vocalmusik. Dieser letztere Zweig, worin Lamoni eine vorzügliche Geschicklichkeit besaß, erhielt von ihm mannigfaltige neuerfundene, sehr interessante Verbesserungen.

Bischof und Klerus aber, die schon mit der öffentlichen Presse gegen den wechselseitigen Unterricht als eine die Religion anfeindende Sache aufgetreten waren, konnten nicht mit Ruhe dulden, von Seite eines Geistlichen, und oben drein eines so sehr geachteten, dermaßen thatsächlich und feierlich dementiert zu werden; weßwegen einige der angesehensten — man hat nicht erfahren, ob freiwillig oder auf Anregung des Bischofs — sich bei Lamoni einfanden, um ihn zum Aufgeben eines Unternehmens zu bewegen, welches sie als ärgerlich und für einen Priester und Domherrn höchst ungebührlich betrachteten. Sie stellten ihm dabei das ausdrückliche Verbot des Bischofs und des Papstes selber vor, unter Androhung der Folgen (Kirchenstrafen), falls er nicht davon zurücktreten würde.

Es existirte in der That ein Decret von Papst Leo XII. vom Jahr 1824 also lautend: Qui sive publice sive private pueros mutuo doceri faciant, iis omnino interdicitur. Si qui vero ausint eo modo docere, vel hanc docendi rationem in diœceses inducere, in eos Episcopi animadvertant; zu deutsch: „Die wechselseitige Unterrichtsart ist absolut verboten sowol in öffentlichen, als in Privatschulen. Wenn sich aber jemand erkühnen würde, nach solcher Methode zu lehren, oder dieselbe irgendwo einzuführen, gegen derlei Dawiderhandlende sollen die Bischöfe vorgehen".

Lamoni antwortete jenen Abgesandten mit Ernst und Würde, indem er ihnen ihre Blindheit vorwarf und erklärte, daß, falls er als Geistlicher sich zurückzuziehen gezwungen werden sollte, sein Werk nichtsdestoweniger fortgesetzt würde. Betreffend das angeführte päpstliche Decret sprach er sich dahin aus, dieses Decret sei nur ein vermeintliches; Leo XII. habe ein solches Decret keineswegs als Papst, d. h. als Oberhaupt der römischen Kirche, sondern nur als König des römischen Staates und nur für sein Land erlassen; es gelte daher blos innerhalb der dortigen Grenzen und befasse sich nicht mit den Einwohnern anderer Staaten und so auch nicht mit denen der schweizerischen Eidgenossenschaft u. s. w. Im Uebrigen schloß er mit der Erklärung, daß er seinerseits keinem Menschen die Autorität, das Gute zu verbieten, zuerkennen könnte.

Die Abgesandten fanden sich sonach in dem Falle, unverrichteter Dinge abziehen zu müssen, und der Domherr fuhr mit seinem Werke und dessen Vervollkommnung ruhig fort. Er verschaffte sich die Mitwirkung neuer Kräfte, behielt den gegenseitigen Unterricht für die Elementarstufen bei, fügte andere Zweige für einen weiteren Unterricht und eine Architektur- und Ornamentenschule hinzu.

Es besuchten Lamonis Institut nicht nur jüngere Knaben, sondern auch reife Jünglinge, welche, während sie sich den schönen Künsten widmeten, die Gelegenheit benutzten, sich gleichzeitig in anderen Studien, wie Littera-

tur, französische und deutsche Sprache, Geschichte, Geometrie ꝛc., auszubilden.

Als in den Jahren 1829—30 die Frage einer Reform der politischen Kantonsverfassung vom Jahr 1814 durch Franscinis muthige Initiative auftauchte und Boden gewann, stand Lamoni dem trefflichen Bürger zur Seite und half wirksam mittelst der Presse das wichtige vaterländische Werk fördern. Ein gemeinsames Verdienst dieser beiden Vaterlandsfreunde war die Einführung des Artikels in die neue Verfassung, welcher dem Staate die Verpflichtung überband, für den Unterricht des Volkes zu sorgen. Unter Lamonis und Franscinis Mitwirkung wurde dann ein Grundstatut für die Einrichtung der Volksschulen bearbeitet, und manchen vorzüglich guten und praktischen Theil jener ersten Organisation verdankt die Volksschule der Einsicht des Domherrn Lamoni.

Dieser wohlverdiente Schulmann erkrankte in den letzten Wochen des Jahres 1837, und da er sein Ende herannahen fühlte, vermachte er sein Vermögen für Unterrichtszwecke zu Gunsten der unbemittelten Familien in seinem Heimatorte und den umliegenden Gemeinden. Er starb 1838 im noch vollkräftigen Alter von kaum 43 Jahren.

G. Curti.

Jean-François-Daniel Andrié.

1792—1866.

[Quellen: Notice biographique par A. Petitpierre, im Musée Neuchâtelois 1866, auch als Separatabdruck erschienen. — A. Petitpierre, un demi-siècle de l'histoire économique de Neuchâtel (1791—1848). Neuchâtel 1871.]

In der Reihe der Neuenburger, welche vor 1830 der Hebung der Volksschule mit Hingabe und Einsicht sich annahmen, und dann in den folgenden Jahrzehenden die raschere Entwickelung derselben leiteten, steht obenan Jean François Daniel Andrié, Bürger von Neuenburg, geboren am 2. September 1792; in seiner Jugend einer der fleißigsten Schüler des Collège von Neuenburg, in dessen classe des belles-lettres er 1807 aufgenommen ward; 1813 trat er in den geistlichen Beruf ein, ward zuerst Hülfsgeistlicher des Travers-Thales, dann 1816 Pfarrer, zunächst 1816 in der Gemeinde aux Ponts und von 1830—43 in Locle.

Die neuenburgische Volksschule stand zu Anfang des Jahrhunderts nicht auf einem höhern Standpunkt als in den schweizerischen Kantonen. Die Schulen waren meist Winterschulen, die schon vom 5. Altersjahr an

besucht wurden; für spätere Lebensjahre, sobald es den Eltern möglich war, die Kinder etwas durch Arbeit verdienen zu lassen, minderte sich die Zahl der Schulbesucher rasch, da die Schule doch eben auch hier mehr nur als Bewahr= denn als Unterrichtsanstalt angesehen wurde. Die Lehrerbesoldungen stiegen bis auf 48 Franken herunter, sie waren Sache der Gemeinden, denen einige Fundationen und in sparsamem Maße die fürstliche Chambre économique zu etwelcher Aufbesserung zu Hülfe kamen. So war der Schulmeister nothwendig auf Nebenbeschäftigung angewiesen; und auch sonst war seine Stellung keine beneidenswerthe. Die Gemeinden hielten sich bei der Lehrerwahl an den Kreis ihrer Mitbürger; im Val de Ruz fand noch eine Mindersteigerung der Stellen statt; alle Jahre mußte sich der Lehrer einer Bestätigung unterziehen. Daneben hatte er täglich sieben Stunden die Kinder um sich; da wurde das ABC, Lesen von Gebeten und Bibelsprüchen, sowie das Memoriren derselben betrieben. Das Rechnen gieng im besten Fall bis zur Regel de tri; dem Gesang wurde einige Aufmerksamkeit geschenkt; auch Schreiben und Orthographie waren Lehrfächer, doch lag ihre Durchführung nicht wenig im Argen.

Unter solchen Umständen mußte der gemeinnützige Sinn gebildeter Privaten nachzuhelfen bestrebt sein und dafür geweckt werden. Derselbe fand in der Hauptstadt seinen Mittelpunkt in der Société du jeudi (Donnerstaggesellschaft); hier lenkte Rougemont, Pestalozzis Freund und Gönner, die Discussion auf die Fragen der Volksschule und entwarf ein Project, die Arbeit mit dem Unterricht zu verbinden. Dann machte auch die Nähe von Iferten, wo seit 1805 Pestalozzi seinen Sitz aufgeschlagen, ihren Einfluß geltend; hier fand die Propaganda für Betonung der Geometrie, Naturkunde und Gymnastik im Volksunterricht einen Rückhalt. Vorübergehend wurde Zeller nach Neuenburg herübergerufen, um über Pestalozzis Bestrebungen und Methode Belehrung zu geben; auch gelegentlich einzelne Lehrer nach Iferten gesandt, um sich bei Pestalozzi instruiren zu lassen. So ist die Zeit der Mediation, während welcher Neuenburg von der Schweiz gänzlich abgetrennt, unter der Herrschaft des Fürsten Alexander Berthier einen kleinen Vasallenstaat Frankreichs bildete (in welchem aber thatsächlich die Leitung der innern Verwaltung, in gleicher Weise wie vorher und nachher unter den preußischen Fürsten, in der Hand der neuenburgischen Aristokratie lag) mit der schweizerischen Entwicklung parallel eine Zeit allmäliger Hebung der Volksschule; in zahlreichen Gemeinden fanden Schulverbesserungen statt; große Ortschaften, wie Chaux=du=Milieu, die bis anhin der Schulen noch gänzlich entbehrt hatten, erhielten jetzt solche; da und dort wurde die Begründung ordentlicher Schulen durch Actienbetheiligung zu Stande gebracht und auf eine Anzahl von Jahren deren Existenz gesichert; 1811 öffnete die Hauptstadt ihre Unter=

richtsanstalten den Nichtstädtern zu gleichen Bedingungen wie den Bürgern. Die Restaurationszeit setzte diese Bestrebungen fort. Die Zwanzigerjahre wandten ihre Bemühungen namentlich einer bessern Lehrerbildung zu; besonders war es eine Anzahl von Geistlichen, die dafür Mühe und Opfer nicht scheuten. 1826 wagte die Regierung endlich auf allgemeine Bestellung von Ortsschulcommissionen und auf Durchführung des Obligatoriums der Schulpflicht zu dringen. Drei Jahre später hatte wenigstens jede Gemeinde eine Schule und die Besoldungen der Lehrer bewegten sich zwischen einem Minimum von 3—4 und ein Maximum von 20—30 Louisd'or. Da erfolgte, durch einen Brief des Königs vom 7. Oktober 1829 — ein Jahr vor der Julirevolution — der entscheidende Schritt, der die Centralisation des Schulwesens einleitete: die Aufstellung eines Landesschulraths (commission d'éducation) und die Anweisung auf eine jährliche Staatssubvention von 6000 Fr. zur Hebung des Volksschulwesens, welche Summe übrigens schon 1831 auf 8000 Fr. vermehrt wurde. Doch glaubte man bei diesen Anfängen staatlicher Fürsorge noch sehr ängstlich mit den selbständigen Rechten der Gemeinden rechnen zu müssen.

Dies waren die Schulverhältnisse Neuenburgs in der Zeit, da Andrié im Kanton wirkte, und an deren allmäliger besserer Gestaltung er sich rege betheiligte. Als er 1816 nach Ponts kam, fand er in der Gemeinde nur eine einzige Schule, die auch selbst nur eine Quartierschule war, und eine große Zahl von Kindern über 12 Jahren, die nicht lesen konnten. Bald ward es durch seine Bethätigung auffallend besser. Er schrak vor keiner Maßnahme, vor keinem Opfer an Zeit und Mühe zurück, um die Lehrer zu ermuthigen und ihre Ausbildung zu fördern, um den Kindern den Unterricht und die Erfüllung der Schulpflicht zu erleichtern und den allgemeinen Stand der Volksbildung zu erhöhen. Man sah ihn von Haus zu Haus die vernachlässigten oder wenig begabten Schüler aufsuchen und ihnen mit rührender Freundlichkeit bei ihren Aufgaben an die Hand gehen, damit sie in Schule und Unterweisung nicht zu weit hinter den andern zurückständen. Zu jeder Jahreszeit empfieng er Morgens 5 Uhr den Schullehrer bei sich, um ihm für die Unterrichtsstunden des Tages die nöthigen Belehrungen und Anweisungen zu geben und häufig wohnte er den ganzen Vormittag dem Unterrichte bei. Als er 1830 nach Locle kam, hatte diese große Ortschaft vier Schulen, bei seinem Weggang 1843 denn 13; statt des alten ungenügenden Schulhauses stand nun ein großer und schöner Bau da. Besonders liebte er es, Lehrer und Lehrerinnen bei sich zu versammeln, um sie zu berathen und für den Unterricht in den verschiedenen Fächern anzuleiten. So ward sein Pfarrhaus, sagt Andrié's Biograph, gewissermaßen zur école normale und die Zahl derer in und außer dem Kanton ist groß,

die ihm das Gelingen ihrer Berufsthätigkeit verdankten. Von 1832—43 war er die Seele und der Leiter der kantonalen Lehrerconferenzen, für die er eine Reihe von Vorträgen und Arbeiten über die mannigfachsten Themen ausarbeitete. Zugleich wirkte er durch Ausfertigung handschriftlicher Leitfaden für Religion, Arithmetik und Realien, die, von zahlreichen Lehrern copirt und dem Unterricht zu Grunde gelegt, dem Mangel an passenden gedruckten Lehrmitteln entgegenkamen und begann 1838 die Veröffentlichung eines Lesebuches, dessen erster Theil die Stufe vom 6.—12. Altersjahr ins Auge faßte und bis 1862 in 24,000 Exemplaren Verbreitung fand. Diesem Lesebuch, von dem 1842 der zweite Theil für die reifere Jugend erschien, widmete er seine Muße, auch als er selbst schon längst den heimischen Boden verlassen; es sollte nach einheitlichem Plan die moralische Erziehung des jungen Menschen von der Kindheit bis an die Schwelle des praktischen Lebens weiterführen; das Manuscript zum 3. Theile, Einführung zur Lectüre der Bibel für den Familiengebrauch, war beim Tode des Verfassers druckbereit. Zwei Eigenschaften charakterisiren diese Schriften: die religiöse Grundlage und Abzweckung der von ihm ins Auge gefaßten sittlichen Erziehung, und der Bienenfleiß, mit dem er die Materialien zusammentrug und verarbeitete, um die Erzählung und Schilderung allseitig klar, lebendig und dadurch fesselnd zu gestalten.

Andrié stand auf dem Boden biblisch-gläubiger Religiösität, aber einer den Extremen abholden und toleranten Gesinnung, er war ein besserer Prediger durch das Beispiel des Lebens als durch ausgefeilte Rhetorik der Canzelvorträge, ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft und, zeitweise großartig sich äußernder, aber stetsfort zuverlässiger Freigebigkeit, liebenswürdig und versöhnlich; man sagte von ihm, er habe niemals einen Freund verloren. Seit 1843 wirkte er in Berlin als Pfarrer an der dortigen französisch-reformirten Kirche; als er starb, faßte einer seiner Freunde den Eindruck, den er hinterlassen, in die Worte zusammen: „Sein Leben war eine Wohlthat und sein Andenken wird für immer ein Segen sein!“ O. Hz.

Quellen-Verzeichniß
der allgemeinen Artikel des zweiten Bandes.

Außer den für den ersten Band schon citirten Quellen sind benützt worden:

Arbenz, Prof. Dr., Die geschichtliche Entwicklung des st. gallischen Schulwesens. — Zustand der Schulen im Kanton Säntis. Beide Arbeiten Manuscript.

Berchthold, Histoire de l'instruction primaire dans le Canton de Fribourg. 1846.

Herold, Decan, Das bündnerische Volksschulwesen. Manuscript.

Hilty, Dr. C., Oeffentliche Vorlesungen über die Helvetik. Bern 1878.

Jahrbuch der luzernischen Kantonallehrerconferenz. 1858. 1860. 1867.

Monnard, K., Geschichte der helvetischen Revolution. Bd. I, Zürich 1849.

Morf, H., Zur Biographie H. Pestalozzis. Winterthur 1868.

Seifert, H., Geschichte der evangelischen Kirche und Gemeinde Ebnat. Herisau 1863.

Stapfer, Ph. A., Entwurf der Instructionen für die neu errichteten Erziehungsräthe. Luzern 1799.

Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft. 1808—1831.

„ der schweiz. Gesellschaft der Erziehung. 1808—12.

„ der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft.

Tagblatt der Beschlüsse und Proklamationen der Vollziehungsgewalt der helvetischen Republik. 3. Heft.

Zellweger, J. K., Der Kanton Appenzell. Trogen 1867.

Berichtigungen und Zusätze.

Bd. I. S. 135, Z. 1 v. o. lies 1787 statt 1793.

Bd. I. S. 294. Dem Quellenverzeichniß ist beizufügen:
Sulzberger, H. G., Biographisches Verzeichniß der Geistlichen aller evangelischen Gemeinden des Kts. Thurgau. Herausgegeben vom thurgauischen historischen Verein 1863.
— Geschichte der thurgauischen Kirchgemeinden. Manuscript.

Bd. II. S. 83, Z. 15, lies: jünger als seine Braut statt „älter". Nach dem Pfarrbuch Großmünster wie nach den Civilstandsregistern ist übrigens Anna Schultheß geboren den 9. August 1738, also sieben Jahre älter als Pestalozzi.

Bd. II. S. 140, Z. 8. Muralt war auch 1835 in der Schweiz, nahm am Reformationsfeste in Genf Theil und besuchte auf dem Rückwege Niederer in Iferten. So Dalton und die Notiz eines Augenzeugen.

Bd. II. S. 152, Anmerkung. Pfarrer H. war bei seiner Verheiratung 1794 noch nicht Pfarrer in Kirchdorf, sondern Prediger am Burgerspital in Bern. (Familiennachrichten.)

Bd. II. S. 198, Z. 11 ff. soll dahin erweitert werden: „Der erstere kehrte zunächst nach seiner Heimat Baden zurück, übernahm 1822 die Leitung des aargauischen Lehrerseminars, und wurde später Seminardirector in Ettlingen, zuletzt in Meersburg, wo er nach einer tüchtigen pädagogischen Wirksamkeit 1842 gestorben ist (s. Biographie von Nabholz, Bd. II dieses Werkes, S. 374 ff).

Inhalt des zweiten Bandes.

C. Uebergangszeit.

Die Allgemeine Zeitung (Augsburg) spricht sich in ihrer Beilage über

H. Christ, Das Pflanzenleben der Schweiz

aus:

„Von den vier Hauptabschnitten dieses nun vollendet uns vorliegenden Werkes behandelt der erste die gesammte untere, die wärmste Region, dasjenige Gebiet, welches durch die Cultur des Weinstocks und der Obstbäume kurz charakterisirt sein mag. Von besonderem Interesse in diesem Bezirk ist das Auftreten eines Theils der Mittelmeer-Flora in der südlichen und westlichen Schweiz, sowie in der See- und Föhnzone am Nordabhange der Alpen. Der zweite Abschnitt befaßt sich mit der mittleren Region, dem Gebiete des Laubwaldes; der dritte mit der nun folgenden Höhenregion, der Heimat der Nadelhölzer. Der vierte endlich ist der eigentlichen Alpenregion gewidmet, dem fesselndsten Theile der Schweizer Flora, der durch den Reichthum und die Farbenpracht seiner Blüthen das Interesse des Forschers wie des Laien in gleicher Weise in Anspruch nimmt. Den Schluß des Werkes bildet eine allgemeine Betrachtung über die Geschichte unseres Pflanzenlebens, soweit sie die den heutigen Verhältnissen zunächst voraufgehenden Stadien betrifft. Der Einfluß geologischer Veränderungen, die Bedeutung von Pflanzenwanderung und menschlicher Cultur werden in einläßlicher Weise erörtert. Ganz zuletzt berührt der Verfasser auch die allgemeinen Probleme der Entstehung und Veränderlichkeit der Arten, jene weltbewegenden Fragen der Gegenwart, über deren Lösung die Ansichten bekanntlich sehr getheilt sind. Der weisen Maßhaltung, welche er den allzu kühnen Theorien gegenüber beobachtet, kann man im Ganzen nur zustimmen. Landwirthschaft und Forstbau, wie überhaupt all' die mannichfachen Beziehungen, welche die heimische Pflanzenwelt mit der menschlichen Cultur verknüpfen, erfahren an den geeigneten Orten stets die gebührende Berücksichtigung. Der Verfasser betrachtet aber seine Gegenstände nicht blos mit dem Auge des Forschers, sondern auch vermöge seiner glücklichen Naturanlage mit dem des Künstlers, und diese Doppelauffassung ist es, welche seiner Darstellung einen besonderen Reiz verleiht. Bald ist es ein einfach hingeworfenes Wort, ein Pinselstrich, bald ein farbenreiches Bild, welches uns fesselt; bald ist es das Individuum einer Art, bald der Charakter einer Waldung, bald eine ganze Landschaft in ihrer Mannichfaltigkeit, die in plastischen Zügen vor das Auge des Lesers geführt werden. Was die äußere Ausstattung des Buches anbelangt, so verdient dafür die Verlagshandlung alle Anerkennung. Dem Text sind beigefügt vier künstlerisch ausgestattete Vegetationsbilder, vier sehr instructive Pflanzenzonen-Karten und eine Tafel mit den Höhengränzen verschiedener Gewächse."


Buri & Jeker sc.

Das „Daheim" sagt in einem längeren Artikel betitelt „**Die Palmenwälder der Schweiz**" über

O. Heer, Die Urwelt der Schweiz:

„Professor Oswald Heer in Zürich gehört zu den bedeutendsten lebenden Naturforschern; auf dem Gebiete der Pflanzenversteinerungen hat er wenige Kenner seines gleichen, und wenn irgendwo ein zweifelhafter Fund, ein Samen, ein Blatttheil, eine Blüthe, die in Stein eingebettet nur noch einen ärmlichen Rest darstellt, dann weiß er mit seltenem Scharfsinne denselben dennoch zu bestimmen und zu sagen, wohin er gehört. Der Herr Verfasser, dessen gelehrte Schriften sehr zahlreich sind, ist aber auch ein Muster in der Kunst populärer Darstellung, und selbst poetisch begabt; dafür spricht vor allem sein schönes, in zweiter Auflage erschienenes Werk: „Die Urwelt der Schweiz", in welchem er die wunderbare Geschichte des schönen Landes uns aufschließt, und uns die verschiedenen geologischen Epochen desselben in lebendigen Bildern, nicht etwa als Phantasiegestalten, sondern als Rekonstruktionen nach den erhaltenen Ueberresten vor Augen führt. Er schildert uns die Schweiz, als dort Steinkohlenwälder rauschten, als sie vom Jurameere bedeckt war, als dort die Kreide sich bildete, und führt uns dann in die so reich vertretene tertiäre Epoche, bis er schließlich in einer Periode anlangt, als weite Gletscher, bis in das Rheinthal reichend, das Land überzogen und Rennthiere oder Mammuthe in großen Herden in jenen Gegenden weideten, wo heute das reiche Kulturleben der Nordschweiz sich ausbreitet. Aber nicht blos im Worte sehen wir die Urwelt der Schweiz aus dem ewigen versteinerten Schlafe wieder hier auferstehen; in zahlreichen Abbildungen werden uns die nun längst untergegangenen Thierarten, oder in Landschaften ihre tropischen Wälder vorgeführt, und auf die letzteren, die uns Palmenurwälder der Tertiärperiode (welche in die meocene, miocene und pliocene Zeit getrennt wird) vorführen, wollen wir hier eingehen. U. s. w.

Auch die schweizerische Presse hat sich über beide Werke sehr günstig ausgesprochen und ihre Leser aufgemuntert, sich in den Besitz derselben zu setzen.

Wir sind überzeugt, daß jeder gebildete Schweizer diese ebenso belehrend als anziehend geschriebenen Schilderungen aus seinem schönen Heimatlande mit stets wachsendem Interesse lesen wird.

Druck und Verlag von F. Schultheß in Zürich.

Aus dem pädagogischen und Lehrmittel-Verlag
von F. Schultheß in Zürich.

I. Erziehungskunde. Zur Geschichte des Schulwesens.

Arnold, K. Erziehungsaufgaben der Mutter. Drei Vorträge für Mütter und Bräute. Mit einem Vorwort von Dr. Franz Dula, Seminardirektor. Fr. 1. 35 C.

Largiadèr, A. Ph., Seminardirektor. Volksschulkunde. Leichtfaßlicher Wegweiser für Volksschullehrer, Lehramtskandidaten ꝛc. 2. Auflage. Neuer veränderter Abdruck. 8° br. Fr. 4. 50 C.

Schlegel, J. J., Reallehrer in St.Gallen. Drei Schulmänner der Ostschweiz. Lebensbild von J. R. Steinmüller, H. Krüsi und J. J. Wehrli. gr.8°. br. Fr. 3. 80 C.

Zehender, F., Rektor der höheren Mädchenschule der Stadt Zürich. Vorträge über Fragen der Erziehung. Inhalt: Einleitung. Das Wesen der Kindesnatur. — Die Bildung des Wahrheitssinnes. — Des Gewissens. — Des Gemüthes. — Die religiöse Bildung. — Die Bildung des Willens oder die Charakterbildung. 8°. 1880. Fr. 2. —

* Treffliche Winke zur Erziehung unserer Jugend für Eltern und Lehrer.

II. Deutsche Sprache.

Caminada, J. M., Seminardirektor. Aufgaben zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Sprachausdruck in den mittleren Klassen der Volksschule. Für die Hand der Schüler eingerichtet. 3. durchgesehene Auflage. Fr. 1. —. (In Partieen billiger.)

Eberhard, G., Sekundarlehrer an der Mädchensekundarschule der Stadt Zürich. Lesebuch für die Unterklassen schweizerischer Volksschulen. I. Theil. Fibel. 9. Aufl. II. Theil. 7. Aufl. III. Theil. 6. Aufl. 8°. roh oder solid cartonnirt.

* Gleichwie des Verfassers Lesebuch für die Ober- und Mittelklassen, so findet auch obiges allenthalben die größte Anerkennung.

Vom Tit. Zürcherischen Erziehungsrathe ist die „Fibel" längst zur Einführung empfohlen.
In einer Reihe von Kantonen sind diese Lesebücher obligatorisch eingeführt worden.

— — Illustrirte Fibel. 8. Aufl. Solid cartonnirt. Einzeln-Preis 50 C. für Schulen 40 C.

☛ Eine **illustrirte** Ausgabe des zweiten Theiles für Unterklassen erscheint noch vor Schluß des Jahres 1880.

— — Lesebuch für die Mittel- und Oberklassen schweizerischer Volksschulen. I. Theil. 11. Aufl. II. Theil. 9. Aufl. III. Theil. 8. Aufl. IV. Theil. 9. Aufl. (Partieenpreis des IV. Theiles cartonn. Fr. 1. 60 C.) 8°. solid cartonnirt. Ebenso Ausgabe für kath. Schulen.

* In der ganzen deutschen Schweiz außerordentlich stark verbreitet und in sehr vielen Kantonen als obligatorisches Lehrmittel im Gebrauche.

Lüning und **Sartori.** Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Erster Theil. 2. durchgesehene und veränderte Auflage von J. Sartori, Prof. an der zürcher. Kantonsschule. gr. 8°. br. Fr. 3. —

— — Zweiter Theil. 8°. br. Fr. 2. 15 C.

Lutz, J. H., Lehrer an den städt. Schulen in Zürich. Methodisch geordnete Materialien zur Aufsatzlehre auf der Mittelstufe der allgemeinen Volksschule. 2. verbess. Aufl. 8°. br. Fr. 1. 60 C.

* Das Nöthigwerden einer zweiten Auflage binnen eines Semesters zeigt, wie sehr mit dieser Arbeit einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen worden ist.

— — Materialien zur Aufsatzlehre auf der Oberstufe der allgemeinen Volksschule. 2. verbess. Aufl. 8°. br. Fr. 2. 40 C.

* Auch diese Sammlung erfreut sich einer ungetheilt günstigen Aufnahme und wird in den besten pädagogischen Zeitschriften mit großer Anerkennung besprochen.

Rüegg, Carl, Sekundarlehrer. Aufgabensammlung für grammatisch-stylistische Uebungen. Auf der Stufe der Sekundarschule. 2. erweiterte Auflage. 8°. br. Fr. 1. 20 C.

* Findet namentlich im Kanton Zürich, aber auch anderswo, eine sehr freundliche Aufnahme.

— — Der Geschäftsmann. Aufgabensammlung für Sekundar- und Gewerbeschulen, sowie zum Selbstunterricht. Zweiter Abdruck. 8°. br. 75 C.
in Partieen von 25 Exempl. à 60 C.

Schmidlin, U., Lehrer am Technikum in Winterthur. Ueber die deutsche Geschäftssprache mit besonderer Berücksichtigung des kaufmännischen Briefstyles. gr. 8°. br. Fr. 1. 40 C.

* Auch für den Lehrer, namentlich an Gewerbs- und Handels- sowie an Fortbildungsschulen, sehr brauchbar.

Sutermeister, O., Seminardirektor des Kts. St.Gallen. Leitfaden der Poetik für den Schul- und Selbst-Unterricht. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. br. 1880. Fr. 1. 40 C.

* Die wiederholten neuen Auflagen beweisen die Brauchbarkeit dieses Leitfadens.

— — Kleiner Antibarbarus. Handbüchlein zur Befestigung im hochdeutschen Ausdruck für die schweiz. Volksschulen und für den Privatgebrauch. 8°. br. 1880. 90 C.

* Ein sehr zeitgemäßer, praktischer Wegweiser zum richtig Deutsch-Sprechen und Schreiben, unter Hinweisung auf die am häufigsten vorkommenden Verstöße.

— — Deutsches Stilbuch. Musterbeispiele der deutschen Kunstprosa mit Aufgabenstoffen rc. Für mittlere und höhere Schulen. 8°. br. Fr. 4. —

Wiesendanger, U., Sekundarlehrer in Zürich. Deutsches Sprachbuch für die erste Klasse der Sekundar- und Bezirksschulen. Auf Grundlage des zürcherischen Lehrplanes. 3. Aufl. 8°. br. Fr. 1. 40 C.

— — dasselbe für die zweite Klasse. 2. Aufl. Fr. 1. 60 C.
für dritte Klasse Fr. 2. —

III. Religiöse Lehrmittel.

Erzählungen, biblische, für die Realstufe der Volksschule. 3. durchgesehene und verbesserte Auflage des „Religiösen Lehrmittels". Erstes Heft. (Für die erste Klasse.) Erzählungen aus dem alten Testamente. — Zweites Heft. (Für die zweite Klasse.) Erzählungen aus dem neuen Testamente. — Drittes Heft. (Für die dritte Klasse.) Lehre Jesu. 8°. br. à 30 C.

Marthaler, K., Pfr. Gebete, Lieder und Sprüche für die Jugend, besonders auch zum Gebrauche in Kinder-Sonntagsschulen. Mit Holzschnitten im Texte. 8°. br. 1880. 80 C.; hübsch cart. Fr. 1. —

* In Partieen billiger. Eine recht empfehlenswerthe Sammlung für Schule und Haus.

Mayer, F., Sekundarlehrer in Neumünster und Erziehungsrath. Stoff und Methode des confessionsfreien Unterrichtes in Religion, Sittlichkeit und Recht durch die staatliche Volksschule.
Leitfaden. Erstes Heft. Haus — Familie. 8°. br. Fr. 1. 80 C.
Zweites Heft. Heimat — Gemeinde. 8°. br. Fr. 2. 80 C.
Drittes (Schluß-) Heft. Vaterland — Staat. Fr. 2. 60 C.

Meyer, F., Pfr. Leitfaden zur Geschichte der Religion des alten Testamentes für die oberen Klassen der Volksschulen. 4. durchgesehene Aufl. 40 Ct.; geb. 45 C.

Näf, A., Pfr. Geschichte des Volkes Israel und seiner Religion. Leitfaden für Sekundar- und Ergänzungs-Schulen. 2. Auflage. 8°. br. 40 C.

Rüegg, Hch., Lehrer. Saatkörner. Erzählungen und Gedichte für den sittlich-religiösen Unterricht. Gesammelt und für den Schulzweck bearbeitet. Im Einverständniß mit mehreren Freunden desselben herausgegeben von F. Mayer, Sekundarlehrer in Neumünster bei Zürich. 3. Aufl. Erstes Heft (Viertes Schuljahr); zweites Heft (Fünftes Schuljahr); drittes Heft (Sechstes Schuljahr).
Einzeln à 50 C.; für Schulen à 40 C.

IV. Geschichte.

Dändliker, K., Dr., Lehrer der Geschichte am zürcher. Seminar. Lehrbuch der Geschichte des Schweizervolkes für Sekundarschulen und höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte. 8⁰. br. Fr. 2. 40 C.

* Ein vortreffliches, bis auf die Gegenwart fortgeführtes Handbuch der Schweizergeschichte für Schüler und zur Selbstbelehrung.

Müller, J. J., Prof., und **Dändliker**, K., Dr. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Volksschulen, sowie zur Selbstbelehrung. **2.** umgearbeitete Auflage. 8⁰. br. Fr. 4. —

* Dieses auf der Höhe der Wissenschaft stehende und für den Schulgebrauch durchaus praktisch abgefaßte Lehrbuch ist bereits in einer Reihe von Kantons- und Sekundarschulen eingeführt worden.

Repetitorium zur alten Geographie und Chronologie. (Als Manuskript gedruckt.) gr. 8⁰. br. 1880. 60 C.

Rüegg, Hch., Lehrer. Bilder aus der Schweizergeschichte für die Mittelstufe der Volksschule. Herausgegeben von **J. J. Schneebeli. 3.** durchgesehene Auflage. 8⁰. br. Fr. 1; cartonnirt Fr. 1. 20 C.

* Dieses treffliche Büchlein bricht sich schnell überall Bahn.

Vögelin, J. C. Die Schweizergeschichte für Schulen. **6.** von A. Färber durchgesehene und bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Auflage. 8⁰. br. Fr. 1. 40 C.

V. Geographie.

Egli, J. J., Prof., Dr. Geographie für höhere Volksschulen. In 3 Heften. 1s Heft (Schweiz). **7.** verbesserte Auflage. 50 C. 2s Heft (Europa). **6.** Auflage. 50 C. 3s Heft (Erde). **4.** vermehrte Auflage. 8⁰. br. 80 C.

* Die häufigen neuen Auflagen sprechen für die Brauchbarkeit dieses Leitfadens.

— — Taschenbuch schweizerischer Geographie, Volkswirthschaft und Culturgeschichte. 77 statist. Hülfstafeln. **2.** verbesserte u. vermehrte Auflage. br. Fr. 3. —; eleg. cart. Fr. 3. 50 C.

VI. Literatur-Geschichte.

Breitinger, H., Prof. Aus neueren Literaturen. Inhalt: Der Salon Rambouillet. — Eine deutsche Prinzessin am Hofe Ludwigs XIV. — Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des XIX. Jahrhunderts. — Paul Louis Courier, der Pamphletist der französischen Bourgeoisie. — Pierre Lanfrey. — Frau von Staël und George Sand. — Edmondo de Amicis. — Zwei sicilianische Belletristen. 8⁰. br. Fr. 4. —

— — Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich. Antrittsrede. 8⁰. Fr. 1. 20 C.

VII. Französische Sprache.

Breitinger, H., Prof. Elementarbuch der französischen Sprache für die Sekundarschulstufe. 8⁰. br. 1880. Fr. 2. —

* Daneben existirt auch eine Ausgabe in zwei Heften, wovon das erste Heft (10 Druckbogen stark) den Unterrichtsstoff für die beiden ersten Cursus oder Jahre (Preis Fr. 1. 40 C.), das zweite Heft (5 Druckbogen stark) denjenigen für den dritten Cursus oder das letzte Jahr (Preis Fr. 1. –) umfaßt.

Dieses neue Lehrmittel für das **Französische** ist speciell dem Plane und den Bedürfnissen **der schweizerischen Sekundar- und Bezirksschulen** angepaßt und hat gegenüber den meisten bei uns im Gebrauche stehenden Grammatiken den Zweck, durch angemessene **Vereinfachung und Concentration des französischen Lehrstoffes** dem Schüler sowohl als dem Lehrer eine ruhige und gründliche Behandlung des Gegenstandes zu sichern.

Breitinger, H., Prof. Das Dorf. Von Octave Feuillet. — Scenen aus den Lustspielen Vict. Sardou's. — Das gute Herz. Von Berquin. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet. 8°. br. Fr. 1. 20 C.
Partiepreis Fr. 1. —

— — Fräulein de la Seiglière von Jules Sandeau. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet. 8°. br. Fr. 1. 50 C.
Partiepreis Fr. 1. 20 C.

— — Die Charakterprobe. Schauspiel in fünf Akten von E. Augier und J. Sandeau. — Ein Polizeifall. Lustspiel in einem Akte von E. About. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 8°. br. Fr. 1. 40 C.
Partiepreis Fr. 1. 10 C.

— — Französische Briefe. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 2. durchgesehene Auflage. 8°. br. 1880. Fr. 1. 40 C.
Partiepreis Fr. 1. 10 C.

— — Die Grundzüge der französischen Literatur- und Sprachgeschichte bis 1870. Mit Anmerkungen zum Uebersetzen ins Französische. 3. durchgesehene Auflage. 8°. br. 1880. Fr. 1. 40 C.
Partiepreis Fr. 1. 10 C.

— — Die französischen Classiker. Charakteristiken und Inhaltsangaben. Mit Anmerkungen zur freien Uebertragung aus dem Deutschen ins Französische versehen. 2. durchgesehene Auflage. 8°. br. 1880. Fr. 1. 40 C.
Partiepreis Fr. 1. 10 C.

* Obige sechs Hefte bieten einen sorgfältig bearbeiteten Uebersetzungsstoff für Schulen und den Privatunterricht.

— — Studium und Unterricht des Französischen. Ein encyclopädischer Leitfaden. 8°. br. Fr. 3. —

* Diese von hervorragenden Kennern der französischen Sprache überaus günstig beurtheilte Schrift wird den Freunden der französischen Sprache und Literatur, ganz besonders den Lehrern eine höchst willkommene Gabe sein.

Geilfus, gew. Rektor der höheren Stadtschulen von Winterthur. Paul-Louis-Auguste Coulon de Neuchâtel par Félix Bovet. Für die Schule bearbeitet. 8°. br. 80 C.
In Partieen 60 C.

— — La jeunesse de G. Washington suivie d'un petit recueil de ses lettres à sa famille par M. Guizot. Im Auszuge für die Schule bearbeitet. 8°. br. Fr. 1. 60 C.
In Partieen Fr. 1. 20 C.

* Neue Hefte sind in Vorbereitung.

Cantorowicz, C., Lehrer an der höheren Mädchenschule der Stadt Zürich. Coup d'œil sur la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. 8°. br. Fr. 1. 50 C.

Neumann, K., Prof. Grammatik der französischen Sprache nach einer neuern Methode für den Gebrauch an Bezirks- und Sekundarschulen, sowie an den untern Klassen von Kantonsschulen. 8°. br. Fr. 1. 80 C.

Orelli, C. v., Prof. Französische Chrestomathie. I. Theil. 5. Auflage. II. Theil. 3. Auflage. 8°. br. à Fr. 2. 55 C.

Schulthess, Joh. Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 11. Auflage. 8°. br. Fr. 1. 50 C.

— — Französischer Handelskorrespondent. 3. von J. Fuchs umgearbeitete Auflage. 8°. br. Fr. 3. —

— — Französische Sprachlehre. Mit Aufgaben zum Selbstkonstruiren durch die Schüler. 8° br. Fr. 1. 80 C.

Wiesendanger, U., Sekundarlehrer in Zürich. Vergleichende Schulgrammatik der deutschen und französischen Sprache für Real-, Sekundar- und Bezirksschulen. Fr. 1. 20 C.
In Partieen à Fr. 1. —

VIII. Italienische Sprache.

Breitinger, H., Prof. Die Grundzüge der italienischen Literaturgeschichte bis zum Jahr 1879. Mit Anmerkungen zum Uebersetzen in das Italienische. 8⁰. br. 1880. Fr. 2. —

* In der Anlage ähnlich den Grundzügen der französischen Literatur- und Sprachgeschichte desselben Herrn Verfassers 3. Auflage.

— — Das Studium des Italienischen. Die Entwicklung der Literärsprache. Bibliographie der Hülfsmittel des Studiums. gr. 8⁰. br. Fr. 3. 60 C.

* Ein trefflicher Rathgeber zum rationellen und gründlichen Unterricht der italienischen Sprache.

Heim, Sophie, Lehrerin an der höheren Mädchenschule der Stadt Zürich. Letture Italiane tratte da autori recenti e annotate. gr. 8⁰. br. 1880. Fr. 2. 80 C.

* Ein sehr empfehlenswerthes Lesebuch, welches im Gegensatz zu den meisten andern eine Auswahl des Besten aus modernen italienischen Schriftstellern mit den nöthigen Erläuterungen bietet.

Cantorowicz, C., Lehrer an der höhern Mädchenschule der Stadt Zürich. Storia della letteratura italiana. gr. 8⁰. br. 1880. Fr. 2. 40 C.

* Ein sehr brauchbarer Leitfaden zur Orientirung in der Geschichte der italienischen Literatur.

Keller, Hch., Prof. in Aarau. Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Italienische. 8⁰. br. Fr. 1. 60 C.

* Nach Art derjenigen für die französische Sprache von J. Schultheß.

IX. Englische Sprache.

Behn-Eschenburg, H., Prof. Elementarbuch der englischen Sprache. 3. Auflage. 8⁰. br. Fr. 2. —

* Ein für das Bedürfniß der Mittel-(Sekundar-)Schulen und aller Derjenigen, welchen die große Schulgrammatik dieses Verfassers zu umfangreich ist, angelegter Leitfaden, der mehr und mehr Eingang findet und überall mit Erfolg benutzt wird.

— — Schulgrammatik der englischen Sprache. 5. Aufl. 8⁰. br. Fr. 4. 50 C.

* Sehr geeignet zum Gebrauche an höheren Lehranstalten, Kantonsschulen und Privat-Instituten.

— — Englisches Lesebuch. Neue die bisherigen zwei Cursus vereinigende Auflage. 1880. Fr. 2. 60 C.

— — Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische in sechs Stufen. 8⁰. br. Fr. 2. 60 C.

* Letztere enthalten u. a. eine äußerst ansprechende, sehr instructive Schilderung der letzten Reise des Verfassers nach England in einer der Jugend angepaßten Form. — Wir erlauben uns, Sie speciell auf dieses Lehrmittel aufmerksam zu machen.

Breitinger, H., Prof. Die Grundzüge der englischen Literatur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Uebersetzen in das Englische. 8⁰. br. 1880. Fr. 1. 60 C.

* In der Anlage wie des Verfassers Grundzüge der französischen Literatur- und Sprachgeschichte 3. Auflage.

X. Rechnen und Geometrie.

Gfoor, G., Lehrer am aargauischen Seminar in Wettingen. Die Körper der Raumlehre. Ein Vorbereitungsunterricht für Mittelschulen. 8⁰. br. 1880. 30 C. in Partieen 25 C.

— — Raumlehre für Mittelschulen. Ein Leitfaden für den Unterricht im Messen und Zeichnen. Zweites Heft. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8⁰. br. 1880. 45 C.; cart. 50 C.

* Diese neuen Lehrmittel wurden in mehreren Schulzeitungen sehr warm empfohlen.

Hug, J. C., Prof. Die Mathematik der Volksschule. I. Theil. Rechnungsunterricht. Fr. 5. 25 C.

II. Theil. Geometrie. Fr. 3. 60 C.

Largiadèr, A. Ph., Seminardirektor. Praktische Geometrie. Mit zahlreichen Holzschnitten. 3. sorgfältig revidirte Auflage. 8°. br. Fr. 2. —

— — Anleitung zum Körpermessen. Leichtfaßliche Entwicklung der einfachsten Formeln zur Berechnung der wichtigsten eckigen und runden Körper. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Holzschnitten. 8°. br. 80 C.

Pfenninger, A., Lehrer am Zürcher-Seminar. Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für höhere Volksschulen, Seminarien, sowie zum Selbstunterricht. I. Theil. Arithmetik (gemeines Rechnen). 8°. br. Fr. 2. 60 C.

— — Dasselbe. II. Theil. Allgemeine Arithmetik und Algebra. 1. Die Elemente. Fr. 2. 40 C.

— — Dasselbe. II. Theil. 2. Die weiteren Ausführungen. Fr. 2. 80 C.

* Dieses neue Lehrmittel der Arithmetik und Algebra aus der Feder des Lehrers der Mathematik am zürcherischen Lehrerseminar verdient Ihre specielle Beachtung.

Zähringer, H., Prof. Schweizerisches Volksrechenbuch. I. Theil. Die Berechnungen des täglichen Verkehrs. 8°. geb. Fr. 3. —

II. Theil. Die Berechnungen des Geschäftsverkehrs. 8°. br. Fr. 2. 50 C.

XI. Naturkunde.

Rüegg, Heinrich, Lehrer in Enge, Zürich. Bilder aus der Naturkunde für die Mittelstufe schweizerischer Volksschulen (4., 5. und 6. Klasse) herausgegeben aus dessen hinterlassenen Schriften von F. Mayer. 8°. br. Preis Fr. 3. —

Daneben existirt auch eine Ausgabe in drei Heften (erstes Heft = 4. Klasse Preis 80 C.; zweites Heft = 5. Klasse 1 Fr.; drittes Heft = 6. Klasse Fr. 1. 20 C.).

* Gleich wie des Verfassers „Bilder aus der **Schweizergeschichte** für die Mittelstufe der Volksschule, herausgegeben von J. J. Schneebeli, Lehrer in Zürich, 3. Auflage" wird wohl auch diese, eine wahre Fundgrube guter plastischer Bilder aus der **Naturkunde** bietende Sammlung überall eine freundliche Aufnahme finden.

XII. Schreib-Lehrmittel.

Hübscher, J. M., Lehrer. Praktischer Lehrgang zu einem erfolgreichen Schreibunterricht. Anleitung zum Gebrauche des Vorlagenwerkes. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. br. 75 C.

— — I. Dreißig Uebungsblätter für den Taktschreibunterricht. Fr. 2. 80 C.

— — II. 1. Vorlegeblätter Nr. 1—30. Fr. 2. 80 C.

— — II. 2. Vorlegeblätter Nr. 31—60. Fr. 2. 80 C.

— — III. Vorlegeblätter. Englische Schrift. 30 Blatt. Fr. 2. 80 C.

* In den Kantonen Schaffhausen und Baselland obligatorisch eingeführt, in andern empfohlen.

— — Zweiter theoretisch-praktischer Lehrgang zu einem naturgemäßen Schreibunterricht für Schule und Haus, zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage: Was ist beim Schreiben zu berücksichtigen, um die Gesundheit zu schonen? gr. 8°. br. 1880. Fr. 1. 50 C.

— — Methodisch geordnete Schreibübungen in deutscher und englischer Schrift für Schule und Haus, nebst einer Beilage von Musterblättern in lateinischer, griechischer, gothischer, frakturer, ronder und stenographischer Schrift zu diesem zweiten Lehrgange. 1880. I. Blatt 1—28. II. Blatt 29—60. à Fr. 2. 80 C.

Bei Einführung von Partieen tritt ein bedeutend ermäßigter Preis ein.

Ein den Abschluß bildendes Vorlagenwerk über „Rondschrift" ist in Vorbereitung.

XIII. Zeichen-Lehrmittel.

Corrodi, Aug., Zeichnungslehrer. Leitfaden zur Darstellung der geometrischen Grundformen. Für Schule und Haus. Mit 53 Figuren im Text. kl. 8°. br. 1880. Fr. 1. 40 C.; cart. Fr. 1. 60 C.

Lutz, J. H., Lehrer an den städt. Schulen in Zürich. Methodisch geordneter Stoff für den Zeichen-Unterricht auf der Mittelstufe der allgemeinen Volksschule. Vorlagenwerk I. Abtheilung. (Viertes Schuljahr.) 84 Figuren auf XXI Tafeln. Quer 4°. Fr. 2. 20 C.

— — Vorlagenwerk II. Abtheilung. (Fünftes Schuljahr.) 84 Figuren auf XXIII Tafeln. Quer 4°. Fr. 2. 20 C.

— — Vorlagenwerk III. Abtheilung. (Sechstes Schuljahr.) 100 Figuren auf XXXIII Tafeln. Quer 4°. Fr. 3. 20 C.

— — Anleitung zur Benützung des Obigen.

Bei obligatorischer Einführung tritt ein ermässigter Preis ein.

* Auf diesen neuen Lehrgang und Stoff des Zeichen-Unterrichtes erlaube ich mir die Tit. Lehrerschaft besonders aufmerksam zu machen.

Ott, J. C., Sekundarlehrer. Die Projectionslehre anschaulich und leichtfaßlich dargestellt für Real-, Sekundar- und Handwerkerschulen. 26 Tafeln und Text. Quer 4°. Fr. 3. 20 C.

XIV. Turn-Lehrmittel.

Niggeler, J., Turninspektor. Turnschule für Knaben und Mädchen. Taschenformat. I. Theil. Das Turnen für die Elementarklassen. 7. vermehrte Auflage. Fr. 2. —

II. „ „ „ „ „ Realklassen. 5. umgearb. Aufl. Fr. 2. —

— — Anleitung zum Turnen mit dem Eisenstab. Mit 48 Figuren. Taschenformat. Fr. 2. —

* Gleichwie die „Turnschule für Knaben und Mädchen" ist auch dieser Leitfaden schnell beliebt und vielfach eingeführt worden.

— — Guide pour les exercices de gymnastique avec la barre de fer. Traduction de H. Gobat. Fr. 2. —

Turnschule für den militärischen Vorunterricht der schweizerischen Jugend vom 10. bis 20. Jahre. 2. Auflage. Taschenformat. 50 C.

XV. Weiblicher Handarbeitsunterricht.

Kettiger, J., Seminardirektor. Arbeitsschulbüchlein. 4. verbesserte Auflage. Taschenformat. cart. Fr. 1. 80 C.

— — Lehr- und Lesebuch für die reifere weibliche Jugend in Arbeits- und Fortbildungsschulen. Zur Einführung der Mädchen in ihre Lebensaufgabe. Nach dem Hinschied des Verfassers herausgegeben von H. Welti-Kettiger, Vorsteher des Mädchen-Pensionates in Aarburg. Taschenformat. br. Fr. 2. 40 C.

Largiadèr, A. Ph., Seminardirektor. Ueber den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten. Taschenformat. cart. 90 C.

Weißenbach, Elisabeth, Ober-Arbeitslehrerin. Arbeitsschulkunde. Systematisch geordneter Leitfaden für einen methodischen Schulunterricht in den weiblichen Handarbeiten. I. Theil. Schul-, Unterrichts- und Erziehungs-Kunde für Arbeitsschulen. Mit Holzschnitten im Texte. 3. Aufl. 8°. br. Fr. 1. 60 C.

— — II. Theil. Arbeitskunde für Schule und Haus. Mit Holzschnitten im Texte. 2. Aufl. 8°. br. Fr. 2. —

— — Lehrplan und Katechismus zur Arbeitsschulkunde. Mit Holzschnitten im Texte. 8°. br. Einzeln-Preis Fr. 1. —, in Partieen 80 C.

* Sehr beliebtes Lehrmittel bei dem immer mehr zur Geltung gelangenden Unterricht in den weiblichen Handarbeiten.

XVI. Lesestoff für Jugend- und Volksbibliotheken.

Jugendbibliothek, bearbeitet von schweizerischen Jugendfreunden. Herausgegeben von J. Kettiger, F. Dula und G. Eberhard. Fünfzig Bändchen mit Illustrationen. In eleg. farbigem Umschlag. Preis für Schulen Fr. 25. —

* Einzelne Bändchen dieses gediegenen Unterhaltungs-Stoffes, welcher in keiner Volks- oder Jugendbibliothek fehlen sollte, kosten somit nur 50 Cs.

Staub's Bilderwerk zum Anschauungsunterricht für jüngere Kinder. Ein Buch für Haus und Schule. Vier Hefte mit 48 Doppeltafeln in Farbendruck und einem Anhang von Liedern, Erzählungen und Mährchen. Zeichnungen von J. Fischer, Maler. 2. Auflage. Folio, geheftet. Vier Hefte. (Commissions-Verlag.) à Fr. 4. —

— — Le Livre d'Image. En 4 livraisons. Folio. br. à Fr. 4. —

Zehender, F., Rektor der höheren Mädchenschule der Stadt Zürich. Kurze Uebersicht der Entwickelung der deutschen Jugendliteratur begleitet von Rathschlägen zur Begründung von Jugendbibliotheken. 8°. br. 1880. 80 C.

☞ **Zur Erleichterung der Einführung werden bei Partiebezügen, wo es irgend möglich ist, gerne Freiexemplare bewilligt.**

Obige Lehrmittel sind durch **alle** schweizerischen Buchhandlungen zu beziehen.

Anzeige.

Das Ganze wird allmälig bis spätestens Ostern 1882 erscheinen. Daneben existirt eine Band-Ausgabe. — Es wird durch diese Erscheinungsweise, verbunden mit dem mäßigen Preise, jedem sich um unser schweizerisches Schulwesen Interessirenden Gelegenheit geboten, auf leichte Weise in den Besitz des trefflichen Werkes zu gelangen.

Im Uebrigen erlauben wir uns, Sie auf den dem Werke vorgedruckten, ausführlichen Prospectus zu verweisen.

Hochachtungsvoll

die Verlagshandlung.

Verzeichniß der Herren Mitarbeiter:

Ammann, Pfarrer in Lozwyl, Ct. Bern.
Balsiger, Seminardirector in Rorschach, Ct. St. Gallen.
Breitinger, Professor an der Universität in Zürich.
Buß, Ernst, Pfarrer in Glarus.
Christinger, Pfarrer in Hüttlingen, Ct. Thurgau.
Curti, Professor in Lugano, Ct. Tessin.
Daguet, A., Professor in Neuenburg.
Dändliker, Dr., Seminarlehrer in Küßnach, Ct. Zürich.
Deschwanden, Erziehungsrath in Stans, Ct. Unterwalden.
Dula, Dr., Seminardirector in Wettingen, Ct. Aargau.
Ernst, Dr., Secundarlehrer in Winterthur.
Fiala, Dompropst in Solothurn.
Grütter, Seminardirector in Hindelbank, Ct. Bern.
Heer, Schulinspector in Mitlödi, Ct. Glarus.
Heim, Decan in Gais, Ct. Appenzell A. Rh.
Herold, Decan in Chur.
Hopf, Decan in Thun.
Hübler, Dr., in Neftenbach.
Kühne, P., Prof. und Rector in Einsiedeln.
Küttel, Schuldirector in Luzern.
Marty, Seminardirector in Rickenbach, Ct. Schwyz.
Meißner, Dr., Lehrer in Basel.
Meyer von Knonau, Professor in Zürich.
Morf, Waisenvater in Winterthur.
Niggeler, Turninspector in Bern.
Ott, Secundarlehrer in Männedorf.
Rebsamen, Seminardirector in Kreuzlingen, Ct. Thurgau.
Reitzel, Professor in Lausanne.
Rüegg, Professor in Bern.
Schelling, Schulvorsteher in St. Gallen
Schibel, Director der Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich.
Staub, Pfarrer in Unter-Aegeri, Ct. Zug.
Strickler, Dr., Staatsarchivar in Zürich.
Vögelin, S., Professor in Zürich.
Weber, Erziehungs-Departem.-Secretär in Zug.
Weber, Pfarrer in Höngg.
Welti-Kettiger, Institutsvorsteher in Aarburg, Ct. Aargau.
Wiget, Institutsvorsteher in Rorschach. Ct. St. Gallen.
Zehender, Rector, aus Schaffhausen, in Zürich.
Zschokke, Pfarrer in Aarau.
Zuberbühler-Kettiger, Institutsvorsteher in Aarburg, Ct. Aargau.

Geschichte der schweizerischen Volksschule in gedrängter Darstellung mit Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen bis zur Gegenwart
Bd.: 2

(1881)